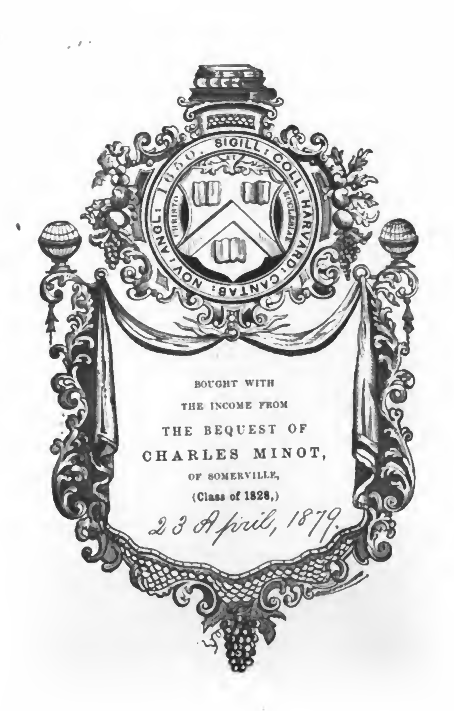


Schiller und seine Zeit

Johannes Scherr


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 April, 1879.

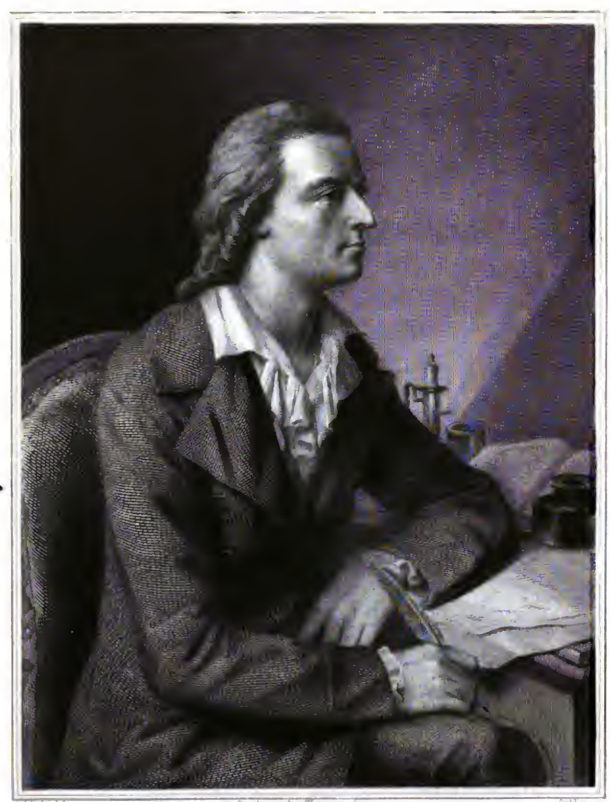
Widmung

an

von

Schiller.





Schick del. Druck von Aug. Weger in Leipzig Sichling sc.



Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

> Wisset, ein erhabner Sinn
> Legt das Große in das Leben
> Und er sucht es nicht darin.
>
> Schiller.

Der illustrirten Ausgabe neue verbesserte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1876.

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

Vorbemerkung zur neuen Auflage.

Die erste Auflage der illustrirten Ausgabe meines Buches „Schiller und seine Zeit“ hatte einen Anhang von 56 enggedruckten Quartseiten, welcher unter der Ueberschrift „Belege und Erläuterungen“ den wissenschaftlichen Apparat enthielt. In der „Volksausgabe“ des Buches war dieser Apparat vom Anfang an weggeblieben. Typographisch-technische Gründe ließen es wünschbar erscheinen, auch die vorliegende neue Auflage der illustrirten Ausgabe des literarisch-kritischen Anhangs zu entledigen. Die Leser büßen jedoch kaum etwas ein, weil ich alles Wesentliche aus den „Erläuterungen“ in den sorgfältig durchgesehenen und stellenweise vermehrten Text verwoben habe.

Mein Buch ist stofflich durchweg aus den Quellen geschöpft und formal nach eigenem Plan ausgeführt. Weitschweifige Erörterungen über alle die einzelnen Dichtungen Schillers einzuflechten oder eine Aesthetik seiner Werke zu versuchen, lag diesem Plane fern. Was ich geben wollte, war eine Lebensgeschichte des Dichters und in und mit derselben ein Stimmungsbild seiner Zeit. Daß aber die Geschichte des Lebens eines Dichters zugleich auch die seiner Schöpfungen sein muß, ist ja selbstverständlich.

Die Durcharbeitung meines Buches ließ mich wiederum jene Befreiung und Erhebung des Geistes erfahren, wie eine hingebungsvolle Beschäftigung mit Schiller und seinen Werken sie stets mit sich bringt. Was für ein prächtiger Mensch war er und was für eine geistige Groß-

macht ist und bleibt er! Nie und nirgends hat ein Kulturheld mehr für sein Volk gethan, als Schiller that und zu thun fortfährt. In allem Besten, was die Nation fühlt und denkt, will und wirkt, ist Geist von seinem Geiste.

Möge mein Buch bei all seiner historischen Wahrhaftigkeit doch aufs neue dafür zeugen, welche Fülle des Dankes wir dem großen Denker und Dichter, unserem geliebten Propheten des Idealismus schulden!

Am Zürichberg.

J. S.

Inhalt.

Drittes Kapitel: Die Akademie.

Viertes Kapitel: Sturm und Drang.

Fünftes Kapitel: Die Räuber.

Sechstes Kapitel: Der Regimentsmedikus.

Siebentes Kapitel: Die Flucht.

Zweites Buch.

Die Wanderjahre.

Erstes Kapitel: Oggersheim.

Zweites Kapitel: Bauerbach.

Drittes Kapitel: Mannheim.

Viertes Kapitel: Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Fünftes Kapitel: Weimar.

Sechstes Kapitel: Volkstädt und Rudolstadt.

Siebentes Kapitel: Jena.

Drittes Buch.

Die Meisterjahre.

Erstes Kapitel: Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Zweites Kapitel: Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Drittes Kapitel: **Horentanz und Xenienkrieg.**

Viertes Kapitel: **Das Lied von der Glocke.**

Fünftes Kapitel: **Wallenstein.**

Sechstes Kapitel: **Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Messina.**

Siebentes Kapitel: **Wilhelm Tell.**

Verzeichniß der Bilder.

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Ich möchte nicht gern in einem anderen Jahrhundert gelebt und für ein anderes gearbeitet haben.

Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, 2.

Einem großen und guten Manne, dem geliebtesten der vaterländischen Geisteshelden versuche ich ein Denkmal aufzurichten, — ein Denkmal dankbarer Ehrfurcht, aber auch geschichtlicher Treue und Wahrhaftigkeit. Blinde Bewunderung, sklavische Vergötterung liegen mir fern; denn ich fühle, daß Wahrheit der einzige Maßstab ist, welcher an wirkliche Größe gelegt werden darf. Wo eitle Ansprüche die Untersuchung scheuen und um Schonung bitten, verlangt ja das Verdienst nur Gerechtigkeit. Wenige, sehr wenige Gestalten der Geschichte haben so geringe Ursache wie Friedrich Schiller, die tageshelle Beleuchtung zu fürchten. An dieser erlauchten Erscheinung treten die Schatten nur hervor, um deutlicher zu zeigen, wie lauter und mächtig das von ihr ausgehende Licht sei, und auch der strengste Richter wird zuletzt voll Pietät und Rührung diese von Leiden niedergebeugte und dennoch bis ans Ende von himmlischer Begeisterung stralende Stirne bekränzen.

So werde ich, gestützt auf vieljährige, liebevolle Prüfung der Akten, erzählen, wie Schiller gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, was er gewollt und vollbracht hat, wie seine Zeit ihn und wie er seine Zeit bewegte, wie er aus den chaotischen Regionen titanischer Empörung zu den Aetherhöhen reiner und maßvoller Schönheit sich hinaufkämpfte, um dem Genius des Dichters die Würde des Völkerlehrers und Propheten zu vermählen, seine Sendung, die Herzen zu trösten, die Geister zu adeln, die Seelen zu lösen von der „Angst des Irdischen" und mittels der Kunst die Menschen zu sittlich-freier Würde zu erziehen, bis zum letzten Hauch erfüllend, — und wie er endlich — ein schönes Wort Göthe's über den großen Freund zu wiederholen — „vom Gipfel seines Daseins zu den Seligen emporgestiegen".

Der Künstler, welcher ein historisches Bild malt, hat Sorge zu tragen, daß die Hauptfigur seines Gemäldes klar und bestimmt von dem Hintergrunde sich abhebe. Aber des letzteren kann er zur Gesammtwirkung nicht entbehren, und wenn es ihm erlaubt, ja geboten ist, denselben mehr nur skizzenhaft zu halten, so muß er doch darauf achten, keinen wesentlichen Zug zu vernachlässigen, welcher den Zusammenhang des Helden mit seiner Zeit veranschaulichen mag. Ebenso wird der Bildhauer bei Aufrichtung einer geschichtlichen Statue darauf bedacht sein, diese, wo immer möglich, so zu stellen, daß die architektonische Umgebung mit dem Standbilde harmonire.

In Anwendung von diesem auf die Pflicht des Biographen liegt mir zuvörderst ob, die Umrisse des Bildes zu entwerfen, dessen Mittelpunkt Schiller sein wird, oder, mit andern Worten, den Hintergrund zu zeichnen, aus welchem die theure Gestalt plastisch vortreten soll. Große Geister sind freilich die „Zeitgenossen aller Zeiten“, allein ihr Werden und Wirken, ihr Thun und Lassen, ihre Tugenden und Schwächen, ihre Arbeiten und Triumphe, ihr Leid und ihre Lust, ihr ganzes Sein und Gehaben — das alles kann nur volles Verständniß und volle Würdigung finden, wenn stets im Auge behalten wird, welche Förderung das eigene Zeitalter ihnen angedeihen ließ und welche Hindernisse ihnen dasselbe entgegengestellt hat. Ich werde demnach auf den nächstfolgenden Seiten den kultur- und sittengeschichtlichen Charakter des 18. Jahrhunderts skizziren. Mit diesem Wort ist gesagt, daß es dabei nicht auf Detailschilderung abgesehen sei. Wo aber solche der Leser in dieser Skizze vermissen sollte, darf er sicher sein, daß der hier bloß berührte Gegenstand in den folgenden Abschnitten an passender Stelle seine weitere Ausführung finden werde. Zunächst handelt es sich nur darum, den Hintergrund des Bildes mit flüchtigen Linien zu umschreiben und mit gedämpften Farben zu untermalen.

1.

Wie das Meer, so hat auch die Geschichte der Menschheit ihre Flut und Ebbe: nur bemessen sich hier die Zwischenräume nicht wie dort nach Stunden, sondern nach Jahrhunderten. Auf Zeiten, wo die Völker wie mit schlafender Seele zwischen der gemeinen Sorge um des Lebens Nothdurft und dem grobsinnlichen Genuß ein dumpfes Dasein hinfristen, folgen Epochen, wo der prometheische Funke in den Menschen aufs neue aufglüht, wo ihre Pulse frischlebendig allem Großen und Schönen entgegenschlagen und ihre Brust mit Entzücken das Fluidum der Begeisterung trinkt, welches die gesellschaftliche Atmosphäre durchzieht. In solchen Flutzeiten, wo freilich mit der edelsten Leidenschaft nur allzuhäufig die gemeinsten Affekte sich verbinden, wird der Mensch im Guten wie im Bösen über das normale Maß seines Vermögens, ja seines Wollens hinausgerissen. Da treibt mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Springflut die Nationen ein dämonischer Trieb vorwärts. In solchen Perioden werden Saaten errichtet oder zertrümmert, werden Fesseln zerbrochen und Bastillen zerstört. Die Erde erdröhnt von Waffen, denn die mächtigsten Gedanken einer Zeit streben gewaltsam nach Verwirklichung. Unter ungeheuren Wehen ringt sich ein großer Zukunftsgedanke aus dem Mutterschoße der Gegenwart und greift mit zwingender Macht von den höchsten Höhen der Gesellschaft bis in die tiefsten Niederungen hinab oder umgekehrt. Hat er aber dem Zeitalter sein Gepräge aufgedrückt, so ist seine Mission erfüllt. An die Stelle erbitterten Kampfes tritt die schlaffe Gewöhnung. Der Mensch lebt sich in die neuen Zustände ein, als müßten sie ewig dauern, als müßte der irdischen Dinge

rastloser Wechsel endlich für immer zur Ruhe gekommen sein. Also herrscht nach der Flut die Ebbe in der moralischen Welt, bis wieder ein neuer Anstoß zur Bewegung dieser konservirenden oder reagirenden „Kraft der Trägheit" ein Ziel setzt und neue schicksalsmächtige Ideen — erst von ferne mit lindem Säuseln sich ankündigend, dann mälig und mälig zum tosenden Gewitter heranschwellend — einen vermorschten Gesellschaftsbau vor sich niederwerfen und auf den Trümmern ausgelebter Formen eine frische Saat der Zeit aufgrünen lassen.

Dessen zur Bestätigung sehen wir, vom Alterthum zu schweigen, im 12. und 13. Jahrhundert die Gedanken, welche den Ideengehalt des Mittelalters ausmachten, in ihrer Vollreife thätig und mächtig. Die Ausbildung des Lehenstaates einerseits, die Entscheidung des Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum zu Ungunsten des ersteren andererseits, bezeichnen nach der politischen Richtung hin die Triumphe damaliger Anschauungen. Das religiöse Dichten und Trachten des Mittelalters erreicht in den Kreuzzügen mit ihren furchtbaren Zwischenspielen — Geißlerfahrten, Judenschlachten, Albigenserkriegen — seinen Gipfel- und Glanzpunkt. Und wie auf dem realen Gebiete, so findet zur angegebenen Zeit die mittelalterliche Idee auch auf dem idealen ihre größtmögliche Verwirklichung. Die gothische Architektur beginnt ihre frommen Riesenbauten, in welchen der christkatholische Gedanke am vollständigsten zur sinnlichen Erscheinung kommt. Die Troubadours der Provence und die Trouvères Nordfrankreichs stiften jene romantische Poesie, welche dann unsere deutschen Epiker und Lyriker der Hohenstaufenzeit zur Vollendung führen. Durch Thomas von Aquino wird die auf das katholische Dogma basirte Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, zum Abschluß gebracht und endlich faßt der Genius des Dante Alighieri in seiner Göttlichen Komödie alle Seiten der mittelalterlichen Weltanschauung zu einer Einheit zusammen, in Zügen, „wie sie der Blitz in Felsen schreibt".

Aber von dieser Höhe welcher Sturz in den Sumpf des 14. Jahrhunderts! Da entartet alles. Die romantischen Typen des Mittelalters werden zu grotesken Verzerrungen, die Sitte wird zur Unsitte, das Ritterthum zum Räuberthum und eine plumpe Zuchtlosigkeit zieht alle Stände und Geschlechter in ihren Strudel. Der lange Verwesungsproceß der mittelalterlichen Lebensformen setzt sich dann im 15. Jahrhundert fort, bis Kirche, Staat, Gesellschaft ganz offenkundigem Marasmus verfallen sind. Doch jetzt ist die Zeit der Ebbe wieder zu Ende: in den letzten Jahrzehnten des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts rauschen die Wogen einer weltgeschichtlichen Flut reinigend über die verschlammten Länder hin. Die große Wiederherstellung der Wissenschaften hebt an, sobald die erneuerte Bekanntschaft mit der antiken Bildung, die Wiedererweckung der klassischen Studien, als das Morgenroth eines neuen Geistestages aus Italien über die Alpen herüberleuchtet. In die dumpfe Nacht nordischer Möncherei dringen die Sonnenpfeile eines lebensfreudigen Humanismus. Nun wird es der Menschheit zu eng in dem mittelalterlichen Dogmengehäuse: ihre Glieder dehnend sprengt sie es und strebt nach Luft, Licht und Bewegung. Was die Weisen aller Zeit gedacht, was die Dichter ersonnen, die besten Resultate einer vieltausendjährigen Kulturarbeit — Guttenbergs glorreiche Erfindung macht sie allmälig zum Gemeingut der Mensch-

heit. Der erste Karthaunenschuß, welchen abzufeuern die Entdeckung des „Schwarzkünstlers“ Berthold Schwarz möglich macht, ist das Signal zur anhebenden Zerstörung der Feudaltyrannei. Gioja gibt den Seefahrern den von ihm verbesserten Kompaß, den sichern Wegweiser in der Wasserwüste des Oceans, und alsbald rückt eine Heroenschar moderner Argonauten — Diaz, Gama, Kolon, Magelhaens — die Gränzen der Erde in vorher kaumgeahnte Fernen hinaus, während Kopernikus, Galilei und Kepler die Vorstellungen vom Weltgebäude auf ganz neue Grundlagen stellen, die Sonne als die Weltleuchte „in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron setzen, von welchem aus sie die ganze Familie der kreisenden Gestirne lenkt“, und es durch ihre Findungen ihrem Nachfolger Newton ermöglichen, das „Spiel und den Zusammenhang der inneren, treibenden und erhaltenden Kräfte“ zu erkennen und zu enthüllen.

Die humanistischen Studien, in Deutschland mit dem Ernst und der Wärme einer Herzenssache betrieben, brachten den Geist religiöser Opposition zur Reife, welcher schon während des Mittelalters in den deutschen Mystikern sich bethätigt hatte. Die philologische Polemik eines Reuchlin und Erasmus wurde durch Hutten zur nationalen erhoben. Alle Klassen des deutschen Volkes, bis zum leibeigenen Bauer herab, waren ergriffen und getrieben von dem Verjüngungshauch, welcher durch die Zeit ging. Da schritt zu Wittenberg der beherzte Mönch aus seiner Zelle hervor und machte den Gedanken der Reformation zur That. Aber der große Reformator besaß wohl gesunden Menschenverstand und Muth genug, die beleidigte Natur an den Mönchsgelübden zu rächen, nicht aber Genie und Weltkenntniß genug, die patriotischen Hoffnungen und Entwürfe seiner besten Zeitgenossen staatsmännisch zum Ziele zu führen. In Luthers theologischer Beschränkung lag der Keim des Unglücks, daß die Reformation gerade in ihren besten Tendenzen scheiterte, um so entschiedener scheiterte, als die leider gleichzeitig eingetretene Hispanisirung des Hauses Habsburg an entscheidender Stelle das Verständniß der reformatorischen Ideen verwehrte. So gewann unser Vaterland statt der gehofften kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Wiedergeburt nur die kirchliche Spaltung, womit die Einheit des deutschen Reiches nach innen und seine Weltstellung nach außen vernichtet war. Andere Völker, vor allen das englische, ernteten, wie das jahrhundertelang deutsches Geschick gewesen ist, von unseren Anstrengungen die Früchte. Aber wenn auch keiner der vaterländischen „Blüthenträume“ reifte, welche die edle Leidenschaft eines Hutten beim Beginn der reformatorischen Bewegung geträumt hatte, dennoch wird diese Epoche ihren Rang als eine der emancipativsten in der Weltgeschichte behaupten. Der große Bruch mit dem System des Mittelalters war erfolgt. Der bloß mechanischen und äußerlichen Autorität trat der innere freie Trieb des Menschen, dem starren Dogma die sittliche Selbstbestimmung der Persönlichkeit, der todten Werkheiligkeit der lebendige Glaube gegenüber. Die freie Forschung war begründet. Noch schüchtern zwar und ungelenk begann die Vernunft ihrer Souveränität sich bewußt zu werden; aber doch schon übte sie im Stillen ihre Kraft, um später Schritt für Schritt zur Erkenntniß und Verkündigung der Menschenrechte vorzuschreiten. Von der Reformationszeit datirt der Kampf der zwei großen Principien, welcher seither der eigentliche Motor der geschichtlichen

Entwicklung gewesen ist, — der Kampf des germanischen Princips der Autonomie mit dem romanischen der Autorität.

Das 17. Jahrhundert brachte zunächst den großen romanischen Rückschlag. Die römische Kirche, mittels des Jesuitismus restaurirt, erhob sich kriegerisch gegen das Vordringen des Protestantismus. Es trat da eine jener Perioden ein, bei deren Betrachtung der Historiker alle Kraft seines Glaubens an den Genius der Menschheit aufbieten muß, um nicht an dieser zu verzweifeln. Ein Krieg von fast beispielloser Dauer und Zerstörungswuth wurde auf deutschem Boden ausgefochten. Er verminderte die Bevölkerung unseres Landes um drei Viertheile, warf die Städte in Ruinen, machte die Dörfer zur Heimat der Wölfe, ganze Landschaften zu Einöden und endete, nachdem er die gesammte deutsche Kultur in Frage gestellt, mit einem Friedensschluß von Unheil und Schmach. Zur Zeit unserer großen Kaiserdynastieen die herrschende Großmacht, zur Reformationszeit die leitende Geistesmacht des Erdtheils, sank Deutschland im 17. Jahrhundert nicht nur zu politischer Nullität, sondern auch zur geistigen Sklaverei herab. Das Lutherthum und der Kalvinismus waren in dieser unseligen Zeit zu seelenloser Kleinmeisterei erstarrt, mit kläglichstem Schulgezänk die Gemüther einengend und verbitternd, vom nationalen Leben losgelöst, hierarchisch unduldsam nach unten, unglaublich nachgiebig nach oben. Mit der Kanzel wetteiferte an Unersprießlichkeit, Kleingeist, Engherzigkeit und Knechtschaffenheit die Kathedra. Das officielle gelehrte Wesen von damals war eitel Barbarei. Die Dialektik des Aberwitzes, welche von den Theologen und Juristen beider Konfessionen zu Gunsten der Hexenproceduren entwickelt wurde, liefert den schrecklichen Beweis dafür. Die Pedanterei ging ins Ungeheuerliche: — ein Professor zu Tübingen brauchte z. B. volle fünfundzwanzig Jahre (1624—1649), um sein Kollegium über den Propheten Jesaia fertig zu bringen. Die Literatur ihrerseits, Sklavin ausländischen Ungeschmackes, widerspiegelte hier die Dürre der Katheberweisheit, dort die sittliche Verwilderung der Zeit. Doch inbetreff der literarischen Zustände müssen wir, zurückblickend, etwas weiter ausholen.

Das germanische Heidenthum hat uns als Zeugnisse walburspründlicher Poesie nicht allein jene großartigen nationalen Sagenkreise hinterlassen, welche die Urkunden des Heldenzeitalters unseres Volkes vorstellen, sondern auch einzelne dichterische Gestaltungen dieser Sagen. So das fragmentarische Hildebrandslied, das angelsächsische Beowulfslied und das, freilich erst im 10. Jahrhundert von einem St. Galler Mönch in lateinischen Hexametern niedergeschriebene Lied vom aquitanischen Walther. Diese Gesänge geben ein Bild von germanischer Sinnesweise und Lebensführung zur Zeit der Völkerwanderung. Hier athmet die primitive Kraft und Wildheit eines die weltgeschichtliche Bühne erobernd beschreitenden Volkes. Die römisch-christliche Kultur der karlingischen Epoche bemühte sich, diese urzeitlich-heidnischen Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen. Doch waren dieselben mächtig genug, der berühmten altsächsischen im 9. Jahrhundert gedichteten Evangelienharmonie, der Heliand (Heiland), noch ein ganz nationales Gepräge zu geben, während in der wenige Jahrzehnte später entstandenen oberdeutschen Evangelienharmonie des weißenburger Mönches Otfrid, der ältesten Kunstdichtung unserer Literatur, die nationalen Anschauungen den christlichen schon völlig untergeordnet

sind. An die Stelle dieser geistlichen Dichtung trat in den Zeiten der Kreuzzüge die ritterliche, aus Frankreich, der Heimat des ritterlich-romantischen Ideals, Anregung, Formen und Stoffe holend. Während damals die Dramatik in den kirchlichen Mysterienspielen ihre ersten ungefügen Anläufe nahm, blühten Lyrik und Epik in reichster Fülle auf. Was jene, den Minnegesang, angeht, so ist freilich nicht zu verschweigen, daß unsere Minnesänger das Feuer und die Energie der provençalischen Troubadours nicht erreichten. Die deutsche Minnedichtung ist im Grunde eine sehr zahme, eintönige, beschränkte. Es fehlt ihr nicht an einzelnen innigen Herzenstönen, aber auch nicht an einer starken Beimischung von bettelhaftem Knechtssinn. Der einzige Walther von der Vogelweide erhebt sich zu freieren und höheren Gesichtspunkten und zeigt uns in seinen Liedern, welche sich nicht, wie die seiner Mitsänger, ausschließlich und ermüdend eintönig um Minneleid und Minnelust drehen, das Gefühl und den Verstand eines erleuchteten Patrioten. Unter den ritterlich-romantischen Epikern ragen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg weit über die andern hinweg. In Wolfram war ein Genius von außerordentlichem Tiefsinn thätig. Er hat in seinem Gedichte vom Parzival den Gralmythus zu einem psychologischen Epos gestaltet, welches man mit Fug die erste große That der deutschen Idealistik nannte. Die Idee dieses merkwürdigen Werkes ist das Verhältniß von Gott und Mensch, von Irdischem und Ewigem. Es will zeigen, wie der Zweifel im Menschen entstehe, wohin er ihn führe und wie er, im christlichen Sinne, überwunden werden könne durch das Mysterium der Erlösung durch Christus. Im ausgeprägten Gegensatze zu Wolfram, welcher die Erde himmelwärts zu heben trachtet, zieht sein Zeitgenosse Gottfried den Himmel zur Erde herab. Es ist Antik-Sinnliches, etwas von Hellenischem in diesem herrlichen Poeten. Er protestirt ausdrücklich gegen Mysticismus und Asketik und sein Gedicht von Tristan und Isolde bezaubernd frisch und melodisch, ist wie eine Vorwegnahme göthe'schen Humanismus und göthe'scher Anmuth. Zur gleichen Zeit, wo diese Werke geschaffen wurden, wandten sich Dichter von großem, ja größtem Talent pietätsvoll zu den Ueberlieferungen des alteinheimischen Volksgesangs zurück. So entstanden die Sammlungen und Ueberarbeitungen der alten, Jahrhunderte lang durch fahrende Volkssänger gepflegten nationalen Heldenlieder von Sigfrid und dem Nibelungenhort, von Dietrich von Bern und seinen Recken, vom Hünenkönig Etzel, von der Friesenkönigstochter Gudrun, von der Schildjungfrau Brunhild, von Kriemhild und dem Rosengarten zu Worms. Das Nibelungenlied, in seiner Art das Gewaltigste, was der germanische Geist hervorgebracht, und das Gudrunlied sind die edelsten Gestaltungen dieser Sagen. Die Dichter, welche uns diese Heldengesänge in ihrer jetzigen Form gaben, zollten ihrer Zeit einen redlichen Tribut, indem sie den altheidnischen Riesengestalten christlich-romantische Gewänder anthaten; allein das heidnisch-wilde Muskelspiel der Helden und Heldinnen schiebt diese Gewandung fortwährend beiseite. Wir stehen da überall auf urzeitlich-germanischem Boden und recht charakteristisch ist es, wenn z. B. im Liede vom Rosengarten der Mönch Ilsan, eine köstliche Figur, seiner Kutte zum Trotz ganz wie ein urwäldlicher Berserker sich gebärdet. Auseinanderzusetzen, wie die ritterlich-romantische Lyrik durch eine zum Theil ganz vortreffliche Lehrdichtung hindurch zuletzt zur

elenden Pritschmeisterei, die ritterliche Epik durch breite Epigonenversuche hindurch zur ungeschlachten Prosa der Volksbücher sich abstufte, dazu ist hier kein Raum.

In dem Maße, in welchem während des 14. und 15. Jahrhunderts die Formen der ritterlich-romantischen Poesie zum Gemeinen und Rohen herabsanken, verwitterte auch die Theilnahme an ihrem Inhalt. Wenigstens unter den gebildeteren Klassen der Nation, wo die Entwerthung und Entfremdung der Ueberlieferungen einheimischer Dichtung zu der mehr und mehr sich verbreitenden Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum in genauem Verhältniß stand. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die Literatur eine ganz antikisirende Richtung angenommen, und da die Gelehrten nur lateinisch sprachen und schrieben, so blieb der deutschen Muse nur übrig, beim eigentlichen Volk eine Zuflucht zu suchen. Dort, wo um diese Zeit eine Fülle schönster Volkslieder gedieh, mußte man die deutsche Poesie suchen, weit mehr als in den zwar wohlgemeinten, aber schnörkelhaften Singschulen der städtischen Meistersänger, über deren handwerksmäßige Plattheit nur Meister Hanns Sachs vermöge reichen Gemüthes und klaren Verstandes emporragte. Die humanistische Bewegung wurde für die Literatur erst recht fruchtbar, als ein Mann wie Hutten die Probleme des Reformationszeitalters dem Volke in der deutschen Muttersprache zu vermitteln begann. Dann gab die luther'sche Bibelübersetzung der Literatur mit einem neuen Inhalt auch die neue Form, deren beste nationalliterarischen Aeußerungen zunächst das protestantische Kirchenlied und die in Fischart gipfelnde reformistische Satire waren. Auch die polemischen Komödien jener Tage, den derben Ton des reichstädtischen „Fastnachtsspiels" auf die alte Mysterienbühne verpflanzend, gehören hierher. Das von katholischer wie von protestantischer Seite gleich eifrig geförderte Schulkomödienspiel hatte zwar seinerseits keine literarischen Resultate, trug aber doch zur Weiterbildung der scenischen Kunst nicht wenig bei.

Im 17. Jahrhundert ist die Lostrennung der Literatur vom Leben vollständig durchgeführt. Das Volk ist von der Betheiligung an jener ganz zurückgetreten: — sogar die sogenannten Volkslieder dieser Zeit sind nur Machwerke der Gelehrten. Diese monopolisiren die Literatur und sie nimmt unter ihren Händen die unerquicklichsten Gestaltungen an. Der Zusammenhang mit den Schätzen und Traditionen der alteinheimischen Literatur war völlig zerrissen: die gelehrten Literatoren wußten nichts vom nationalen Alterthum, sondern nur vom griechischen und römischen, und zwar vielfach nur durch die umfärbende oder geradezu fälschende Vermittelung der Franzosen und Italiener, welche die Vorbilder einer sklavenhaften und plumpen Nachahmung abgaben. Zwar in den ersten zwei Decennien des Jahrhunderts hatte noch ein besserer Geist in Deutschland sich zu regen versucht. Ein vaterländisch gesinnter Fürst, Ludwig von Anhalt-Köthen, hatte 1617 die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden gestiftet, welcher einerseits die neuhochdeutsche Mundart als allgemeine Schriftsprache neu befestigte, andererseits darauf ausging, die von Ausländerei trunkenen höheren Gesellschaftskreise an deutsche Sprache, Bildung und Sitte zu erinnern. Auf solche Bestrebungen gründete dann Opitz seine Wiedererneuerung der nach Inhalt und Form ganz elend gewordenen deutschen Dichtung. Er war ein wohldenkender Patriot, der aber unglücklicher Weise von Poesie keine Ahnung hatte. Deßhalb stellte er als Grundsatz derselben in seinem

berühmten „Buch von der deutschen Poeterey" (1624) die lehrhafte Verständigkeit hin und verwies zur Erfüllung desselben auf die unbedingte Nachahmung der Alten und ihrer modernen Nachahmer. Indessen auch größere Talente und Kräfte vermochten in der ungeheuern Trübsal des inzwischen hereingebrochenen dreißigjährigen Krieges zu keinen bedeutenden Leistungen zu gelangen. So ließ z. B. die schreckliche Zeit den Genius des tief und fein fühlenden Flemming nicht zur Reife kommen und trieb den hochbegabten Andreas Gryph, welcher unter günstigeren Umständen ein Stück deutschen Shakspeare's hätte werden können, in die falschen Geleise einer verzerrten und gräuelhaften Tragik hinein. In Folge der politischen Einflüsse des Auslandes, wie in Folge der Zusammenwürfelung aller Arten von fremden Kriegsvölkern auf deutschem Boden, schien das deutsche Wesen aus seinen Wurzeln gerissen werden zu sollen. Mit einer fast beispiellosen sittlichen Korruption ging ein unerhörtes Verderbniß der Sprache Hand in Hand. In Wahrheit, die Sprache der „Gebildeten" von damals war so bunt und abgeschmackt wie eine Narrenjacke. Vergebens setzten sich ernstere und redlichere Schriftsteller, wie Michel Moscherosch (Philander von Sittenwalt) und Hanns Jakob Christoph von Grimmelshausen, der Verfasser des höchst vortrefflichen Sittenromans Simplicissimus, dem moralischen und sprachlichen Unfug entgegen. Die Literatur, in Nachahmung der italischen Seicentisten auf der tiefsten Stufe der Entartung angelangt, war nur noch ein Kultus der Zuchtlosigkeit und Grausamkeit. So finden wir sie in den Werken von zwei Chorführern der zweiten schlesischen Dichterschule, Hofmannswaldau und Lohenstein. Der Schwulst ihrer Sprache, wie die Schlüpfrigkeit ihrer Anschauungen übersteigen alle Vorstellung. Hätten wir nicht die gedruckten Zeugnisse vor uns, würden wir es geradezu unglaublich finden, was man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland für „galant", für schön, für poetisch, für tragisch hielt.

Man muß jedoch diese verpestete Atmosphäre kennen, um die glorreiche Reinigungsarbeit, welche unsere großen Geister im 18. Jahrhundert vollzogen, in ihrem ganzen Umfange zu verstehen und nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen. Niemals ist unter ungünstigeren Voraussetzungen ein schwierigeres Werk unternommen worden. Das 17. Jahrhundert steht als ein Brand- und Schandmal in der deutschen Geschichte. Nur noch in wenigen edleren Gemüthern glomm deutscher Sinn schüchtern unter dem Wust einer aus sittlicher Schlaffheit und schamloser Zügellosigkeit abenteuerlich gemischten Zeitstimmung. Das „alamodische" Unwesen, d. i. die blindeste Nachäfferei von Fremdländischem in Tracht, Sitte und Sprache, beherrschte die tonangebenden Kreise ganz und gar. Alles war in Deutschland daheim, nur Vaterländisches nicht. Die katholischen Höfe empfingen von Rom und Madrid her Anregungen und Befehle, die protestantischen verriethen die deutschen Interessen an Frankreich. Die Reichsverfassung war eine verrottete Maschine, die zwar mitunter laut knarrte und klapperte, aber keine Wirkung mehr that; denn des Reiches „Herrlichkeit" war durch den westphälischen Frieden zur Spottgeburt einer Anarchie herabgesunken, deren politisches Thun und Lassen vollkommen der Anarchie entsprach, welche in den sittlichen und literarischen Zuständen herrschte.

Am Schlusse des 17. Jahrhunderts stand eine große Veränderung im Staatswesen des Kontinents fertig da. An die Stelle des in Ruinen fallenden germanischen

Feudalstaats, welcher sich nur in dem insularischen England und nur mittels zweier Revolutionen zur aristokratisch-repräsentativen Monarchie zu entwickeln vermocht hatte, trat auf dem europäischen Festland der romanische Absolutismus, in Spanien geboren, aber in Frankreich großgezogen, geschult, raffinirt. Hier hatte von Philipp August an eine Reihe von Königen und Ministern an der Ausbildung und Verwirklichung der absolutistischen Staatsidee gearbeitet. Ludwig XI. und nach ihm Richelieu und Mazarin hatten für das absolute Königthum so viel gethan, daß Ludwig XIV. nur noch die letzte Hand anzulegen brauchte, um die Phrase: „Der Staat bin ich!" zur vollendeten und allseitig anerkannten Thatsache zu machen. Er wurde das vergötterte Muster der festländischen Fürsten, auch solcher, welche durch seine beispiellosen Uebergriffe zum Kriege gegen ihn gezwungen waren. Die Mode des Absolutismus von Versailles grassirte mit der Heftigkeit anderer französischer Moden in Europa. Alle Klassen der Gesellschaft waren unter diesem nivellirenden Despotismus dem Wesen nach gleich erniedrigt und nur die Formen der Knechtschaft schufen Unterschiede. So eröffnete sich das 18. Jahrhundert.

2.

Wie man auch immer über diese große Epoche urtheilen mag, gewiß ist, daß sie eine der außerordentlichsten, vielgestaltigsten, poesievollsten, ideen- und thatenreichsten der Weltgeschichte war. Welche Fülle von „Menschengeschick bestimmenden" Gedanken auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Strebens! Welche unübersehbare Reihe von originellen Menschen, von edlen, großen, räthselhaften und schrecklichen Charakteren! Welches Gedränge von Helden, Dichtern, Denkern, Künstlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Kurtisanen! Weichste Gefühlsamkeit und Thränenseligkeit wechselt mit prometheischem Trotz und der titantischen Kühnheit des Wollens gesellt sich die genialste Kraft des Vollbringens. Wildeste Skepsis, das schneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, springt jach in mystische Verzücktheit um oder umgekehrt schwärmerische Zerknirschung in blasphemischen Atheismus. Dicht neben dem unbändigen Gezisch und Gehöhne eines souveränen Spottes, der, trunken von Zerstörungslust, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigsten Herzenslaute erhabenster Begeisterung auf. Wunderbarstes wird gedacht, Unerwartetstes geschieht auf diesem Boden, welcher vulkanisch unter den Füßen der Menschen schwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Heros unsere Bewunderung, ein Gesetzgeber unsere Dankbarkeit, ein Dichter unser Entzücken erntete, bläht sich im nächsten Augenblick ein frecher Gaukler. Eine schwüle Atmosphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Mysticismus, Intrikengeist und stahlhartem Egoismus umgibt uns; aber in dieser Luft des Verderbens blühen mit einmal, himmlischen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thatsachen der Vernunft und Humanität.

Es war die Bestimmung des 18. Jahrhunderts, die unvollendete Mission des 16. wieder aufzunehmen. In Weiterführung derselben hat es auf allen Gebieten, wenigstens theoretisch, die europäische Gesellschaft von der mittelalterlichen Befangenheit und Gebundenheit erlöst. Es hat das Vorurtheil der Kastenunterschiede spottlachend in die Luft geblasen, hat das Bürgerthum neu geschaffen, hat den leibeigenen Bauer in den Kreis der Menschen eingeführt; aber es hat ebenso das sittliche Fundament der Gesellschaft unterhöhlt und neben Schlechtestem auch Bestes entwürdigt und entwerthet. Ziemte es sich, von der ernsten Geschichte in leichten Bildern zu sprechen, so könnte man diese wunderbar bewegte Zeit einen wahren Fasching von schneidenden Gegensätzen nennen. Allein aus diesem gährenden Chaos von Blasirtheit und Enthusiasmus, von mondscheinzarter Empfindsamkeit und grober Sinnenlust, von frechem Unglauben und kindischer Wundersucht, von rohestem Materialismus und ätherischer Gedankenhoheit, von raffinirter Unnatur und überschwänglicher Naturfreude klingt als starker Grundton immer wieder der emancipative Sturm- und Drangruf und über dem Wirrsal sittlicher Verkommenheit erhebt sich adlergleich der Glaube an das Ideal.

Zwei intellektuelle Mächte lösen sich in der Herrschaft über diese Welt von Kontrasten ab. Erst schwingt ein weltgeschichtlicher Witz sein boshaft lachendes Szepter und schlägt damit an die Grundsäulen der Gesellschaft, um zu zeigen, wie hohl und morsch dieselben geworden. Dann gestaltet sich der Ueberdruß an dem altersschwachen Bestehenden zur leidenschaftlichen Sehnsucht nach neuen Zuständen und dieses weltgeschichtliche Pathos macht, mittels einer ungeheuren Umwälzung, die moderne Weltanschauung über die mittelalterliche triumphiren. Alles drängt und treibt auf dieses Ziel hin, bewußt und unbewußt. Alle macht das Jahrhundert seinem Geiste dienen, von dem einsamen Denker an, der unter Noth und Verfolgung erhabene Zukunftsgedanken sinnt, bis hinab zu der üppigen Hetäre, die in byzantinischen Orgien den Schweiß eines Volkes vergeudet. Und merkwürdig, gerade in diesem Zeitalter der Aufklärung, wo eine unerbittliche Kritik alle Illusionen der Romantik zu zersetzen, zu vernichten sich abarbeitet, nimmt die Weltgeschichte eine ganz abenteuerliche Gestalt an und diese Gesellschaft in Perücke und Haarbeutel, im Reifrock und Stelzschuh wird von phantastischen Träumen, Wünschen und Begierden verzehrt. Ja, durch das ganze Jahrhundert spannt sich eine Kette von bizarren Erscheinungen, grellbunten Schicksalswechseln und romanhaften Ereignissen im öffentlichen und privatlichen Leben.

Auf der Schwelle des Jahrhunderts steht im ganzen Pomp des vollendeten Absolutismus Ludwig der Vierzehnte, ein Erdengott, welcher zum Hofnarren einen Molière, zu Schmeichlern einen Corneille, Racine und Bossuet hat. Eingehüllt in eine Wolke von Weihrauch, braucht der Jupiter nur die Locken seiner Perücke zu schütteln, um einem Erdtheil Besorgniß und Furcht einzuflößen. Aber dieser Autokrat, welcher neben einem Louvois auch einen Colbert zum Minister hatte, d. h. dem Regierungsprincip des modernen Militärstaats als ein zweites den modernen Industrialismus gesellte, — dieser souveräne Monarch, welcher, um sagen zu können: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ viele Jahre hindurch Europa mit einer verheerenden Flut von Bajonnetten bedeckte, er vergrämt seine letzten Lebensjahre, sich

selbst und allen verhaßt und zur Last, unter der eisernen Zuchtruthe einer Betschwester, der Witwe eines Possenreißers, die er zu seiner Gemahlin gemacht hat. Ein deutscher Fürst, von der Natur zum Herkules gebildet, zieht wie ein irrender Paladin von König Artus' Tafelrunde nach einer Königskrone aus, — nur mit dem Unterschiede, daß Gold und Intrike seine Waffen sind, und errichtet, nachdem er das Traumbild dieser polnischen Krone erjagt, mitten in einem Lande von streng-lutherisch-frommer Zucht und Sitte ein orientalisches Sultanat, funkelnd und rauschend von märchenhafter Pracht und Schwelgerei. Dieses Sultans Todfeind, der zwölfte Karl von Schweden, wirft sich, ein nordischer Alexander, erobernd in die unermesslichen Einöden Russlands und erliegt nicht minder dem eigenen Starrsinn als dem Glück jenes energischen Civilisators, welcher, den Kantschu in der Faust, sein Volk aus dem Dunkel asiatischer Barbarei heraus und der Helle europäischer Bildung entgegentreibt, das „Mädchen von Marienburg" neben sich auf den Thron setzt, den eigenen Sohn seiner Staatsidee zum Opfer bringt und durch Gründung von Petersburg, sowie durch Annahme des kaiserlichen Titels der Welt verkündigt, daß im Osten des Erdtheils eine neue Ordnung der Dinge begonnen habe. Das Werk dieses Kraftmenschen, dessen Leben zwischen der Ausführung riesenhafter Pläne und rohesten Vergnügungen verfloß, wird von einer Frau fortgesetzt. Eine kleine deutsche Prinzessin besteigt, über den Leichnam ihres Gemahls hinwegschreitend, den Carenthron und verwandelt, eine wunderbare Mischung von glühendem Temperament, Verstellungskunst und Herrschergeist, die vorzeitlichen Mythen von der babylonischen Semiramis droben am Newagestade in welthistorische Wirklichkeit, wirft einem Potemkin und anderen Korporalen die höchsten Ehren, Würden und Reichthümer des Reiches zum Spielzeug hin, sieht trockenen Auges ganze Völker unter dem Schwert ihrer Eroberungspolitik verbluten und zerfließt am Sterbebette des geliebten Lanskoi in Verzweiflungsthränen. Wie die zweite Katharina in ihrem Genie und in ihren Leidenschaften, so findet ihre Zeitgenossin Maria Theresia in dem standhaften Glauben an ihr göttliches Recht und in ihrer Mutterliebe die Quellen eines Muthes, welcher mit Manneskraft höchsten Gefahren trotzt. Aber, widerfahrene Unbill zu rächen, verbindet sich diese sittenstrenge Frau, diese keusche Gattin und treffliche Mutter mit einer Carin Elisabeth und einer Marquise Pompadour und verschafft so ihrem Gegner, dem preußischen Friedrich, Gelegenheit zur Vorführung der Heldenrolle in einem „Schauspiel für Götter", d. h. in dem Kampf eines großen Mannes mit dem Schicksal.

Neben diesen und anderen Staatsaktionen des Jahrhunderts spielen sich zahllose Intrikendramen ab. Nicht allein politische „Mantel- und Degenstücke", sondern auch erotische Boudoirspiele, wo seidenweiche, von den kostbarsten Spitzen bedeckte Händchen die Giftphiole handhaben oder dem willigen Bravo mit der Goldbörse zugleich den rächenden Dolch in die Faust drücken. Während deutsche Abenteurer, ein Ostermann, ein Münnich, auf russischem Boden, ungebeugt durch schroffeste Glückswechsel, die civilisirende Mission der germanischen Rasse erfüllen, durchzieht ein Schwarm von südländischen Singern und Springern, Buhlerinnen, Spielern und Industrierittern aller Art, meist zu Venedig, der damaligen Hochschule der Ausschweifungen, in allen Künsten der Ueppigkeit, des Betrugs, der

Infamie ausgebildet, beutelüstern die cisalpinischen Länder und lebt herrlich und in Freuden, wie vormals das päpstliche Rom, von den „Sünden der nordischen Barbaren". Es war die Blüthezeit einer fabelhaften Schwindelei. Die unerhörte Dreistigkeit derselben entsprach genau der Begierde, womit die blasirte, in Unsitte und Glaubenslosigkeit versunkene vornehme Welt neuen Reizungen entgegenschmachtete. Nachdem man kaum die Mysterien des Offenbarungsglaubens mit voltaire'schem Gelächter in alle Winde gestreut, wollte man neue Mysterien haben und natürlich fehlte es nicht an Mystagogen, welche diesem Bedürfniß entgegenkamen. Der Hang zum Wunderbaren ist so alt wie die Menschheit und wird nur mit dieser sterben; aber niemals, ausgenommen im sinkenden Römerreich, hat sich der thörichtste Wunderglaube so hart neben den vollendeten Unglauben gestellt wie im 18. Jahrhundert. In demselben Paris, dessen Straßen noch so eben von den blasphemischen Kynismen der Gelage des Duc d'Orleans und seiner Roués widerhallten, erneuern die „Verzückten" (Convulsionnaires) die mystisch-asketischen Schamlosigkeiten der Geißler und Tänzer des Mittelalters. Tollste Märchen verschaffen ihren kecken Erfindern die Mittel, im höchsten Stil von Grandseigneurs zu leben. Ein Kasanova läßt sich von einer alten Thörin das Versprechen, sie mittels magischer Operationen, deren Lächerlichkeit nur von ihrer Ruchlosigkeit übertroffen wird, zu verjüngen, mit einer Million bezahlen; ein Kagliostro erbeutet ungeheure Summen, indem er die mysteriensüchtigen vornehmen Kreise Europa's jahrelang mittels handgreiflichen Hokuspokus äfft, und noch immer dampfen die kostspieligen Rauchfänge der Goldtinktur- und Lebenselixirküchen des 17. Jahrhunderts. Fürwahr, wir empfangen den Eindruck von gedankenschnell wechselnden Bildern einer magischen Laterne, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in denselben Tagen ein Washington, der Typus höchster Menschenwürde und Bürgertugend, den befreienden und ein Suwarow, halb Heros, halb Tollhäusler, den unterjochenden Feldherrnstab führte, — oder, daß zur nämlichen Zeit, wo droben in Königsberg ein Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" schuf, drunten in Berlin ein Bischofswerder die nächste Umgebung des Throns, auf welchem Friedrich der Große saß, in die Rauchpfannendünste plumpsten Gespensterspukes hüllte.

Auf der großen Bühne war inzwischen das Drama des Jahrhunderts seinen Höhepunkten und Katastrophen entgegengeschritten. Das Verkommen Polens und das Emporkommen Russlands, die Erwerbung der königlichen Souveränität von seiten Preußens und die Berufung der hannoverschen Dynastie auf den Thron von Großbritannien, — alle diese Thatsachen begründeten neue Zustände, steckten neue Ziele auf, wiesen der staatlichen und socialen Entwicklung neue Wege. Und mit den äußerlichen Staatsveränderungen ging ein mächtiger innerlicher Umwälzungsproceß Hand in Hand. Neue Bedürfnisse drängten überall zur Findung und Schaffung neuer Mittel. Die Politik mußte sich mehr und mehr auf neue staatswirthschaftliche Grundlagen stellen. Neue nationalökonomische Theorieen befruchteten die Landwirthschaft, die Industrie, den Handel und schon lehrte die geniale Schwindelei eines Law die moderne Gesellschaft mit fiktiven Werthen rechnen. In eben demselben Maße, in welchem eine revolutionäre Literatur — wir werden sie etwas näher ins Auge zu fassen haben — die bisherigen politischen, religiösen

und socialen Lebensmächte untergrub, kam eine neue, die bürgerliche Geldmacht, immer entschiedener empor. Die Gloriole, welche der vierzehnte Ludwig dem monarchischen Princip um die Stirne gelegt hatte, war in den Orgien der Regentschaft erblichen, die nicht nur das Königthum profanirte, sondern auch, indem sie den notorisch lasterhaftesten und glaubenslosesten Menschen, einen Dubois, zum Kardinal machte, die Kirche schwer kompromittirte. Nachdem vollends in dem Hirschpark des fünfzehnten Ludwigs die königliche Würde von ihrem eigenen Träger rücksichtslos in den Staub getreten worden, war der Zauber der Monarchie so geschwächt, daß sich der Enthusiasmus leicht begreift, womit das große republikanische Experiment jenseits des atlantischen Oceans in Europa begrüßt wurde. Diesem Prolog folgte die weltgeschichtliche Tragödie der französischen Revolution. Dem zu Anfang des Jahrhunderts gesprochenen Wort autokratischen Uebermuths: „L'état c'est moi!“ antwortete am Ausgang als ein furchtbares Echo der Fallbeilschlag am 21. Januar 1793. Aber der bis zum Wahnsinn gesteigerten Aktion trat die Reaktion auf die Fersen und unter den ungeheuren Wehen einer vereitelten Wiedergeburt sank das gealterte Europa ermattet zu den Füßen eines glücklichen Soldaten nieder.

3.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts markirt ziemlich scharf den Scheidepunkt von zwei Epochen, zwei Systemen, zwei Gesellschaften. Der Kulturcharakter der ersten Hälfte ist in den vorgeschritteneren Staaten eine mit französischem Firniß übertünchte, in den zurückgebliebeneren eine naturwüchsige Barbarei. Ein unerquickliches Gemisch von beiden begegnet uns bis gegen 1750 zu in den deutschen Ländern. Auch hier, wie überall — England beiseite gelassen — war die Autokratie Ludwig's XIV. hochbewundertes und eifrigst nachgeahmtes Vorbild. Aber wenn in Versailles der Despotismus vermöge seiner gewaltigen Dimensionen wenigstens den Schein der Größe an sich hatte, so war er an den kleineren und kleinsten Höfen nur eine ebenso lächerliche als drückende Karikatur. Der vaterländischgesinnte Historiker, welcher die Freude am Skandal nicht kennt, wird mit Schmerz die traurige Thatsache berühren, daß die deutschen Hofgeschichten von damals — eine Volksgeschichte gab es nicht — mit wenigen, sehr wenigen ehrenwerthen Ausnahmen nur eine vielgliederige Skandalchronik waren. Kaum ein Jahrhundert ist seither verflossen und doch ist uns, als blickten wir in eine ganz fremde, weit hinter uns liegende Welt hinein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß damals ganz unverholen die Ansicht im Schwange ging, Sittengesetz und Anstandslehre hätten nur für die „Rotüre“ und „Canaille“, d. h. Bürger und Bauer, nicht aber für die sogenannten höheren Stände Geltung. Unter den letzteren war eine moralische Erschlaffung daheim, die ihre Kreise weiter und weiter ausdehnte, so daß, wie wir späteren

Ortes sehen werden, am Ende des Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst gebildetste Geister und edelste Gemüther nicht unberührt gelassen hatte.

Der Eifer einzelner, wenn auch noch so hochgestellter Persönlichkeiten vermochte gegen die leichtfertige Zeitströmung nicht aufzukommen. Die strenge Sittenwächterin Maria Theresia war mit all ihrer Energie nicht im stande, die Zuchtlosigkeit der wiener Gesellschaft auszutilgen; im Gegentheil, ihre „Keuschheitskommissionen“ machten das Uebel nur ärger, indem dieselben den französischen Modelastern und Lastermoden alle Niederträchtigkeiten der Spionage und Angeberei gesellten. Anderwärts, wo, wie am Hofe des zweiten Königs von Preußen, das ganze französische Wesen dem Souverän persönlich verhaßt war, wurde die Frivolität durch eine Unkultur ersetzt, welche für deutsch biderb gelten wollte, aber nur teutonisch roh war. Wenn man die hofgeschichtlichen Denkwürdigkeiten aus jener Zeit zur Hand nimmt, die Denkwürdigkeiten eines Freiherrn von Pöllnitz, einer Markgräfin von Baireuth, so begreift man das Entsetzen, welches ein redlich und patriotisch denkender Hofmann, wie der wackere Knebel war, bei dieser Lektüre empfand. „Welche Barbarei — rief er in einem Briefe an seine Schwester Henriette aus — herrschte nicht an den deutschen Höfen! Welches Elend, welche Rohheit! Alles knechtische Dienerei, nirgends freier, edler, wahrer Patriotismus. Und das sind die Zeiten, deren Verlust wir beseufzen sollen! Nur auf Sitten erbaut erhält sich ein Staat, so gut wie jeder einzelne Mensch“.

In Wahrheit, unser Vaterland bot in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein klägliches Bild von Verkommenheit, Unfreiheit und Erniedrigung. Der Reichshaushalt anarchisch zerrüttet und zerfahren, das kirchliche Leben versumpft. Im katholischen Süden die grassen Erscheinungen hispanischer Bigoterie, im protestantischen Norden ein seelenloser und serviler Bibelbuchstabendienst. Zwischen den bevorrechteten, genießenden Ständen und der rechtlosen, arbeitenden Menge eine so unermessliche Kluft, daß beide nichts mit einander gemein hatten als die Luft. Das Nationalgefühl erloschen, das öffentliche Gewissen unterdrückt. Der Adel verdorben, das Bürgerthum verholzt, die Bauern und die mittels List und Gewalt zusammengefangenen Soldaten, die Aermsten der Armen, unter gränzenlosem Druck entmenscht und so sehr als Nichtmenschen angesehen, daß noch um 1750 in amtlichen Erlassen Ausdrücke auf sie angewandt wurden, die der Gebildete von heute auch nur auf Thiere anzuwenden vermeidet. Elend und barbarisch, wie alles übrige, war auch das gelehrte Wesen. Wüstes Raufboldthum und schmähliche Völlerei tumultuirten auf den deutschen Universitäten und die Docenten waren den Studenten völlig ebenbürtig. Männer, wie der vielseitige Leibnitz, welcher, ein Hauptmitbegründer der modernen Philosophie, die Wissenschaft aus den obskuren Studirstuben heraus und in die Gesellschaft hatte einführen wollen, oder wie der hellsichtige Thomasius, der sein Lebenlang, wie dem Hexenproceß und anderem Aberwitze seiner Zeit, so auch durch Empfehlung und Gebrauch der Muttersprache in gelehrten Dingen der barbarischen Lateinerei energisch den Krieg gemacht, sie hatten nicht durchdringen können. Dummheit, Schlendrian und Gemeinheit machten sich auf Kathedern, Kanzeln und Kanzleien breit. Die herrschende Juristerei war der herrschenden Theologie so sehr würdig, daß noch die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

hindurch die Monstrosität der „Malefizgerichte“ in Thätigkeit blieb. Erst 1749 loderte zu Würzburg der letzte Hexenbrand im deutschen Reich, eine arme siebzigjährige Nonne verzehrend. Ja, noch sieben Jahre später (1756) wurde zu Landshut ein vierzehnjähriges Mädchen enthauptet, weil es „mit dem Teufel gewettet hätte“. Die Kriecherei der Patentträger einer barbarischen Gelahrtheit ging den herrschenden Gewalten gegenüber ins Unglaubliche. Die Wuth dieser Pedanten gegen alle Vernunft und freie Bewegung war so blindselbstsüchtig, ihr ganzer Kram und Quark so unersprießlich, daß man stark versucht ist, den freilich nicht feinen Spaß gerechtfertigt zu finden, welchen sich Friedrich Wilhelm I. machte, indem er 1737 zwischen dem halbverrückten Magister Morgenstern und den Professoren der Universität Frankfurt a. d. O. eine feierliche Disputation veranstaltete über die These: „Gelehrte sind Saalbader und Narren“.

Auf zwei Gebieten jedoch regte sich schon zu dieser Zeit, wo das deutsche Leben ganz erstarrt schien, ein besserer Geist: — auf dem religiösen Gebiet und auf dem der Kunst in ihrer musikalischen Erscheinungsform. Das Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen, das Beten, hat der Deutsche selbst in schlimmsten Zeiten nie ganz verlernt und ebenso wenig das Singen und Musiciren, eines reichen Gemüthslebens unmittelbarsten Ausdruck. Dem zu geistlosem und unduldsamem Formelwesen veräußerlichten Lutherthum hatte der Spener-Francke'sche Pietismus ein Element der Sänftigung, Bewegung und Fortbildung zugeführt, das bei der Reinheit seiner ursprünglichen Tendenz unzweifelhaft heilsam auf den deutschen Volksgeist einwirkte, obzwar dasselbe in späterer Trübung und Fälschung zu vielfach sinnlosem, politisch und social höchst verderblichem Sektenwesen ausgeschlagen ist. Auch die Musik schöpfte zunächst aus der religiösen Innigkeit und Begeisterung die Kraft, von dem an den Höfen gehätschelten welschen Operustil sich zu emancipiren und durch Meister wie Graun, Bach und Händel erhabene Offenbarungen des deutschen Genius verkündigen zu lassen.

4.

Der große Kampf zwischen Autonomie und Autorität, in dessen Verlauf während des 18. Jahrhunderts die Gesichtspunkte der inneren und äußeren Welt, die bisherigen Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen geradezu umgekehrt wurden, hatte nicht in Deutschland seinen Anfang genommen. Er ist auf das philosophische System des Franzosen Descartes zurückzuführen, welcher die Souveränität des menschlichen Selbstbewußtseins zuerst proklamirte. Wie kühn aber auch das Unternehmen war, das Sein als Resultat des (menschlichen) Denkens hinzustellen, der Gegensatz von Geist und Materie wurde dadurch nicht überwunden. Auch des genialen Spinoza großartiger Versuch, alles Individuelle und Partielle als Endliches in der Unendlichkeit der göttlichen Substanz verschwinden zu machen, vermochte den Dualismus von Idee und Wirklichkeit nicht aufzuheben und so sehen

wir von dem Grundstamm der modernen Philosophie zwei große Aeste auslaufen, den Idealismus, welcher zunächst durch Leibnitz seine Formulirung erhielt, und den Realismus, welchem zuerst der Engländer Locke wissenschaftliche Gestalt verlieh. In dem locke'schen Empirismus wurzelt die befreiende oder, wenn man will, revolutionäre Literatur des 18. Jahrhunderts. Die realistische Richtung, mißtrauisch, zweiflerisch und untersuchungslustig von Haus aus, wurde durch den Schotten Hume und den Franzosen Bayle zu scharfem Skepticismus zugespitzt. Dieser richtete seine Kritik gegen den Supranaturalismus, und indem er die Wahrheit der Offenbarung in Frage stellte, mußte er auch die faktischen Konsequenzen des Offenbarungsglaubens, Intoleranz und Glaubenszwang, verwerfen. Schon Locke hatte in beredten und berühmten Worten die religiöse Toleranz empfohlen und dieser edle Begriff wurde jetzt eine der großen Losungen des Jahrhunderts.

Von dem Boden der locke'schen Erfahrungsphilosophie aus unternahm darauf eine Reihe von englischen Schriftstellern ihre kritischen Feldzüge gegen die Orthodoxie. Man nannte diese Kritiker (Toland, Tindal, Woolston, Morgan u. A.) Freidenker oder Deisten, welche letztere Bezeichnung man wohl auch mit der von Atheisten vertauschte, weil die kühneren Freidenker nicht allein das Dogma von einem dreieinigen, sondern überhaupt das von einem persönlichen, nach menschlichen Vorstellungen gestalteten Gott verneinten. Herren der vornehmen Kreise, wie die Lords Shaftesbury und Bolingbroke, wandten sich der deistischen „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" zu und propagirten dieselbe geistvoll und witzig in der aristokratischen Gesellschaft. Von diesen Kreisen aus verbreitete sich dann die skeptische Weltanschauung in die Salons der festländischen Aristokratie, zunächst der französischen, welche, getrieben von dem Ungestüm ihres nationalen Temperaments, mit den neuen Ansichten nicht nur in der Weise der kühleren englischen Oligarchen ein frivoles Spiel trieb, sondern vielfach an der Verwirklichung der revolutionären Ideen bis zu einem gewissen Grade alles Ernstes mitarbeitete und, weil sie den Ton in Europa angab, den Bemühungen der französischen Autoren, auf welche die Wortführung der Freidenkerschaft übergegangen war, bei den Privilegirten des Kontinents Eingang verschaffte.

Dies ist ein Umstand, welcher bei Würdigung der Genesis der Umwälzungen des 18. Jahrhunderts sehr ins Gewicht fallen muß. Die in machtlose Höflinge verwandelten Feudalherren schürten den Brand, welcher die feudale Welt verzehren sollte, und, eingedenk ihrer tiefen Demüthigung durch die fürstliche Macht und die mit dieser verbündete Kirche, ergötzten sie sich schadenfroh an dem Gezüngel der Flammen, welche schon die Stufen von Thron und Altar umleckten. Nur sehr allmälig summten die bürgerlichen Klassen die revolutionären Weisen nach, welche der Adel ihnen vorsang. Das jubelnde Gelächter, womit droben in den Salons Voltaire's zerstörerische Witze überschüttet wurden, war eine Aufforderung an das Volk, seinerseits drunten auf der Gasse die Karmagnole anzustimmen. Der dritte und der hinter diesem schon drohend sich erhebende vierte Stand erwies sich binnen kurzem sehr gelehrig. Wenn droben in den Kreisen der geistreichen Modeherren jenes prophetische, schon zum voraus den Blutgeruch des Grèveplatzes hauchende diderot'sche Kouplet vom letzten König und vom letzten Priester intonirt wurde,

ließ von drunten der wilde Refrain nicht auf sich warten. Und dennoch hatten die aristokratischen Frondeurs keine Ahnung, wie bald sie von den demokratischen Demagogen beiseite geschoben werden würden. Alle die Ducs und Chevaliers, alle die Marquisen und Duchessen, welche sich bei der Aufführung von Beaumarchais' Figaro die Hände roth klatschten, ließen es sich nicht im Traume einfallen, daß die Worte: „Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus!" welche der kecke Komöde den Privilegirten zuschleuderte, nicht so fast eine witzige Abtrumpfung ihrer maßlosen Ansprüche als vielmehr ein Todesurtheil seien, welches bald genug von dem Revolutionstribunal bestätigt werden sollte.

Eine räthselhafte Erscheinung, dieses Frankreich des 18. Jahrhunderts mit seiner raffinirt despotischen Regierungsform und seiner bis zur äußersten Zügellosigkeit entfesselten Literatur. Welcher Sprung schon von der angeblichen Klassik eines Corneille und Racine, wo Pseudogriechen und Pseudorömer im Hofkostüm von Versailles kunstvoll geglättete Sentenzen deklamirten, die alle mehr oder weniger auf die Glorificirung Ludwigs des „Großen" berechnet waren, bis zu den Trauerspielen Voltaire's, wo die dramatische Form nur noch als das bequeme Vehikel freigeisterischer Ansichten erscheint. Der Boden war übrigens zur Aufnahme der aus England herübergreifenden neuen Ideen in Frankreich schon lange vorbereitet. Der skeptische Empirismus lehnte sich hier an die antipfäffische Satire eines Rabelais und Pascal und es hatten praktische Denker wie Montaigne, Rochefoucauld, La Bruyères und Saint-Evremont schon während des 17. Jahrhunderts die Wege vorgezeichnet, auf welchen im folgenden der gesunde Menschenverstand den bestehenden kirchlichen, staatlichen und socialen Verhältnissen kritisch zu Leibe gehen konnte. Er that dies mit der Richtung auf bestimmte politische Ziele in den Schriften von Montesquieu, welcher, angeregt durch die Verfassung Englands, in seinem „Esprit des Lois" der absolutistischen Praxis die Theorie der konstitutionellen Monarchie entgegenstellte und das genannte Buch zur Bibel des modernen Liberalismus und Parlamentarismus machte.

Von einem solchen positiven Streben war der Mann, dessen Name und Wirksamkeit wie der und die keines zweiten das Jahrhundert erfüllt hat, weit entfernt. Voltaire, der große Persifleur, war geschaffen, zu spotten und durch Spott zu zerstören. Dieses Genie der Verneinung, Apostel des souveränen Witzes, wandelte, wie einst Lukian durch die verfaulte antike Welt gewandelt war, durch die abgelebte romantische und machte vor dem stereotypen Hohnlächeln seiner Lippen ein mittelalterliches Gespenst nach dem andern erbleichen. Der Einfluß dieses Spötters, dessen bester Witz gewesen ist, daß er einen Papst bewog, die Widmung seiner Tragödie Mohammed anzunehmen, in welcher unter dem Bilde des moslemischen der christliche Fanatismus bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt wird, — der Einfluß dieses Spötters war ein unermesslicher. Tischgenosse Friedrichs des Großen, Korrespondent Katharina's II., zugleich der Schmeichler und Verhöhner, zugleich der Sklave und Tyrann der Könige, der gehätschelte Liebling der „guten" Gesellschaft, das Entzücken der geistreichen Herren und Damen in allen civilisirten Ländern, ist Voltaire ein halbes Jahrhundert lang der geistige Regent Europa's gewesen und nie, so lange die Welt steht, hat ein Autor über seine Zeitgenossen

so weitgreifend und absolut geherrscht wie der Verfasser des Kandide und der Pucelle d'Orleans.

Vermöge seiner witzigen Polemik gegen alles Ueberlieferte erscheint Voltaire überall, wenn nicht als Initiator, so doch als Leiter und Chorführer der Anhänger einer Philosophie, welche sich durch die naturwissenschaftliche Thätigkeit eines Buffon, Condillac und anderer rasch zum ausgesprochenen Materialismus eines La Mettrie und zum grau in Grau gemalten Atheismus des „Maître d'hôtel de la philosophie“ Holbach fortbildete. Die Moral dieses materialistischen Evangeliums, d. h. den nackten Egoismus, hat bekanntlich Helvetius in seinem Buche De l'Esprit gepredigt, und nachdem die pariser Gesellschaft — eine andere gab und gibt es in Frankreich nicht — durch das freigeisterische Geplauder der literarischen Salons (Bureaux d'esprit), wie die Tencin, die Geoffrin, die Du Deffant, die d'Espinasse und andere mehr oder weniger emancipirte Frauen sie hielten, für ein solches Unternehmen hinlänglich empfänglich gemacht war, wurde der gesammte reformistische und revolutionäre Ideenkreis des Jahrhunderts zu einem leichtfasslichen, von Diderot und d'Alembert glänzend redigirten Konversationslexikon verarbeitet, welches unter dem Titel „Encyclopédie“ eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Hier wurde die Gesellschaft des ancien régime auf den Secirtisch geschleppt und wurden die Schäden des kranken Organismus mit erbarmungslosem Messer bloßgelegt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wie schon angedeutet worden, viele Mitglieder der vornehmen Kreise in Frankreich und außerhalb desselben mit Aufrichtigkeit, ja sogar mit Enthusiasmus den befreienden Gedanken der Zeit, der Sache der Aufklärung und Toleranz zugethan waren. Wie hätte es sonst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen „aufgeklärten Despotismus“ geben können und wie erklärte sich sonst das liberale Benehmen der besten Edelleute und Priester Frankreichs beim Beginne der Revolution? Allein die Masse der Privilegirten konnte sich nicht vorstellen, daß die encyklopädische Literatur etwas anderes sei und sein könnte als ein wie andere Moden vorübergehender Gegenstand geistreicher Plauderei, der Skandalfreude oder der bloßen Neugier. Dies zeigte sich klärlich, als Rousseau, die ganze Macht seines Genies und die moralische Wucht seiner großartigen Entsagung der voltaire'schen Frivolität entgegensetzend, die Resultate der freigeisterischen Kritik zu sittlichen und politischen Postulaten formulirte. Alle Frivolen — und ihre Zahl war Legion — überkam ein nicht geringes Entsetzen, als sie erfahren mußten, daß es doch nicht so ganz leicht sei, dem Naturevangelium Jean Jacques' nur die Bedeutung einer tollen Sonderlingsgrille beizulegen und den mächtigen Anstoß zu einer umfassenden Bewegung in den politischen und pädagogischen Anschauungen, welcher von diesem außerordentlichen Mann ausging, als nicht geschehen zu betrachten. Das eben ist ja Rousseau's weltgeschichtliche That, daß er die geistige Bewegung des Jahrhunderts zuerst mit Entschiedenheit aus der Sphäre des Witzes in die der Leidenschaft hinübergeleitet hat. Mit Jean Jacques hört das geistreiche Spiel mit den Problemen der Zeit auf und hebt der pathetische Ernst an. Zwar, wie jedermann weiß, konnte auch Rousseau das französische Naturell nicht so ganz verleugnen, daß nicht sein Pathos mitunter in kaum geringerem Maße als der Witz Voltaire's auf den Effekt (im gemeinen Sinne

des Wortes) berechnet gewesen wäre; aber daß der große Schriftsteller an die Mächte des Gemüthes, an die besten Gefühle des Menschen appellirte, statt sich zu begnügen, den Verstand zu beschäftigen und den Esprit zu amüsiren, das unterscheidet ihn so scharf und schön von den Encyklopädisten. Mit einer Beredsamkeit ohne Gleichen hat der Verfasser des „Katechismus der Revolution" (Contrat social) die Unnatur der gesellschaftlichen Konvenienz bekämpft, von der Verwahrlosung oder Verbildung der Kinder an bis hinauf zu den höchsten Spitzen der Korruption in Staat und Kirche, und wenn er sich von seinem Hasse gegen die schreienden Uebelstände des ancien régime zu der Empfehlung eines chimärischen Naturzustandes und zur Erdichtung einer unmöglichen Demokratie fortreißen ließ, so hat er doch daneben in der Tiefe seiner Brust eine Begeisterung gefunden, energisch genug, gegenüber einem trostlosen Materialismus dem Menschenherzen den Glauben an seine ewigen Rechte zu retten. Die Hand, welche inmitten der Orgien voltaire'schen Hohnes das schönste Blatt der Literatur Frankreichs niederschrieb, das Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars, muß uns gesegnet sein für und für. Es war in Rousseau ein Hauch echter Prophetie, auch abgesehen davon, daß er die Revolution des bestimmtesten vorhergesagt hat. Der idealistische und kosmopolitische Zug des Jahrhunderts ist mächtig in ihm gewesen und so begegnen wir denn in der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, deren Träger Natur! Freiheit! Humanität! Weltbürgerthum! auf ihre Fahnen schrieben, überall den Spuren seines Einflusses.

Vorerst freilich — wir wollen sagen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — war in dem deutschen Geistesleben von Sturm und Drang nichts wahrzunehmen. Die Poesie, falls dieser Name hier überhaupt anwendbar ist, schleppte sich mühsälig in den Geleisen herkömmlicher Nachahmung fort. Da und dort verkümmerte ein wirkliches Talent, wie das Günthers, frühzeitig in elenden Verhältnissen und das dichterische Vermögen eines Brockes oder eines Haller reichte nicht aus, die Nachahmung der poetischen Naturmalerei, wie solche im Gegensatze zu der pope'schen Salonsdichtung die Thomson und Gray in England aufgebracht, für die deutsche Literatur sonderlich ersprießlich zu machen. Hagedorn seinerseits erinnerte mit seiner geselligen Lyrik nur an die größere Eleganz seiner Vorbilder, eines Chaulieu und Chapelle, und die Satire eines Rabener und Zachariä konnte schon bei ihrem Entstehen mehr nur auf sittengeschichtlichen als auf ästhetischen Werth Anspruch machen. Dagegen muß der gellert'schen Fabelndichtung, obschon sie sich über eine gewisse spießbürgerliche Verständigkeit nirgends erhebt, ein wahrhaft nationalliterarisches Verdienst zuerkannt werden. Gellerts Fabeln popularisirten die Literatur, indem sie ihr die Theilnahme des Mittelstandes gewannen und vermöge ihrer redseligen Deutlichkeit sogar in die untersten Volksschichten eindrangen. Hier war doch endlich einmal wieder ein Poet aufgetreten, welcher im Vaterlande daheim war und deutsch fühlte, dachte und schrieb, ein Poet, dessen volksthümliche Manier doppelt liebenswürdig erschien im Gegensatz zu dem exklusiven Gelehrtendünkel eines Gottsched, der mit einer bis dahin noch unerhörten Selbstgefälligkeit sein gallomanisches Skepter über den deutschen Literaten schwang. Die Pseudoklassicität der Franzosen als ein Gesetz verehrend, welches für alle Ewigkeit gelten müsse, hat dieser arbeitsame und in seiner Art wohlmeinende, ja selbst patriotische, aber von

allen Musen und Grazien verlassene leipziger Magister in Verbindung mit seiner schöngeistigen Frau den Versuch gemacht, wie alles Französische, so auch die pariser Bureaux d'Esprit nachzuahmen, was gerade in demselben Maße gelang, in welchem die elenden Reimer, welche er um sich versammelte, die französische „Klassik" erreichten.

Indessen muß man Gottsched doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er redlich sich bemühte, die Literatur, welche einem herben aber wahren Wort zufolge damals nur allzusehr gewohnt war, „sich in der Gosse zu wälzen", wieder Anstand zu lehren und das deutsche Theaterwesen aus seinem barbarischen Naturalismus herauszureißen. Er machte dem tollen Opernspektakel, der brüllenden „Haupt- und Staatsaktion" und der unsauberen Hannswurstkomödie, welche — eine Widerspiegelung roher Sitten — besonders in Wien florirte, gleichmäßig den Krieg und suchte mit Beihilfe der für ihren Beruf begabten und begeisterten Schauspielerin Karoline Neuber zu Leipzig ein kunstgerechtes, d. h. nach französischen Vorschriften regelrechtes Theater einzurichten. Freilich ließ die poetische Ohnmacht des Mannes seine wohlgemeinten, wenn auch schiefen dramaturgischen Absichten im Stich. An die Stelle des auf sein Betreiben 1737 auf der leipziger Bühne feierlich in effigie verbrannten Hannswursts vermochte er nur ein Ding zu setzen, wie sein „Sterbender Kato" war, d. h. einen nach boileau'schem Recept angefertigten Gliedermann, der nur den Mund zu öffnen brauchte, um das Publikum mit Bedauern an den verbrannten Harlekin zurückdenken zu machen. Man stelle sich den Kato von Utika vor, wie er — im Kostüm eines pariser Petitmaitre, in gepuderter Zipfelperücke, goldbordirtem Hut, weißseidenen Zwickelstrümpfen und Schnallenschuhen mit rothen Absätzen, den Galanteriedegen an der Seite — gottschedische, in frostigste Alexandriner eingewickelte Plattheiten deklamirt, und diesem „Römer" gegenüber die „Römerin" Portia im ungeheuerlichen Reifrock, eine thurmhohe Frisur auf dem Kopf, Schönpflästerchen im Gesicht, die Taille wespenartig zusammengeschnürt, den Busen kokett herausgepresst, durch die zollhohen Stelzchen an den Schuhsohlen gezwungen, den Körper seiltänzerisch auf den Fußspitzen zu balanciren — und fürwahr, man wird den rousseau'schen Schrei nach Natur, welcher so wildsehnsüchtig in diese Welt von Fratzen hereinklang, vollauf gerechtfertigt, man wird es begreiflich finden, daß, in Ansehung der idealistischen Grundstimmung des deutschen Wesens, dieser Schrei gerade in Deutschland den lautesten Widerhall wecken mußte.

5.

Unter dem Einflusse der Reformliteratur, wie sie von Frankreich aus die gebildeten Kreise Europa's beherrschte, gewannen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die neuen Principien auf dem staatlichen und kirchlichen Gebiete positive Gestaltung. Die Abgelebtheit der mittelalterlichen Formen lag zu sehr am Tage, um länger übersehen werden zu können. Neue Bedürfnisse rechtfertigten

überall die Kritik des Alten und Veralteten und den Staatenlenkern selbst mußte eine Opposition willkommen sein, welche ihnen die Wege zu Veränderungen bahnte, die schon um ihres eigenen Vortheils willen mehr und mehr unausweichlich geworden waren. Der Absolutismus mußte ein „aufgeklärter“ werden, d. h. er mußte den Vorschritt der Völker wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu seiner eigenen Sache machen, er mußte die Bewegung zu lenken suchen, um nicht von ihr überflügelt zu werden. Freilich hat nachmals die Revolution bewiesen, daß selbst königliche Hände eine rollende Lawine nicht zu leiten oder gar aufzuhalten vermögen; aber vorerst sahen nur einige tiefer blickende Geister voraus, daß der Umwälzung von oben auf halbem Wege eine Umwälzung von unten begegnen könnte. Mit anderen Worten, die Möglichkeit einer Revolution ahnte nur ein Voltaire, ein Rousseau, während über die Nothwendigkeit von Reformen alle Denkenden und Redlichen einverstanden waren.

Demzufolge ging der „erleuchtete Despotismus“ überall rüstig an sein Werk, den mittelalterlichen Feudalstaat vollends zum modernen Polizeistaat umzuschaffen. Befreiung der Völker von feudalem Druck, Aufhebung der Leibeigenschaft, gesteigerte Nutzbarmachung der natürlichen und industriellen Hilfequellen der Länder für den Staatshaushalt, Vermenschlichung einer barbarischen Gesetzgebung und Rechtspflege, Milderung der schroffen Kastenunterschiede, Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen: — das waren die in politischer und socialer Richtung angestrebten Ziele. Auf dem religiösen Gebiete griff der große Grundsatz gegenseitiger Duldsamkeit entschieden platz und weder die römische Kurie noch die protestantischen Kirchen vermochten der Einwirkung des Zeitgeistes ganz sich zu entziehen. Die lutherische Orthodoxie wurde durch den deutschen Rationalismus, welcher die Mission der englischen Freidenker weiterführte, in der öffentlichen Meinung gerichtet, während innerhalb der katholischen Kirche in der Aufhebung des Jesuitenordens durch den lieberalen Papst Ganganelli — welcher freilich, melancholischer Ahnung voll, mit Unterzeichnung der Aufhebungsbulle sein Todesurtheil unterschrieben zu haben bekennen mußte — ferner in den Anläufen der Illuminaten und endlich in den josephischen Reformen die Aufklärung ihre Höhepunkte erreichte.

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß mit alledem die weltgeschichtliche Entwickelung einen mächtigen Schritt nach vorwärts that. Aber nicht minder wird der Unbefangene zugestehen, daß an den Unternehmungen des erleuchteten Despotismus, selbst an seinen besten, der Flug des Zwanges, der Willkür und des zudringlichen Hineinregierens in alles und jedes haftete. Sei sie eine finstere oder erleuchtete, immer ist es die Natur der Gewaltherrschaft, daß sie ernten will, bevor die Aussaat gekeimt hat, geschweige großgewachsen ist. Der Grundfehler der kommandirten Aufklärerei war das Generalisiren, das schablonenmäßige Zuschneiden, die geringe Achtung oder vielmehr entschiedene Mißachtung der Individualität der Völker wie der Personen. Die gekrönten Aufklärer und ihre Minister hielten durchschnittlich dafür, es genüge, die encyklopädischen Formen aus Paris zu verschreiben und die Völker wie Töpferthon in dieselben hineinzupressen. Aber erstens sind die Menschen doch nicht so ganz Töpferthon und zweitens kommt die in den Massen ruhende Kraft der Trägheit viel sympathetischer einer befohlenen Verdunkelung als einer

befohlenen Erleuchtung entgegen. Mittels souveränen Beliebens, mittels des „Car tel est notre plaisir!“ lassen sich wohl aufklärerische Edikte, nicht aber läßt sich damit eine wirkliche Kultur schaffen und deßhalb sind auch so viele von den Thaten des „Despotismo illustrado“ eben nur papierene gewesen, die sich bald genug wirkungslos in dem Makulaturkorb der Geschichte verloren. Auch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland und anderswo an entscheidender Stelle mit der aufklärerischen Theorie stets eine entsprechende Praxis Hand in Hand gegangen sei. Gerade in diese Zeit fallen willkürlichste Akte von Kabinetsjustiz, gerade an dieser Zeit haftet ein dunkelster Makel deutscher Geschichte, — die Behandlung der Unterthanen seitens ihrer Landesherren als einer bloßen Waare, welche an den Meistbietenden verkauft wurde.

So, wie er einmal war, mit allen seinen Vorzügen und vielen seiner Schwächen, erscheint der aufgeklärte Absolutismus höchster Potenz in Friedrich dem Großen. Eines Tages erfuhr Europa plötzlich, daß die vielverhöhnte „Potsdamer Wachtparade“ Friedrich Wilhelms I. noch zu ganz anderen Dingen gut sei als zum Parademachen und daß die vielen Millionen Thaler doch nicht aus bloßem Geiz in den Gewölben des berliner Schlosses aufgespeichert worden. Was der Vater vorbereitet hatte, die Erhebung Preußens zur europäischen Großmacht, — der Sohn vollbrachte es. Das thatsächliche Manifest dieser Erhebung, die Wegnahme Schlesiens, erschien zwar den pedantischen Staatsperücken, welche mit weitschichtigster Gründlichkeit das deutsche Reich zu Tode regierten, als ein muthwilliger Schülerstreich, welcher sofort seine Bestrafung finden würde. In Wahrheit aber war sie die von einer genialen Natur dem Geschicke hingeworfene Herausforderung, und als dieselbe nach einigem Zögern angenommen wurde, da war das Schlußresultat eines von dem kleinen Preußen sieben Jahre lang gegen das verbündete Europa ruhmvoll bestandenen Krieges dieses, daß niemals der großartige Kampf des Menschen mit dem Schicksal großartiger geführt worden sei, als hier durch Friedrich den Großen geschah.

Für Deutschland ist die Bedeutung dieses Helden und Herrschers die gewesen, daß er durch seine heroische Laufbahn die tiefgesunkene Achtung der Welt vor deutschem Wesen wieder erhöhte und den Deutschen das verlorene Selbstgefühl zurückgab; ferner, daß er, dem kaiserlichen Oestreich ein thatsächlich gleichberechtigtes Preußen zur Seite stellend, den Gegensatz der beiden Staaten zu dem Angelpunkte machte, um welchen sich fortan die Entwickelung deutscher Geschichte zu drehen hatte. Die weltgeschichtliche Bedeutung Friedrichs war einerseits, daß er Preußen in die Reihe der Großstaaten von Europa einführte; andererseits, daß er ganz entschieden als gekrönter Aufklärer regierte. Wie mit der Aufhebung der Tortur, ist er überall vorangegangen, die neuen Principien des Jahrhunderts zu praktischen Reformen zu gestalten. Er ließ auch jedermann bis zu einem gewissen Grade seine Meinung sagen, wie „Jeden nach Seiner Faßon Selich werden“. Den unbedingten Autokraten hat er aber bei alledem sein Leben lang nie verleugnet. Das Vollbewußtsein des „Droit divin“ war in keinem seiner gekrönten Zeitgenossen stärker als in dem Manne, der von sich zu sagen liebte, er sei nur der erste Diener des Staates, und wenn der große König am Ende seiner Laufbahn murrte, daß er „müde sei, über Sklaven zu herrschen“, so kommt diesem Worte nur der Werth



einer kühnen Selbstpersiflage zu. Einem Italiäner, Alfieri, kam der ganze preußische Staat wie eine ungeheure Wachtstube, einem Engländer, Hanbury, kam er wie ein ungeheures Gefängniß vor und ein Deutscher, der behutsame, schmiegsame Wieland, konnte sich doch nicht enthalten, der blinden Vergötterung des heldischen Königs gegenüber zu äußern: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glück, unter seinem Stocke (sive Skepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!" Indessen, welchen Irrthümern auch dieser seltene Mensch und Regent verfallen ist, welche Missgriffe, namentlich in nationalökonomischer Beziehung, er begangen und wie sehr er durch eine ungerechte Bevorzugung des in seinen berühmten Marginalresolutionen von ihm häufig so bitter verhöhnten Adels — die so weit ging, daß er nur adeligen Offizieren Ehrgefühl zutraute — dem Geiste seiner Zeit und seinen eigenen Grundsätzen ins Gesicht geschlagen, immer wird er als eine der bedeutendsten Gestalten der Weltgeschichte dastehen und nie wird ein Empfänglicher ohne Ehrfurcht und Rührung im Testament des großen Königs die Stelle lesen, wo er der Wahrheit gemäß sagte, daß er nur über ein geringes Privatvermögen zu verfügen habe, weil er „die Einkünfte des Staats immer als eine Bundeslade betrachtete, welche keine unheilige Hand berühren durfte".

Was freilich Friedrichs Verhalten zur deutschen Bildung oder vielmehr gegen dieselbe betrifft, so kann der Patriot dasselbe wohl begreiflich, nicht aber verzeihlich finden. Es ist wahr, Friedrich hatte das Unglück, daß ihm schon in frühester Kindheit durch ein paar ganz und gar französirte Frauen, denen er anvertraut war, ein starkes Vorurtheil gegen das deutsche Wesen eingeimpft wurde. Es ist ferner wahr, daß der Anblick des mit mechanischer Frömmelei verquickten Teutonismus, welcher am Hofe seines Vaters herrschte, nicht eben geeignet gewesen, dem heranwachsenden Prinzen seine Vorliebe für elegante pariser Moden oder für französische Frei- und Schöngeisterei zu verleiden. Allein ebenso wahr ist, daß, nachdem der König die Nichtsnutzigkeit des Franzosenthums im Krieg und Frieden, an seiner Tafel zu Sanssouci, wie auf dem Schlachtfelde von Roßbach oder in seiner französischen Abenteurern anvertrauten Kaffee- und Tabaksregie, sattsam kennen gelernt hatte, es doch wohl der Mühe werth gewesen wäre, zu untersuchen, ob denn eine Kultur, welche nur solche Resultate lieferte, wirklich über die vaterländische so unendlich erhaben sei. Wenn Friedrich bei seiner ans Wunderbare streifenden Arbeitsfähigkeit auch nur den zehnten Theil der Zeit, welche er mit französischer Versemacherei verlor, darauf verwandt hätte, das edle Streben der rings um ihn her erwachten deutschen Geister zu beachten, gewiß, Klopstock hätte ihn nicht mit vollem Rechte den „Fremdling im Heimischen" zu schelten Gelegenheit gehabt. Wenn der große König das angebliche Sapphothum einer Karschin mit zwei Thalern hinlänglich honorirt glaubte, wenn er von den gereimten und ungereimten Lobhudeleien der Gleim und Ramler keine Notiz nahm, wenn ihm zum Verständniß der religiösen Lyrik Klopstocks das Organ fehlte, so wird kein Verständiger ihn darum tadeln wollen. Aber was soll man dazu sagen, daß der königliche Literat die edelste Huldigung, welche dem Genius und der Stellung Friedrichs des Großen zutheil geworden, die bei der Aufführung durch die döbbelin'sche Truppe am 19. März 1768 von den Berlinern mit unerhörtem Beifallssturm aufgenommene „Minna von Barnhelm"

übersah, weil sie eben nur von einem Deutschen dargebracht wurde? Was dazu, daß er durch Unterhaltung einer französischen Akademie inmitten eines deutschen Landes die Geisteskultur desselben zu fördern wähnte? Was dazu, daß er noch im Jahre 1780, also nach dem Erscheinen der Emilia Galotti, des Götz und des Werther, des Nathan und des Oberon, sein Libell „De la littérature allemande" ausgehen ließ, worin er mit der ganzen Naivität der Unwissenheit einen Shakspeare und Göthe schmähte und von seinen deutschen Landsleuten sagte, „sie hätten bislang nichts gekonnt als essen, trinken und zuschlagen"? Wahrlich, zu einer Zeit, wo Lessing längst eine klassische deutsche Prosa geschaffen und Wieland den Franzosen auf ihrem eigenen Gebiete Lorbeern abgerungen hatte, hätte man billig erwarten dürfen, daß ein deutscher Monarch, der noch dazu den Anspruch erhob, ein Literat zu sein, die deutsche Sprache und Literatur nach ihren vorliegenden Leistungen statt nach seinem eigenen vorsintflutlichen und grotesken Deutsch beurtheilte.

Unwillkürlich muß man, wenn man mit Bedauern von Friedrichs undeutschem Wesen redet, zugleich mit Freude des aufrichtigen Wortes von Kaiser Joseph dem Zweiten gedenken, daß „er das gemeinschaftliche Vaterland liebe und stolz darauf sei, ein Deutscher zu sein". Wie sehr auch Joseph seinen großen Gegner als Aufklärer zum Vorbild nahm, hinsichtlich der blinden Verehrung von Französischem und der ebenso blinden Verwerfung von Vaterländischem that er es ihm keineswegs nach. Es mag dieses, wie überhaupt der Unterschied zwischen Friedrich und Joseph, seinen Grund darin haben, daß jener mit dem Kopfe, dieser mit dem Herzen dachte. Das war Friedrichs Vortheil und Josephs Unglück; aber wenn die Parallele zwischen dem aufklärerischen König und dem aufklärerischen Kaiser gewöhnlich so sehr zum Nachtheil des letzteren auszufallen pflegt, so vergißt man, daß es eine unendlich viel leichtere Sache war, den einheitlichen, vorwiegend von einer und derselben Nationalität getragenen, schon von Friedrich Wilhelm I. straffmilitärisch organisirten Staat in die neuen Formen einzuzwängen, als das tief in hispanisch-mittelalterlicher Trägheit stecken gebliebene Oestreich, diesen Wirrwar widerhaariger Nationalitäten, in einen modernen Staat umzuschaffen. Der Erfolg ist, was man auch sage, nicht allein der Maßstab der urtheilslosen Menge, sondern im Grunde auch der Werthmesser der Geschichte. Tadelnswerthestes, was Friedrich unternommen, z. B. die Theilung von Polen, wird gepriesen oder wenigstens bemäntelt, weil es ihm geglückt ist; Löblichstes, was Joseph angestrebt, z. B. die Befreiung des Ungarvolkes von oligarchischer Barbarei, genannt Verfassung, wird getadelt, weil es ihm mißglückte. Keine Frage, die oben berührte Schattenseite des aufgeklärten Despotismus haftete in bedeutendem Grade auch an Joseph und seinem Thun, in noch höherem als an dem Friedrichs, weil dieser jenen, wie an Genie, so auch an Kenntniß der Geschäfte übertraf und, aller schönen Illusionen ledig, die Menschen nahm, wie sie sind. Aber wenn der edle Kaiser mit Herrscherthaten, welche — wie das Toleranz- und Preßfreiheitsedikt von 1781, das Civilgesetzbuch von 1786, das Strafgesetzbuch von 1787 und das Steueredikt von 1789 — zu den glorreichsten der deutschen, ja der Geschichte überhaupt gehören, verhältnißmäßig wenig oder nichts ausgerichtet hat, so war das doch wohl nur insofern seine Schuld, als er sich in dem Glauben an das Gerechtigkeitsgefühl der Privilegirten getäuscht und nicht erwartet hatte, der Unverstand der Massen würde



so groß sein, daß sie gegen ihren Befreier und Wohlthäter Partei nähmen. Das war ein tragischer Irrthum, an welchem das beste Herz brach, welches jemals in der Brust eines Kronenträgers geschlagen hat. Joseph tritt uns menschlich viel näher als Friedrich. Denn wo wir diesen seiner Kraft und seiner Erfolge wegen bewundern, lieben wir jenen um seiner Güte und seiner Leiden willen. Und es ist auch gar nicht wahr, daß Joseph nur ein edler Schwärmer gewesen sei. Wie richtig und vorahnend der Grundgedanke war, von welchem er bei seinem Reformwerk ausging, der Gedanke, daß eine Regeneration Oestreichs auf der Einheit des Staates fußen müsse, dafür hat das 19. Jahrhundert Zeugniß abgelegt, indem es — freilich abermals vergeblich — diesen josephischen Gedanken wieder aufnahm und so den Manen des unglücklichen Kaisers wenigstens nach dieser Seite hin die schuldige Sühne bot.

6.

Nichts kann in seinen Wirkungen und Folgen auf und für das deutsche Kulturleben verschiedener sein, als der dreißigjährige Krieg des 17. und der siebenjährige des 18. Jahrhunderts es gewesen sind. Denn wie jener alle Bildungskeime zu vernichten drohte und viele wirklich vernichtete, so hat dieser alle neu belebt und befruchtet. Zwar ist es nur billig, anzuerkennen, daß schon vor der bezeichneten Krisis da und dort in Deutschland manches für Geltendmachung der neuen Ideen geschah; wie auch, daß bereits die große literarische Bewegung im Gange war, welche in Göthe und Schiller ihren Abschluß finden sollte. Allein im Großen und Ganzen zeigte sich das deutsche Leben doch so tief versumpft, daß die gründlichste Aufrüttelung vonnöthen war, um neuen Gestaltungen Luft, Licht und Raum zu schaffen. Als Held und Lenker dieser wohlthätigen Grunderschütterung ist Friedrich der Große, seiner Französirtheit zum Trotz, ein nationaler Kulturheros geworden. Göthe, der sonst in alten Tagen, als er die Erinnerungen seines Lebens aufzeichnete, von einem quietistischen, um nicht zu sagen schönfärbenden Hofton sich nicht immer fernhielt, hat an der Stelle von „Wahrheit und Dichtung", wo er von dem Einfluß des siebenjährigen Krieges auf die Literatur spricht, treffend geurtheilt, daß durch die Thaten Friedrichs erst ein wahrer, höherer, eigentlicher Lebensinhalt in die deutsche Poesie gekommen sei. Richtig hat er hervorgehoben, daß die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens eigentlich ein Glück gewesen sei; denn „man that alles, um von dem Könige beachtet zu werden, aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen solle".

Das ist's! Man erreichte freilich nicht das zunächst Gewünschte und Gewollte, aber aus dem Widerspruch gegen die ungerechte Geringschätzung von seiten des großen Königs erwuchs der deutschen Muse die Kraft, ihm zu zeigen, daß sie —

wie es in Klopstocks edler Strafode heißt — „seiner werther sei als er sie kenne". Ja, Friedrichs Antipathie gegen das deutsche Wesen war nicht die Mutter, aber recht eigentlich die Amme der freien Selbstbestimmung unserer Literatur. Hätte sich ihr der Held der Zeit freundlich zugeneigt, sein Einfluß wäre mächtig genug gewesen, die Literatur auf falsche Bahnen zu leiten, und im günstigsten Falle wäre uns dann im 18. Jahrhundert das zutheil geworden, was Frankreich schon im vorhergehenden erhalten hatte, eine — wenn wir die molière'sche Komödie ausnehmen — kalte, gespreizte, alles Natursinns baare und darum leblose Hofdichtung. Dank der hochmüthigen Abwendung Friedrichs von ihr, wurde die deutsche Bildung vor dem Unglück bewahrt, der heimischen Stätte ihrer naturgemäßen Entwicklung entrissen zu werden, den Kreisen des deutschen Mittelstandes. Aber Dank auch dem reformatorischen Walten Friedrichs und gleichgesinnter Fürsten, Dank der heilsamen Krisis des siebenjährigen Krieges, daß ein gebildeter Mittelstand in Deutschland aufkommen konnte, ein Stand, in welchem das eigenste Wesen unserer Nationalität zu neuen Thaten sich sammelte. Es ist eine der denkwürdigsten Erscheinungen in unserer Geschichte, daß gerade zu der Zeit, wo der Ruhm des populärsten Fürsten, welchen Deutschland seit Jahrhunderten besessen, die von demselben repräsentirte, empfohlene und befohlene französische Bildung entschiedener als je über die vaterländische triumphiren zu machen schien, — daß, sage ich, gerade zu dieser Zeit der deutsche Genius energischer als je seine Schwingen rührte, um seine kühnsten Flüge zu beginnen.

Die Anfänge dieser Bewegung waren bescheidene. Ihr Ziel, die Freiheit der Wissenschaft, die Lösung des denkenden Menschen aus den Fesseln dogmatischer Satzung, die Emancipation der deutschen Kunst von der Willkür romanischer Theorie, wurde vorerst nur von wenigen auserwählten Geistern klar erfaßt. Die Herrschaft des „fremden Regelzwanges" wurde nicht plötzlich durch überwältigend originale Schöpfungen gebrochen, sondern zunächst Schritt für Schritt mittels kritischer Bemühungen untergraben. Gegen die gallomanische Diktatur Gottscheds erhob sich im deutschen Süden, in der Schweiz, eine Opposition, welche sich auf die Bekanntschaft mit der englischen Literatur stützte. Die beiden Züricher Breitinger und Bodmer verneinten die französische Theorie, welche das Wesen der Poesie in die formelle, um nicht zu sagen ceremonielle „Korrektheit" setzte, und führten aus, die Aufgabe des Dichters sei vielmehr die Eingebungen einer lebendigen Phantasie und einer durch liebevolle Naturbetrachtung genährten frischen und warmen Empfindung anschaulich zu gestalten. Naturwahrheit und unmittelbare Stimmung müsse in die Poesie zurückkehren, der seit Opitz giltige, einseitig lehrhafte und moralisirende Standpunkt müsse überwunden und von der Didaktik und Lyrik zum Epos und Drama vorgeschritten werden. Aber die Deutschen waren durch die lange Abhängigkeit von der französischen Autorität ganz des Glaubens entwöhnt worden, daß sie durch eigene Kraft etwas vermöchten, und so brachen sich der geschlossenen Phalanx der Gottschedianer gegenüber die neuen Principien nur langsam Bahn. Erst dann, als Klopstock in den „Bremer Beiträgen" 1748 mit den ersten Gesängen des „Messias" hervorgetreten war, dämmerte die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer deutschen Originaldichtung auf.



Jedermann weiß, daß die Theilnahme, welche Klopstocks großes Werk bei seinem Erscheinen erregte, nicht nach den Eindrücken beurtheilt werden darf, welche der heutige Leser davon empfängt. Wenn heutzutage, wo wir seine ästhetischen Unzulänglichkeiten kennen, seine lyrische Verschwommenheit, seinen Mangel an sinnlicher Begreiflichkeit und epischer Plastik, diesem Gedichte nur noch die Bedeutung eines literarhistorischen Ereignisses zukommt, so hatte es damals das Vollgewicht einer nationalen That. Es wirkte in seiner Art so mächtig auf die Nation, wie zweihundert Jahre früher die luther'sche Bibelübersetzung in der ihrigen gewirkt hatte, und diese Wirkung wurde noch vervollständigt, bei den Gebildeteren sogar weit übertroffen durch Klopstocks Odendichtung, welche in einer Sprache voll ursprünglicher Frische und kernhafter Gedrungenheit von keuscher Liebe, enthusiastischer Freundschaft, regem Natursinn, patriotischen Anschauungen und edlem Lebensgenuß redete. Klopstocks Dichten war das Rieseln eines köstlichen Felsenquells in der dürren Wüste der Nachahmung. Endlich war in Deutschland doch wieder einmal ein Dichter aufgestanden, welcher, über die kläglichen Schranken der literarischen Konvenienz mit Verachtung hinwegschreitend, in den eigenen Busen griff, aus „allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt“, aus „allem Hohen, was Menschenherz erhebt“, seine Inspiration schöpfte und, wenn auch in den Mitteln vielfach sich vergreifend, seinen Landsleuten zuerst das Gefühl des Vaterlandes wieder wachrief, durch sein Wort wie durch seine Persönlichkeit die Literatur Selbstständigkeit und Würde lehrte und in allen jungen Herzen ein religiöses Glühen für alles entfachte, was „des Schweißes der Edlen werth“.

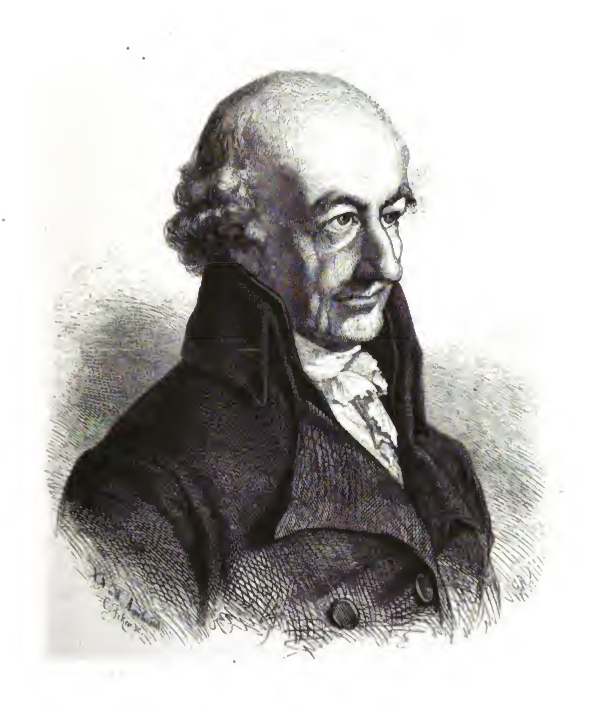
Dennoch war es eine sehr glückliche Fügung, daß der nicht selten in unersprießlichsten und unerquicklichsten Abstraktionen sich bewegende Spiritualismus Klopstocks in dem Sensualismus Wielands ein Gegengewicht fand. Wieland leitete die junge deutsche Poesie aus den seraphischen Regionen, wo sie mitunter in Gefahr war, in Weihrauch- und Thränendampfwolken zu verflattern, auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück. Ihm vornehmlich haben wir es zu verdanken, daß ein gedeihlicheres Wechselverhältniß zwischen Literatur und Leben angebahnt wurde, als bis dahin bestanden hatte. Kein Genius ersten Ranges, aber ein elastisches und vielseitiges Talent, war der Mann wie eigens dazu gemacht, unsere noch ungefüge und täppische Dichtung weltmännisch zu schulen. Seine Muse ist doch in der That eine Grazie gewesen, obzwar diese deutsche Griechin ihre aus Paris verschriebene Coiffüre, Chaussüre und Tournüre etwas zu kokett sehen ließ. Wieland beabsichtigte nicht und konnte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge nicht beabsichtigen, absolut Neues und Originales geben zu wollen. Er beschied sich, thatsächlich zu beweisen, daß ein deutscher Poet gerade so elegant und galant, so leicht und im Nothfall auch so leichtfertig schreiben könnte wie ein französischer. Dadurch gewann er, während Klopstock die Jugend begeisterte, gereifteren Leuten, den Herren und Damen der französirten vornehmen Kreise ein Interesse für die deutsche Literatur ab und es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand für die Weiterentwicklung unseres Kulturlebens von nicht geringer Wichtigkeit sein mußte. Wieland, mit seiner duldsamen Leutseligkeit, mit seiner weltmännischen Beweglichkeit und Heiterkeit, seiner gutmüthigen Skepsis und Ironie, mit seiner sokratischen Unterhaltungsgabe und

3*

seinem schelmischen Lächeln, er war vortrefflich dazu angethan, zwischen den bürgerlichen und den aristokratischen Klassen den literarischen Vermittler zu machen. Als solcher hat er den idealistischen Strebungen der Zeit ein zierlich realistisches Gepräge aufgedrückt und dieselben als gangbare Münze in den großen Verkehr gebracht, so daß er in seinen alten Tagen mit vollem Recht als seines Verdienstes sich rühmen durfte, er habe fünfzig Jahre lang eine Menge von Ideen in Umlauf gesetzt, welche den Schatz der Nationalkultur vermehrt hätten.

Die literarischen Richtungen, welche von Klopstock auf der einen, von Wieland auf der andern Seite ausgingen, werden uns später begegnen, besonders da, wo wir die Literaturzustände, wie sie beim Auftreten Schillers waren, ins Auge zu fassen haben. Wir führen also hier den Faden unserer Darstellung nicht bis zur „Sturm- und Drangperiode" fort, sondern berühren nur noch, was zur Abrundung der gegebenen Skizze von der aufklärerischen Bewegung dienlich sein mag. Selbstverständlich sieht der unbefangene Geschichtschreiber diese Bewegung nicht in der falschen und verleumderischen Beleuchtung, in welcher pseudogenialische Romantiker von älterem und neuerem Datum dieselbe zu zeigen belieben. Keine Frage, es gab unter den Aufklärern platte, mitunter unausstehlich prosaische und langweilige Gesellen und es lassen sich der Aufklärung bedauerliche Mißgriffe und bedenkliche Ausschreitungen nachweisen. Aber deßhalb die ganze Richtung in Bausch und Bogen verdammen, heißt nur die alte Forderung wiederholen, daß das Licht keinen Schatten werfen sollte. Schatten war da, aber nur der Schatten jener Fülle von Licht, die sich in der Aufklärungsperiode über die finstere Barbarei verbreitete, welche bis dahin das deutsche Leben bedrückt und beengt hatte.

Bürgerlich ihrem innersten Wesen nach, machte die Aufklärung den von ihr erzogenen Mittelstand zum Träger einer öffentlichen Meinung, welche sie neuschuf und in Achtung zu setzen wußte. Ueberall bereitete die hausbackene Verständigkeit der Aufklärer dem Humanismus die Wege, dessen höhere sociale und künstlerische Ziele freilich später mit dem bürgerlichen Mittelmaß nicht selten in Konflikt kamen. Diese beiden Seiten der Aufklärung zeigt uns die typisch gewordene Gestalt des berliner Schriftstellers und Buchhändlers Nikolai, welchen ein Lessing seiner Freundschaft und ein Göthe seiner Feindschaft würdigte. Von dem nikolai'schen Kreise ging unmittelbar oder mittelbar der Aufschwung der deutschen Journalistik aus, der sich in den „Literaturbriefen", der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", den „Göttinger" und „Frankfurter gelehrten Anzeigen", der „Jenaischen Literaturzeitung", dem „Deutschen Merkur" und anderen Zeitschriften Organe schuf, welche die Kreise des Wissens auf bisher unbekannte Entfernungen ausdehnten. Indem so die deutsche Bildung aufhörte, eine exklusiv gelehrte zu sein, und nach Gemeinfasslichkeit strebte, ist es bei der vorwiegend theologischen Stimmung der Deutschen von größter Wichtigkeit gewesen, daß die aufklärerische Tendenz innerhalb der Theologie selber Fuß faßte. Der Pietismus war im Verlaufe der Zeit nicht weniger hohl und geistlos geworden als die Orthodoxie, gegen welche er in seinen besseren Tagen reagirt hatte. Die Bemühungen eines Dippel und mehr noch die eines Edelmann, ihr religiöses Bewußtsein aus den Banden der Sektirerei zu retten, hatten einen Uebergang vom Mysticismus zum Kriticismus angebahnt.



Gelehrte wie Semler, Michaelis und Reimarus suchten nun auch in der Theologie das Princip der freien Forschung zu Ehren zu bringen und in Verbindung damit befehdeten die Popularphilosophen Spalding, Abbt, Sturz, Eberhard, Mendelssohn, Garve und Zimmermann hierarchischen Fanatismus, bigote Kopfhängerei und barbarischen Aberglauben aller Art. Die gemeinsame Arbeit dieser Schriftsteller machte in religiösen Dingen jene liberale Denkweise herrschend, welche man Rationalismus nennt, und pflanzte Duldsamkeit in unzählige Herzen. Eine andere Reihe von Aufklärern, voran die beiden Moser, Pütter, Schlözer und Möser, der preiswürdige „Anwalt des Vaterlandes", unterzogen sich der herkulischen Arbeit, die politischen Vorstellungen aufzuhellen, Unrecht und Gewaltthat zu rügen und das eingeschlafene Bewußtsein des Staatsbürgerthums wieder in den Deutschen zu wecken. Eine große Reform der empirisch-historischen Wissenschaften vollzog sich, ausgehend vornehmlich von der 1736 eröffneten Universität Göttingen, wo Heyne, der Vorläufer von Friedrich August Wolf, klassische Philologie, Kästner und Lichtenberg Mathematik und Physik lehrten. Durch Schröckh und Planck wurde die kirchliche, durch Spittler und Heeren die weltliche Geschichtschreibung, durch Eichhorn die Kulturhistorik auf neue Grundlagen gestellt, d. h. auf die einer vorurtheilslosen Kritik, und Winckelmann seinerseits eröffnete durch seine geniale Betrachtung der griechischen Kunst Anschauungen, an welchen unsere Klassik wesentlich zur Vollendung sich heraufgebildet hat. Von nicht geringerer Bedeutung waren auch die aufklärerischen Bemühungen, das Gebiet der Erziehung von mittelalterlich-scholastischem Wust reinzufegen und auch hier an die Stelle des theologischen Schlendrians humanistisch-realistische Principien zu setzen. Allerdings blieben die in den sogenannten „Philanthropinen" angestellten pädagogischen Sturm- und Drangversuche eines Basedow nicht frei von Thorheit und Schwindelei, dafür aber bewährte sich der hochherzige Pestalozzi als ein pädagogischer Reformer, dessen mathematisch-analytische Methode des Anschauungsunterrichts für die Volkserziehung eine neue Epoche begründete. Erst von da an existirte die Möglichkeit, daß die Gesammtheit der Nation allmälig in den Kreis humaner Bildung eintreten konnte.

Unterdessen waren zwei auserwählte Geister vorgerückt, um der deutschen Aufklärung in nationalliterarischer und wissenschaftlicher Richtung den höchsten Ausdruck zu geben, — Lessing und Kant. Von letzterem wird zu handeln sein an dem Orte, wo der Einfluß der kantischen Philosophie auf Schiller zur Sprache kommen muß. Was Lessing angeht, so war seine literarische Bedeutung für Deutschland keine geringere als die politische Friedrichs des Großen. Lessing ist der eigentliche Befreier unseres Landes von der geistigen Fremdherrschaft geworden, indem er darthat, daß der Deutsche da, wo er diente, zu herrschen berufen sei. In diesem großen Manne verband sich vielseitigstes Wissen und rastloseste Arbeitskraft mit klarstem Verstande und reiffster Besonnenheit, sittliche Gediegenheit des Charakters mit erleuchteter Vaterlandsliebe. Mit seinen theologischen und archäologischen Streitschriften hebt unsere wissenschaftliche, mit seinen Literaturbriefen, seinem Laokoon und seiner Hamburger Dramaturgie hebt unsere ästhetische Kritik an. Er schob den pseudoantiken Flittertand des französischen Geschmacks beiseite, zeigte hinter demselben das wirkliche antike Schönheitsideal und lehrte, was und

wie von diesem die deutsche Kunst lernen sollte. Er zuerst begriff und verkündigte die Größe Shakspeare's und welche Wirkungen Deutschland und die Welt von diesem Genius empfangen könnte.

Von Lessing zu reden vermag ein Deutscher nicht, ohne daß ihm das Herz aufginge. Er war es, der, französischem Uebermuth deutsches Selbstgefühl entgegensetzend, das stolze Wort sprach: „Man zeige mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte" — und bewies durch Thaten, wie sehr berechtigt er war, so zu sprechen. Er stellte schon 1755 den geschraubten Deklamationen des französischen und französirenden Drama's die bürgerliche Lebenswahrheit seiner Sara Sampson entgegen, gab 1763 unserer Literatur ihre beste Komödie, die Minna von Barnhelm, eine Dichtung voll nationalen Gehalts, und schuf 1772 die erste deutsche Tragödie, welche diesen Namen verdiente, seine Emilia Galotti. Sein Lebenlang hat er die Wahrheit gesucht um ihrer selbst willen. Nie ist ein gemeiner, selbstsüchtiger Gedanke in dieses einsame, edle und männliche Herz gekommen und nur einmal stieß der tapfere Kämpfer einen halbunterdrückten Schmerzensschrei aus, als der Tod das Weib, welches ihn liebte, frühzeitig hinwegnahm. Der klare, frische, energische Gedankenstrom des theuren Mannes drang reinigend bis in die dunkelsten Winkel des Augiasstalls deutscher Philisterei. Immer auf seinem Posten, immer schlagfertig, erhöhte er, ob er strafte, ob er anerkannte, die Wirkung seines Wortes durch edelstes Maßhalten. Dem Lichte der Vernunft ein unbeirrbares Auge zugekehrt, schritt er vor, das Gewürm der Finsterniß unter seinen Fersen zermalmend, nach allen Seiten hin das Gestrüppe barbarischer Gewöhnung und konventioneller Lüge niedertretend, überall anregend, pfadzeigend, mustergebend. Er ist der erste wahrhaft freie Mensch, Forscher und Künstler in unserem Lande gewesen. Mit seiner Vaterlandsliebe hat er nicht groß gethan, aber auf Schritt und Tritt hat er sie bethätigt. Und Deutschland erschöpfte nicht die Fülle seiner Erkenntniß und seiner Liebe. Jene weltweite Gesinnung, welche „die Sache der Menschheit als die eigene betrachtet", schwellte seine Brust und diktirte ihm am Ende seiner Laufbahn das Schauspiel vom weisen Nathan, ein Hoheslied deutscher Humanität und deutschen Weltbürgerthums, ein Gedicht voll wunderbarer Zukunftsahnung, welches unserem Auge die tröstliche Fernsicht in eine wahrhaft humane Entwicklung der Menschheit aufthut. So hat denn Lessing unserer Klassik ihr Ziel vorgezeichnet: die Füllung hellenisch schöner und maßvoller Formen mit deutschem Gemüth und Geist, mit germanischer Innerlichkeit. Dieses „moderne Griechenthum", welches in Göthe und Schiller gipfelte, hat gewiß seine Mängel und Gebrechen wie alles Menschliche; aber darob sollte man nicht vergessen, daß das moderne Griechenthum es war, welches uns Deutsche zu freien Menschen machte und uns befähigte, freie Staatsbürger zu werden.

Jener Bildungstrieb, jene lebhafte Theilnahme für die Literatur, jene Empfänglichkeit für das Schöne, wodurch sich die deutsche Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so vortheilhaft auszeichnete, sie weckten und nährten neben der Poesie auch die übrigen Künste. Von geringer Bedeutung war freilich, was zunächst in den bildenden, in Baukunst, Bildnerei und Malerei, geleistet wurde. Zwar kamen reiche Sammlungen von Kunstschätzen zusammen, in Düsseldorf,



Dresden, Wien und Berlin, auch wurden Kunstschulen eröffnet und ein Mengs, ein Hackert, ein Chodowiecki erwarben daheim und auswärts dem künstlerischen Talente der Deutschen Ruf und Achtung; allein im Ganzen waren die bildenden Künste innerlich doch allzusehr im leidigen Zopfthum befangen und äußerlich viel zu sehr nur ein Spielwerk launischen Mäcenatenthums, als daß sie auf die Entwicklung der nationalen Kultur bedeutend hätten einwirken können. Erst mußte das von Winckelmann angeregte Studium der Antike durchgreifen, erst mußte unsere aufstrebende Dichtung dem Künstlerauge neue Welten aufschließen, bevor die Möglichkeit gegeben war, daß die Carstens, Schick und Wächter, die Dannecker und Schinkel einen von der Verschnörkelung französischer Pseudoklassik emancipirten Kunststil in Deutschland begründeten.

Rascher zugleich und glänzender als der Vorschritt der bildenden Künste war der Aufschwung deutscher Musik und deutscher Schauspielkunst. Geistvolle Theoretiker, ein Mattheson und ein Marpurg, thaten für die Musik, was die Kritik Winckelmanns und Lessings für die bildende Kunst und die Poesie wirkte, und mit solcher Aufhellung der Begriffe vom Musikalisch-Schönen ging die schöpferische Praxis einer ganzen Reihe talentvoller und genialer Tondichter Hand in Hand. Benda führte das Melodram, Hiller das Liederspiel bei uns ein, Haydn gab uns die heitere Anmuth seiner Symphonieen und ließ den Schöpfungsmythus und der Jahreszeiten Wechseltanz in großen Tongemälden an den entzückten Ohren seiner Zeitgenossen vorübergehen. Gluck verschaffte der Naturwahrheit und dem Tiefsinn deutscher Musik einen glänzenden Triumph über italische Weichlichkeit und Ueppigkeit, indem er einen edleren Opernstil begründete. Auf Gluck folgte Mozart, der Göthe der Musik, und schon rüstete sich Beethoven, neben den Schöpfer des Don Juan zu treten, wie der Dichter des Wallenstein neben den des Faust trat.

Bei der entschiedenen Bevorzugung, welche das musikalische Drama an den Höfen fand, war es für das recitirende, das eigentliche Schauspiel, eine sehr schwierige Aufgabe, aus dem rohen Naturalismus des vagabundirenden Komödiantenwesens einerseits, aus der gottschedischen Oede der rhetorischen Phrase andererseits zur Höhestellung und Geltung eines nationalen Bildungsmittels sich heraufzuarbeiten. Ein erster Schritt hierzu war die Stabilität des Theaters, wofür die Fixirung der ackermann'schen Truppe, welcher auch Eckhof angehörte, im Jahre 1767 zu Hamburg ein wirksames Beispiel gab. Nachdem hier das erste deutsche „Nationaltheater“ gegründet war, entstanden solche auch anderwärts, wie zu Wien, wo Kaiser Joseph 1776 die deutsche Bühne unter seinen unmittelbaren Schutz nahm und das nachmals so berühmt gewordene Burgtheater einrichtete. Die Thätigkeit Lessings als Dramaturg und dramatischer Dichter, die genauere Bekanntschaft mit Shakspeare, die weitere Einrichtung von Nationaltheatern zu Mannheim und Berlin, ferner die dramatischen Jugendthaten Göthe's und Schillers, welche das Publikum elektrisirten, endlich das Auftreten so großer Schauspieler, wie Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck waren, — das alles wirkte gemeinsam, die deutsche Schauspielkunst zu heben, zu adeln und ihr das lebhafteste Interesse der Nation zuzuführen.

So finden wir denn, alles zusammengehalten, daß die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für unser Vaterland eine jener gesegneten Perioden gewesen ist, wo

alle edlen Triebe und Neigungen des Menschen in Samen schießen, zu Blüthen ausschlagen und Früchte reifen. Ja, das war eine schöne, große, hohe Zeit, allen ihren Unzulänglichkeiten, Ueberhebungen und Irrthümern zum Trotz. Es ist vom Jahre 1784 ein kulturgeschichtliches Dokument auf uns herabgekommen, welches nicht ohne eine Beimischung von Selbstgefälligkeit, aber im Ganzen wahr und richtig das Zeitalter der Aufklärung charakterisirt. Ich meine die „Gedächtnißurkunde an die Nachkommenschaft“, welche am 3. November 1856 in dem behufs einer Reparatur herabgenommenen Thurmknopfe der Margarethenkirche zu Gotha gefunden wurde. Sie lautet so: — „Unsere Tage füllten den glücklichsten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Der unseren Eltern so schreckliche Feind der Christenheit zittert vor unserer Macht. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate wieder geschenkt. Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin; Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen und tief dringen unsere Blicke in die Werkstätte der Natur. Wir haben dem Blitze seinen Weg vorgezeichnet, mit seinem Feuer in unseren Zimmern gespielt und unheilbare Krankheiten damit geheilt. Wir haben die Luft durchschifft, haben Pflanzen nach Belieben vermählt und den Embryo im Hühnerei ohne Brütwärme entwickelt. Wir haben das Pest- und Blatterngift durch Einpfropfung besiegt, haben dreizehn Luftarten gefunden, Metalle in ihnen in Brand gesteckt, sie statt Schießpulvers verbraucht. Wir haben weißes Gold entdeckt, Quecksilber gehärtet und, was weit mehr ist, wir haben Aberglauben bestritten, besiegt und dichte Dunkelheit zerstreut. Handwerker nähern sich gleich den Künstlern der Vollkommenheit, nützliche Kenntnisse keimen in allen Ständen. Aber Schöngeisterei und Empfindelei sind die Plagen unseres Zeitalters und zügellose Modesucht und übertriebener Prunk hemmt den allgemeinen Wohlstand. . . . Hier habt ihr eine getreue Schilderung unserer Zeit. Blickt nicht stolz auf uns herab, wenn ihr höher steht und weiter seht als wir; erkennet vielmehr aus dem gegebenen Gemälde, wie sehr wir mit Muth und Kraft euren Standort emporhoben und stützten. Thut für eure Nachkommenschaft ein Gleiches und seid glücklich!“

Erstes Buch.

Die Lehrjahre.

1759 — 1782.

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ocean!

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Die Ideale.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus.

Der Pilgrim.

Erstes Kapitel.

Die Heimat.

Altwirtemberg. — Die Schwaben. — Zur Geschichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies". — Kirche, Schule und Gelehrsamkeit.

„In Deutschland dürfte sich kaum eine Gegend finden, welche schöner wäre als das wirtemberger Land. Der Boden ist vortrefflich, das Klima mild und gesund, Berge, Thäler, Wiesen, Quellen und Wälder, alles höchst angenehm. Die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein ist wie das Land. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so anmuthig ist die Lage der Stadt."

So schrieb im Mai von 1519 Ulrich von Hutten aus dem bei Eßlingen aufgeschlagenen Feldlager des schwäbischen Bundesheeres, welches in Wirtemberg eingerückt war, um die Wegnahme der Bundesstadt Reutlingen an dem übelberathenen Herzog Ulrich zu rächen. Der berühmte Ritter, welcher den wider Erwarten rasch beendigten Kriegszug im Sinne eines Bluträchers für seinen von Ulrich erschlagenen Vetter Hanns mitmachte, war vollauf berechtigt, zwischen Wirtemberg und anderen deutschen Landschaften Vergleichungen anzustellen; denn schon hatte er das Vaterland bis zu den Ostseegegenden hinauf, nach Olmütz hinüber und nach Wien hinab durchwandert und konnte daher aus eigener Anschauung reden. Er hat auch kaum zu viel gesagt, denn, in Wahrheit, Altwirtemberg ist ein schönes Stück Erde. Die Bergwälle des Schwarzwaldes im Süden und Westen, der schwäbischen oder rauhen Alp im Osten, des welzheimer Waldes im Norden umgränzten das Herzogthum, welches aus den Umwälzungen der napoleonischen Zeit als ein Königreich hervorgegangen ist, so ziemlich mit Verdoppelung seines früheren Flächeninhalts. Der Neckar, aus dem tannendunkeln Schwarzwald hervorbrechend, zuerst in nordöstlicher Richtung am Fuß der kühngegipfelten Alp hinströmend, dann nach scharfer Abbeugung bei Plochingen in malerischen Windungen westnördlich ziehend, ist der Hauptfluß des Landes. Von der Neckarniederung laufen links und rechts in reizendem Wechsel Höhenzüge und

Thaleinschnitte aus, jene auf ihren Scheiteln Laub- und Nadelgehölz tragend und zahlreiche Quellen von kleinen Flüssen in die Thäler niedersendend, diese in saftigem Wiesengrün oder im goldenen Aehrenschmucke prangend. Da und dort schon am oberen, überall aber am unteren Laufe des Neckars siehst du die anmuthig geschwungenen Hügelhalden mit Rebenpflanzungen bedeckt. Zahlreiche kleine Städte, im Obstbaumschatten ruhende Dörfer, Weiler und Höfe bieten das Bild eines wohlbesiedelten Landes, welchem in Gestalt häufig vorkommender Burgruinen auch die Erinnerungszeichen „romantischer" Vergangenheit nicht fehlen.

Von ihren Stammesbrüdern im „Oberland" lange durch politische und, seit der Reformation, noch einschneidender durch religiöse Verhältnisse getrennt, machen die Altwirtemberger oder „Unterländer" ohne Frage einen begabtesten und eigenthümlichsten deutschen Volksstamm aus. Acker- und Weinbau, bei der unter ihnen außerordentlich vorgeschrittenen Güterzerstückelung mit beispiellosem Fleiße betrieben, bilden noch heutzutage die oft sehr schmale Grundlage ihres Daseins. Es sind zähe, beharrliche, an Arbeit und Entbehrung von Kindesbeinen an gewöhnte Menschen. Mit einem Stücke Brot und einem Kruge Cider ausgerüstet, geht der „Wingärter" (Weingärtner) frühmorgens an sein mühsäliges Tagewerk, von welchem erst der letzte Dämmerschein des Abends ihn abruft. Das Aeußere dieses arbeitsamen Geschlechtes stellt sich durchschnittlich nicht gerade vortheilhaft dar. Starker Knochenbau, mittelgroße, gedrungene, sehnige Leibesgestalt, flachsblondes Haar, blaßblaue Augen, — das ist altwirtembergischer Typus. Das Landvolk in der Regel frühzeitig allzusehr „zusammengeschafft", um schön sein zu können, in den Städten jedoch und überhaupt bei behaglicherer Existenz männliche und mehr noch weibliche Schönheit nicht selten. Die Frauen schlank, vollbusig, frischer Hautfarbe, und wenn nicht immer regelmäßiger, so doch häufig anmuthiger Gesichtsbildung. Bei beiden Geschlechtern bemerkt man im Benehmen etwas Lässiges, in der Haltung etwas Unbeholfenes, im Gange das, was wir Schwaben „latschig" nennen. Aber auch da, wo diese Mängel nicht durch höhere Bildung aufgehoben oder wenigstens gemildert sind, in den Augen ein Ausdruck zutraulicher Gutmüthigkeit, auf der Stirne ein Stral von Intelligenz und um den Mund ein Zug halbversteckter Schalkheit und Schelmerei, ohne welchen namentlich ein hübsches „Schwobamädle" gar kein solches wäre. Summa: knorrige, bei der ersten Begegnung und besonders gegen Fremde zurückhaltende und verstockte, mitunter ganz „viereckig" sich anstellende, aber strebsame, ausdauernde, tiefinnerliche, auf das Ernste und Tüchtige gerichtete Menschen. Reich ausgestattet mit Phantasie und Abstraktionskraft, sehr oft von einer starken Ader Humors durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenusse geneigt, heute grüblerisch bis zur Hypochondrie, morgen lustig bis zum Exceß, gemüthliche „Kneipbrüder" und finstere „Stündler", nicht selten dem kühnsten Idealismus leidenschaftlich zugewandt und doch auch wieder bedächtig, zaudernd, hochfliegendste Entwürfe mit unerbittlichster Kritik zersetzend, — so sind die Schwaben.

Altwirtemberg war, wie jedermann weiß, aus kleinen und dunkeln Anfängen allmälig zu einem Herzogthum des deutschen Reiches erwachsen. Wenn der Reisende heutzutage im stuttgarter Bahnhof den Dampfwagen besteigt, gelangt er auf dem südöstlichen Schienenwege längs des schönen Schloßparkes binnen wenigen Minuten

in einen Tunnel, welcher unter der königlichen Villa Rosenstein durch den Hügel gebohrt ist. Beim Hinausrollen aus dem finsteren Gewölbe auf die über den Strom gespannte Brücke geht ein Landschaftsbild von bezaubernder Anmuth vor seinen Blicken auf, das Neckarthal zwischen Kannstadt und Eßlingen. Mittelpunkt und Krone des ganzen Bildes ist der Rothe Berg, eine über dem Dorfe Untertürkheim aus dem reizenden Rebenhügelgelände vorspringende Kuppe, von welcher ein tempelförmiges Gebäude thalwärts schaut. Es ist das Mausoleum einer schönen, klugen und guten Frau, der Königin Katharina, deren Andenken in Wirtemberg zu den gesegnetsten gehört. An der Stelle, wo König Wilhelm der betrauerten Gemahlin dieses Denkmal erbaut hat, stand früher die Stammburg des alten Dynastengeschlechtes der Herren zu Wirtemberg und Beutelspach. Im 12. und 13. Jahrhundert finden wir sie als Grafen und vortretende Anhänger der Hohenstaufen, von deren preisgegebener Hinterlassenschaft sie sich dann einen reichen Antheil zu erwerben wußten. Der Hohenstaufenberg selbst bildete bis zu den großen Veränderungen, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts eintraten, Altwirtembergs Gränzmarke gegen die reichsstädtischen und reichsritterschaftlichen Gebiete in den oberen Thalschaften der Rems und Fils. Nachdem am Ende des 15. Jahrhunderts durch den trefflichen Eberhard im Bart das Haus Wirtemberg den Herzogshut überkommen hatte, wurde zur Reformationszeit das Land durch seinen im Exil nachdenklich gewordenen Herzog Ulrich zum Lutherthum hinübergeführt. Es blieb von da an ein Hauptsitz und eine Hauptstütze des lutherischen Bekenntnisses im südwestlichen Deutschland. Hier wie überall war dieses Bekenntniß im 17. Jahrhundert dogmatischer Erstarrung verfallen und so konnte es bei dem schwäbischen Bedürfniß gemüthlicher Anregung nicht fehlen, daß beim Aufkommen des Pietismus viele Gemüther von der Landeskirche sich abwandten und in allerlei Sektirerei religiöse Befriedigung suchten. Mochte diese jedoch in orthodoxer oder in pietistischer Form gesucht werden, immerhin trug das Leben Altwirtembergs eine vorschlagend religiöse Färbung und das theologische Studium blieb von allen gelehrten Disciplinen die am meisten gepflegte und geehrte.

Der verheerende Sturm des dreißigjährigen Krieges hat auch an Altwirtemberg seine volle Wuth ausgelassen. In diesen schrecklichen Drangsalen sanken 8 Städte, 45 Dörfer, 36,000 Häuser in Asche und verminderte sich die Bevölkerung von 400,000 Köpfen auf 48,000. Noch hatte sich das Land von den Nachwehen des ungeheuren Unglücks nicht erholt, als die Kriege Ludwig's XIV. neue Heimsuchungen brachten. Und das war noch nicht das Schlimmste. Denn mit dem 18. Jahrhundert begann auch für Wirtemberg die unheilvolle Wirkung, welche die Regierungs- und Hofhaltungsweise des genannten französischen Autokraten auf Deutschland übte, die Periode, wo jeder deutsche Fürst sein Versailles und seine Montespan haben wollte, die Periode, welche unter der Ueberschrift „die schweren Zeiten der Grävenitz“ ein düsterstes Kapitel der Geschichte von Altwirtemberg ausmacht. Damals fing die Französirung der vornehmen Kreise in Tracht, Sitte, Bildung und Sprache an. Zu dem bis dahin herrschend gewesenen steiflutherischen, aber ehrbaren und patriarchalischen Ton des Lebens kam jetzt der ganze Wust französischer Etikette, französischer Geziertheit und — französischer Sittenlosigkeit. Widerhaarigstes

stand da nebeneinander. Droben in den winkeligen Gassen der Universitätsstadt Tübingen stiegen, mittelalterlich bemantelt, in steifster Gravität lutherische Scholastiker umher; drunten durch die breiten, schnurgeraden Straßen von Ludwigsburg tänzelten in Alongeperücken und Bandrosenschuhen Nachbilder der versailler Hofherren, von Stickereien strotzend, von Bändern und Spitzen flatternd, bisamduftend, galante Arien aus italischen Opern trällernd.

Nachdem die Gewaltsamkeiten der Regierung von Eberhard Ludwigs Nachfolger Karl Alexander durch den plötzlichen Tod dieses Fürsten — dem als tragisches Nachspiel die Hinrichtung seines verhassten Ministers, des „Jud Süß“ folgte — ein Ende gefunden, gelangte nach kurzem vormundschaftlichen Interregnum Karl Eugen im Jahre 1744 als Sechszehnjähriger zum Regiment und das glühende Temperament des jungen Herzogs durchbrach bald die Schranken der weisen Lehren über Regentenpflichten, welche er aus dem Munde Friedrichs des Großen zu vernehmen Gelegenheit gehabt hatte. Es war in dem jungen Fürsten etwas von dem Stoffe zu einem großen Herrscher, ja vielleicht für Altwirtemberg nur zu viel; denn es mag billig angenommen werden, daß er an der Spitze eines großen Staates seine unzweifelhaft bedeutenden Gaben zu wohlthätiger Entfaltung gebracht hätte, während er als Herzog von Wirtemberg die erste Hälfte seiner Regierungszeit an den Versuch verlor, wenigstens im Stile eines größten Monarchen von damals zu leben. Beseelt von einem Machtgefühl, wie es souveräner nicht die Brust des vierzehnten Ludwigs geschwellt hatte, wollte der Herzog gewiß nicht ein allbekanntes Wort des Bourbon parodiren, sondern nur seine innerste Ueberzeugung kundgeben, als er eines Tages dem Sprecher einer Bürgerdeputation von Tübingen, welcher bescheiden an die Noth des Vaterlandes erinnert hatte, zuherrschte: „Was Vaterland? Das Vaterland bin ich!“ Daß dieses absolute Machtbewußtsein mit der altwirtembergischen Verfassung schlecht sich vertrug, versteht sich von selbst. Wenn aber gesagt werden muß, daß Karl in seinen Zerwürfnissen mit der aus den Prälaten (Generalsuperintendenten) und den Abgeordneten der Städte bestehenden Landesvertretung mit äußerster Willkür dreinfuhr, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß diese „Landschaft“ weit mehr nur eine oligarchische Familienkette als eine wirkliche Volksrepräsentation gewesen ist. Wie streng jedoch immer die Geschichte über Regiment und Lebensführung des Herzogs bis zum Jahre 1770 urtheilen mag und muß, gewiß ist, daß es selten einen populäreren Fürsten gegeben hat, als er war und noch ist. Ueberall, wohin man in Altwirtemberg den Fuß setzt, lebt das Andenken an Herzog Karl oder, landesmundartlich zu sprechen, an „Karl Herzich“ im Volke fort. Er ist dem Altwirtemberger, was der alte Fritz dem Altpreußen ist, eine halbmythische Figur, der Held von hundert Anekdoten. Alle seine Irrthümer und Fehler, alles Gewaltsame und Verletzende, was er selbst beging oder Höflinge, Soldaten und Beamte mit Herzen von Stein und Stirnen von Bronce, wie Montmartin und Rieger, Wittleder und Gegel, begehen ließ, alle Folgen seines Soldatenluxus und seiner Jagdlust, seiner zügellosen Sinnlichkeit und seiner Sucht, um jeden Preis zu glänzen, kurz, alle seine Ausschreitungen sind vergessen; aber von seiner Leutseligkeit und Zugänglichkeit, von seiner ungemein geschickten Art, sich zu



dem gemeinen Manne herabzulassen, von seinen Sentenzen und Scherzreden erzählt man sich noch immer in den Kunkelstuben. Zudem war er ein höchst stattlicher Mann, dessen feuriges Auge und männlich schönes Gesicht, dessen körperliche Rüstigkeit und frankes Auftreten der Menge imponirten, während seine Liebenswürdigkeit, wenn er liebenswürdig sein wollte, feinste Damen in Reifröcken und Stelzchenschuhen und barfüßige Bauernmädchen gleichermaßen bezauberte.

Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, war des Herzogs Hofhaltung die glänzendste in Deutschland und der herzogliche Bibliothekar Uriot hatte mittels im umständlichsten Kurialstil verfaßter Festbulletins („Descriptions“) dafür zu sorgen, daß Mit- und Nachwelt hierüber in keinem Zweifel sein könnten. Alles, was zum Hofe gehörte, war reich, prächtig, üppig. Zahllos die höhere und niedere Dienerschaft: es wimmelte da von Marschällen, Kammerherren, Jagdjunkern, Pagen, Lakaien, Heiduken, Mohren und Läufern. In mit Goldstickerei bedeckten, mit kostbarem Rauchwerk besetzten Uniformen zogen die Leibjäger auf, paradirten die Leibhusaren, thaten die Leibtrabanten ihren Dienst. Von einer zahlreichen Stalldienerschaft wurden im herzoglichen Marstall an sechshundert Pferde edler Zucht verpflegt. Ein wohlgerüstetes Waidgefolge begleitete mit englischen und dänischen Meuten den Gebieter zu seinen Festinjagden, wobei tausende von Hirschen, Wildschweinen und anderem Gewild erlegt wurden. Alles betrieb der Fürst in großem Maßstab. So seine Baulust, so sein Gefallen an Musik, Oper und Ballet. Er hatte zu Architekten einen Leger, Bilfinger, Retti und De la Guepière, er baute das neue Schloß zu Stuttgart, das Seehaus, die Solitude, Hohenheim. Guibal malte die Decken der Prachtschlösser, welche des Gebieters Wink plötzlich in Wald und Wildniß erstehen ließ, — Asyle ländlicher Zurückgezogenheit, wie er meinte, aber bald Sitze rauschender Feste. Eine Wolke vornehmer Gäste erschien dabei, Dutzende von Fürsten, Reichsgrafen und Edeldamen. Jagden, Bankette, hohes Spiel, „Wirthschaften“, venetianische Messen und Koncerte füllten die Festtage aus. Die Abende brachten theatralische Augenweide, Bälle, Illuminationen und Feuerwerke, welche Veronese, der „erste Pyrotechniker Europa's“, anfertigte. Das Opernhaus zu Ludwigsburg, nach damaligem Geschmack im Innern mit Spiegelglas bekleidet, war das größte in Deutschland. Künstler von europäischem Rufe, mit Gewährung jeder Forderung aus Italien und Frankreich verschrieben, waren da thätig. Jomelli führte den Taktstock, Noverre leitete das Ballet, in welchem Vestris auftrat, gnädig seine Zeit zwischen Paris und Stuttgart theilend. Aprile war Primuomo, die Masi Primadonna, Nardini, Lolli und Teller spielten Geige, Rodolfi blies das Horn, Plas die Hoboe. Wenn in den Prunkopern Schlachtscenen vorkamen, erschienen vier- bis fünfhundert Figuranten und ganze Schwadronen mit beschuhten Pferden auf der Bühne.

Abseits von diesem höfischen Glanz, in Kreisen, welche mit den hauptstädtischen nicht in allzunaher Berührung standen, ging inzwischen die altwirtembergische Lebensführung ihren herkömmlich einfachen und genügsamen Gang. Frucht-, Obst- und Weinbau bildeten die Nahrungsquellen der Bevölkerung. Industrie und Handel befanden sich noch im Zustande schüchterner Anfänge und Versuche. Die Stände waren auch im geselligen Verkehre schroff getrennt, der durchschnittlich arme und auf

Hofdienst angewiesene Adel vom Bürgerthum und dieses von der Bauerschaft. Das Beamtenthum — Altwirtemberg hieß das „Schreiberparadies", über welchem sich ein sehr exklusiver „Verwandtschaftshimmel" wölbte — bildete eine Welt für sich. Der barsche „Er-Stil" und eine weitschweifige, mit barbarischen Latinismen gespickte Kanzleisprache bezeichneten die weite Kluft zwischen Regierenden und Regierten. Durchschnittlich gering besoldet, suchten sich die öffentlichen Diener nicht selten durch Erlangung unrechtmäßiger Vortheile zu helfen. Die Landeskirche hielt sich streng innerhalb der Schranken lutherischer Rechtgläubigkeit und war in ein pedantisches Tabellenwesen verstrickt. Das ging mitunter bis zum absolut Lächerlichen. Unter dem Volke wucherte der Pietismus und verlieh seinem Dasein die Färbung düsterer Resignation. Für den Volksunterricht war übrigens seit der Reformation in Wirtemberg wenigstens so viel geschehen, daß auch auf dem Lande den Kindern die Möglichkeit offenstand, etwas lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Aber wie überall vor der großen pestalozzi'schen Reform, war auch hier das Volksschulwesen ein todter Mechanismus. In philologischer und theologischer Gelehrsamkeit hatten seit den Tagen des Reuchlin und Brenz die Wirtemberger einen guten Ruf. Das Gymnasium illustre in Stuttgart, die lutherischen Klosterschulen im Lande und die Universität Tübingen erzogen Scharen jener wohlbekannten „schwäbischen Magister", welche als Informatoren in alle Welt gingen. Aber dieses ganze altwirtembergisch-gelehrte Wesen hatte etwas klösterlich Enges, Befangenes, Gedrücktes, vermischt nicht selten mit einem Magisterdünkel, welcher neuen Ideen den Zutritt nur deßhalb wehrte, weil sie von auswärts kamen. Die aufstrebende vaterländische Literatur brach sich in Wirtemberg nur schwer und langsam Bahn; denn in gelehrten Kreisen wurde sie lange als bloße Spielerei über die Achsel angesehen, während von den höfischen Kreisen aus die französische Bildung gegen sie reagirte. Allerdings gab es zu Herzog Karls Zeiten auch in Wirtemberg Gelehrte, welche sich nicht damit begnügten, auf herkömmlichen Standpunkten theologische und juristische Quartanten zu schreiben, sondern für die geistige Bewegung des Jahrhunderts ein offenes Auge und einen regen Sinn zeigten; allein wie sich zu dieser Bewegung die Entscheidung gebenden Kreise verhielten, erhellt klar genug aus dem Umstand, daß gerade die erleuchtetsten Geister, welche bis zum Ende des Jahrhunderts aus dem Lande hervorgingen, in der Heimat keine Stätte der Wirksamkeit finden konnten.

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, Altwirtemberg, als in einem unbedeutenden Landstädtchen, unter dem Dach eines bürgerlichen Hauses, das mehr den Namen einer Hütte verdiente, der größte Genius geboren wurde, welchen Schwaben dem deutschen Vaterlande gegeben hat.

Zweites Kapitel.

Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Kodweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ostermontag. — Lorch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei ludwigsburger Figuren: Schubart und Zilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Konfirmation.

Eine starke Wegstunde unterhalb des Einflusses der Rems in den Neckar liegt am rechten Ufer desselben auf aufsteigendem Boden das Städtchen Marbach. Die Landschaft trägt ganz den früher berührten altwirtembergischen Charakter: sie ist weder großartig noch auch besonders malerisch, aber der stillgleitende Strom, das Wiesengrün der Thalsohle, die Rebenhügel mit den Obstbaumgruppen dazwischen verleihen ihr idyllische Anmuth. Marbach ist ein so echtes und gerechtes schwäbisches Landstädtchen, wie es nur eins geben kann. Die während des 15. Jahrhunderts im gothischen Stil schön erbaute Alexanderskirche, Ueberreste einer starken Ringmauer und ein wohlerhaltener mittelalterlicher Thorthurm bezeugen, daß die marbacher Kommune in früherer Zeit Anläufe genommen habe, wie sie seit den Kriegstrübsalen, welche im 17. Jahrhundert über den Ort ergingen, nicht mehr vorkamen. Was heutzutage die Städte zu Städten macht, die Theilnahme an der industriellen und kommerciellen Bewegung, fehlte dem durch die modernen Verkehrsmittel lange zur Seite geschobenen Marbach. Es war ein sogenanntes Bauernstädtchen, d. h. die Mehrzahl seiner Bewohner beschäftigte sich mit Landwirthschaft. Dem Fremden mag zunächst die Menge der Wirthshausschilder das Auffallendste sein. In der That, es ist dafür gesorgt, daß ein guter Theil des in der Umgebung gebauten Weines und Ciders in der Stadt selbst ausgeschenkt werde.

Aber der Reisende, welchen eine fromme Absicht hergeführt, wird die langgestreckte Hauptgasse — sie macht eigentlich das ganze Städtchen aus — rasch

durchmessen. Er beugt in südöstlicher Richtung in eine gegen die Kirche hinführende Nebengasse aus und gelangt auf einen freien Platz, wo ein Rohrbrunnen steht. Hier sieht er sich einem kleinen Hause mit Riegelwänden gegenüber, unter dessen linker Dachecke ein plumpes Bäckerschild vorspringt. Es stellt sich recht arm und niedrig dar, dieses Bäckerhäuschen, außen und innen. Ein kleiner verrauchter Vorplatz führt dicht von der Hausthüre zu einigen hölzernen Stufen, über welche hinweg du in die Stube gelangst. Bänke laufen längs der Wände hin, ein großer Kachelofen und ein plumper Tisch verengen den ohnehin knappen Raum. Die Stube sieht ganz bäurisch und gewöhnlich aus. Eine kleine schwarze Gipsbüste



in der Wandecke und ein kleiner Schrank mit etlichen Bänden, deren Titelschild ein erlauchter Name ziert, erinnern dich nur schwach daran, daß du auf geweihtem Boden stehest. Aber alledem zum Trotz und selbst der widerwärtigen Störniß durch eine Unzahl summender Fliegen ungeachtet fühlst du in dir eine Regung vom Kultus des Göttlichen im Menschenleben.

Denn in diesem Raume wurde am 10. November 1759 Friedrich Schiller geboren. Dort in der Ofenecke, wo jetzt eine große Bäckermulde steht, stand einst die Wiege des Dichters.

An den Umstand, daß in Schillers Geburtshaus noch jetzt das Bäckerhandwerk betrieben wird, knüpft sich zwanglos die Bemerkung, daß der Dichter auf väterlicher und mütterlicher Seite Bäcker zu Vorfahren hatte, obzwar Christophine Schiller, die älteste Schwester ihres großen Bruders, sonst eine sehr gescheide Frau, diesen bäckerlichen Stammbaum nicht ganz gelten lassen wollte. In ihren im Jahre 1845 niedergeschriebenen „Notizen über meine Familie" besteht sie darauf, daß ihr mütterlicher Großvater nicht Bäcker, sondern „Löwenwirth und Holz-Inspektor in Marbach" gewesen sei. Uns könnte das sehr gleichgiltig sein, wenn die biographische

Genauigkeit nicht verlangte, der vortrefflichen alten Dame eine Gedächtnißschwäche nachzuweisen. Diese nämlich, daß sie vergessen, wie in ihrem großväterlichen Hause zu Marbach das Gewerbe des Wirthes und Bäckers in eins zusammengefallen, was ja in schwäbischen Landstädten noch heute gäng und gäbe. Schillers Vater, Johann Kaspar Schiller, geboren am 27. Oktober 1723, war der Sohn des Bäckers und Schultheißen Johannes Schiller, welcher in dem großen, zwei Stunden nordwärts von dem alten Hohenstaufenstädtchen Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld wohnte, wohin des Dichters Urgroßvater von Großheppach im Remsthale gezogen war. Wenn auch nicht mit voller, so doch mit einiger Sicherheit läßt sich Schillers väterlicher Stammbaum bis in die Zeiten des Bauernkriegs hinauf verfolgen. In dem schönen, weinreichen Heimatthal mögen die Altvorderen des Dichters schon in den Tagen, wo der „arme Konrad“ gegen unerträglichen Feudaldruck die Fahne bäuerlicher Empörung erhob, schlichte und fleißige Winzer gewesen sein. Johann Kaspar Schiller verlor im Alter von zehn Jahren seinen Vater. Er wurde zu einem Chirurgen in die Lehre gethan, nahm, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Feldscherer Dienste in einem baierischen Husarenregiment, mit welchem er in den Niederlanden den östreichischen Erbfolgekrieg mitmachte, neben seinen wundärztlichen Pflichten gelegentlich auch die eines Unteroffiziers erfüllend. Nach dem Abschluß des Friedens von Aachen 1748 in die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in Marbach als Wundarzt nieder. Hier lernte er im Hause des Bäckers und Gastwirths zum Löwen, Georg Friedrich Kodweiß, dessen Tochter Elisabeth Dorothea kennen. Die Bekanntschaft gedieh zu gegenseitiger Neigung und im Jahre 1749 wurde das Paar Mann und Weib.

Des Sohnes Ruhm hat auch auf die Eltern einen verklärenden Schimmer zurückgeworfen; aber die poetische Ausstaffirung, welche man ihnen anthat, hält vor einer näheren Untersuchung nicht stand. Johann Kaspar und Elisabeth Dorothea Schiller waren redliche, brave, gute Menschen und auch nicht ohne geistige Strebsamkeit; allein das Bemühen, Andeutungen von Genialität in ihnen aufzuzeigen, ist ein eitles. Der Chirurgus Schiller war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlproportionirt, rüstig und lebhaft, verständigen Gesichtsausdruckes, etwas steifmilitärischer Haltung und nicht ohne einen Zug von Pedanterei um den Mund. Redlich bemüht, auch in späteren Jahren noch die Lücken seiner Bildung möglichst auszufüllen, entzog er sich den Einwirkungen der aufklärerischen Tendenzen jener Zeit nicht, ohne darum im Wesentlichen den religiösen Ueberzeugungen seiner Jugend untreu zu werden. Er hielt sein Lebenlang mit Entschiedenheit die Bräuche lutherischer Hausandacht fest, aber er war auch einsichtsvoll genug, dem großen Sohne nicht mit engherzigen Bekehrungsversuchen zur Last zu fallen. Ein Mann strenger Ordnung und Pflichterfüllung, gewann er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Achtung seiner Untergebenen im hohen Grade. Es muß bei all der Festigkeit, womit er auf sein hausväterliches Ansehen hielt, in seinem Gebaren etwas Tiefgemüthliches gewesen sein; denn Gattin und Kinder bezeugten ihm bis zuletzt nicht allein tiefe Ehrerbietung, sondern auch innigste Liebe. Zuweilen scheint sein vorwiegend praktisches Naturell eines höheren Aufschwungs fähig gewesen zu sein und es wäre möglich, daß er in einer solchen Stunde wirklich jenen Morgen-

psalm in Reimen verfasst hätte, welchen man später unter den Papieren seiner Gattin fand, mit der Bemerkung von ihrer Hand: „Dieses Gebet hat Papa selbst gemacht und alle Morgen gebetet“. Frau Elisabeth Dorothea war bei ihrer Verheiratung ein schlankes Mädchen mit hochblonden, ins Röthliche spielenden Haaren. Ohne schön zu sein, besaß sie eine edelgebildete Stirne, gewinnend milde Züge und seelenvolle Augen, deren Blick zu der lauteren Herzensgüte stimmte, welche in jungen und alten Tagen ihre Physionomie wohlthuend auszeichnete. Sanft und demüthig, hing sie mit Zärtlichkeit an den Ihrigen, ertrug stillgefasst die Prüfungen des Lebens und wartete ihrer Pflichten mit geräuschlosem Fleiß. Sie war keine Empfindlerin oder Schwärmerin, auch keine Musikerin oder gar Dichterin, zu was allem eine übelberathene Pietät sie hat machen wollen. Aber ihr religiöses Gefühl war tief, und wenn ihre Bildung über das Maß der Kenntnisse eines altwirtembergischen Bürgermädchens im Ganzen nicht hinwegragte, so wohnte ihr doch ein reger Sinn für die Natur, wie für das Schöne und Große in der Geschichte inne. In ihren knappzugemessenen Mußestunden las sie gerne, neben der Bibel die Gedichte von Gellert und Uz, auch Naturgeschichtliches und mit besonderer Vorliebe die Lebensbeschreibungen großer Männer.

Inbetracht der genügsamen bürgerlichen Verhältnisse von damals begann der Hausstand der Neuvermählten unter nicht ungünstigen Umständen. Der Bräutigam hatte als Junggesell sparsam gelebt und der marbacher Löwenwirth, welcher später verarmte, war zu jener Zeit noch ein Mann, der seiner Tochter etwas mitgeben konnte. So brachten die jungen Eheleute ein Vermögen von siebenhundert Gulden zusammen. Allein obgleich ihr Bund acht Jahre lang kinderlos blieb, mußte der Gatte bald bemerken, daß die Erträgnisse seiner Barbierstube und seiner wundärztlichen Praxis doch nur ein kümmerliches Auskommen böten. Gerade zur Zeit, als der siebenjährige Krieg ausbrach, scheint er sich verlangender als bisher nach einer Aenderung und Besserung seiner Lage umgesehen zu haben. Vielleicht auch ermunterte ihn das Beispiel seines Herzogs, den Krieg, wie dieser in Form eines Subsidienvertrags mit Frankreich im Großen, so für seine Person und mit Einsetzen seiner Person im Kleinen zu einer Erwerbsquelle zu machen. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß er es satt hatte, den Marbachern ihre Wochenbärte abzunehmen und den Marbacherinnen zur Ader zu lassen. Genug, er nahm wieder Militärdienste und erhielt ein Patent als Fähnrich und Adjutant im wirtembergischen Regiment Prinz Louis. Während er sich anschickte, mit demselben nach Böhmen zu rücken, gab Frau Elisabeth Dorothea ihrem Eheherrn im September 1757 das erste Kind, ein Töchterlein, welches den Namen Christophine erhielt. Bekanntlich haben sich der Herzog von Wirtemberg und seine Soldaten im Kampfe gegen den alten Fritz, wie der große Preußenkönig an den Beiwachtfeuern schon damals hieß, nicht eben hervorgethan, außer etwa in dem, was in der neueren und neuesten Kriegssprache euphemistisch das „Rückwärtskoncentriren“ genannt wird. Der Fähnrich Schiller indessen hatte Gelegenheit, seine vielfachen Gaben für seine Kameraden nutzbar zu machen, indem er neben dem Degen gelegentlich auch das chirurgische Besteck führte und außerdem, wo es noththat, den Dienst eines Feldkaplans versah.

Es war im Spätherbst 1759, als Schiller, zum Leutnant im Romann'schen



Infanterieregiment avancirt, in dem Uebungslager stand, welches, so lange die Soldatenlust des Herzogs währte, zu dieser Jahreszeit jedesmal auf dem Neckarplateau zwischen Ludwigsburg und Kannstadt aufgeschlagen war. Zufolge einer Ueberlieferung, welche anzuzweifeln kein Grund vorliegt, stattete Frau Elisabeth von ihrem elterlichen Hause in Marbach aus ihrem Gatten einen Besuch im Lager ab und wurde unter dem Dache seines Zeltes von den Vorwehen ihrer zweiten Niederkunft überfallen. Mit Noth konnte sie noch die kurze Strecke ins Elternhaus zurücklegen und wurde hier am 10. November von einem Knaben entbunden. Vielleicht dachte die Mutter lebhaft an jenen Lagerbesuch zurück, als sie später „Wallensteins Lager" las. Die Gefühle, welche den würdigen Vater bei der Geburt seines Sohnes bewegten, bezeugt schön dieser Schluß eines Aufsatzes von ihm: „Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir!"

Am 11. November 1759 wurde der Knabe getauft und zwar auf die Namen Johann Christoph Friedrich. Er war ein zartes Kind, welches von den Kinderkrankheiten viel zu leiden hatte. Besonders hart setzten ihm die Kinderkrämpfe zu, welche man in Schwaben mit dem Namen „Gichter" bezeichnet. Wie gemüthlich, war der Junge auch körperlich mehr nach der Mutter als nach dem Vater geartet. Von Frau Elisabeth hatte er den schlanken Körperbau, das röthlichblonde Haar, die breite Stirne und die sanftblickenden Blauaugen, welche, in jungen Jahren oft krankhaft afficirt, ein gutmüthig-schelmisches Blinzeln sich angewöhnten. Die robuste Gesundheit, das rüstige Wesen des Vaters fehlte dem Kinde; aber es hatte von demselben andere treffliche Anlagen überkommen, die sich später zu schönsten Charaktereigenschaften entwickelten.

Der kleine Fritz blieb mit der Mutter und Schwester im großväterlichen Hause zu Marbach, bis nach Abschluß des hubertsburger Friedens (1763) der Vater nach Wirtemberg zurückkam. Eine bleibende Stätte war aber der Familie Schiller noch nicht bereitet. Frau Elisabeth mußte ihrem Gatten nach Kannstadt folgen, wo er in Garnison stand, und von da bei der Verlegung seines Regiments nach Ludwigsburg. Jetzt begann auch die väterliche Einwirkung auf den Knaben und zwar war dieselbe nach der Sinnesweise des Vaters hauptsächlich eine religiöse. Schwester Christophine, in schwäbischer Abkürzung Phinele, welche mit gränzenloser Liebe an dem Bruder hing, hat, hochbetagt, aus dem Schacht ihres Gedächtnisses Erinnerungen heraufgeholt, wie sich der kleine Fritz bei dem patriarchalischen Hausgottesdienste der Familie benahm. Wenn der Vater, erzählt sie, aus der Bibel vorlas oder die Morgen- und Abendgebete sprach, „da war es ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehn eines Engelköpfchens". Christophine hat uns auch einen weiteren charakteristischen Zug aus ihren und ihres Bruders Kindertagen überliefert. Frau Elisabeth pflegte die sonntägliche Muße zu benutzen, um mit ihren Kindern von Ludwigsburg aus ins großväterliche Haus nach Marbach zu wandern. Auf einem solchen Gang an

einem frühlingsmilden Ostermontag erzählte die Mutter den Kindern die evangelische Geschichte, wie sich auf dem Wege der zwei Jünger nach Emmaus Jesus zu ihnen gesellte. Während der Erzählung waren die Drei auf den Gipfel der Anhöhe gelangt, wo der Weg ins Neckarthal abfällt, und, hingerissen von dem Zauber feiertäglicher Ruhe ringsher und wie inspirirt von dem Hauche der Andacht, welcher aus dem evangelischen Berichte sie anwehte, knieten Mutter und Kinder auf den Rasen nieder und beteten still.

Im Jahre 1765 ward Herr Johann Kaspar unter Verleihung des Hauptmannscharakters mit einer Mission betraut, welche gewiß seinen Wünschen nicht sehr entsprach. Er wurde kommandirt, als Werboffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd zu gehen, mit der Erlaubniß, in dem wirtembergischen Gränzflecken Lorch zu wohnen. Der Hauptmann nahm seine Familie dorthin mit und herbergte in dem Hause, welches mittels einer angebrachten Gedenktafel jetzt als das „Schillerhaus“ bezeichnet ist. Das langgestreckte Dorf liegt anderthalb Stunden unterhalb der genannten Stadt an der Rems. Durch tiefgrünen Wiesengrund schlängelt sich der Fluß. Tannenbewaldete Höhen schließen das Thal ein. Ostwärts vor dem Dorfe windet sich die Rems um den Fuß eines steilvorspringenden Hügels, der auf seinem breiten Rücken das alte Kloster Lorch trägt, welches mit vielem anderem aus der hohenstaufischen Verlassenschaft an das Haus Wirtemberg gekommen. Zur Zeit der Römerherrschaft im südlichen Deutschland stand hier ein Kastell, welches die Römerstraße durch den welzheimer Wald deckte. Die Hohenstaufen begabten das Kloster reichlich und machten die Klosterkirche zu ihrer Familiengruft. Doch ruht keiner der großen Kaiser und Könige des Hauses in derselben, wohl aber neben vielen Gliedern der Familie jene byzantinische Prinzessin Irene, Gemahlin des durch Otto von Wittelsbach ermordeten Königs Philipp, welcher der Schrecken und Gram über die Unthat das Herz brach. Auf der Nordseite des im Bauernkriege halbzerstörten Klosters breitet eine ungeheure, vielhundertjährige Linde ihre Aeste aus. Von der südlichen Ringmauer herab genießt man eines prächtigen Ausblickes auf das Remsthal und auf die kühngeformte Bergreihe des Albuch. Von dieser zweigen sich drei insolirte Kalksteinpyramiden ab, der Hohenstuifen, der Hohenrechberg und der Hohenstaufen, welche sich auf der Hochebene zwischen Rems- und Filsthal wie die Winkelpunkte eines unregelmäßigen Dreiecks gegenüberstehen. Es ist ein zugleich heimelig und romantisch gelegener Ort, dieses Lorch, und mit seiner Natur, seinen sagenhaften Ueberlieferungen und geschichtlichen Erinnerungen wohlgeeignet, in jungen begabten Menschen dichterische Stimmungen zu erregen. Wohl möglich daher, sogar wahrscheinlich, daß während seines Aufenthalts in Lorch den kleinen Fritz zum erstenmal jene ebenso unbestimmte als süße Träumerei und Traumbildnerei überkam, jener gaukelnde Instinkt des Schaffens und Gestaltens, welcher zu Dichtern Geborene schon mit Knabenaugen die Welt anders ansehen lehrt, als gewöhnliche Menschenkinder sie sehen.

In Lorch erhielt der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht und zwar durch den Pfarrer des Ortes, Philipp Ulrich Moser, welcher der Hausfreund der schiller'schen Familie wurde. Er hatte zum Mitschüler den Sohn des Pfarrherrn, Christoph Ferdinand Moser, mit welchem und der Schwester Christophine er gemein-

sam lesen, schreiben und die übrigen Anfangsgründe des Wissens lernte. Bald wurde auch zum Latein vorgeschritten. Der Lehrer war eifrig und streng, gewann sich aber doch die Zuneigung seines von Haus aus an ernste Zucht gewöhnten Zöglings. Was Fritzens Vorschritte im Lernen betrifft, so waren es keine ungewöhnlichen. Er ist überhaupt keines jener frühreifen Wunderkinder gewesen, deren ungesunde Treibhausentwicklung nur in seltensten Fällen die erregten Erwartungen erfüllt. Man weiß auch von keinen prickelnden Einfällen und vorzeitigen Genieblitzen aus seinen Kinderjahren oder, wo solche ein Biograph kritiklos dem andern nacherzählte, lassen sie sich unschwer auf die trübe Quelle Oemler'scher Phantasie zurückführen. Unzweifelhaft wahr dagegen ist die bekannte Erzählung Christophine's, daß ihr kleiner Bruder schon frühzeitig das Bedürfniß fühlte, den Vorstellungen, welche ihn bewegten, Worte zu verleihen, und bei der vorherrschenden Richtung, welche die schwäbische Bildung damals zur Theologie hatte und zum Theil noch jetzt hat, ging es ganz natürlich zu, daß Fritzle von der Mutter oder Schwester sich eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen ließ, auf einen Stuhl stieg und von dieser Kanzel herab eine Predigt hielt. Wie Kinder zu thun pflegen, nahm er die Sache sehr ernst und wurde unwillig, wenn jemand über seine Vorträge lachte. „Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele." Allerdings, nur darf man dabei zweierlei nicht vergessen: erstlich, daß Schiller vermöge seiner ganzen Geistesanlage weit mehr dazu berufen war, ein Prediger für die Menschheit als für die Kirche zu werden, und zweitens, daß die Symptome theologischer Neigungen in dem Knaben sicherlich von der Mutter und wohl auch vom Vater genährt wurden, theils aus frommem Sinn theils in Berücksichtigung des Umstandes, daß die im protestantischen Wirtemberg bestehenden Klosterschulen die Mittel boten, den Sohn ohne bedeutende Kosten zu einem geachteten Berufe heranzubilden.

Fritz hielt sich fleißig zur Schule und Kirche und seine unbegränzte Herzensgüte gewann ihm die Liebe aller, mit welchen er in Berührung kam. Das Leben im elterlichen Hause oder vielmehr Quartiere war einfach, sparsam, selbst dürftig, denn der Sold des Vaters blieb aus und die Familie mußte von den kleinen Ersparnissen früherer Jahre zehren. Doch herrschte Friede und Eintracht in diesem genügsamen Kreise. Kam der Vater von seinen Geschäftsgängen heim, so beschäftigte er sich viel mit den Kindern, erklärte ihnen die geschichtlichen Denkmäler der Gegend, erzählte ihnen vom großen Friedrich und schilderte, was er selbst vom Kriege und Lagerleben gesehen. In ihren Freistunden tummelten sich die Geschwister mit dem jungen Moser im Feld und Wald und machten weite Gänge in die Berge. Zu den drei Spielgenossen hatte sich noch ein vierter gesellt, der einige Jahre jüngere Karl Philipp Conz aus Lorch, welcher sich später in seinem Heimatland als Philolog und Poet bekannt machte und ein treuer Freund Schillers blieb. Waren die Kinder spielmüde, so saßen sie wohl mitsammen droben unter der uralten Klosterlinde, sahen in die schöne Landschaft hinaus, erzählten sich Geschichten und vertrauten einander, was sie alles im Leben werden und thun wollten.

Eindrücke und Anregungen ganz neuer Art mußte Fritz in der nahen Stadt Gmünd empfangen, wohin er mit Vater und Mutter nicht selten kam. Ich, der ich dieses schreibe, habe in meinen Schuljahren zu Gmünd einen Greis gekannt,

welcher, sobald in seiner Gegenwart vom Schiller die Rede war, aus der hypochondrischen Verdüsterung seines Alters aufglühte und dann schimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe mal vor dem Gasthaus zum Ritter St. Jörg am Marktplatz mit dem Fritzle Schiller Marbel gespielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein „merkwürdig seriöser Mann", drinnen im Hause seine Geschäfte abmachte. Es gab hier für einen streng im lutherischen Lehrbegriff erzogenen Knaben viel Ueberraschendes zu sehen und zu hören. Die alte Reichsstadt, sowie die an ihr kleines Gebiet angränzende Grafschaft Rechberg waren im Gegensatze zum wirtemberger Land der alten Konfession zugethan geblieben. Die Gmünder galten sogar weitum für ganz besonders eifrige Katholiken. Die Stadt zählte nicht weniger als vier Mönchsklöster und zwei Nonnenklöster. Aber ihre Einwohner, durch eine blühende Gold- und Silberindustrie und einen ausgebreiteten Handel in behaglichen Umständen, waren nicht nur sehr katholisch, sondern auch sehr lebenslustig. Daher begleitete ein ebenso glänzender als heiterer Pomp die zahlreichen religiösen Feste. Auf dem freien Platz bei der schönen gothischen Kathedralkirche war zu Ostern die weitläufige Mysterienbühne aufgeschlagen, auf welcher nach mittelalterlichem Brauche die Passionsgeschichte Christi tragirt wurde. Es ist aber kaum anzunehmen, daß bei Anschauung dieses Mysterienspiels der junge Schiller die ersten theatralischen Eindrücke erhalten habe, und zwar darum nicht, weil dem strengen Vater solches Spiel wie eine Profanirung von Heiligstem vorkommen und er deßhalb die Seinigen davon fernhalten mochte. Dagegen ist ausgemacht, daß Fritzle und Phinele häufig nach dem sogenannten Salvator oder Kalvarienberg bei Gmünd gingen, einem aus der katholischen Umgegend außerordentlich stark besuchten Wallfahrtsort. Eine Reihe von halboffenen Kapellen, in welchen die Leidenshistorie Jesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist, zieht sich die Anhöhe hinauf. Oben steht eine weitschichtige, zum Theil in den lebendigen Fels gehauene Kirche. An gewissen Festtagen war der Salvator, dessen Höhe eine reizende Fernsicht gewährt, das Ziel stattlicher Processionen, welche sich mit wehenden Fahnen, tönenden Hymnen und klingender Musik den Berg hinaufbewegten. Droben wurde im Freien gepredigt und hierauf in einer offenen Halle, wo die am Altar dienende Priesterschaft der versammelten Volksmasse sichtbar war, ein solennes Hochamt celebrirt. Weihrauchwolken wirbelten empor, Orgelklänge antworteten dem Meßgesang des Priesters und die dichtgedrängte Menge sank vor der erhobenen Monstranz auf die Kniee. Ich glaube keiner Willkürlichkeit mich schuldig zu machen, wenn ich annehme, daß auf den Anblick dieses Schauspiels, dessen der junge Schiller zu wiederholten malen genossen haben mag, die Keime jenes ästhetischen Interesses für das Poetische im katholischen Kult, von welchem im Gang nach dem Eisenhammer, in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans so beredsame Beweise gegeben sind, zurückzuführen sein dürften.

Den Hauptmann drängte es inzwischen um so mehr, von seinem unergiebigen Posten wegzukommen, als sich seine Familie zu Anfang des Jahres 1766 wieder um ein Töchterlein, Luise, vermehrt hatte. Er war außerdem vielleicht der ganzen Soldaterei und jedenfalls des Werbgeschäftes müde. Seine Herzensneigung ging auf die Landwirthschaft und zwar speciell auf die Obstzucht, deren theoretische und

praktische Seite er eifrigst kultivirte. Hierzu erhielt er Gelegenheit, als ihn auf eine nachdrückliche Vorstellung hin der Herzog 1768 endlich von Lorch abrief und zur Garnison von Ludwigsburg kommandirte. Der einförmige Garnisonsdienst genügte jedoch dem Thätigkeitstrieb des Mannes nicht. Er miethete in der Umgebung der Stadt ein Stück Land und legte auf demselben eine Baumschule an, deren treffliches Gedeihen bald auch die Aufmerksamkeit des Herzogs erregte, welcher bei allen seinen Fehlern doch schon damals ein Auge für Tüchtigkeit und Strebsamkeit hatte. Was den jungen Fritz angeht, so mochte er sich nur schwer und ungern von dem ihm liebgewordenen Lorch trennen. Wenigstens hat er in späterer Zeit gern und oft an das vom Hohenstaufen überragte Remsthal zurückgedacht. Auch seines dortigen Lehrers Moser erinnerte er sich mit dankbarer Pietät, wie das edle dem würdigen Pastor in den Räubern aufgerichtete Denkmal bezeugt.

Zunächst freilich mag das rauschende Leben, welches sich damals auf den breiten Straßen von Ludwigsburg entfaltete, die Erinnerung an das idyllische Lorch in dem Knaben zurückgedrängt haben. Die Stadt war zu dieser Zeit herzogliche Residenz, denn Karl hatte seine ewigen Händel mit der „Landschaft", die in Stuttgart tagte, diese Hauptstadt des Landes dadurch entgelten lassen wollen, daß er seinen glänzenden Hof nach Ludwigsburg verlegte. Wir haben diesen Glanz schon früher berührt und ist also hier nur zu sagen, daß die Scenen des Luxus und Prunkes, namentlich die phantastischen Aufzüge zur Karnevalszeit, die venetianischen Messen und dergleichen Schaustellungen mehr auf Fritzens lebhafte Phantasie bedeutend gewirkt haben müssen. Er sah auch — bei welcher Gelegenheit, ist nicht anzugeben — zum erstenmal eine theatralische Darstellung, eine jener italischen Prunkopern, welche mit der höchsten Verschwendung von Dekorations- und Maschineriekünsten über die Bretter des prächtigen Opernhauses gingen. Die Folgen blieben nicht aus. Der künftige Dramatiker regte sich in dem heranwachsenden Knaben. Pläne zu Trauerspielen gingen ihm durch den Kopf und auch zu Versuchen zur Ausführung derselben kam es, aber die Hauptsache blieb doch vorerst eine spielende Nachahmung des Gesehenen. Mit Beihilfe der treuen Christophine, welche ein hübsches Talent zum zeichnen und malen besaß, wurde ein Theaterchen zusammengepappt, wurden Figuren ausgeschnitten und so ward ein leidliches Puppenspiel zuwegegebracht, welches die Geschwister mitsammen agirten, vor einem Kreise von leeren Stühlen, welche die Zuschauerschaft vorstellen sollten.

Damals muß Fritz auf den Straßen von Ludwigsburg oft einem Manne begegnet sein, aus dessen schwelgerisch aufgedunsenem Gesicht unter einer prachtvollen Stirne hervor geistvolle Augen keck in die Welt blickten und der seinen modischen Anzug mit genialer Nachlässigkeit trug. Das war Christian Friedrich Daniel Schubart, der Poet und Musiker, welcher, nachdem er in dem Bergstädtchen Geißlingen den Schulmeisterbakel geführt und ein ehrsames Bürgermädchen geheiratet hatte, als Stadtorganist nach Ludwigsburg berufen worden war. Nicht zu seinem Glücke, denn das heiße Temperament des Mannes fand in der üppigen Residenz, wo ihn sein Witz und seine poetischen und musikalischen Gaben in den Kreisen vornehmer und niedriger Lebemänner beliebt machten, Gelegenheit zu zügelloser Entwickelung. Ludwigsburg war in jenen Tagen eine Stätte sittlicher Ver-

dorbenheit und die überwiegende Mehrzahl der dortigen Gesellschaft illustrirte recht klärlich das goldene Dichterwort von den schlimmen Einflüssen fürstlicher Ausschreitungen. Schubart schwamm lustig mit dem Strome. Nicht genug, daß er das Trinken bis zum Exceß trieb, er hielt sich auch eine Art von Maitresse. Einen schroffen Gegensatz zu dem leichtsinnigen Organisten bildete aber sein Vorgesetzter, der Special Zilling, seines Zelotismus halber vom Volke nur „der lutherische Pfaff“ genannt. Dieser Zilling ist eine recht typische Figur eines altwirtembergischen Hierarchen. Orthodox bis zur Bornirtheit, hielt er, wenigstens nach unten, mit solcher Gravität auf seine geistliche Würde, daß ihm sogar sein leiblicher Bruder, welchen der Zufall zu seinem Küster gemacht hatte, den Kirchenrock nicht ohne tiefe Verbeugungen umhängen durfte. Zwischen ihm und Schubart mußte es natürlich bald zu heftigen Reibungen kommen. Der leichtfertige Lebenswandel des Organisten bot dem Special begierig ergriffene Gelegenheit zu Denunciationen; allein er drang entscheidenden Ortes erst dann damit durch, als Schubarts unbezähmbarer Hang zu Spott und Satire über die zilling'sche Region hinaufgriff. Jetzt erhielt der Poet im Mai 1773 jenen bekannten Laufpaß, welcher eine so köstliche Probe altwirtembergischen Kanzleistils abgibt, und begann sofort seine publicistische Odyssee, welche vier Jahre später in der Kerkerhöhle auf Hohenasperg ein schreckliches Ende nehmen sollte.

Bei der Uebersiedelung der Eltern nach Ludwigsburg wurde Fritz ein Zögling der lateinischen Schule der Stadt, wo, da dieselbe wesentlich eine Vorbereitungsanstalt für die theologischen Klosterschulen war, hauptsächlich Latein, sowie die Anfangsgründe des Griechischen und Hebräischen gelehrt wurden. Der Magister Johann Friedrich Jahn, unter dessen Obhut Fritz hier kam, war weder mehr noch weniger Pedant als andere Magister von damals, und wenn er gerne mittels des Stockes seinen Schülern „der großen Römer Weisheit auf den Rücken malte“, so that er damit weder mehr noch weniger als andere Präceptoren auch. Gegen Ostern 1769 mußte Fritz nach Stuttgart wandern, um dort das Landexamen zu bestehen. „Landexamen“! furchtbares Wort, dessen Furchtbarkeit in ihrem ganzen Umfang nur ein altwirtembergisches Knabenherz ermessen kann. Die Einrichtung besteht meines Wissens noch heute. Alljährlich müssen die Zöglinge der niederen lateinischen Schulen, welche sich der Theologie widmen wollen, nach Stuttgart kommen, um sich von den Lehrern des dortigen Gymnasiums prüfen zu lassen, ob sie der Aufnahme in die klösterlichen „Seminarien“ würdig seien. Viermal, von 1769—72, hat der junge Schiller diese Prüfungen mit gutem Erfolge bestanden. Er war ein fleißiger Schüler, schon um dem strengen Vater genugzuthun. Nur mit der Religion haperte es, d. h. der mürrische Präceptor konnte es gar nicht begreifen, daß, während er in der Schule mit der ganzen trostlosen Trockenheit damaliger Katechetik dogmatische Langeweile trieb, der Fritz lieber unter der Bank heimlich geistliche Lieder von Luther und Gerhard las. Da wurde denn der Stock in Thätigkeit gesetzt und ohne weiteres der Schluß gezogen, es habe „der Knabe noch gar keinen Sinn für Religion“. Charakteristisch genug las Fritz zur nämlichen Zeit, wo dieser Ausspruch geschah, gerade mit besonderem Eifer die Psalmen und die Visionen und Orakel der Propheten. Von dem Genius, welcher in dem

Knaben schlummerte, hat keiner seiner ludwigsburger Lehrer auch nur die entfernteste Ahnung gehabt und man kann es ihnen auch kaum verdenken, eben weil dieser Genius noch ein schlummernder war. Fritz gehörte zwar zu den besten Zöglingen der Schule und that sich in den oberen Klassen, wo Ovid, Vergil und Horaz „traktirt“ wurden, namentlich im Latein hervor. Aber es muß gesagt werden, daß die lateinischen Distichen, welche er da verfertigte, den übriggebliebenen Proben nach zu urtheilen, den künftigen Dichter nicht errathen ließen. Sie erheben sich, sowohl Inhalt als Form betreffend, durchaus nicht über die Fläche derartiger Schulexercitien. Lebhaft erhielt sich unter seinen Schulkameraden die Erinnerung an seine Seelengüte und Liebenswürdigkeit. Die schwächeren seiner Mitschüler appellirten nie vergeblich an seine Gutmüthigkeit, den stärkeren imponirte sein furchtloser Sinn.

Das Jahr 1770 entzog dem Knaben das Glück des Familienlebens. Herzog Karl glaubte nämlich mit Grund, in dem Hauptmann Schiller den rechten Mann gefunden zu haben, die Aufsicht über die umfangreichen Gärten und Baumpflanzungen zu führen, welche um das prächtige, in den Jahren 1763—67 erbaute Lustschloß, die „Solitude“, her angelegt worden. Dorthin wurde Herr Johann Kaspar versetzt, bezog in einem der zahlreichen Nebengebäude des Schlosses eine Amtswohnung und verbrachte, später zum Rang eines Majors erhoben, in dieser neuen Stellung seine ganze übrige Lebenszeit. Frau Elisabeth gebar auf der Solitude 1777 ihr letztes Kind, Nanette oder, wie sie in den Briefen der Familie heißt, Nane. Der Vater soll bis zu seinem Tode nicht weniger als 60,000 Baumstämme gepflanzt haben. Auch trat er in seinem Fache als Schriftsteller auf, indem er 1795 das geschätzte Buch „Die Baumzucht im Großen“ herausgab. Fritz blieb, seinen Schulkursus zu beendigen, in Ludwigsburg zurück und wurde beim Präceptor Jahn in Wohnung und Kost gegeben. Das war ein schlimmer Tausch und unter der Zuchtruthe des wohlmeinenden und in seiner Art tüchtigen, aber griesgrämigen und nachsichtslosen Mannes verdüsterte sich das muntere Wesen des Knaben. Es konnte nicht an „Kollisionen“ zwischen ihm und dem Präceptor fehlen. Zum Glück hatte er unter seinen Schulkameraden zwei Herzensfreunde gefunden, Friedrich Wilhelm von Hoven und Immanuel Gottlieb Elwert, bei denen er, wie sie seine Knabenfreuden getheilt hatten, jetzt in seinen Knabenleiden Trost fand. Aber noch tröstlicher war es doch, wenn er sich der geliebten Mutter mittheilen konnte, und wie sehnsüchtig mag er stets dem Sonntag entgegengeharrt haben, wo er die schnurgerade, fast drei Stunden lange Allee, welche von der Stadt zur Solitude führte, hinaufeilen durfte, um droben die Liebe zu finden, wie nur eine Mutter sie geben kann.

Die gedrückte Stimmung, die sich während seiner zwei letzten ludwigsburger Schuljahre bei dem Knaben bemerklich machte, wurde gewiß eher vermehrt als gemindert durch den Umstand, daß er bei dem leidigen Zionswächter Zilling den Vorbereitungsunterricht zur Konfirmation ausstehen mußte. Der Special hat ihn auch am 1. Maisonntag 1772 „eingesegnet“. Es wird uns erzählt, daß am Vorabend dieses religiösen Aktes Schillers erstes Gedicht in deutschen Reimen entstanden sei. Denn die Mutter sei von der Solitude herabgekommen und habe

ihren Fritz müßig auf der Straße schlendernd getroffen, statt daß er daheim auf den morgigen Tag andächtig sich gesammelt hätte. Sie warf ihm diese Gleichgiltigkeit vor und, den Vorwurf zu entkräften, habe der Knabe seine Konfirmandengefühle noch an demselben Abend in einem lyrischen Erguß ausgesprochen. Die gute Frau Elisabeth wurde sicherlich besänftigt, als aber der Sohn am folgenden Tage sein Gedicht auch dem Vater zeigte, fragte ihn dieser nur mit Lächeln: „Bist du närrisch geworden, Fritz?“ Im Herbst sollte er in eine der niederen Klosterschulen eintreten, um daselbst in mönchischer Tracht und Zucht einen mehrjährigen Vorbereitungscursus zum theologischen Universitätsstudium durchzumachen. Bei Annäherung des entscheidenden Zeitpunktes verdoppelte Fritz seinen Fleiß. Ein strenger Examinator gab ihm das Zeugniß, „er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig.“ Der Knabe sollte aber das zunächst ihm gesteckte Ziel seines Eifers nicht erreichen. Es war anders beschlossen.

Wie sehr haben wir es zu beklagen, daß Schiller nie die nöthige Muße gefunden, uns mit eigener Hand den Entwickelungsgang seines Geistes zu zeichnen. Welch ein ganz anderes Bild würde uns dann schon seine Knabenzeit gewähren, über welche jetzt nur dürftige und abgerissene Notizen auf uns gekommen sind. Der Dichter scheint in der That einmal mit dem Gedanken sich getragen zu haben, seine Jugendgeschichte selber zu schreiben. Es war in der Zeit stiller Befriedigung in den ersten Tagen seiner Ehe, als er seinen Vater bat, ihm alles zu senden, was sich unter dessen Papieren von seinen frühesten Arbeiten etwa noch vorfinden möchte, weil ihn „diese Dinge jetzt interessirten und er sie zur Geschichte seines Geistes brauche“. Der Vater interessirte sich höchlich für den in diesen Worten angedeuteten Vorsatz, welcher leider unausgeführt blieb, und brachte in seiner vom 6. März 1790 datirten Antwort dem Sohne manchen Vorgang aus dessen Knabenzeit in Erinnerung. Der alte Herr schrieb: „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwickelungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen und sonach, im Diminutivo, jedes kleine Bächgen ein Neckerle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausfalle verglichen, weil Er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserem Quartier zur Sonne in Lorch, da man Ihm statt Mantels einen schwarzen Schurz und statt Ueberschlags ein Predigt-Lümpgen anthun müssen. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und so viel, als diese Umstände erlaubten. Wie Er Sein erstes Trauerspiel: „Die Christen“ in Seinem dreizehnten Jahre geschrieben; was für lateinische Distichen, Carmina, Epistolae etc. Er verfertiget; wie Er mit Hrn. Professor Jahn in Kollision gekommen; — doch das gehört mehr zu einer Lebens-Beschreibung und jetzo abstrahire ich.“ — Wichtig ist in diesem Schreiben die Erwähnung des Trauerspiels. Man ersieht daraus, daß Schiller wirklich schon im Knabenalter an die Gestaltung

tragischer Entwürfe gegangen, wie ich oben erwähnte. Auch zeigt der Brief, daß der Herr Hauptmann dem Sohne gegenüber entschieden an seiner väterlichen Autorität festhielt. Er hat seinen Fritz, als dieser schon ein berühmter Mann war, und bis zuletzt nie anders als mit „Er" angeredet. Er war ein kernhafter Altwirtemberger im besten Sinne des Wortes, dieser Soldat, welcher seinen Degen in das nützlichere Instrument eines Okulirmessers umgewandelt hatte.

Ein reizendes reichsstädtisches Idyll, so liegt die Jugendgeschichte Göthe's in „Wahrheit und Dichtung" vor uns. Schillern sollte es nicht so gut werden, eine solche Kinderzeit zu durchleben und sie später in behaglicher Rückerinnerung mit künstlerischer Anmuth zu beschreiben. Doch hier ist noch nicht der Ort, hervorzuheben, wie sehr seinem großen Freunde und Mitstrebenden gegenüber Göthe ein Glücklicher genannt werden muß.

Drittes Kapitel.

Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürstliche Beichte. — Schubarts Einkerkerung. — Genesis der Karlsschule. — Die militärische Pflanzschule auf der Solitude und Schillers Eintritt in dieselbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Jurist werden soll, seine Mitschüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schillers von der Jurisprudenz zur Medicin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauspieler. — Poetische Versuche und prosaische Hindernisse. — Ein gedruckter Erstling. — Bekanntschaft mit Rousseau, Ossian und Shakspeare. — Ein kaiserlicher Besuch. — Göthe in der Akademie.

Später als in vielen anderen deutschen Ländern erfolgte in Altwirtemberg die Wendung von der gedankenlosen Willkürherrschaft zu jener Regierungsweise, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „aufgeklärter Despotismus“ auftrat und als solcher in der „Einleitung“ charakterisirt worden ist. Aber doch erfolgte auch hier diese Wendung. Der helle Verstand, womit Herzog Karl begabt war, trat aus der vieljährigen Verdunkelung durch ein Leben voll Saus und Braus und die Schmeichlerkünste ehrvergessener Menschen mehr und mehr hervor. Freilich war die Besserung keine plötzliche und konnte es auch nicht sein. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft, man tritt die Gesetze nicht ungestraft mit Füßen. Die augenblicklichen Aufwallungen und Launen der Willkür verhärten sich gar zu leicht zu Gewohnheiten und das verfestigte Bewußtsein absoluter Machtvollkommenheit wird nur schwer dazu gebracht, anzuerkennen, daß auch andere Leute Rechte haben. Indessen mußte der Herzog einsehen, daß in der bisherigen Weise nicht mehr fortzufahren sei. Die Mittel waren schlechterdings nicht mehr zu erschwingen. Und dann, wie sehr auch die deutsche Reichsgewalt heruntergekommen war, in den Händen eines redlichen Mannes, wie Kaiser Joseph II. einer gewesen ist, erwies sie sich doch noch immer „kompetent“ genug, zu entscheiden, daß die Bewohner eines deutschen Reichslandes doch nicht so ganz nur eine Schar frohnender Knechte

seien. Genug, die wirtembergischen Stände hatten ihren Herzog gehäufter Verfassungsverletzungen halber beim Kaiser verklagt und nach langem Hin- und Herziehen der Sache kam, unter preußischer Vermittelung, zwischen Karl und der „Landschaft" 1770 jener Aussöhnungsvertrag zu stande, welcher unter dem Namen „Erbvergleich" in der Geschichte Wirtembergs bekannt ist und demzufolge der Fürst sich verpflichtete, fortan nach Verfassung und Gesetz zu regieren, das Land der übermäßigen Belastung zu entheben und jene schreienden Missbräuche abzustellen, welche die rächende Muse in „Kabale und Liebe" mit unauslöschlichen Flammenzügen verzeichnet hat.

Der gute Wille Karls mochte ein aufrichtiger sein, denn die Zeit hatte das Feuer seiner Leidenschaften gedämpft. Es fehlte auch, ihn nachdenklich zu stimmen, nicht an düsteren Erlebnissen, wie z. B. ein solches die Gefahr war, durch die Hand der eigenen, an den Fürsten Anselm von Thurn und Taxis vermählten Schwester vergiftet zu werden. Aber die Gewohnheit war stark und man darf mit Grund bezweifeln, daß die Bestimmungen des Erbvergleichs zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht um diese Zeit eine seltene Frau den heilsamsten Einfluß auf den Herzog zu üben begonnen hätte. Man mag über das Verhältniß Franziska's von Hohenheim zu Karl unter dem Gesichtspunkte strenger Moral urtheilen, wie man will, immer wird man zugeben müssen, daß dasselbe dem Lande zum Heile geworden. Franziska, nicht so sehr durch Schönheit als vielmehr durch Grazie in Haltung, Benehmen und Ausdrucksweise ausgezeichnet, war als armes Edelfräulein 1748 zu Adelmannsfelden bei Aalen geboren. Ihr Vater, ein Herr von Bernardin, hatte sie mit einem buckeligen, aber reichen Herrn von Leutrum verheiratet. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Herzog sie bei einer Adelsreunion zu Pforzheim kennen lernte und einen so außerordentlichen Eindruck von ihr empfing, daß er auf der Stelle seine Maßregeln traf, um in den Besitz der jungen Frau zu gelangen. Er ernannte den Herrn von Leutrum zu seinem Reisemarschall, was diesem die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszueilen, während seine Gemahlin die Reise in der herzoglichen Kutsche machte. Diese hielt vor dem Lustschloß La Favorite im ludwigsburger Parke, wo sich der Herzog mit der Dame verständigte. Einer munteren Sage zufolge, die, wahr oder erfunden, jedenfalls das Hofleben von damals kennzeichnet, habe sich der Herr Reisemarschall, während drunten in der Favorite seine Frau die Favorite Karls ward, droben im Stadtschloß im Gefühl seiner neuen Würde gebläht, ohne sich das Flüstern und Lächeln der Hofleute deuten zu können. Weil aber seine Anwesenheit unbequem geworden, habe ein gewiegter Kammerherr auf einen Wink Serenissimi dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit mitgetheilt, es sei in der Residenz ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, das auf der Herreise plötzlich in einen Hirsch von sechszehn Enden sich verwandelt hätte. Da endlich habe der arme Mann gemerkt, welche Stunde die Glocke geschlagen, und sei, ohne die entführte Gemahlin zu reklamiren, auf seine Güter abgereist.

In Franziska gewann der Herzog nicht allein eine Geliebte, sondern auch eine Freundin, die es verstand, ihren Liebhaber, wenn nicht ganz, so doch großen Theils auf eine bessere Bahn zu lenken. Ihr vorzugsweise ist die Umwandelung

des Fürsten zuzuschreiben. Die verfassungsmäßige Regierung wurde jetzt wenigstens annähernd eine Wahrheit. Die gröblichsten Uebelthäter und Quäler, wie Montmartin und Wittleder, erhielten ihre Entlassung und es wurden mit Eifer und Kenntniß vom Herzog Anstalten getroffen, dem erschöpften Lande aufzuhelfen. So durch Minderung des zerstörerischen Wildstandes, durch Verbesserung der Landwirthschaft, Veredelung des Weinbaues, Anlegung von Straßen und Wegen, Einführung einer Forstpolizei, Abstellung der kostspieligen Soldatenpracht, Unterstützung von Gewerben und neuen Industriezweigen. Franziska, den rauschenden Vergnügungen abgeneigt, insgeheim von einem brennenden Schamgefühl gequält, daß sie im besten Falle doch nur einen tiefsinnig shakspeare'schen Spruch bestätigte, und deßhalb die Zurückgezogenheit suchend, wußte auch dem Herzog Geschmack an ländlicher Stille beizubringen. So wurde jetzt das Schloß Hohenheim Hauptresidenz Karls. Er hatte es 1768 zu bauen angefangen, auf der Hochebene zwischen Stuttgart und Echterdingen, wo angesichts der Bergspitzen der schwäbischen Alp der Garbenhof gestanden. Anfangs war es nur auf den Bau eines Landhauses abgesehen gewesen, aber es ging auch hier, wie es mit der Solitude gegangen war. Hohenheim wurde ein Prachtpalast, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen mit allen den bizarren Spielereien der Hortikultur von damals. Aber das buntschimmernde Getümmel von Höflingen, Gästen, Künstlern und Soldaten, welches vormals die Wälder der Solitude mit Festgeräusch erfüllt hatte, zog nicht mit in Hohenheim ein. Der Herzog lebte hier nicht so fast auf fürstlichem, als vielmehr auf dem Fuß eines wohlhabenden Gutsbesitzers. Daher verödete Ludwigsburg, die Solitude entsprach jetzt mehr und mehr ihrem Namen und aus Stuttgart verschwanden die vornehmen Parasiten, die italischen Trillerschläger und Tänzerinnen, die französischen Virtuosen und Actrieen. Franziska lehrte den Herzog zum erstenmal in seinem Leben das Glück der Häuslichkeit kennen und er erwies sich dankbar dafür. Er ließ die Freundin, sein „Franzele", durch den kaiserlichen Hof zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen, vermählte sich nach dem Tode seiner Gemahlin mit ihr (1786) und erhob sie zuletzt förmlich zur Herzogin.

Unter dem sanften, aber dauernden Hausregimente dieser Frau scheint den alternden Fürsten beim Rückblick auf die Vergangenheit zuweilen eine Empfindung von Scham und Reue angewandelt zu haben. Hieraus erklärt sich die Entstehung jenes höchst eigenthümlichen Aktenstückes, welches Karl 1778 ausgehen ließ, damit es am 11. Februar, seinem fünfzigsten Geburtstag, von allen Kanzeln des Landes verlesen werde. Es war ein förmliches Sündenbekenntniß mit angehängter Reuebezeugung und dem schließlichen Versprechen an seine Unterthanen, daß „die Zukunft von nun an von ihm einzig zum Wohle derselben verwendet werden solle, so daß sie in ihrem Landesherren stets einen sorgenden, treuen Vater würden verehren können". So ganz streng und strikt wurde dieses feierliche Gelöbniß freilich nicht erfüllt. Es fehlte auch in der zweiten Hälfte von Karls Regierung nicht an starkem Missbrauch der Gewalt. Selbst von der früher im weitesten Umfange betriebenen Seelenverkäuferei konnte er nicht ganz abstehen und noch im Jahre 1786 wurden tausend Mann wirtembergischer Soldaten an die Holländer zum Dienst in den Kolonien „überlassen". Auch die an dem unglücklichen Schubart, der nicht einmal

ein Unterthan des Herzogs war, mit Anwendung schnöder List verübte Rache gehört hierher. Dieser Streich fand gerade ein Jahr vor Veröffentlichung des erwähnten Sündenbekenntnisses statt und Karls Zerknirschung ging keineswegs so weit, das schreiende Unrecht sofort gutzumachen. Schubart wurde von Ulm weg, wo er in reichsstädtischer Sicherheit seine „Deutsche Chronik“ schrieb, in den letzten Tagen des Januar 1777 durch einen wirtembergischen Beamten nach Blaubeuren gelockt, dort gefangen genommen und auf den Asperg geschleppt, wo er zehn volle Jahre ohne Verhör und Urtheil schmachtete. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu sagen, warum dieser Frevel an ihm begangen werde; zweifelsohne aber geschah es aus Rache, denn Schubart hatte sich in seiner Zeitschrift und mehr noch am Wirthshaustische misfällige Anspielungen auf den Herzog erlaubt. Der Herzog war selber auf den Asperg gekommen, um der Einkerkerung des unglücklichen Mannes zuzusehen. Franziska war mit ihm und dieser Umstand heftet eine dunkle Makel an den Charakter derselben. Die sonst so gutmüthige Frau scheint nicht die Kraft gehabt zu haben, zu vergessen, daß der arme Poet beim Weinglase nicht eben erbauliche Witze über ihr Verhältniß zum Herzog losgelassen und ihr den Spottnamen „Donna Schmergalina“ geschöpft hatte.

Karl konnte nicht stillsitzen. In dem Grade, in welchem seine Genußsucht nachließ, wuchs sein Thätigkeitstrieb. Auch jetzt noch sollte und mußte von ihm gesprochen werden, aber nicht mehr um solcher Großthaten willen, wie sie Uriot vordem in die Welt hinausposaunt hatte. Eine Liebhaberei mußte er haben, er mußte ein Steckenpferd tummeln und man könnte glauben, daß ein bloßer Zufall ihm gerade das pädagogische untergelegt habe, wüßte man nicht, daß die Erziehungslust mit zur Signatur der Zeit gehörte. Rousseau's „Emile“ war 1762 erschienen und hatte seine epochemachende Wirkung auch auf Deutschland ausgedehnt. Es ist freilich entschieden zu verneinen, daß die pädagogische Liebhaberei des Herzogs unmittelbar auf Rousseau zurückzuführen sei. Eine so autokratische Natur, wie die Karls, mußte sich, ganz wie die Friedrichs des Großen, von dem Demokratismus des berühmten Genfers nicht angezogen, sondern abgestoßen fühlen. Aber der pädagogische Trieb lag einmal in der Luft, er machte einen wesentlichen Theil des aufgeklärten Despotismus aus und traf außerdem bei Karl mit einer bedeutsamen Wendung seines Lebens zusammen. Es war seine Art, was er angriff, mit leidenschaftlichem Eifer anzugreifen und geringfügige Anfänge rasch zu großartigen Veranstaltungen zu erweitern. Die schulmeisterliche Färbung seines Wesens wurde binnen kurzer Zeit eine so schreiende, daß sie den Spott herausforderte. Aber als Schubart seinen bekannten Witzpfeil („Als Dionys von Syrakus — Aufhören muß — Tyrann zu sein — Da ward er ein Schulmeisterlein —“) auf den Herzog abschoß, da hätte er sich wohl nicht träumen lassen, daß der Verspottete zehn Jahre hindurch seine pädagogische Zuchtruthe über ihm schwingen würde. Es sieht nämlich ganz so aus, als wäre die Gefangenhaltung des Dichters, obzwar zunächst vom Rachegefühl eingegeben, von dem Herzog wie ein pädagogisches Experiment betrachtet worden. Das Experiment blieb denn auch nicht erfolglos: die Kerkerschule auf dem Asperg knickte den hochstrebenden Geist Schubarts und machte den Mann zum Heuchler und Hofpoeten. In Wielands Agathon hat man ebenfalls satirische Anspielungen

auf den Schulmeistertik Karls gefunden, aber Wieland entging wenigstens dem Unglück, mit demselben nähere Bekanntschaft zu machen. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß der eitle oder komische Anstrich, welchen des Herzogs pädagogischer Eifer nicht selten zeigte, uns nicht abhalten darf, anzuerkennen, daß Karl mit ganzer Seele bei der Sache war und daß er durch Gründung einer Anstalt, aus welcher ein ganze Reihe ausgezeichneter und ausgezeichnetster Männer der Kunst und Wissenschaft, sowie treffliche Generale und Staatsmänner hervorgegangen sind, Deutschland und der Welt einen großen Dienst erwiesen hat.

Die Anfänge der Anstalt waren so, daß nicht zu vermuthen stand, es würde sich daraus die berühmte Militär-Akademie entwickeln, welche, zur Zeit ihrer Blüthe mit Zöglingen aus der Heimat und Fremde angefüllt, endlich durch kaiserliches Diplom (datirt vom 22. December 1781) förmlich zur Hochschule erhoben wurde und zwar unter dem officiellen Titel: „Die Hohe Karlsschule“ oder „Karls-Hohe-Schule“. Der Herzog hatte 1770 auf der Solitude unter dem Namen „Militärisches Waisenhaus“ ein Erziehungs- und Wohlthätigkeitsinstitut gestiftet, bestimmt, arme Soldatenkinder aufzunehmen und dieselben zum Dienst in den herzoglichen Gärten und bei den herzoglichen Bauten heranzubilden. Die Leitung hatte der Hauptmann Seeger, ein wohlmeinender Mann, dessen Ein- und Umsicht aber mit militärischer Pedanterei stark verquickt war. Im Februar 1771 erhielt das Waisenhaus den Namen „Militär-Pflanzschule“ und zugleich ein erweitertes Reglement, wonach in dieser Anstalt nicht nur Soldatensöhne zu Handwerkern und „Artisten“, sondern auch „junge Kavaliers- und Offiziers-Knaben zu künftigen Ministerial-, Hof- und Kriegsdiensten gebildet werden sollten“. Demzufolge wurde das Lehr- und Aufsichtspersonal bedeutend vermehrt, es wurden Professoren für wissenschaftliche und künstlerische Disciplinen, sowie Fechtmeister, Stallmeister, Tanzlehrer und Exercirmeister angestellt. Schon 1771 zählte das Institut 361 Zöglinge, welche in 18 Zimmer und Säle „einrangirt“ waren.

In diese militärische Pflanzschule auf der Solitude trat zu Anfang des Jahres 1773 der vierzehnjährige Friedrich Schiller als Zögling ein, angethan mit „einem blauen Röcklein nebst Kamisol ohne Ermel“, im Besitze von fünfzehn Schulbüchern und einer Baarschaft von 43 Kreuzern. Er kam nicht freiwillig. Der Herzog, begierig, seine Pflanzschule möglichst rasch mit Pflänzlingen zu füllen, hatte in den Schulen Nachfragen nach fähigen Offizierssöhnen anstellen lassen. Fritz wurde ihm als ein solcher bezeichnet und der Fürst machte dem Hauptmann den, wie er meinte, höchst gnädigen Vorschlag, dessen Sohn in der Pflanzschule kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Diese Gnade war ein Befehl: hing doch die ganze Existenz der schiller'schen Familie unbedingt von dem Herzog ab. Damals mögen viele bittere Thränen aus Frau Elisabeths Augen geflossen sein; denn sie mußte ihren Herzenswunsch, den geliebten Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, einem Willen opfern, welcher keinen Widerspruch duldete. Daß Fritz selber den Eingriff in seinen Lebensplan schmerzlich empfand, ist gewiß; doppelt schmerzlich deßhalb, weil dadurch die Lieblingshoffnung der heißgeliebten Mutter scheitern ging. Herr Johann Kaspar, der sich ebenfalls gewöhnt hatte, in seinem Sohne den künftigen Geistlichen zu erblicken, mochte sich im Stillen grämen; aber

den Seinigen zeigte er ein strenges Gesicht und sprach davon, daß es eines Offiziers „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" sei, die Ordre seines Kriegsherrn zu pariren. Also keine Winkelzüge, kein Geseufze, kein Gegreine! Was sein muß, muß sein, und zudem, Serenissimus meint es ja so gut mit dem Jungen! . . . Es ist der Fluch der Willkür, daß sie selbst da, wo sie wohlthun will, Schmerzen bereitet. Einigen Trost mochte der betrübten Mutter der Umstand gewähren, daß ihr Fritz, welcher — so wollte es der Herzog — statt eines Predigers ein Jurist werden sollte, zunächst in ihrer Nähe, im Umkreise der Solitude lebte.

Verfolgt man die vom Rothenbildthor Stuttgarts aus den Hasenberg hinanführende Straße, so empfängt Einen auf der Höhe ein Buchenwald, durch welchen hin man binnen einer Stunde bequem dem berühmten Lustschloß zuschlendert. Es steht mit seinem Treppenvorbau und seiner schönen Kuppel jetzt recht still an dem Bergabhang, von welchem man über das weite Blachfeld hinweg zum Asperg hinübersieht. Nur Sonntags wird die herrschende Stille durch städtische Besucher für ein paar Stunden unterbrochen. Von den zahlreichen Nebengebäuden des Schlosses existiren nur noch wenige. Auch die Militär-Akademie — denn diesen Namen erhielt die Pflanzschule schon 1773 — ist verschwunden. Ebenso die Wunder damaliger Gartenkünste. Spuren derselben triffst du noch überall bei einer Wanderung durch die Umgebungen des Schlosses, und wenn du dich endlich ermüdet auf einer Rasenbank in einem verwilderten Boskett niederlässest, hast du vielleicht eine Stelle betreten, wo vor Zeiten Friedrich Schiller sein vierzehnjährig Herz in den Entzückungen des klopstock'schen Messias badete. Denn Klopstock war der große Liebling des werdenden Jünglings und der erhabene Idealismus dieses Dichters hat unstreitig auf seinen jungen Verehrer bedeutsame Wirkung gethan. Aber die Gelegenheit, auf einsamen Spaziergängen oder etwa in Gesellschaft seines Jugendkameraden Hoven, mit welchem Fritz in der Pflanzschule wieder zusammengetroffen, solchen poetischen Genüssen zu fröhnen, war keine häufige. Der Herr Major von Seeger, welcher dem Institut als Intendant vorgesetzt war, hielt streng auf das Reglement, das mit militärischer Pünktlichkeit eine Tagesordnung festsetzte, welche für „Allotria", wozu ja die vaterländische Literatur gerechnet wurde, nur spärlichsten Raum ließ. Fritz hatte genug zu thun, seine Vorbereitungsstudien zur Jurisprudenz vorschriftsmäßig zu treiben. Er vervollkomnte sich im Latein und beim Stiftungsfest der Akademie am 14. December 1773 erhielt er den ersten Preis in der griechischen Sprache, eine silberne Medaille mit dem Bilde des Herzogs, welcher so recht con amore sein pädagogisches Steckenpferd ritt. Er war fast täglich in der Akademie, wohnte den Lektionen und Prüfungen an, verkehrte traulich mit den Zöglingen, nannte sie seine Söhne, und wenn er mit seiner „Franzel" nach Stuttgart hinabfuhr, sah man die herzogliche Kutsche nicht selten außen und innen mit Pflanzschülern vollgefropft, welche zur Belohnung guter Aufführung diese Fahrten mitmachen durften.

Gewöhnliche Geister konnten einen so väterlich geübten Zwang, welcher übrigens auch häufig zum Stocke griff und mit verletzenden Strafmaßregeln dreinfuhr, unschwer sich gefallen lassen und in den Geleisen reglementarischer Studien gemächlich fortschlendern. Ebenso natürlich aber ist es, daß ein Jüngling, in

welchem der Genius sich zu regen begann, nur widerwillig in eine Existenz sich fand, welche zugleich die einer Kaserne und eines Klosters war. Wir wissen daher von bitteren Klagen, welche der junge Schiller in Briefen an Jugendfreunde ausstieß, die mit der größten Heimlichkeit geschrieben und an ihre Adressen geschmuggelt werden mußten. Doch waren solche trübe Stimmungen vorerst mehr nur vorübergehende als bleibende und es hatte sich des vulkanischen Feuers noch nicht genug in der Brust des Jünglings angesammelt, um schon jetzt auszubrechen. Wir besitzen ein merkwürdiges Dokument, aus welchem ersichtlich ist, in welchem Lichte Schiller während der ersten Jahre seines Aufenthalts in der Akademie seinen Mitschülern erschien. Es war nämlich vom Herzog angeordnet worden, daß die Zöglinge von Zeit zu Zeit Aufsätze an ihn einliefern sollten, in welchen sie sich selbst und ihre Mitzöglinge schilderten. Eine Zusammenstellung der Aeußerungen von 47 Akademisten über Schiller ergab in der Hauptsache folgendes Resultat: — „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch besonders Beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich, liest beständig Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr wie andere hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet seine Gaben nicht gut an".

Man sieht, dieses Bild ist ein ziemlich schwankendes. Aber drei Züge treten an demselben mit Bestimmtheit hervor: der gute Charakter des Jünglings, dann seine Kränklichkeit, welche, ach, die Qual seines ganzen Lebens werden sollte, und endlich der dichterische Instinkt, welcher sich noch während des Aufenthalts auf der Sotitude mehr und mehr zum Bewußtsein heraufbildete. Freilich äußerte sich der poetische Drang Schillers zunächst mehr nur empfangend und nachbildend denn schöpferisch. Klopstocks Messias gab ihm den Gedanken ein, den Mose zum Helden eines religiösen Epos zu wählen, die düstere Tragik von Gerstenbergs Ugolino, welchen er schon 1773 kennen lernte, regte ihn an, ein Trauerspiel, der Student von Nassau, zu versuchen, und Leisewitz's Julius von Tarent begeisterte ihn zu einer Nachahmung, welche den Titel Kosmus (oder Julian?) von Medici führte. Diese nachmals verschollenen Versuche fanden in dem engeren Freundeskreise, welcher sich um Schiller her gebildet hatte, beifällige Anerkennung, um so mehr, da Fritz die poetischen Anläufe seiner Freunde Hoven, Petersen und Scharffenstein ebenfalls schön fand. Der Abgott der strebsamen Jünglinge war Göthe, dessen Götz und Werther, eben erschienen, eine so unwiderstehliche Wirkung thaten, daß sich selbst die streng gehüteten Thore der Militär-Akademie auf der Solitude nicht vor diesen Werken eines Genius verschließen konnten, mit dessen Auftreten eine neue Epoche der deutschen Literatur anhob. Herzog Karl freilich, durch und durch ein Adept der französischen Bildung, war nicht geneigt, diesem neuen Ton Zutritt zu ge-

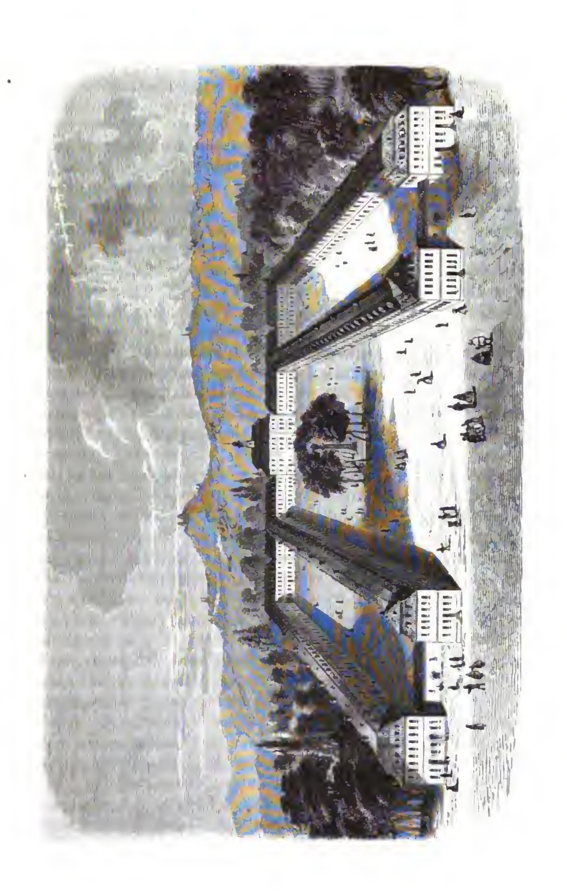
statten, auch vorausgesetzt, daß er denselben verstanden hätte. Oder verstand er ihn vielleicht nur allzugut? Ahnte er, daß die neue kraftgeniale Poesie einen Geist großzog, welcher allem Despotismus todfeindlich gesinnt war? Wenigstens that er sein Möglichstes, diesen Geist von seiner Akademie fernzuhalten. Mit welchem Erfolge, beweist, von Schiller ganz abgesehen, schon der Umstand, daß der alte Fürst ein Jahr vor seinem Tode, als er bei dem furchtbaren Gange, welchen die französische Revolution genommen, in seiner Akademie eine antirevolutionäre Warnungs- und Strafrede hielt, von den Karlsschülern förmlich ausgepfiffen wurde. Es muß die bitterste Kränkung gewesen sein, die er in seinem Leben erfahren. Er hat damals zur Antwort bloß einen stummen Blick kummervollen Vorwurfs auf die kecken Jünglinge geworfen und von da ab die Räume der Karlsschule nur noch selten betreten.

Auf unser vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten zurückzukommen, so ist zu sagen, daß man den jungen Leuten einige Selbstgefälligkeit bei gegenseitiger Anerkennung ihrer Versuche schon zu gute halten wird, wenn man bedenkt, daß sie Zeit und Gelegenheit zur Uebung in dichterischer Kunst einem unnachsichtigen und pedantischen Aufsichtspersonal förmlich ablisten mußten. Charakteristisch war dabei die frühzeitige Hinneigung Schillers zu großen oder wenigstens tragischen Stoffen, welche ihn jene träumerische Weichheit und Sentimentalität, wie sie dem ersten Jünglingsalter häufig eigen, verschmähen ließ. Als Scharffenstein in den Tagen seines Alters seine Erinnerungen an jene Zeit sammelte, machte er die treffende Bemerkung, die eigentliche Wurzel der erwachenden Poesie seines großen Freundes sei dessen Haß gegen den Zwang der Konvenienz gewesen, welchem er in der Akademie unterworfen war. Wenigstens in Versen wurde gegen einen Druck angekämpft, dessen Wucht gerade die begabteren Zöglinge doppelt fühlen mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, das Leben in der Akademie gab dem Genius Schillers für immer jene Richtung auf die Freiheit, welche auch Göthe als das große Merkmal der schiller'schen Dichtung anerkannt hat, indem er am 18. Januar von 1827 zum Doktor Eckermann sagte: „Durch alle Werke Schillers geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Daß nun diese physische Freiheit Schiller in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag theils in der Natur seines Geistes, größerntheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militär-Schule hatte leiden müssen. Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren".

Scharffenstein erzählt uns, daß Schiller eine Ode, in welcher er die freimüthige Festigkeit feierte, welche der Freund (Scharffenstein) bei Gelegenheit gegen den Intendanten bewiesen, für das beste seiner Erstlingsgedichte gehalten hätte. Den ernsten, auf das Tüchtige und Große gerichteten Sinn des Jünglings erkennt man auch aus seiner damaligen Lektüre. Er las mit Vorliebe die luther'sche Bibelüber-

setzung, welche auf die Bildung seines Stils bedeutenden Einfluß hatte, dann die Schriften von Lessing, Mendelssohn und Garve. Aber über alles ging ihm Plutarch, welcher die großen Gestalten des Alterthums an seiner Seele vorüberführte. Wenige Jahre später las in der Militärschule zu Brienne Napoleone Bonaparte den Plutarch mit der nämlichen Vorliebe, aber der junge Korse zog eine andere Nahrung daraus als der junge Schwabe. Während der griechische Rhetor diesen hellenische Humanität und römischen Republikanismus lehrte, begeisterte er jenen für die Idee des Cäsarismus.

Die Ausdehnung, welche die Militär-Akademie binnen wenigen Jahren gewonnen hatte, machte eine Erweiterung der Räumlichkeiten nöthig, in welchen die Anstalt untergebracht war. Der Herzog hatte schon 1772 den Plan zu einem großen neuen Gebäude entwerfen lassen und die feierliche Grundsteinlegung hatte auf der Solitude stattgefunden. Dabei blieb es aber; denn Karl beschloß, die Akademie nach Stuttgart zu verlegen, und zwar in die Kaserne hinter dem neuen Schlosse, welche zu diesem Zwecke zu einem großen vierflügeligen Hause umgebaut wurde. Das Gebäude trägt noch heutzutage den Namen Akademie: es breitet seine langen Fensterreihen, seine Korridore und Hofräume zwischen der sogenannten Planie, der Neckarstraße und dem Schloßpark aus. Man hatte zwar einiges Bedenken getragen, die jungen Leute den Gefahren der „verführerischen" Stadt — für eine solche galt Stuttgart damals — auszusetzen, aber man glaubte diesen Gefahren mittels einer Verschärfung der militärischen Disciplin und einer raffinirten Ueberwachung doch wohl die Spitze bieten zu können. Die festliche Uebersiedelung der Anstalt in die Hauptstadt erfolgte am 18. November 1775. Der Herzog wollte den Stuttgartern, welchen er durch Verlegung der Akademie keinen geringen Vortheil zuwandte, deutlich zeigen, wie sehr ihm das Institut am Herzen lag. Eine feierliche Einholung war angeordnet. Karl begab sich Vormittags, gefolgt von dem Korps der bürgerlichen Stadtreiter, den Hasenberg hinauf, auf dessen Höhe er die Akademisten erwartete. Geführt von ihren Offizieren, kamen sie in Paradeuniform von der Solitude herüber und defilirten vor dem Herzog, welcher sich zu Pferde an die Spitze des Zuges setzte und denselben die Steige hinab und im Parademarsch durch die Stadt führte. In dem von den Stuttgartern mit lautem Zuruf begrüßten Zuge marschirte auch der sechszehnjährige Schiller, aber der langhalsige Jüngling, dessen blasses Gesicht Sommersprossen bedeckten, muß nicht eben reizend ausgesehen haben in seiner hellblauen Aermelweste von Kommißtuch mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, weißtuchenen Hosen, in welchen unverhältnißmäßig lange Beine steckten, auf dem Kopfe einen kleinen Dreimaster, unter welchem an den Schläfen zwei mit Gips gekleisterte Papilloten hervorstanden, während hinten ein enormer falscher Zopf vom Nacken den Rücken hinabbaumelte. Beim Eintritt in die Akademie wurde der Herzog von den Professoren der Anstalt empfangen, worauf sich der Zug unter Trompeten- und Paukenschall nach der Akademiekirche bewegte. Der Prälat Faber hielt die Festpredigt, nach deren Beendigung der Herzog selbst die Zöglinge in ihre neue Behausung einführte und einem jeden seinen Platz anwies. Ein Bankett in dem großen Speisesal beschloß die Feier. Zugleich mit der Akademie wurde noch ein zweites Institut von der



Solitude nach Stuttgart verlegt und daselbst im alten Schlosse untergebracht, die unter dem Patronat der Gräfin von Hohenheim stehende „Ecole des Demoiselles“, in welcher Töchter adeliger Häuser für das vornehme Gesellschaftsleben und arme Bürgermädchen zur Ausübung der „Theatralkünste“ erzogen und gebildet wurden. Die Planie trennte die beiden Anstalten. Hüben regierte der Herr Intendant Seeger, drüben die Frau Intendantin Seeger.

Die Uebersiedelung der Akademie nach Stuttgart wurde wiederum zu einem Wendepunkt in Schillers Jugendleben und zwar nicht allein in örtlicher Beziehung. Er hatte während des ersten in der Akademie verbrachten Jahres alte Sprachen unter dem Professor Nast, Französisch unter Uriot, Geographie und Geschichte unter Schott, Mathematik unter Moll und Philosophie unter Abel studirt. An den letztgenannten, den populärsten Lehrer der Anstalt, hatte er sich innig angeschlossen. Im zweiten Jahre hatte er das Rechtsstudium zu betreiben angefangen, aber es in dem noch dazu von zwei entschiedenen Pedanten vorgetragenen spitzfindigen Formelwesen, welches damals Jurisprudenz hieß, nicht eben weit gebracht. Ja, er war hinter seinen Mitzöglingen so offenbar zurückgeblieben, daß die oben mitgetheilten ungünstigen Censuren hierin ihre Erklärung finden. Hoven, dessen Selbstbiographie manchen Lichtstral auf die Jugendgeschichte seines großen Freundes wirft, erzählt, einer der Rechtslehrer auf der Solitude hätte Schiller zuletzt geradezu für talentlos erklärt. Da sei aber der gerade anwesende Herzog, dessen psychologischer Blick tiefer ging als der des Kathedermannes, dazwischengetreten mit den Worten: „Laßt mir den da nur gewähren; aus dem wird was!“ Daß einen jungen Menschen, der bei äußerst lebhafter und reizbarer Phantasie in den unklaren Stimmungen und Strebungen der Entwicklungsperiode schwankte, instinktmäßig seiner wahren Bestimmung entgegenschritt und doch bei jedem Schritte von äußeren Verhältnissen gehemmt und zurückgehalten wurde, die Juristerei von damals nicht anziehen konnte, begreift sich leicht. Ebenso, daß er eine gebotene Gelegenheit, das unerquickliche Berufsstudium mit einem anderen zu vertauschen, gern ergriff. Der Herzog hatte bei Verlegung der Akademie nach Stuttgart derselben neben anderen Erweiterungen auch eine medicinische Fakultät beigefügt und unter den Zöglingen Umfrage halten lassen, welche von ihnen zum Studium der Arzneiwissenschaft geneigt wären. Unter den Sieben, welche sich zunächst meldeten, waren Schiller und Hoven, welche, im akademischen Stile zu sprechen, nur der Abscheu vor der Themis dem Aeskulap in die Arme trieb. Herr Johann Kaspar auf der Solitude droben murrte über diese abermalige „Umsattelung“ seines Fritz und brummte so etwas von den kostspieligen juristischen Büchern, welche vergeblich angeschafft worden seien; aber der Herzog, welcher nun einmal in seiner Akademie auch Mediciner haben wollte, billigte die Umsattelung vollkommen.

Der Rahmen der Militär-Akademie war jetzt ein so weitgespannter, daß innerhalb desselben Juristen, Verwaltungs- und Finanzbeamte, Mediciner, Offiziere, Kaufleute, Baukünstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Musiker, Schauspieler, Tänzer, Kunstgärtner, Jäger und Bereiter ihre Ausbildung finden konnten. Die ganze Organisation der Anstalt war bekanntlich eine streng militärische. Die Direktion hatte der Oberst Seeger, unter ihm kommandirten die

Majore Alberti und Wolff, sowie Aufseher verschiedener Grade, unter welchen der Leutnant Nieß sich hervorthat, eine Korporalsnatur höchster Potenz, zugleich der Schrecken der Akademisten und die Zielscheibe aller guten und schlechten Witze, welche von den jungen Leuten ausgeheckt wurden. Dieser Nieß witterte verpönte Bücher hinter wohlverschlossenen Schrankthüren, und wehe dem Jüngling, welcher der Sehnsucht seines Alters nach dem verbotenen Genuß einer Pfeife in einem entferntesten Winkel der Akademie nachgab. Der Nieß schnüffelte Raucher und sogar Schnupfer unerbittlich auf und hatte es bald herausgebracht, daß Schiller zu diesen beiden Klassen von Verbrechern gehörte. Die ordonnanzmäßige „Propreté“ des Leutnants stieß sich auch nicht wenig an der Lässigkeit, womit der Eleve Schiller sein Aeußeres behandelte und welche allerdings weit gegangen sein muß, denn wir haben allen Grund, anzunehmen, daß Herr Nieß keineswegs ohne Ursache eines Tages zu dem Eleven Schiller das historische Wort gesprochen habe: „Er ist ein Schweinpelz!“ Freilich ist es nicht unbegreiflich, daß eine schiller'sche Natur gerade durch die unausgesetzte Nöthigung zur „Propreté“, deren widerwärtigste Seite das ewige Zopfmachen und Frisiren war, wobei sich die Zöglinge gegenseitig helfen mußten, in das entgegengesetzte Extrem verfiel.

Die Akademisten waren in fünf Divisionen eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann kommandirt wurde. Die erste Division bildeten ausschließlich die „Kavalierssöhne“, welche unter anderen Vorrechten auch das besaßen, dem Herzog bei feierlichen Gelegenheiten die Hand küssen zu dürfen, während die Offizierssöhne und übrigen bürgerlichen Eleven ihre Huldigungsküsse einem Zipfel des herzoglichen Rockes aufdrücken mußten. Ueber diesen Unterschied, sowie überhaupt über die Zurücksetzung seiner „sehne“ gegenüber den adeligen Zöglingen hat sich einmal ein wirtembergischer Offizier bitterlich beschwert und am Schlusse seiner Zuschrift entrüstet ausgerufen: „Ein offizier hat die ehr und gehöret die ehre wie einem ödelmann, wo Kombt der adel anderst härr, alß von einem rechtschaffenen brafen meritirden offizier der in vorm feindt erworben hat?“ Jede Division hatte ihre besondere Tafel in dem großen Speisesal und ihren besonderen Schlafsal. Der Herzog hatte auch einen akademischen Orden „bene merentibus“ gestiftet und die damit Beliehenen, die „Chevaliers“, deren Zahl aber selten mehr als acht oder neun betrug, genossen ebenfalls einiger Privilegien, bekamen an ihrer eigenen runden Tafel bessere Gerichte und hatten ein eigenes Schlafzimmer. Trommelschlag und Kommandowort regelten alles. Auf Kommando wurde Toilette gemacht, wurden die Lektionen gehört, wurde studirt, gespeist, gebetet, schlafen gegangen. Der berühmte berliner Aufklärer Nikolai besuchte auf seiner im Jahre 1781 gemachten Reise durch Deutschland die Militär-Akademie und fand darin vieles „seltsam“. Er erzählt: „Es hatte ein seltsames Ansehen, wenn beim Mittagessen die Zöglinge ganz ernsthaft, in zwei Kolonnen, die Adeligen zur Rechten und die Bürgerlichen zur Linken, in den Speisesal hinein defilirten, ohne das Geringste von der Freude zu bezeugen, die Jünglingen beim Anblick der Speisen so natürlich ist. Sehr seltsam sah es aus, daß sie mit Rechtsum und Linksum Front gegen den Tisch machten und aufs Kommando zum Beten mit klatschendem Laute alle Hände sich zum Gebete falteten, daß nach beendigtem Gebete und entfalteten Händen jeder nach dem Tempo seinen

Stuhl ergriff und ihn mit so schnellem und egalem Geräusche rückte und sich darauf setzte, als wenn ein Bataillon das Gewehr abfeuert; ja ich glaube fast, sie fuhren auch nach dem Tempo mit dem Löffel in die Suppe.“ Da Nikolai die Art des Betens in der Akademie erwähnt, so will ich daran noch eine Notiz reihen. Jeden Sonntag wurden die Akademisten zum Gottesdienst in die Akademiekirche kommandirt, aber weiter wurde zur Weckung und Förderung des religiösen Sinnes nichts gethan. Auch die Religion wurde in der Akademie, wie so vieles andere, rein äußerlich und mechanisch behandelt. Man lese nur in der „Beschreibung der hohen Karlsschule“ (1783) die Vorschrift über Verrichtung des Tischgebetes: — „Hierauf wird die kommandirte ganze Wendung gegen die zwischen den Hauptthüren des Speisesals befindliche Kanzel gemacht, auf welcher das für die Akademie besonders verfaßte Morgen- und Abendgebet von dem Aufseher und das sowohl vor als nach dem Essen darauf folgende Vaterunser von den Zöglingen der dritten und vierten bürgerlichen Abtheilung, die hierin, wie die Aufseher, von Tag zu Tag abwechseln, mit lauter Stimme gebetet und von der ganzen Schule mit aufgehobenen Händen und einer feierlichen Stille nachgebetet wird; worauf sich alle nach einer neuen Wendung zu Tische setzen und essen.“ Das ging so das ganze Jahr hindurch, denn Ferien gab es in der Akademie keine. Spaziergänge im Freien wurden nur selten gemacht und dann immer unter strenger Aufsicht. Doch fehlte es den Akademisten nicht an Gelegenheit zur Bewegung, denn sie erhielten Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. In dem geräumigen Garten war jedem ein Beet zugetheilt, das er selbst bebaute, und auch Wasserbassins zur Uebung im Schwimmen waren da. Wunderlich machte es sich, wenn die älteren Eleven zuweilen Winters truppweise auf Maskenbälle („Redouten“) kommandirt wurden. Sie mußten dabei paarweise mit den Schülerinnen der Ecole des Demoiselles gehen und das linkische Benehmen der jungen Leute, die unter dem unausgesetzt über ihnen schwebenden Kommandostock in hölzerner Schüchternheit neben einander hergingen, erregte auf der Redoute immer große Heiterkeit. „Da kommen die Mönche und Nonnen!“ hieß es bei ihrem Erscheinen. Im übrigen wurden die Eleven vor Berührungen mit dem weiblichen Geschlechte sorgfältigst gehütet. Nur Müttern und unerwachsenen Schwestern war an bestimmten Tagen der Eintritt in die Akademie gestattet. Außerdem durfte vom gesammten Frauengeschlecht nur die Gräfin Franziska diese Räume betreten, wo in engem Bunde gelehrte Pedanterei und soldatischer Kamaschendienst ihre Herrschaft aufgeschlagen hatten. Es konnte nicht fehlen, daß sich viele Karlsschüler später der Erscheinung dieser anmuthigen Frau wie eines Sonnenstrals erinnerten, welcher tröstend und erheiternd in die dumpfe Kasernenwirthschaft fiel.

Der Herzog kam, wenn er in der Gegend war, viele Jahre hindurch fast täglich aus dem Schlosse herüber oder von Hohenheim herab. Die Akademie war jetzt seine Leidenschaft. Er untersuchte alles bis ins einzelne hinein, vertheilte Belohnungen und diktirte Strafen. Auf schwere Vergehen gegen die Disciplin und Subordination waren Stockprügel gesetzt. Die gewöhnliche Strafe war jedoch das „Kariren“, d. h. der Straffällige mußte beim Abendessen vor seinem umgekehrten Teller stehen und zusehen, während die anderen aßen. Eines Tages, als Herzog Karl nach Gewohnheit Strafurtheile sprechen wollte, begegnete ihm ein wunder-

lichstes Abenteuer. Der General Ludwig von Wolzogen — (er trat 1781 in die Karlsschule, während seine beiden älteren Brüder Wilhelm, nachmals der Schwager Schillers, und Karl Akademiegenossen unseres Dichters waren) — erzählt diese beste aller in der Anstalt passirten zahllosen Schnurren so: — „Der Herzog hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Eleve, wenn er etwas peccirt hatte, sich von seinem Klassenlehrer einen Zettel geben lassen mußte, worauf sein Vergehen verzeichnet stand. Diesen Zettel hatte der Unglückliche dann selbst dem Herzoge zu überreichen, um von ihm persönlich seine Strafe entgegenzunehmen. Nun war aber damals gerade ein junger durchtriebener Graf Nassau auf der Schule, dem die Zettel immer schockweise zufielen. Eines Freitags, da der Herzog am Arme der Gräfin Franziska von Hohenheim die Schule inspicirte und ihm Graf Nassau ein ganzes Körbchen solcher Strafzettel überreichte, fragte ihn der erstere zornig: „Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog und ich Graf Nassau wäre, was würde Er dann mit mir anfangen?“ Ohne sich im mindesten zu besinnen, ergriff Nassau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und erwiderte: „Ew. Durchlaucht, das würd' ich thun und sagen: komm, Franzel, lass' den dummen Jungen stehen!“ Der Herzog, frappirt von der Geistesgegenwart und Unverschämtheit des Schuldigen, hielt es fürs Beste, die Geschichte scherzhaft zu nehmen, und erließ ihm noch obendrein alle Strafe.“ Neben den großen Speisesal hatte sich Karl ein bekuppeltes Gemach mit korinthischen Säulen einrichten lassen, wo er oft mit seiner „Franzel“ Abendtafel hielt, zu welcher Beamte oder Professoren der Anstalt gezogen wurden. Mit den Zöglingen unterhielt er sich häufig, oft ganz gemüthlich und väterlich. Den vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen wohnte er vom Anfang bis zum Ende bei, mischte sich auch wohl schulmeisterlich darein, selbst auf die Gefahr hin, daß sein Mangel an Fachkenntnissen ihn arg blamirte. Der Fürst konnte das Glänzenwollen noch immer nicht lassen und daher mußte sich sein akademisches Steckenpferd nicht selten, namentlich vor fremden Gästen, zum wohldressirten Paraderoß aufputzen. So besonders am 14. December, dem Tage der Stiftungsfeier der Akademie, und an den Geburtsfesten des Herzogs und der Gräfin von Hohenheim. Da wurden Preise ausgetheilt, von Professoren und Eleven Festreden gehalten, deren adulatorischen Weihrauch der Fürst wohlgefällig einsog, und da wurden auch auf dem in der Akademie eingerichteten, unter Uriots Leitung stehenden Theater eigens zu diesen Festen gedichtete und von Zöglingen der Akademie in Musik gesetzte Festspiele aufgeführt, und zwar von den Akademisten selber in Gemeinschaft mit den Demoiselles der Ecole, welchen in diesen allegorischen Stücken die Rollen der Göttinnen und Nymphen zufielen, während die übrigen Frauenrollen wohl oder übel von Karlsschülern gespielt werden mußten. Natürlich bestand das Orchester ebenfalls aus Mitgliedern der Anstalt. Daß Schiller bei solchen Gelegenheiten wiederholt als Schauspieler aufgetreten, ist gewiß; nicht minder aber, daß er ein wahrhaft schrecklicher Schauspieler war, der sich in komische Rollen gar nicht zu finden wußte und in tragischen den Herodes so überherodisirte, daß er die Zuschauer viel mehr zum lachen als zum weinen brachte. Am ärgsten muß er es, dem Berichte des Augenzeugen Petersen zufolge, als Träger der Titelrolle von Göthe's Clavigo getrieben haben, welches Stück die Akademisten zur Feier

des herzoglichen Geburtstages am 11. Februar 1780 aufführten. In der großen Scene mit Beaumarchais sei Clavigo-Schiller wie besessen auf dem Stuhle herumgerutscht, so daß die Zuschauer lachend erwarteten, er würde herunterfallen. Dagegen scheint er als Festredner mehr Glück gemacht zu haben, obzwar er — dem Zeugnisse seiner Schwester Christophine zufolge — „keine Stimme hatte und ihm das Talent der Modulation fehlte“. Er wurde bei zwei Geburtsfesten der Gräfin von Hohenheim (1779—80) zu einem solchen bestellt und sprach das eine mal über das vom Herzog gegebene Thema: „Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ — das andere mal über das Thema: „Die Tugend, in ihren Folgen beleuchtet.“ Beide Reden sind voll von Bombast, durch welchen dann und wann ein rhetorischer Blitz zuckt, und beide laufen auf die Verherrlichung des Herzogs und der Gräfin hinaus. Zu ihrem Geburtsfest i. J. 1778 brachte Schiller im Namen der Akademie der Gräfin auch ein Huldigungsgedicht dar, in welchem sie, die damals eben doch nur die Maitresse en titre war, als „das Musterbild der Tugend“ gefeiert wurde. Zu einem der Geburtsfeste des Herzogs endlich schrieb Schiller ein kleines Vorspiel, betitelt „Der Jahrmarkt“, welches in der gewöhnlichen Weise von den Eleven aufgeführt wurde. Einer der Lebensbeschreiber des Dichters adoptirt in Beziehung auf diese jugendlichen Produkte den Satz einer Zeitschrift vom Jahr 1805, wo gesagt ist, es hätten diese Versuche schon den genialischen Kopf verrathen, „der mit Proteus' Zauberkraft sich in jede Form zu wandeln wußte“. Wir unsererseits können beim besten Willen wenig Genialität in diesen Sachen finden, wohl aber Spuren jener Verwirrung der sittlichen Begriffe, wie sie, von oben herab gepflanzt und ermuthigt, damals in Deutschland häufig genug war. Oder sollen wir auch den Nebenumstand in Anschlag bringen, daß sämmtliche Akademisten, wie uns einer derselben ausdrücklich bezeugt, in die Gräfin von Hohenheim „so zu sagen förmlich verliebt waren?“ Aber wenn auch, so bleibt immer die Thatsache stehen, daß der jugendliche Schiller zur gleichen Zeit in öffentlichen Lobpreisungen des Herzogs und der herzoglichen Geliebten sich erschöpfte, wo er im Geheimen schon an den Räubern dichtete, sein Genius also bereits sich gefunden hatte. Wollen wir damit einen Vorwurf aussprechen? Keineswegs. Wäre es doch eine große Thorheit, von einem neunzehnjährigen Jüngling zu fordern, daß er im Besitz einer fertigen Charakterbildung sei, und überdies erscheint uns Schiller in seiner Lobrednerrolle durchaus in der Lage eines Sklaven, welcher da weiß, daß er loben und huldigen muß, und deßhalb in einer Art von Verzweiflung lieber den Mund gleich recht vollnimmt.

Es wäre ungerecht, wollte man die den Akademisten gebotene Gelegenheit, als Mimen und Rhetoren öffentlich sich hervorzuthun, durchaus nur auf Herzog Karls Sucht, zu glänzen, zurückführen. Allein an den gelegentlich früher von einem ehemaligen Karlsschüler selbst hervorgehobenen Tadel der ganzen Anstalt, daß sie einseitig auf Stachelung des Ehrgeizes hingewirkt habe, ist hier doch zu erinnern. Welche Verlockung jugendlicher Gemüther zur Eitelkeit lag in allen diesen Schaustellungen! Zumal für Schiller, dem noch von anderer Seite her eine gute Meinung von sich selbst beigebracht wurde. Da waren die befreundeten Akademiegenossen — zu den schon früher genannten hatten sich in Stuttgart noch Zumsteeg,

Dannecker, Schlotterbeck, Heideloff, Haug und Kapf gesellt — welche den angehenden Poeten bewunderten. Da war ferner Balthasar Haug, der Vater des eben erwähnten Eleven, welcher an der Akademie schöne Wissenschaften und deutsche Stilistik docirte und, selber ein Stück Poet, eine Monatschrift, das „Schwäbische Magazin", herausgab, in welchem den schwäbischen Musen von damals Raum zur Aeußerung gegeben war. Es mochte dem Lehrerbewußtsein des Professors nicht wenig wohlthun, als er im 10. Stücke des Jahrgangs 1776 seiner Zeitschrift ein Gedicht von seinem Schüler Schiller, betitelt „Der Abend", abdrucken und darunter schreiben konnte: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von sechszehn Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum". So sah sich also der sechszehnjährige Knabe zum erstenmal gedruckt — wonnevolle Empfindung, wie sie eben nur ein werdender Autor kennt — und es steht zu vermuthen, daß das Blatt sofort nach der Solitude gewandert sei und dort der zärtlichen Mutter eine Freudenthräne, ja selbst dem strengen Herrn Hauptmann ein beifälliges Kopfnicken entlockt habe.

Dieses erste von Schiller gedruckte Gedicht ist eine Art Psalm, in welchem eine aus uz'schen und klopstock'schen Tönen gemischte Reminiscenz vorschlägt. Solche Anlehnung an hochgehaltene Vorbilder ist bei dem Alter, in welchem der Dichter stand, sehr begreiflich. Man weiß, daß die Erstlinge selbst größter Dichter wenig Originalität verrathen. Dante schrieb Canzonen im Stile der provençalischen und sicilischen Troubadours, bevor das Exil ihn zum Schöpfer der Göttlichen Komödie weihte, Shakspeare erging sich in der aus Italien nach England verpflanzten Concettilyrik seiner Zeitgenossen, bevor er in Romeo und Julie als er selbst auftrat, und auch blindeste Göthomanen werden kaum behaupten wollen, daß schon in der „Laune des Verliebten" oder in den „Mitschuldigen" der Dichter des Faust, der Iphigenie und Dorothea sich angekündigt habe. Zwei Stellen jedoch müssen in dem Gedicht, womit Schiller zuerst vor die Oeffentlichkeit getreten ist, als eigenthümlich betont werden, die, wo er Gott nicht um Macht und Reichthum, sondern um Gesänge bittet, und die Anfangsstrophe, in welcher man wohl mit Grund eine Andeutung der außerordentlichen Theilnahme erblickt hat, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner zu jener Zeit in allen jungen Herzen erregte. Die Zöglinge der Akademie schwärmten für Washington und Franklin, wenigstens die Mehrzahl; denn es gab unter ihnen auch Parteigänger der Engländer und so fand der große welthistorische Streit jenseits des Oceans in der streng soldatisch eingerichteten Lieblingsanstalt eines deutschen Fürsten sein kleines Spiegelbild. Es hätte müssen mit einem Wunder zugehen, wenn Schiller dieser Angelegenheit kein Interesse abgewonnen hätte. Mag sein, daß er, wie Petersen versichert, damals wenig Zeitungen las — sie waren auch darnach — allein schon der glühende Fluch, welchen er in dem Gedicht „Der Eroberer", das 1777 im Schwäbischen Magazin erschien, dem Despotismus zuschleuderte, verräth laut genug, daß der Jüngling das Wehen des Sturm- und Dranggeistes der Zeit zu fühlen angefangen hatte.

Wie sehr ihm aber dieser Geist die Seele schwellen mochte, seine in widerwärtigen Verhältnissen frühgeübte Kraft des Willens lehrte ihn eine Selbstbeherrschung, welche ihn nur selten mit der Disciplin der Akademie in Konflikt kommen

ließ. Im Kreise seiner poetischen und künstlerischen Freunde wich er einem Scherze nicht aus, versuchte sich mit denselben in dichterischen Kampfspielen, die nicht gerade immer auf dem saubersten Boden sich bewegten, und ließ manche versificirte Neckerei ausgehen. Sonst lebte er ernst und still vor sich hin. Viel in sich gekehrt, wie er war, schenkte er der äußeren Welt nicht jene geschmeidige Aufmerksamkeit, welche sie fordert, und diesem Umstand, verbunden mit dem etwas steifen Gange und der aufrechten Haltung des Jünglings, mag es zugeschrieben werden, daß er solchen, die ihm nicht näher standen, stolz erschien. Wie mir aber scheinen will muß etwas von dem „Stolzen und Großartigen“ in Haltung und Gang, welches sechsundvierzig Jahre später Göthe dem heimgegangenen Freunde nachrühmte, wohl schon in dieser Zeit hervorgetreten sein. Eine Frau, welche ihren Sohn in der Akademie besuchte und bei dieser Gelegenheit Schiller den Schlafsal hinunterschreiten sah, rief überrascht aus: „Sieh' doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Wirtemberg.“ Mitunter kam auch wohl die dichterische Begeisterung so wild und gewaltsam über ihn, daß er ihre Eingebungen unter wüthendem Auffahren, Zucken und Schnauben zu Papiere brachte, mit den Füßen den Boden stampfend. Einem Kranken, bei dem er im Krankenzimmer der Akademie wachte, erschien er in einem solchen Augenblicke wie ein Tobsüchtiger. Es kochte und stürmte damals aber auch heftig in der jungen Dichterbrust. Von seinem Berufsstudium nur nach der physiologischen und psychologischen Richtung hin angezogen, gab sich Schiller den Einwirkungen einer ziemlich bunten Lektüre mit Begierde hin. Voltaire's ätzender Spott stieß ihn ab, obwohl es nicht fehlen konnte, daß im Vorschritt seiner Bildung jene biblisch-klopstock'sche Gläubigkeit, welche noch das Gedicht „Der Abend“ geathmet hatte, mehr und mehr der Skepsis wich. Den süßen Rausch, womit Rousseau's Neue Heloise junge und unverdorbene Gemüther unwiderstehlich erfüllen muß, hat er redlich durchgekostet. Eine Zeit lang nahm ihn die melancholische Naturschwelgerei der Lieder Ossians gefangen, welche ihm Petersen und Hoven verdeutschten. Aus den kraftgenialischen Dramen Klingers sprach ihn eine verwandte Natur an. Aber am nachhaltigsten wirkte auf ihn die Bekanntschaft mit Shakspeare. Wie er sie machte, ist bekannt. Professor Abel, ein Mann von Geist, war gewohnt, in seinen Vorträgen philosophische Sätze durch Stellen aus Dichtern zu illustriren. So verdeutlichte er eines Tages seinen Zuhörern die Konflikte der Leidenschaften, indem er passende Züge aus Shakspeare's Othello nach Wielands Uebersetzung anführte. Schiller schaute hoch auf und wurde ganz Ohr. Nach beendigter Stunde erbat er sich von dem Professor das Buch und warf sich mit Feuereifer auf das Studium des großen Dichters. Von den ersten Eindrücken desselben auf sein Gefühl hat er später in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung klare Rechenschaft gegeben und es ist von nicht geringem Interesse, mit der betreffenden Aeußerung Schillers jene Stellen in Wilhelm Meisters Lehrjahren und im elften Buch von Wahrheit und Dichtung zusammenzuhalten, wo sich Göthe über die erste Wirkung Shakspeare's auf ihn ausläßt. Auf Göthe wirkte der Brite unmittelbar und allgewaltig wie eine ungeheure Naturerscheinung, Schiller dagegen mußte sich, um eine reine und große Wirkung zu empfangen, das Verständniß Shakspeare's erst philosophisch vermitteln.

Während in der angedeuteten Weise die Welt der Phantasie um den Jüngling her sich erweiterte, gingen auch in der Wirklichkeit eindrucksvolle Erscheinungen an ihm vorüber. Wenn Herzog Karl bezweckt hatte, die Augen der Welt auf seine Akademie zu lenken, so konnte er sich freuen, daß diese Absicht in Bälde vollauf erreicht wurde. Der Ruf der Anstalt ging weit. Nicht nur aus der Mehrzahl der europäischen Länder, sondern selbst aus Amerika und Ostindien kamen Zöglinge und aus dem In- und Auslande führte Theilnahme oder Neugier Besucher aus allen Ständen herbei. Gewiß war es erstere, welche den Besuch Kaiser Josephs II. veranlaßte. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein kam der edle Monarch auf seiner Reise nach Paris am 7. April 1777 in Stuttgart an, wo er mehrere Tage verweilte und mit seiner gewohnten Einfachheit und Unscheinbarkeit auftrat. Er wollte auch hier lernen und verbrachte daher fast seine ganze Zeit in der Akademie, welche ihm zeigen zu können der Herzog nicht wenig stolz war. Der Kaiser hörte am ersten Tag ein von den Eleven gegebenes Koncert und sah sich ihren Aufmarsch im großen Speisesal an. Am zweiten Tage besuchte er mehrere Vorlesungen in der Akademie, unterhielt sich in seiner schlichten und freundlichen Weise mit Professoren und Zöglingen und ließ sich Abends die Aufführung einer Oper durch Akademisten und Demoiselles der Ecole gefallen. Er hinterließ einen sehr günstigen Eindruck.

Aber mochte es auch für den Eleven Schiller kein geringes Ereigniß sein, zu sehen, wie das Haupt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, der, wenn auch nicht mehr der Macht, so doch immer noch dem Titel und der Würde nach höchste Potentat der Erde so menschlich frei und gut in seiner Nähe verkehrte, — dennoch darf angenommen werden, daß ein anderer Besuch, welcher anderthalb Jahre später in der Akademie eintraf, den jungen Dichter noch tiefer bewegt habe. Auf der Rückkehr von der „Geniereise“, welche Karl August von Weimar mit seinem Freunde Göthe im Herbste 1779 nach der Schweiz unternommen, wurde der stuttgarter Hof besucht und kamen die Reisenden noch gerade recht, das Stiftungsfest der Akademie am 14. December mitzubegehen. Nachdem Göthe und sein herzoglicher Freund der Morgenfeier in der Akademiekirche angewohnt und im Schlosse gespeist hatten, führte Herzog Karl seine Gäste Abends in den großen Sal der Akademie, wo die festliche Preisvertheilung stattfand. Draußen schlug die Trommel, Kommandoworte tönten, die beiden großen Pforten thaten sich auf und herein marschirten die Kolonnen der Eleven. Die leuchtenden Augen hunderter von Jünglingen, die sich am Götz begeistert, am Werther berauscht hatten, waren auf die lange Tafel am oberen Salende gerichtet, auf welcher die zu vertheilenden Preise lagen. Dort stand Herzog Karl, zu seiner Rechten der Herzog von Weimar, zu seiner Linken der Dichter mit der stattlichen Gestalt und den männlich-schönen Zügen, mit dunkeln Feueraugen das eigenthümliche Schauspiel betrachtend. Den jugendlichen Herzen mochte es wohlthun, zu bemerken, daß Herzog Karl wie seinen fürstlichen Gast so auch dessen Freund mit ausgezeichneter Artigkeit behandelte. Professor Konsbruch hielt die Festrede und der Eleve Hoven will bemerkt haben, daß darin eine Anspielung auf den Werther vorgekommen und Göthe darüber roth geworden sei. Als die Eleven, welche sich im abgelaufenen Schuljahr ausgezeichnet

hatten, zur Empfangnahme der Preise aufgerufen wurden, näherte sich auch Schiller der Tafel, denn er hatte sich Preise in zwei medicinischen und einem chirurgischen Fache verdient. Wie muß ihm das Herz gepocht haben, als er sich da dem berühmten, auch von ihm so sehr bewunderten und geliebten Dichter gegenübersah, welchen Fürsten wie einen ihres Gleichen behandelten! Ob Göthe damals den hochaufgeschossenen Jüngling beachtete? Schwerlich. Ging er doch, wie wir sehen werden, bei einer zweiten, viel näheren Begegnung theilnahmelos an ihm vorüber und noch mußten nachher Jahre vergehen, bevor die beiden größten Geister ihres Landes in Freundschaft sich zusammenfanden.

Aber hier unterbrechen wir für eine Weile die Fortführung der Jugendgeschichte Schillers; denn es scheint mir passend, an die Erscheinung des Chorführers der Sturm- und Drangzeit unserer Literatur in der Militär-Akademie eine Schilderung dieser denkwürdigen, in das deutsche Kulturleben so tief eingreifenden Epoche zu knüpfen.

Viertes Kapitel.

Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung desselben. — Teutonischer Patriotismus, sittlicher Rigorismus und sentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländische Dichtergenossenschaft. — Herder. — Shakspeare in Deutschland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Göthe. — Merck. — Lavater. — „Geniereisen." — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf." — Herzog Karl August und Herzogin Luise. — Der weimarer Kreis. — Kraftgeniestil. — Gäste. — Das „Wüthen". — Theatralische Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirthschaft.

Während der junge Schiller in Ludwigsburg auf der Schulbank saß und dann auf der Solitude und zu Stuttgart in der akademischen Klausur seinen Studien oblag oder unsicheren Schrittes die ersten Gänge in der Welt der Phantasie versuchte, hatte sich draußen in Deutschland eine literarische Revolution vollzogen, welche vielfach auch auf das sociale Gebiet herüberspielte und überhaupt in ganz unverhältnißmäßig höherem Grade, als es bis dahin der Fall gewesen, Literatur und Leben in Wechselbeziehung und Wechselwirkung setzte. Man ist übereingekommen, die Helden dieser tumultuarischen Bewegungen unter dem Gesammtnamen der „Stürmer und Dränger" oder auch der „Kraftgenies" zu begreifen, und es ist die erstere Bezeichnung von ihnen selbst, die letztere von ihren Gegnern aufgebracht worden. So ein Kollektivname verleitet aber leicht zu Mißverständnissen, und wenn auch wahr ist, daß sämmtlichen Stürmern und Drängern die mehr oder weniger ungestüme, mehr oder weniger rücksichtslose Fehdelust gegen alles Aus- und Abgelebte, Greisenhafte, Unzulängliche und Verrottete in Kunst und Wissenschaft, Dichtung und Wirklichkeit, Staat, Kirche und Gesellschaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturmlaufen gegen religiöse, sociale und literarische Beschränktheit, gegen Kastenwesen und Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in Denkweise, Sitte und Tracht, als das gemeinsame Merkmal zukommt, so muß doch

betont werden, daß innerhalb der „Partei der Zukunft" von damals sehr bedeutende Unterschiede und Farbennuancen vorkamen, daß man weder über den schließlich zu erreichenden Zweck noch über die anzuwendenden Mittel einig war und daß daher die einen den Bruch mit der Vergangenheit principiell, die andern nur formell verstanden wissen wollten. Die verschiedenen Ursachen und Anregungen, deren Zusammenwirken den Anstoß zu der in Rede stehenden Bewegung gab, habe ich in der Einleitung zu meinem Buche ausreichend dargelegt, darf also, dorthin zurückweisend, hier der Wiederholung mich enthalten und kann sogleich an die drei Gruppen oder Kreise herantreten, in welchen hauptsächlich das Thun und Treiben der Original- und Kraftgenies sich sammelte. Demnach werden wir zunächst den göttinger Hainbund ins Auge fassen, dann von der Dichtergenossenschaft reden, welche sich in den Rhein- und Maingegenden um ihren Mittelpunkt Göthe zusammenthat, und uns endlich die „Geniewirthschaft" mitansehen, welche einige Jahre hindurch am weimarer Musenhof sauste und brauste.

An der Universität Göttingen, einem Hauptsitze der deutschen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, hatte sich zu Anfang der siebziger Jahre ein Kreis von strebsamen Männern und Jünglingen zusammengefunden, welche von der aufgeregten Zeitstimmung alle mehr oder weniger tief ergriffen waren: Voß, Hölty, Miller, Wehrs, Ewald, Hahn, die beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg, Esmarch, Clauswitz, Closen, Cramer, Klöntrup, Bürger. Die Rolle eines Mentors hatte in diesem Kreise der empfängliche, aber bedächtigte Boie, welcher 1770 den göttinger Musenalmanach gründete als einen Sammelplatz für junge Poeten. Auch Leisewitz, der Dichter des Julius von Tarent, stand dem göttinger Kreise nahe und ebenso Claudius, unter dem Namen des wandsbecker Boten vielgenannt, ein Sänger von Liedern, deren Schönheit selbst ihre mitunterlaufende pietistische Verdüsterung kaum beeinträchtigen kann. Die Poesie des Alterthums, mehr aber noch die englische Literatur, so eben durch die Percy'sche Sammlung alter Balladen und durch den Macpherson'schen Ossian, diese keckste und zugleich genialste aller literarischen Fälschungen, aufgefrischt, wirkten bedeutend auf die Göttinger ein. Am allermeisten aber that dies Klopstock, der Abgott dieser Jünglinge, welche die geschworenen Feinde der wieland'schen Richtung waren, die um diese Zeit durch die Nikolay (nicht zu verwechseln mit dem Aufklärer Nikolai) und Meißner zu langweiliger Breite sich fortspann, um in Alxinger zur Plattheit und in Blumauer zur baaren Gemeinheit abzusinken. Das weitaus echteste Dichtertalent der ganzen Genossenschaft war ohne Frage Bürger, zu frühe und nicht ganz ohne eigene Schuld vom Wirbel unglücklicher Verhältnisse verschlungen, als daß es ihm vergönnt gewesen wäre, das Gold seiner Poesie von ihren Schlacken reinzuschmelzen, aber bei alledem als urkräftiger Balladenmeister in die Entwickelung unserer Literatur schöpferisch eingreifend. Auch in Bürger wühlte der Sturm und Drang jener nach neuen Lebensformen unsicher tastenden Zeit heftig genug, aber er war doch lange nicht hinreichend schwärmerisch, die Illusion seiner Freunde zu theilen, das Poetische würde sich in Form seines Dichterbundes auch social verwirklichen lassen. Der Hauptträger dieser Idee war Voß, nachmals durch Verdeutschung des Homer um die deutsche Kultur so hochverdient und bis zu seinem Tode ein unerschütterlich thatkräftiger Kämpe

für Vernunft und Recht, ein Mann, ein Charakter, wie es deren in unserer Literatur nicht allzu viele gibt. Von Kindheit auf hatte er die Mittel seiner Bildung der Entbehrung abgerungen und es bewegt einem das Herz, zu sehen, welche Reinheit und Weichheit des Gefühls, welchen hochfliegenden Idealismus unter allem Druck frühzeitiger Sorgen der Jüngling sich bewahrte. Selbst da, wo diese Hingabe an das Ideal in kindliche Schwärmerei, ja mitunter selbst in thränenselige Sentimentalität sich verliert, ist sie immer noch achtungswerth, wenigstens verglichen mit dem bronceſtirnigen Materialismus unserer Tage, und wenn andererseits der ebenso vage als überstiegene Teutonismus, welchem wir in dem göttinger Kreise begegnen, nicht selten ein Lächeln auf unsere Lippen rufen muß, so ist darob doch nicht zu vergessen, daß es in dem erniedrigten Deutschland von damals nichts Kleines war, sich als Deutscher zu fühlen und auszusprechen. Endlich ist in dem Treiben der Göttinger ein idyllischer Zug, der jeden anmuthen muß, welchem in dem Geräusch und Raffinement von heute der Sinn für Naturfreude und Einfachheit in Führung des Lebens noch nicht abhanden kam.

Voll der Begeisterung für Freundschaft, Freiheit und Vaterland, welche die Poesie Klopstocks in ihm angefacht hatte, war Voß nach Göttingen gekommen, um seine Studien fortzusetzen, und bald sammelten sich um ihn und Boie die schon oben Genannten, welche alle mehr oder weniger Dichter waren oder sich wenigstens dafür hielten. Denn es mag gleich hier gesagt werden, daß die poetischen Resultate des Hainbundes, wenn wir die Gedichte von Voß, Bürger und Hölty ausnehmen, den großen Anläufen und Erwartungen keineswegs entsprachen. Aber das Leben und Treiben innerhalb des Bundes selbst macht eine eigenthümlichste Episode der deutschen Literaturgeschichte aus. Die Briefe von Voß an seinen Freund Brückner und an seine nachmalige Frau, Ernestine Boie, führen uns mit köstlicher und unnachahmlicher Naivität und Frische dieses kulturgeschichtliche Idyll vor, in welchem Kraftgenialität und Empfindsamkeit seltsam genug sich mischen. Am 17. Juni 1772 deutet Voß in einem Briefe an Brückner an, daß die Grundlagen des Bundes gelegt seien: — „Wir versammeln uns der Reihe nach bei einem, gemeiniglich Sonntags Nachmittags. Die Produkte eines jeden — (nämlich die von jedem Mitglied die Woche über gefertigten Gedichte) — werden vorgezeigt und beurtheilt und von Boie verbessert.“ Schon Ende Septembers wird dann der Freund von der förmlichen Stiftung des Bundes der Barden — die klopstock'sche Fiktion von altdeutschem Bardenwesen wurde nämlich von den Jünglingen an- und aufgenommen — freudig in Kenntniß gesetzt: — „Ach, den 12. September hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen und tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine

ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten." Ueber die Einrichtung dieser Versammlung gibt dann ein Schreiben vom 3. November das Nähere an. „Alle Sonnabende um 4 Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstocks Oden und ein in schwarz=vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock her und man urtheilt alsdann über die Schönheiten derselben. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Das schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von Gedichten unseres Bundes werden." Es ging aber in den Versammlungen der Barden nicht immer so trocken her. Am 26. Oktober schrieb Voß: „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnaß zum Abschiedsschmause. Das war nur eine Dichtergesellschaft und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus. Boie oben im Lehnstuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden getrunken. Erstlich Klopstocks. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers, nicht voll so feierlich; Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens u. s. w. und nun mein allerliebster bester Brückner mit seiner Doris. Ein heiliger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, die Miller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Boie und Bürger mit Silberstimmen und Hölty und ich mit den übrigen das feurige: Lebe! ausriefen. Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's — (ohne Zweifel, denn der Dichter der Lenore theilte die klopstock'sche Befangenheit seiner Freunde nicht). Man stand mit vollen Gläsern auf und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!"

Nicht selten fällt der heilige Eifer, womit die jungen Leute sich ans Dichten geben, ins Komische. So schreibt Voß am 8. November: „Bei Boie war eben der Bund versammelt und wie wir um sieben Uhr weggingen, flüsterte mir Boie ins Ohr, die Grafen Stolberg würden um neun Uhr ihn besuchen; ich sollte auch kommen. Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeisterung und wollte anfangen zu schreiben, als Hahn hereintrat. Kurz, er fühlte auch so was und wir entschlossen uns, Hölty abzufordern und wieder ins Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verse zu machen. Ich sagt' es Boie; der nahm mich lächelnd beim Arm, schob mich zur Thüre hinaus und gab mir seinen Segen. Und so wanderten wir drei bei Mondschein nach Wehnde und da dichteten wir um die Wette." Der Eintritt der beiden jungen Grafen Stolberg in den Hainbund erhöhte die Hoffnungen der Mitglieder sehr bedeutend und bei der schroffen Ständescheidung, welche damals wie im politischen so auch im geselligen Leben Deutschlands noch existirte, war diese enge Befreundung hochadeliger Studenten mit armen bürgerlichen in der That ein Ereigniß, das einem Symptom bevorstehender Umwälzungen gleichsah. Fritz Stolberg insbesondere schloß sich innig an Voß an und wetteiferte mit diesem in urteutonischer Begeisterung, wie denn der letztere einmal (16. Juni 1773)

seiner Ernestine schreibt, er sei mit dem jüngeren Stolberg und Hahn bis Mitternacht ohne Licht in seiner Stube herumgegangen und „da sprachen wir von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären“.

In der That, sie träumten vom Handeln, diese jungen Lyriker, während sie ihre zornschnaubenden Tyrannenoden dichteten und einander vordeklamirten. Vom „Hain“(=Bund) hegten sie eben so große als unbestimmte Erwartungen. „Es kann nicht anders sein“, schreibt Voß am 24. Februar 1773 an Brückner, „der Bund muß einmal Deutschlands Vortheil stiften, mit dem Eifer, der alle seine Glieder beseelt und dem würdigen Zuwachs, den er erhält.“ Als vollends Klopstock mit dem Bunde in freundlichen Verkehr trat und dessen Tendenzen billigte, kannte der Enthusiasmus keine Gränzen mehr. „Komm her, mein liebster Bundesbruder, und umarme mich!“ ruft Voß unterm 6. März 1774 Brücknern zu. „Boie hat einen Brief von Klopstock an den Bund mitgebracht. Der größte Dichter, der erste Deutsche von denen die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Göthe und einige andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Tyrannei aufzuhalten suchen.“ Als Klopstock im Spätherbst 1774 nach Göttingen kam, wurde er von den Hainbündlern mit einer Ehrfurcht empfangen, wie sie solche keinem Kaiser gezollt hätten. Sie saßen den ganzen Tag „um ihn herum“, seinen Worten zu lauschen. Der verehrte Mann zeigte seinen Jüngern auch den Brief, mittels dessen ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden zu sich eingeladen hatte. Das Jahr zuvor hatte der Hainbund den Geburtstag des Christus- und Hermannssängers mit großer Feierlichkeit begangen. Ein Brief von Voß an Brückner (4. Aug. 1773) zeichnet das charakteristische Bild dieser Feier. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahns Stube (es regnete den Tag) zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers und Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Göthe's, Herders. Klopstocks Ode der Rheinwein ward vorgelesen. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß“.

Gewiß konnte der ehrliche Voß, als er einundzwanzig Jahre später Wielands Haus betrat und daselbst mit dem ganzen Wohlwollen des Geschichtschreibers der

Abderiten empfangen wurde, nicht ohne ein Gefühl von Scham und Reue auf dieses Autodefé zurückblicken. Fast aber will mir scheinen, in dem erwähnten Brandopfer verrathe sich schon ein Vorgeschmack von der Ketzerriecherei und Ketzerrichterei des später — einen voß'schen Ausdruck zu gebrauchen — unter die „Dunkler" gegangenen Fritz Stolberg, welcher sich ja auch, wie wir seines Ortes sehen werden, durch Erlassung eines Fehdebriefes gegen Schiller den Heiligenschein zu verdienen suchte. Während seines Zusammenlebens mit den Hainbündlern in Göttingen war jedoch Stolberg ganz Feuer und Flamme, ganz Kraftgenie, dessen poetische Manifeste gegen Despoten und Pfaffen nicht selten in ein unartikulirtes Lallen der Wuth verliefen. Aus solchem aufgebauschten Zürnen fielen unsere jungen „Tyrannenerschütterer" dann häufig in die allerweichsten Rührungen, so daß man z. B. glauben könnte, es handle sich um ein ungeheuerstes Unglück, wenn Voß seiner Ernestine am 18. September 1773 den Abschied der Stolberge beschreibt: — „Der 12. September wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngeren Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie ... Jeder wollte den andern aufheitern und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahekam (ja wohl!). Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Millers Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen." — Natürlich konnte bei so empfindsamer Verfassung auch die Liebe nicht ausbleiben. Es wurde im Hainbund eine schwere Menge von Oden und Elegieen „an die unbekannte Geliebte" gemacht, aber wenn dann an die Stelle der Phantasiebilder ein wirkliches Mädchen trat, so ging es dabei höchst ehrbar her. Diesen Jünglingen war es Ernst mit ihren Tugendgefühlen und Tugendgesängen und sie dachten nur daran, die Erwählte ihres Herzens als ehrsame Hausfrau heimzuführen. Dann und wann mischt sich in diese hainbündlerische Erotik auch ein komisch-spießbürgerlicher Ton: so, wenn der gute Voß mitten in dem ersten halb schüchternen halb ekstatischen Geständniß, womit er gegen seine Ernestine herausgeht, plötzlich nach seiner Tabakspfeife ruft. „Guten Morgen, Ernestinchen!" schrieb er am 3. Febr. 1774. „Ich wollte, daß Sie in diesem Augenblick so aufgeräumt wären wie ich. Die liebe Sonne scheint auf meinen Schreibtisch. Heida, nun gehen wir dem Frühling mit starken Schritten entgegen. Dann pflück' ich Blumen und denke bei der ersten an Ernestinchen. Dann les' ich Kleist's Frühling unter einem blühenden Apfelbaum! Dann hör' ich die liebe Nachtigall! O wie schön! wie schön! Freuen Sie sich, Ernestinchen? Wo ist meine Pfeife? Ich muß eine mit Sonnenfeuer ausrauchen. Eine neue Pfeife, die noch keine Flamme des Herdes

entheiligt hat. Sie brennt! So schön hat mir in den drei Monaten keine Pfeife geschmeckt! Ja, es hilft nichts, Sie müssen meinen ganzen Ungestüm anhören. Wenn sich die Natur verschönert, dann bin ich nicht zu halten" u. s. w.

Wie leicht erklärlich, zerrannen alle die großen Entwürfe und Hoffnungen des Hainbundes in nichts. Die jungen Leute zerstreuten sich bald nach allen Himmelsgegenden und wandelten sehr verschiedene Wege im Leben. Voß heiratete seine Ernestine, zog mit ihr nach Wandsbeck, wo er, seine Uebersetzung Homers beginnend, mit seiner jungen Gattin und mit der Familie der wandsbecker Boten ein so idyllisch-genügsames Leben führte, daß wir Epigonen kaum begreifen können wie man in solcher Beschränkung und Armuth nicht nur idealistisch gestimmt bleiben, sondern auch zufrieden und glücklich sein konnte. Im Herbste 1778 kam Voß als lateinischer Schulmeister nach Otterndorf im Lande Hadeln und von dort 1782 in gleicher Eigenschaft nach Eutin, wo er wieder mit Fritz Stolberg zusammentraf, aber auch den Jugendfreund durch dessen Uebertritt zum Katholicismus verlor. Später ging er nach Jena und von da endlich nach Heidelberg. Er hatte sich an der Hand der Griechen und Römer, die er verdeutschte, aus den Nebelregionen klopstock'schen Teutonismus zu klareren Anschauungen emporgearbeitet und für das eigene Talent in der poetischen Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Klein- und Stilllebens den passenden Ton gefunden, wie seine Idyllen von der Pfarrerstochter Luise und vom redlichen Dorfschulmeister Tamm unvergänglich bezeugen. Aber die Erinnerung an die enthusiastische Zeit des Hainbundes blieb dem trefflichen Manne stets eine goldene und noch im Jahre 1803 sprach er in einem Briefe an Miller in Ulm seine Sehnsucht „nach der späten Erneuerung eines ehemaligen Bundestages" aus.

Etwas früher als in Göttingen die jugendliche Kraftgenialität träumte, schäumte und — weinte, hatte sich in Straßburg um den jungen Göthe, welcher im Frühjahr 1770 zur Vollendung seiner Rechtsstudien diese Universität bezog, ein Kreis von Stürmern und Drängern gesammelt. Göthe selbst erfuhr hier wirksamste Anregungen für die Entfaltung seines Genius und zugleich wob sich im schönen Elsaß in das vielbewegte und unruhvolle Treiben des jungen Dichters die reizendste Episode seines Lebens, seine Liebe zu Friederike Brion, die anmuthige, gute und edelmüthige Pfarrerstochter von Sesenheim. Viele Jahre später, als er seine Selbstbiographie niederschrieb, ging dem alten Herrn noch das Herz auf, als er sich den Augenblick vergegenwärtigte, wo das schöne Kind zum erstenmal vor ihn trat, „schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, aus heitern blauen Augen deutlich umherblickend, die gewaltigen blonden Zöpfe vom niedlichen Köpfchen niederhängend, im kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, im knappen weißen Mieder und schwarzer Taffetschürze auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin stehend." Kein Zweifel, mancher von jenen innigsten Herzenslauten, denen wir in Göthe's Werken begegnen, ist durch Friederike hervorgerufen worden. Aber der Verlauf, welchen das Verhältniß des Dichters zu diesem Mädchen nahm, kann uns auch zeigen, daß im göthe'schen Kreise in Sachen der Liebe weit „genialischer" verfahren wurde als in dem der Hainbündler.

Als das „bedeutendste Ereigniß", welches in seinen Aufenthalt zu Straßburg fiel, hat Göthe seine daselbst mit Herder gemachte Bekanntschaft bezeichnet. Herder war als Hofmeister eines Prinzen von Holstein=Eutin nach Straßburg gekommen und verweilte längere Zeit daselbst, um ärztliche Hilfe gegen ein schmerzhaftes Augenübel zu suchen. Fünf Jahre älter als Göthe liebte er es, diesen um der fahrigen Unruhe oder, wie sich Herder ausdrückte, um des „Spatzenmäßigen" in seinem Gebaren willen zu hofmeistern. Trotzdem bildete sich bald ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Göthe, denn diesen ließen die großen Vorzüge Herders dessen Wunderlichkeiten mit guter Laune ertragen. Herder war bereits ein Mann von Ruf. In die Fußstapfen Lessings tretend, hatte er wie dieser seine Laufbahn als Kritiker begonnen, aber, ein Produkt der Sturm= und Drangperiode, ging die Kritik in Herders Erstlingsschriften („Fragmente über die neuere deutsche Literatur" und „Kritische Wälder") im Sturmschritt einher. Schon in diesen Jugendarbeiten jedoch ließ Herder das Wesen seiner rastlosen und umfassenden literarischen Thätigkeit durchblicken: — das Vermitteln der antiken Bildung mit der christlichen, die universelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerstreuten Kulturschätze, das kosmopolitisch gebildete Ohr, welches die Klänge der Universalharmonie der Poesie vernahm, verstand und auch andere Leute verstehen machte. Man weiß, daß die edle Natur Herders später vielfachen Trübungen ausgesetzt war, in Folge deren auch das herzliche Verhältniß zu Göthe zuletzt völlig sich löste. Unzufrieden, ein Geistlicher zu sein, und doch zu gewissenhaft und zu stolz, um die Pflichten seines Amtes nicht mit Würde zu erfüllen, unzufrieden mit seiner amtlichen wie mit seiner socialen Stellung, gerieth der große Schriftsteller in älteren Jahren auch zur Literatur seines Landes in ein so unerquickliches Verhältniß, daß er die besten Geistesthaten Göthe's und Schillers nicht mehr verstehen konnte oder wollte und sich, wie wir später erfahren werden, nicht scheute, dem Schönsten gegenüber das Elendeste anzupreisen.

In der straßburger Zeit jedoch waren Herders Verstimmungen und Morositäten erst nur vorübergehende. Mit offener Seele ließ er die hochwogende Flut jener Tage auf sich wirken und seine Gedichte aus dieser Periode tragen den Stempel der Kraftgenialität. Göthe ließ sich gern von ihm belehren und Herder verstand es, dem jungen Titanen ganz neue Blicke in Wesen und Form der Dichtkunst aufzuthun. Herder drang überall auf das Ursprüngliche, verwarf das französisch Gemachte und Gekünstelte, grub mit sicherer und frommer Hand die Quellen der Volkspoesie auf und ließ nur solche Dichter gelten, welche aus diesem ewigen Jungbrunnen ihre Inspiration geschöpft hatten. So erschloß er dem Freunde die Welt Homers, Ossians und Shakspeare's. Wer Göthe kennt, weiß, wie diese Drei auf ihn gewirkt haben. Was insbesondere Shakspeare angeht, so ist jedem bekannt, welches wichtige Moment in der Aufschwungsgeschichte unserer Literatur die Bekanntschaft mit diesem Heros abgab. Und doch war es noch gar nicht lange her, seit der Name Shakspeare's in Deutschland bekannt geworden. Zwar hatte denselben Georg Morhof schon 1682 zum erstenmal erwähnt und dann 1708 Barthold Feind, aber noch Bodmer kannte nicht einmal den wahren Namen des Dichters und nannte in seiner Abhandlung vom Wunderbaren in der



Poesie (1740) denselben Gaspar oder Gasper. Ein Jahr darauf erschien zu Berlin die erste Uebersetzung eines shakspeare'schen Stückes, des Julius Cäsar, und gab Gottsched Gelegenheit zu diesem bornirten Verdikt: „Die elendeste Haupt- und Staatsaktion unserer gemeinen Komödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft als dieses Stück Shakspeare's ist. Niemand, der je etwas Vernünftigeres gelesen, kann an Shakspeare Belieben tragen. Sein Julius Cäsar hat so viel Niederträchtiges an sich, daß ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann." Allein selbst Wieland noch äußerte in den Anmerkungen zu seiner Verdeutschung shakspeare'scher Dramen ganz abgeschmackte Ansichten über den großen Dichter, welchem erst durch Lessing und Herder eine richtigere Würdigung widerfuhr.

Für die rhein- und mainländische Dichtergenossenschaft, in welcher neben Göthe Klinger, Lenz, Hahn (nicht zu verwechseln mit dem Hainbündler dieses Namens) und Wagner hervorragten, war Shakspeare das A und O. Die Strebungen dieser Jünglinge, welche mit dem ganzen Feuer und Ungestüm der genialen Jugend von damals gegen das Herkömmliche in der Literatur und im Leben sich auflehnten, werden ganz gut mit dem Wort Titanismus bezeichnet. Denn in Wahrheit wühlte und brauste in ihnen ein titanisches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Ueberzeugungen sie, im Gegensatze zu der lyrischen Richtung der Hainbündler, mit Vorliebe mittels der „Wucht des dramatischen Pathos" geltend zu machen suchten. Keck griffen sie nach den größten Stoffen und Formen, rissen die Sprache aus ihrem anständig-langweiligen Menuettgang heraus, lehrten sie neue Wendungen und gewagteste, aber auch vielfach gelungenste Sprünge und gaben der in den Studirstuben verblaßten wieder ein lebensfrisches Kolorit, indem sie an die Stelle der konventionellen Phrase den leidenschaftlich-unmittelbaren Ausdruck, an die Stelle des abstrakten Begriffes die konkret-volksthümliche Anschauung setzten. Es ist wahr, die deutsche Muse sträubte sich anfangs gegen die gewaltsamen Umarmungen der Wildlinge, aber bald erwiderte sie die feurigen Küsse der munteren Jungen, obgleich diese nicht sehr ceremoniös mit ihr verfuhren. Denn sie schlugen ihr das thurmartige Toupet vom Kopfe, daß der Puder davonstob, traten ihr die stelzenhaften Absätze von den Schuhen, wischten ihr Schminke und Schönpflästerchen von den Wangen, entschnürten sie ohne Umstände des Fischbeinharnisches, genannt Korset, entledigten sie des schrecklichen Reifrocks und führten sie in einem mitunter nicht gerade übermäßig prüden Anzug hinaus in Wald und Gebirge, mitten hinein wie in den Kirmeßjubel unter der Dorflinde so auch in den Tumult der Weltgeschichte.

Aber freilich entsprach zunächst nur bei dem einen Göthe dem dichterischen Wollen vollauf das Können. Einige seiner Mitstrebenden, wie Hahn und Wagner, verschwendeten ein unzulängliches Talent an tragischen Vorwürfen, aus welchen sie nur kraftgenialische Ungeheuerlichkeiten zu machen verstanden, andere wußten sich trotz reichster Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So besonders der arme Lenz, den der Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit endlich nach Verübung zahlloser genialischer „Affenstreiche" dem Wahnsinn in die Arme jagte und der zuletzt im fernen Moskau elend verkam. Seine Dramen veranschau-

lichen, was Göthe damit meinte, wenn er sagte, die Verehrung Shakspeare's sei unter seinen Jugendfreunden bis zur Anbetung gestiegen. Hier ist überall ein Stück Shakspeare, aber ein tollgewordener Shakspeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockste, Fratzenhafteste und doch auch wieder Zartestes und Innigstes in einem Gewimmel und Gewusel durcheinander, daß es einem vor den Augen flimmert. Von gediegenerem Stoffe war Klinger, ein Mann voll sittlichen Ernstes, nach Ueberwindung seines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines russischen Generals die stoisch-unabhängige Gesinnung eines altrömischen Republikaners bewahrend. Unter seinen Erstlingswerken findet sich das Drama „Sturm und Drang", welches dieser ganzen Literaturperiode ihren Namen gegeben hat. Die Personen, welche darin auftreten, charakterisiren recht gut den titanischen Uebermuth und die titanische Verzweifelung einer poetischen Jugend, welche sich, mit Klinger zu reden, „über eine Trommel spannen lassen wollte, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raume einer Pistole hätte existiren mögen, harrend, daß eine Hand sie in die Luft knallte". Das wahre Wesen der Kunst, ihre Selbstherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er vulkanisirte erst in einer Reihe von Trauerspielen, welche jetzt nur noch als erstarrte Lavablöcke in der Literaturgeschichte dastehen, dann in einer Reihe von Romanen, um zu demonstriren, zu warnen, zu strafen. Und worauf lief seine ganze Weltanschauung hinaus? Auf das bekannte rousseau'sche Axiom, daß alles, wie es aus der Hand der Natur komme, gut sei und daß alles unter den Händen der Menschen schlecht werde — ein Axiom, welches in Klingers Schriften zu der trostlos fatalistischen, aber leider nur allzu begründeten Ueberzeugung versteinerte, das Gute und Edle sei in dem großen Narrenhaus, genannt menschliche Gesellschaft, nur da, um zu leiden und unterzugehen, während das Böse triumphire.

Göthe selbst war in der straßburger Zeit eine Beute der widerstrebenden Stimmungen und Tendenzen, welche durch das „Labyrinth" seiner Brust schwankten. Der Tumult um ihn her mußte auch ihn verwirren. Er hatte trotz seiner Jugend schon viel erlebt, mehr noch gesehen, manches versucht. Mit den beengend religiösen Eindrücken, welche der Umgang mit dem frommen Fräulein von Klettenberg in ihm hinterlassen, war er nach Straßburg gekommen und hier war sein schon erregtes Interesse für Hamann, einen Frommen anderer Art, durch Herder aufgefrischt worden. Hamann, der „Magus im Norden", wie seine Verehrer ihn hießen, hat ebenso sehr in die religiöse wie in die literarische Bewegung jener Zeit mächtig eingegriffen. Durch alle seine zahllosen Pamphlete, geschrieben in einem dunkeln, sibyllinisch-orakelnden „Heuschreckenstil", geht der kraftgenialische Grundgedanke, daß dem greisenhaften Geiste der Ueberlebung, der gelehrten Kleingeisterei und Pedanterei, allen den veralteten Schulsatzungen im Leben und Dichten ein Ende gemacht werden sollte. Zur Natur, zum Kindesalter der Völker müsse man zurückkehren, damit aus der Einfalt des kindlichen Glaubens eine neue Einheit des Bewußtseins, eine neue Gesellschaft, eine neue Poesie hervorgehe. Diese Forderungen konnten sich, mit Abrechnung der hamann'schen Bibelgläubigkeit, die Originalgenies schon gefallen lassen. Herders mehr humanistische und ästhetische als theologische Betrachtung der alten Religionsurkunden wies dem Wolfgang einen Weg, zu

menschlich-freier Auffassung der religiösen Probleme zu gelangen, und da Naturgenuß und Freundschaft, mehr aber noch die sonnige Liebe Friederike's ihm das Herz wärmte, so trieb den jungen Dichter alles, die „inneren Stimmen“ sprechen und singen zu lassen. Mehrere seiner süßesten Lieder sind damals entstanden und großartigste Stoffe drängten sich an ihn heran: Mohammed, Ahasver, Prometheus, Faust. Er entschied sich aber, wie bekannt, zunächst für den Götz von Berlichingen, welchen ihm seine damalige enthusiastische Hinneigung zu „deutscher Art und Kunst“ nahegebracht hatte. Zu diesem Drama kam nach dem Aufenthalt in Wetzlar, wohin der Doktor Göthe im Sommer 1772 gegangen, um beim dortigen Reichskammergericht schleppenden Andenkens, wie sein Vater wollte, „sich in praxi zu versuchen“, der Roman Werthers Leiden, welchen er, die volle Glut seiner Leidenschaft für die einem anderen verlobte Lotte Buff ausströmend, binnen vier Wochen aufs Papier warf. Mit diesen beiden epochemachenden Dichtungen entrichtete Göthe der Sturm- und Drangstimmung seinen Tribut. Was seine Zeitgenossen fühlten und dachten, er stellte es zum Kunstwerk gestaltet vor sie hin. Der Götz veranschaulicht den in weit höherem Grade reinmenschlichen und individuellen als politischen Freiheitsdrang jener Zeit; der Werther repräsentirt die andere Seite der Kraftgenialität, die absolute Vertiefung in ideale Herzensbedürfnisse, eine Schwärmerei, welche an der Klippe der Konvenienz lieber scheitern als sie umschiffen will.

„Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!“ hatte der Kriegszahlmeister Merck gemahnt, als Göthe, ins väterliche Haus nach Frankfurt zurückgekehrt, mit Veröffentlichung des Götz und Werther zögerte. Die Freundschaft Mercks, des verständigen, mit kritischem Takt und doch auch mit lebhaftem Interesse für alles Schöne und Tüchtige ausgestatteten Mannes, war einer der besten Gewinnste, welche Göthe aus der Glücksurne zog. Ueberhaupt machte es einen Theil seines Glückes aus, daß er in jeder Periode seines Lebens Freunde fand, die wahrhaft fördernd auf die verschiedenen Phasen seines Genius einwirkten. Der Dichter hat in seinem Alter nicht ganz gerecht den trefflichen Merck als den Mephisto des Faust-Göthe bezeichnet. Denn der Freund war keineswegs ein Geist, der stets verneinte. Allerdings warnte er: „Die andern — (dies ging wohl auf die Hainbündler) — suchen das Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nur dummes Zeug; dein Beruf ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben“ — und warf wohl auch ein trockenes Wort hin, „keinen so Quark zu machen, wie die andern auch machen könnten“; aber gerade in einem der angeführten Worte hat Merck mit sicherstem Instinkt die Aufgabe des göthe'schen Genius, dem Realen das ideale Gepräge aufzudrücken, dargelegt. Göthe that indessen, wie der Freund wollte, indem er 1773 den Götz und 1774 den Werther gedruckt ausgehen ließ, prächtige Blitze der Poesie, denen sofort ein mächtiger Donner des Beifalls nachrollte.

Die Wirkung dieser Werke war, ein Lieblingswort jener Zeit zu gebrauchen, erstaunend. Eines schönen Morgens stand Göthe als berühmter Mann auf. Sein elterliches Haus wurde eine Wallfahrtsstätte bedeutender Menschen. Die Mutter, jene originelle Frau, welche unter dem Titel der Frau Rath oder der Frau Aja — letztern Namen schöpften ihr die Stolberge und zwar aus dem Volksbuche von

den vier Haimonskindern, wo die Mutter derselben, Frau Aja, ihre Söhne als fremde Pilger trefflich bewirthet — in der Götheliteratur eine so prächtige Figur macht, hatte alle Hände voll zu thun, die zu- und abgehenden Gäste, mitunter wunderliche Heilige, zu bewirthen, und selbst der steifreichsstädtische Herr Rath schüttelte nur im Stillen den Kopf, wenn der kraftgenialische Tumult in die strenge Ordnung des Hauses zu den drei Leiern hereinbrach, wie bei dem Besuche der Brüder Stolberg geschah, wo dem Weinkeller des alten Herrn übel mitgespielt wurde. Es kam aber auch Klopstock, der in der deutschen Gesellschaft das priesterliche Ansehen eines antiken Vates behauptete, und es kam Lavater, der vielberufene Heilige vom Ufer der Limmat. Nach Geßners Lebensbeschreibung Lavaters ging die erste Zusammenkunft desselben mit Göthe im echtkraftgenialen Stile vor sich. „Bist's?" — „Ich bin's!" — Lavater, eine ursprünglich reine und edle Natur, wurde seitens heiliger und unheiliger Frauen nach und nach zu jener sublimen Verschrobenheit hinaufgehätschelt, die den Mann in so notorischen Charlatanen und Gaunern, wie Gassner und Kagliostro waren, größte Menschen und gottbegnadigte Wunderthäter erblicken ließ und ihn zuletzt alles Ernstes glauben machte, er sei wirklich der Sankt Lavatus, für welchen ihn seine Verehrerinnen hielten. Seine Missionsreisen in Sachen eines mit kraftgenialer Fühlsamkeit seltsam verquickten Christenthums, das aber bei aller Warmbrüderlichkeit doch auf das zelotische Dilemma: „Entweder Christ oder Atheist!" hinauslief, sowie in Sachen der auf thörichteste Willkür basirten, von ihm aufgebrachten Mode der Physiognomik, welche dann der geisteshelle Lichtenberg mittels seiner „Physiognomik der Hundeschwänze" gebührend lächerlich machte, gehörten mit zur Signatur der Zeit, — wie auch die Figur des im göthe'schen Hause ebenfalls seine Aufwartung machenden Leuchsenring mit dazu gehörte, jener Typus eines Empfindlers, Briefwechselers und Schwarmgeistes von damals, der allen Berühmtheiten nachjagte, einen geheimen „Orden der Empfindsamkeit" stiften wollte und immer mit Brieftaschen bepackt war. Von der Leidenschaft nämlich, womit damals die Briefwechselei betrieben wurde, können wir uns heutzutage, wo selbst die Liebesbriefe mehr oder weniger nur noch Geschäftsbriefe sind, kaum eine Vorstellung machen. Da wurde allerdings viel Papier und Dinte unnöthig vernutzt, aber es ist darum doch nicht weniger zu bezweifeln, ob das 19. Jahrhundert dem 20. einen so gehaltvollen Briefschatz vermachen werde, wie wir aus dem 18. einen überkommen haben.

Fehlte es gerade daheim an Besuchen, so unternahm der Wolfgang zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen „Geniereisen" in die Nähe und Ferne. Es ist uns davon manche hübsche Geschichte überliefert und auch davon, wie der Dichter den Zauber seines Ruhmes durch die Magie seiner Persönlichkeit noch erhöhte. Freund Merck zu besuchen, ging er oft nach Darmstadt hinüber. Da gaben ihm die artigsten Frauen das Geleite zur Vaterstadt hinaus und in Darmstadt setzte er sich dann auf die steinerne Treppe vor Mercks Hausthüre, um den um ihn versammelten Mädchen „Genieaudienz" zu geben. Nach allen Seiten hin wurden mit dem ganzen Freundschaftsenthusiasmus jener Tage Verbindungen angeknüpft, rheinabwärts besonders mit dem jakobi'schen Kreise in Pempelfort, der wie alle Welt alsbald von Göthe bezaubert war — so sehr, daß Fritz Jakobi am 27. August 1774 an Wieland

schrieb: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Göthe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Sohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt." Die drolligste Geniereise war aber wohl jene, welche im Sommer 1774 das „Weltkind" Göthe mit den beiden „Propheten" Lavater und Basedow nach Ems und Koblenz machte. Lavater, dem der Glaube an den historischen Christus Herzenssache war, mit Basedow, dem pädagogischen Radikalreformer und fanatischen Rationalisten, welcher zu dem Dogma von der Trinität so zu sagen im Verhältniß persönlicher Feindschaft stand, und mit Göthe, welcher damals an seinem Prometheus und seinem Faust dichtete, in einem Wagen auf einer gemeinschaftlichen Vergnügungsreise begriffen — da haben wir einen der schönsten Kontraste einer kontrastvollen Epoche. Auf dieser Reise hatte am Wirthstische des Gasthofs zu den drei Reichskronen in Koblenz jene klassische Scene statt, welche uns Göthe in der kraftgenialen Manier beschrieben hat, womit er seine zu jener Zeit vom Stapel gelassenen satirischen Brander „Götter, Helden und Wieland", „Pater Brei" und „Satyros" auftakelte. Im folgenden Jahre machte Göthe in Gesellschaft der beiden Stolberge eine Schweizerreise, die hauptsächlich Lavatern galt, welcher aber mit den gräflichen Brüdern, die sich als vollständige Kraftgenies gebärdeten, seine liebe Noth haben mochte. Göthe's Freundschaftsgefühl für den züricher Propheten währte ungeachtet der zudringlichen, auch an Göthe versuchten Proselytenmacherei des letzteren bis zur italischen Reise des Dichters, welche ja überhaupt den großen Wendepunkt in seinen Anschauungen ausmachte. Lavaters Persönlichkeit muß immerhin als eine bedeutende anerkannt werden. Sonst hätte ja auch Göthe durch dieselbe nicht jahrelang so gefesselt werden können, daß er noch im November 1779 aus Zürich an Frau von Stein schrieb: „Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm geschwächt hat, wird man auf's neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne." Bald jedoch mußte die Grundverschiedenheit dieser beiden Naturen so entschieden hervortreten, daß sie nicht mehr zu übersehen war. Schon am 29. Juli 1782 schrieb Göthe an Lavater: „Da ich zwar kein Wider-Christ, kein Un-Christ, aber doch ein decidirter Nicht-Christ bin, so haben mir dein „Pilatus" u. s. w. widrige Eindrücke gemacht" — und wie vollständig wenige Jahre später der Bruch eingetreten war, zeigt ein Brief Göthe's vom 5. Oktober 1787 aus Rom an Herder, wo von „Taschenspielerstreichen des züricher Propheten" die Rede ist, welcher „klug und gewandt genug, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durcheinander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten u. s. w. ist von Anfang an." Daß Lavater Sachen wie den Pilatus ausgehen ließ, machte

übrigens alle Verständigen unter seinen Freunden stutzig. So schrieb schon unterm 11. Juni 1782 der Herzog Karl August an Knebel: „Sage mir doch ein Wort von der Pilatiade! Wie kann so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, ich möchte beinahe sagen Uebelriechendes aus einem so wohlduftenden Lavater kommen?“ Am heftigsten hat Göthe Lavaters Charakter angegriffen, indem er unterm 15. Oktober 1796 an Schiller schrieb: „Es kostet dem Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können“.

Inzwischen hatte im Februar 1774 die durch Knebel vermittelte Begegnung Göthe's in seiner Vaterstadt mit dem Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar und dessen Bruder Konstantin stattgefunden. Götz und Werther hatten auf den selbst von einer vollen Ader von Kraftgenialität durchzogenen Erbprinzen, welcher damals ein siebzehnjähriger Jüngling war, mächtig gewirkt und die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter wob zwischen diesem und Karl August, der wirklich ein Fürst, ein Vorderster seiner Zeit und seiner Nation wurde, ein Band der Sympathie, welches nur der Tod zerreißen sollte. Der Prinz hatte dem Geiste des Jahrhunderts gemäß eine liberale Erziehung erhalten. Seine Mutter, die geist- und gemüthvolle Amalia von Braunschweig, in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Herzog Ernst August von Weimar vermählt, war schon als Achtzehnjährige Witwe geworden und hatte damit Pflichten übernommen, denen sie so Genüge that, daß sie in jenem edlen Dokument, ihrem Selbstbekenntniß („Meine Gedanken“) mit Recht sagen durfte, die schönste Frühlingszeit ihres Lebens sei nichts als Aufopferung für andere gewesen. Klein von Statur, machten ihre spirituellen Züge, ihr graziöser Gang, ihre Gewandtheit im mündlichen Ausdruck sie zu einer angenehmen Erscheinung. Mit warmem Blut, einem zärtlichen Herzen und einer lebhaften Phantasie verband sie eine große Lernbegierde. Als sie 1762 Wieland zum Lehrer ihres Erstgeborenen berufen hatte, ward sie selber noch seine Schülerin und lernte bei ihm Griechisch, um den „Grazienschlingel“ des Alterthums, den Aristophanes, in der Ursprache lesen zu können. Dieser Zug deutet schon auf ein heiteres Temperament, welchem nachgebend sie auch wohl einem derberen Scherze nicht prüde aus dem Wege ging. Mit Papa Wieland stand sie auf so freundschaftlichem Fuße, daß der Freund in seinen älteren Jahren sich's zuweilen herausgenommen habe, neben der Herzogin auf dem Sopha sitzend sein Mittagsschläfchen zu halten.

Weimar war damals noch „mehr Dorf als Stadt“, aber die Festsetzung Wielands bezeichnet den Anfang der Entwickelung dieser kleinen Residenz zur geistigen Metropole von Deutschland, was sie in Wahrheit lange Jahre gewesen ist. Unlange nach Wieland kam Bertuch, der Uebersetzer des Don Quijote, dann der feine, ehrenwerthe, tüchtig gebildete Knebel, als Erzieher des Prinzen Konstantin berufen. Nahm man dazu noch den launigen Märchenerzähler Musäus, Professor am Gymnasium, und die beiden Hofherren F. H. von Einsiedel und K. S. von Seckendorf, dieser ein nicht verächtlicher Komponist und Poet, jener ebenfalls in Musik und Stegreifsdichtung gewandt und in seiner schwankhaften Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der „ami“ par excellence, aber nicht, wie oft geschehen ist, mit seinem abenteuerlichen jüngeren Bruder zu verwechseln — so hatte man schon etwas,



was einem „Weimarer Musenhof“ ähnlich sah. Aber die wirkliche Eröffnung desselben datirt doch erst von der Ankunft Göthe's. Im September 1775 trat Karl August die Regierung an. Im Oktober führte er seine Braut heim, die Prinzessin Luise von Darmstadt, sah bei dieser Gelegenheit Göthe abermals in Frankfurt und wiederholte demselben die schon früher an den Dichter gerichtete Einladung an seinen Hof. Göthe, der in dem jungen Fürsten eine gleichgestimmte Natur gefunden, ergriff die gebotene Gelegenheit, von Frankfurt wegzukommen, um so herzhafter, als die quälenden Nachwehen seines ebenso leidenschaftlichen als unerquicklichen Verhältnisses zu Lili (Elisabeth Schönemann) einen Wechsel des Ortes und der Umgebungen räthlich machten. Am 7. November langte er zu Weimar an, in der obligaten „Genietracht“ — blauer Wertherfrack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, weiße Kannevasbeinkleider und Stulpenstiefeln — welche, weil der junge Herzog sie adoptirte, für eine Weile so zu sagen weimarer Hoftracht wurde.

Die Erscheinung des von Genialität, Lebenslust, Liebenswürdigkeit und Muthwillen funkelnden Dichters, dessen hochwogende Seele in einem Leibe wohnte, welcher ihn zu einem der schönsten Männer seiner Zeit machte, war eine unwiderstehlich siegreiche. Selbst der klarverständige Knebel berichtet, wie ein „Stern“ sei Göthe am weimarer Himmel aufgegangen. Wieland, der kurz zuvor von dem muthwilligen Dichter so herb satirisirte Wieland schrieb am 10. November an Fritz Jakobi: „Morgens 5 Uhr ist Göthe in Weimar angelangt. O, mein bestes Brüderchen, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich beim Geheimrath von Kalb, wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich Ihnen nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe wie ein Thautropfe von der Morgensonne“ — und am 25. März 1776 äußerte er gegen Merck: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe, indem ich, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“ Dem jungen Fürsten ging in der Freundschaft mit Göthe, die so dauernd und für beide so fruchtbar werden sollte, das Leben erst recht auf, um so mehr, da sich in dieser ersten Zeit zwischen ihm und seiner jungen Gemahlin kein recht gedeihliches Verhältniß, wie es später eintrat, gestalten wollte. Karl August war das, was Göthe eine „dämonische Natur“ nannte. Er hat den fürstlichen Freund auch ausdrücklich als eine solche bezeichnet, d. h. als einen geborenen großen Menschen. Zwei weitere Aussprüche Göthe's über den Herzog: „Er pflanzt und möcht' auch, daß es schon gewachsen wäre“ — und: „Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts; hätte er sich eines erringen, erjagen, erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen“ — deuten an, wie sich der Fürst in der Jugend hatte und gebarte. Der Sturm und Drang der Zeit war mächtig in ihm und er hat das Bakchanal der Kraftgenialität redlich mit durchgemacht. Aber er war auch eine edle Natur, ein wahrhaft guter Mensch, der es sich angelegen sein ließ, alles Rechte und Schöne nach Kräften zu fördern. Jenes bekannte Epigramm, worin

Göthe erklärt hat, es wäre „ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein“, wenn alle deutsche Fürsten seinem Herzoge glichen, ist wahrlich keine höfische Schmeichelei, sondern, alles zusammengenommen, ein verdientes Lob gewesen. Der Ruhm Karl Augusts beruht keineswegs allein darauf, daß sein Name mit größten unserer Kulturgeschichte als der eines Helfers und Freundes unzertrennlich verknüpft ist, nein, es muß auch gesagt werden, daß er ein rechter und treuer Patriot, daß er wie der freisinnigste so auch, im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, der menschlichste Fürst gewesen ist, welchen Deutschland bislang gesehen hat. Seine Gemahlin Luise nimmt in dem Ehrenkranz deutscher Frauen für immer eine vortretende Stelle ein. Gegen die Ausschreitungen der Geniewirthschaft am Hofe, welche in die ersten Jahre ihrer Ehe fiel, bildete die Herzogin ein wohlthätiges Gegengewicht, indem sie auf ihre Würde hielt und darauf bestand, daß wenigstens in ihrer nächsten Umgebung gewisse Gränzen eingehalten würden. Temperament und Gewöhnung verliehen ihr eine Haltung, welche kalt und stolz erscheinen konnte; aber ihr Herz war voll Edelmuth, und wie groß sie dachte, trat herrlich zu Tage, als sie in der furchtbaren Trübsal, welche 1806 nach der Schlacht bei Jena über ihr Haus und über ihr Land hereinbrach, dem zornsprühenden Welteroberer gegenüber den ganzen Heroismus einer schönsten Weiblichkeit entfaltete und dem rücksichtslosen Despoten Hochachtung vor einer deutschen Frau und Fürstin abzwang.

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, Männer und Frauen, stand zu dem kleinen weimarer Hof, als Göthe an demselben erschien, in bleibender oder gastfreundlicher Beziehung. Schon im Oktober 1776 kam Herder, auf Göthe's Betreiben als Oberhofprediger und Generalsuperintendent vom Herzog berufen. Zu den schon früher namhaft gemachten Hofherrn von Geist gehörte auch der Kammerherr von Wedel, Karl Augusts Jugendgespiel und treuer Jagdgenoß. Mit Dalberg, dem kurmainzischen Statthalter in Erfurt, mit den Prinzen August von Gotha und Adolf von Barchfeld, mit dem Fürsten Franz von Dessau wurden lebhafte Verbindungen unterhalten. Von Frauen, die zum Hofkreise gehörten, seien die witzige Thusnelda von Göchhausen genannt, das in alle Schwänke der Kraftgenies mit guter Laune eingehende Hoffräulein der Herzogin Amalia, dann die Kammerpräsidentin Kalb, die Gräfin Werther, Luise von Imhof, die „kleine“ Schardt, und Charlotte von Stein, Gemahlin des Oberstallmeisters, zehn Jahre hindurch die große Flamme Göthe's, für welchen die anmuthige Frau, obgleich nie eigentlich schön und über die Jugendfrische schon hinaus, in dem Tumult der „lustigen weimarer Zeit“ ein rechter Leitstern wurde. Auch Korona Schröter, die schöne Sängerin, muß hier noch genannt werden, welche in den theatralischen Spielen des Hofes voranstand und in Göthe's Brust ein altes Liebesfeuer neu entfachte. Auf die früheren Genossen Göthe's mußte die große Neuigkeit von dem Glück, welches der Wolfgang am weimarer Hofe gemacht, sehr anziehend wirken. Lenz kam, meldete Göthe seine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen und sucht, wohin er seinen Fuß setze“ — wurde gastlich aufgenommen und machte „Affenstreiche“ und „Eseleien“, bis man ihn fortschaffen mußte. Dann erschien Klinger und las seine titanisirenden Trauerspiele vor, bis Göthe davonlief mit den Worten: „Das halte der Teufel aus!“ Ein noch sonderbarlicherer Gast



war der Schweizer Kaufmann, von dem der wundersüchtige Lavater sagte: „Er kann, was er will“ — der aber in Wahrheit nichts konnte als die Kraftgenialität zur höchsten Potenz der Extravaganz und Unverschämtheit erheben. Göthe machte ihn unsanft „abfahren“, worauf er nach Dessau ging, um am dortigen Hofe den rousseau'schen Natursohn zu spielen. Bei der Anwesenheit der Brüder Stolberg, die noch im vollen Saft ihrer phantastischen Jugendlichkeit standen, wurde teutonisch gezecht und wurden sonst allerhand geniale Kraftstücke ausgeführt. Später nahm auf wiederholte Einladungen hin Merck „seinen Rappen zwischen die Beine“ und that eine Fahrt nach Hofe. Er gefiel den weimarer Fürstlichkeiten und Notabilitäten sehr, soll aber, wenn Falk treu berichtet hat, das höfische Genietreiben Göthe's mit nicht sehr günstigen Augen angesehen und gemurrt haben: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, andere zu hudeln oder, was mir alles eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen! Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?“

Aber der kraftgeniale Most wollte und mußte ausgähren. Diesen Gährungsproceß weiter im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht statthaft. Wildlustig und ungefüge genug that sich mitunter die vom Herzog ganz offen und von der Herzogin Mutter unter der Hand begünstigte Geniewirthschaft auf. Es mag etwas von böttiger'schem Klatsch in der Ueberlieferung sein, daß Göthe, wenn ihn der dämonische Drang erfaßte, sich mit aufgelöstem Haar mänadisch auf dem Boden gewälzt habe, daß der Dichter und sein herzoglicher Dutzbruder oft stundenlang auf den Marktplatz der Stadt sich gestellt hätten, um mit „abscheulich großen“ Parforcekarbatschen mit einander um die Wette zu knallen, daß das studentische „Schießen“ von den Originalgenies im größten Stile betrieben worden sei und anderes der Art mehr. Aber so ganz unwahrscheinlich ist das alles keineswegs, denn Göthe selbst schrieb (5. Jan. und 8. März 1776) an Merck: „Ich treib's hier freilich toll genug. Wir machen Teufelszeug“ — und Wieland meldet demselben (26. Jan. 1776): „Göthe lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, comme vous savez, und macht uns alle glücklich, er mache, was er will.“ Göthe, ein Virtuos in allen körperlichen, wie in so vielen geistigen Uebungen — er führte unter anderem auch das Schlittschuhlaufen in Weimar ein — hat zwar in dem kraftgenialen Tumult, dessen Mittelpunkt er war, sein edleres Selbst nie verloren, aber doch war er immer mit dabei, wo es galt, „die bestialische Natur zu brutalisiren“, nicht selten bis zum Uebermaß. „Wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen“, erzählt er selbst. „Auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüsse, bergauf, bergab, Tage lang sich abzuarbeiten und dann Nachts bei einem Feuer im Walde zu kampiren, das war nach des Herzogs Sinn.“ Die Lustschlösser Belvedere, Ettersburg und Tieffurt, dann die Umgebungen von Stützerbach, Ilmenau, Dornburg, Lauchstädt waren die Schauplätze des poetischen Zigeunertreibens, wobei natürlich tüchtig pokulirt und nicht weniger „gemiselt“ d. h. geliebelt wurde, denn die Mädchen hießen in dem kraftgenialen Rothwelsch „Misel“. So schrieb Göthe am 7. August 1776 in sein Tagebuch: „Gegen 10 Uhr auf Ettersburg gessen. Mit Miseln gekittert.“ In dem schönen Gedicht „Ilmenau“ hat er das Genietreiben poetisch gefasst und verklärt. Das

vergrößernde Gerücht, d. h. eine von neidischem Uebelwollen aufgestachelte Klatschsucht ließ es nicht fehlen, die geniewirthschaftlichen Vorkommnisse ins Ungeheuerliche auszumalen und so konnte Zimmermann aus Hannover an Herder die lächerlichen Worte schreiben, er habe aus Weimar eine Menge Dinge vernommen, bei denen sich „alle seine Haare senkrecht in die Höhe gerichtet hätten". Das eben war das Eigenthümliche der weimarer Kraftgenialität, daß durch die Unbändigkeit, ja durch die mitunterlaufende Rohheit derselben, wie Göthe in dem vorhin citirten Gedicht sagt, immer wieder edle Sitte durchschlug. War man des Treibens und Hetzens und „Wüthens" in Feld und Wald und Gebirge müde, so griff man daheim zum Komödienspiel, der Herzensfreude der Herzogin Amalia. Weimar hatte damals noch kein stehendes Theater und nur eine Komödiantenbande unter Bellomo's Direktion ging ab und zu. In der eigentlichen Genieperiode aber ward bei Hof ein Privattheater eingerichtet, auf welchem die Fürstlichkeiten und die Hofleute selber die Rollen übernahmen. Göthe war Dirigent, Theaterdichter und Schauspieler zugleich. Der Apparat war sehr einfach und die Kosten unbedeutend. Muthwilligste Neckerei hatte dabei freilich nicht selten offenen Raum. So wurde in einer tollkomischen, von Göthe gedichteten, von Seckendorf komponirten Oper, „Die geflickte Braut", nachmals zum „Triumph der Empfindsamkeit" abgeschwächt, dem bei der Aufführung zu Ettersburg anwesenden Papa Wieland mittels einer Parodie seiner „Alkeste" so arg mitgespielt, daß er im Zorne davonlief. Aber auch Göthe's Iphigenie in ihrer ersten Gestalt kam am 6. April 1779 auf dem fürstlichen Privattheater zuerst zur Aufführung und man möchte sagen, daß mit der Erscheinung dieser edlen Dichtung die kraftgenialische Atmosphäre Weimars sich zu klären und zu reinigen begonnen habe.

Den Abschluß des Kraftgeniewesens bildete die Geniereise, welche der Herzog im Herbst 1779 mit Göthe und Wedel zu Pferde — wie das übrigens damals noch eine sehr gewöhnliche Reiseart für Männer war — in die Schweiz unternahm. Bei der Zurückkunft nach Weimar trug der Herr Geheimrath, welcher jedoch nach Wielands Zeugniß (an Merck, Juli 1776) „schon lange vorher und von dem Augenblick an, wo er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, mit aller ziemlichen Weltklugheit sich aufgeführt hatte", — bordirte Westen und Staatsröcke und trat auch äußerlich mit dem ganzen Ministeraplomb auf. Er mochte bemerkt haben, daß sich das „Regiment" denn doch nicht so im Spasse führen ließe, und auch „das nahe an stille Wuth gränzende odium Vaticinianum" gegen den beneideten Günstling konnte ihm nicht entgangen sein. Er warf sich jetzt mit allem Ernst in die Geschäfte, aber er fühlte und sagte, daß er „eigentlich zum Schriftsteller geboren" und demnach die Zeit, welche er diesem seinem wahren Beruf entzöge, eine verlorene sei. Auch der fürstliche Freund machte ihm Sorge; besonders wirkte des Herzogs leidenschaftliche Neigung fürs Militär vielfach störend und verwirrend. Der Ueberdruß des Dichters am Hofleben ging um diese Zeit bis zu hypochondrischer Verstimmung. Damals schrieb er an Frau von Stein: „Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, lässt keinen Segen der Behaglichkeit grünen" — und das Misssallen an der Gegenwart verdüsterte ihm auch die Erinnerung an die Vergangenheit, besonders an die kraft-

geniale, so sehr, daß er nur noch mit Widerwillen, ja mit Reue auf dieselbe zurückblicken mochte. Karl August seinerseits, jünger und leichtblütiger als der Freund, war von der Gravität und „Taciturnität“ seines Herrn Kammerpräsidenten anfangs nicht sehr erbaut und meinte auch später noch, es sei „gar possierlich, wie der Mensch gar so feierlich werde“. Er selbst, der Herzog, gehörte zu den glücklichen Sterblichen, die an Geist und Gemüth nicht altern. Er hat sich den studentischen Humor seiner Jugend bis zuletzt bewahrt und es ist ergötzlich, zu hören, wie der Fürst dem ceremoniös gewordenen Jugendfreunde gegenüber mit kraftgenialisch-ungenirter Redeweise herausging. („Kneif' aus!“ „Mach' doch kein dummes Zeug, alter Kerl!“ u. dgl. m.)

Aber es lag in der Natur der Sache, daß eine Episode, wie die Sturm- und Drangperiode im deutschen Kulturleben war, nicht von langer Dauer sein konnte. Je heftiger die An- und Aufspannung der Gemüther gewesen, um so rascher mußte sie nachlassen, um so mehr, da das deutsche Staatsleben nicht danach angethan war, dem Thatendrang einer kraftgenialen Jugend entgegenzukommen. Die deutsche Geniezeit, in welcher auch Schillers Erscheinung wurzelt, ist eines der Vorspiele der großen Umwälzungen gewesen, die sich am Ausgange des Jahrhunderts vollzogen. Der Saus und Braus der Kraftgenialität glich den Aequinoktialstürmen, welche den Frühling ankündigen. Es brach auch wirklich in jenen Tagen für Deutschland ein neuer Geistesfrühling an. Und nicht nur das. Denn wenn auch die neue Literatur als ihr nächstes Ziel nur die Souveränität der Kunst im Auge hielt, so war sie doch zugleich voll befruchtender Anregungen für die Weiterentwickelung des politischen und socialen Lebens unseres Landes. Wer die Zustände der deutschen Gesellschaft in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennt, wird nicht bestreiten wollen, daß es schon ein Stück socialer Revolution war, wenn der Dichter des Götz und Werther mit einem deutschen Herzog auf Du und Du stand.

Fünftes Kapitel.

Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller liest im Bopserwald seinen Freunden die Räuber vor. — Entstehungsgeschichte dieser Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Dissertation. — Schiller disputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedikus ohne Degenquaste mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren.

„Ich muß gestehen", äußerte Herzog Karl am 13. November 1779 gegen den Intendanten seiner Akademie, — „ich muß gestehen, der Eleve Schiller hat in seiner Dissertation viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. Eben deßwegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann die Dissertation noch nicht öffentlich in die Welt ausgegeben werden. Dahero, glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann".

Diese Entscheidung des herzoglichen Censors war ein dicker Censurstrich kreuz und quer durch eine Hoffnung, welcher sich der Eleve Schiller das ganze Jahr her überlassen hatte. Von dem brennenden Wunsche getrieben, endlich aus der akademischen Kaserne loszukommen, hatte er sich in dieser Zeit den nöthigen Zwang angethan, um mit Fleiß und Beharrlichkeit seinem Brotstudium obzuliegen. Nicht ohne Erfolg; denn über ein Thema aus ihrer Fachwissenschaft eine Abhandlung einzureichen, waren die Akademisten erst dann ermächtigt, wann sie ihren Lehrern hierzu befähigt genug vorkamen. Erschienen diese Abhandlungen den beurtheilenden Fachmännern und in letzter Instanz dem Großpädagogarchen, dem Herzog, der Veröffentlichung durch den Druck würdig, so galt die Erziehung der Verfasser für vollendet und die Stunde der Erlösung aus der Akademie hatte geschlagen. Schillers Probeschrift vom Jahr 1779 führte den Titel „Philosophie der Physio-

logie" und er hatte sich in dieser deutsch entworfenen, dann lateinisch ausgeführten Dissertation vorgesetzt, das leibliche und das seelische Leben, sowie die Wechselbeziehungen beider im Menschen zu betrachten und darzulegen, was, den übriggebliebenen Bruchstücken nach zu urtheilen, in einer Weise geschah, welche zeigt, daß der Jüngling schon hier aus den Schranken handwerksmäßiger Anschauungen zu philosophischer Durchdringung der Naturgesetze vorzuschreiten strebte. Weil vollends dieser Versuch mit etlichen kraftgenialen Ausfällen auf anerkannte Autoritäten gewürzt war, so langte Schiller mit seiner Abhandlung etwas unsanft an den medicinischen Zopf seines Lehrers und jetzigen Beurtheilers Klein, welcher zwar den „guten und auffallenden Seelenkräften und dem alles durchsuchenden Geist" des jungen Mannes Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber zugleich — und allerdings nicht ganz mit Unrecht — verlangte, daß derselbe erst noch die „jugendlichen Gährungen" überwände, bevor er von der Schule losgesprochen würde. Demzufolge entschied der Herzog in der angegebenen Weise. Ob der Herr Intendant, indem er dem jungen Mann diese Entscheidung mittheilte, denselben auch die Vergoldung der Pille, nämlich die Meinung des Herzogs, daß Schiller dereinst gewiß ein „recht großes Subjektum" werden könne, sehen ließ, vermag ich nicht zu sagen. Aber gewiß ist wohl, daß der Fürst, als er jenes Wort sprach, nicht geahnt hat, in welchem Umfange dasselbe ein prophetisches wäre.

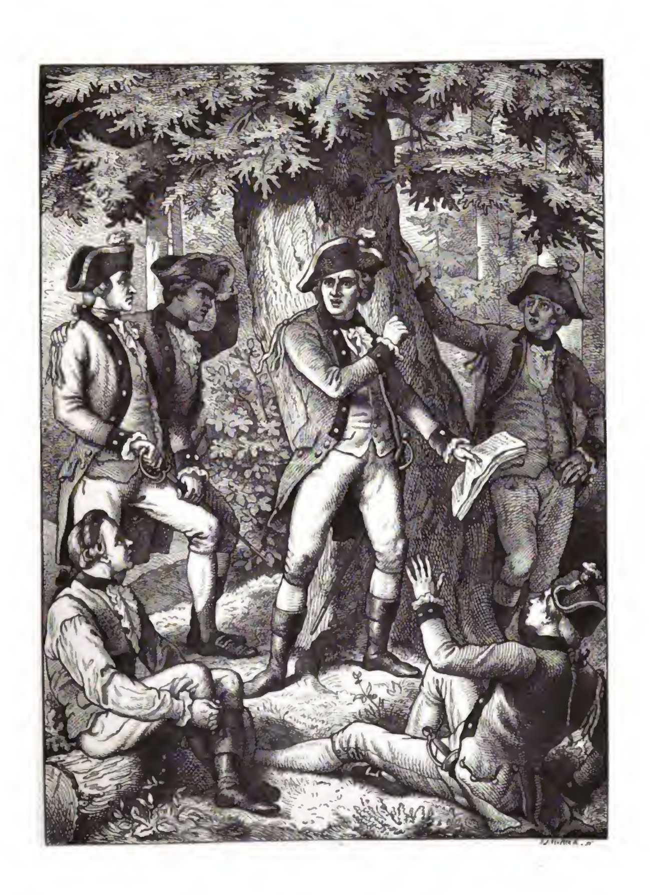
Also das „zu starke" Feuer Schillers sollte mittels der Verlängerung seines akademischen Kursus um ein Jahr „noch ein wenig gedämpft werden". Eitle Berechnungen der Menschen! Gerade dieses Jahr verlängerten Zwanges blies das Feuer zur sturm- und drangvollen Lohe an. Gerade dieses Jahr übte auf den Vulkan in der jungen Dichterbrust einen solchen Druck, daß er um so heftiger aufkochte, überschäumte und einen wildprächtigen Lavastrom auswarf: — „Die Räuber".

In der Morgenfrühe eines schönen Sommersonntags — so will eine durchaus glaubwürdige Ueberlieferung, die sich aber nach Art mündlicher Traditionen um die genaue Angabe des Tages leider nicht bekümmert hat — war die Division, bei welcher Schiller und mehrere seiner Freunde standen, unter Führung ihres Hauptmanns zu einem ordonnanzmäßigen Spaziergang ausgerückt. Der Zug ging die alte Weinsteige hinauf zu dem Wald, welcher noch jetzt, freilich vielgelichtet, die Bopserhöhe krönt. Hier gab's ein Gemunkel unter der Schiller umgebenden Gruppe — Hoven, Heideloff, Dannecker, Kapf, Schlotterbeck — und während die andern auf dem Wege nach Birkach zu vorwärts gingen, schlugen sich die sechs Freunde einzeln und verstohlen seitwärts in den Wald. An einer heimeligen Stelle machten sie Halt und lagerten sich auf das Moos, mit Ausnahme Schillers, welcher, an den Stamm einer Fichte gelehnt, ein zerknittertes, vielfach um- und durchgearbeitetes Manuskript aus der Brusttasche seiner Uniform zog. Es war sein Trauerspiel, das er bei dieser dem Reglement der Anstalt abgelisteten Gelegenheit den Freunden im Zusammenhange vorlesen wollte. Der Vortrag des Dichters war anfangs ruhig und gehalten, als er aber zu der Stelle in der fünften Scene des vierten Aktes kam, wo Karl Moor seinen todtgeglaubten Vater in dem Thurmkerker wiederfindet, steigerte sich der Ausdruck des Vorlesers so sehr, daß die Freunde über die

Großartigkeit der Dichtung und die Leidenschaftlichkeit der Deklamation in Erstaunen, ja in Bestürzung geriethen, um dann in lauteste Beifallsbezeugungen auszubrechen.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieser Auftritt, von welchem Heideloff als Augen- und Ohrenzeuge eine Skizze entworfen hat und welche nachmals von Dramatikern und Künstlern mit künstlerischer Freiheit reproducirt wurde, in das Jahr 1779 oder aber in das folgende zu setzen sei, glaube aber, das letztere Datum sei vorzuziehen. Die Räuber wurden nämlich anerkanntermaßen während des letzten Jahres von Schillers Aufenthalt in der Akademie im Wesentlichen vollendet und konnten kaum vor dem Sommer 1780 so weit vorgerückt sein, wie die berührte Vorlesung schließen läßt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß aus beregten Ursachen der jugendliche Dichter gerade im Jahre 1780 in der rechten Räuberdichtungsstimmung sich befinden mußte. Doch soll damit keineswegs bestritten werden, daß die Anfänge der epochemachenden Tragödie von früher datiren können und wirklich datiren. Sie reichen in Wahrheit in das Jahr 1777 zurück. Schillers Genius war nie so geartet, daß er in einem Wurfe ein Werk fertigbrachte. Er arbeitete langsam, immer vor-, wieder zurück- und abermals vorschreitend, sein Dichten war kein improvisatorisches. Außerdem verwehrte ja schon die peinlich strenge Tagesordnung der Akademie jede Möglichkeit, ein solches Stück in einem Zuge oder auch nur in unbedeutenden Zwischenräumen zu schreiben. Jede darauf verwandte halbe oder ganze Stunde war eine der akademischen Haus- und Studienordnung förmlich abgestohlene und es liegt hierin schon ein Erklärungsgrund, und zwar kein unbedeutender, von der bis zum wilden Grimm vorgehenden Gewaltsamkeit des Gedichtes. Man denke sich einen jungen Titanen, welcher, mit Spiegelberg zu reden, „unter der milzsüchtigen Laune eines gebieterischen Korporals“ zu leiden hat, d. h. einem schnüffelnäsigen Rieß die Augenblicke ablauern muß, wo er seine Geliebte, die Muse, küßen kann, und man wird sich über den Ungestüm dieser Küsse nicht eben verwundern.

Es ist seines Ortes erwähnt worden, wie frühzeitig schon der junge Schiller mit dramatischen und zwar mit tragischen Entwürfen sich getragen habe. Erst in einer viel späteren Zeit seines Lebens, damals, als der Wallenstein entstand, kam es ihm zu klarem Bewußtsein, daß er geboren, ein Tragöde zu sein. Doch mußte den Jüngling schon die Bekanntschaft mit Shakspeare entschiedener auf seine Bestimmung hinleiten und dann gaben die theatralischen Spiele, denen wir in der Akademie begegneten, für die Entwickelung seines dramatischen Hanges auch äußerliche Anregungen ab. Sein Freund Heideloff, angehender Maler und Architekt, wurde noch als Zögling der Militär-Akademie von dem Herzog bei der Zurüstung höfischer Feste vielfach als Decorateur verwendet und hatte sich bei solchen Anlässen besonders auch Kenntniß der Bühnentechnik erworben. Er war demzufolge bei den dramatischen Darstellungen in der Akademie selbst der eigentliche Schöpfer und Lenker des scenischen Apparats und ermunterte einerseits, um über die nöthigen Prologe, Epiloge u. dgl. m. verfügen zu können, den Freund zur theatralischen Gelegenheitsdichterei, andererseits zur Uebernahme von Rollen. Das letztere war freilich ein Fehlgriff, denn wenn je ein Mensch nicht zum Schauspieler geboren



wurde, so war es Schiller. Aber die Beschäftigung mit der Bühne befruchtete den eigensten Trieb der jungen Dichterseele und verlangend sah er sich nach einem Stoff um, aus welchem sich ein Drama bilden ließe. Freund Hoven machte ihn auf die Geschichte von zwei feindlichen Brüdern aufmerksam, welche in Haugs Schwäbischem Magazin stand und wahrscheinlich von Schubart herrührte. Bruderzwist war ja, wie der Julius von Leisewitz und die Zwillinge von Klinger bezeugen, gerade zu jener Zeit ein beliebter tragischer Vorwurf. Dieses Thema ergriff unser Dichter und begann es dramatisch zu formen. Aber die Ausführung schritt nur langsam vor. In aller Heimlichkeit ward hier ein Monolog, dort eine Scene zu Papier gebracht. Es klingt sagenhaft, darf jedoch auf das Zeugniß von Schillers trefflicher Schwester Christophine hin als volle Wahrheit angenommen werden, daß der Dichter zuweilen ein Unwohlsein fingirte, um im Krankensale der Akademie über die reglementarische Abendstunde hinaus die Vergünstigung einer Lampe zu genießen, deren Schein einen Theil der Räuber entstehen sah. Kam dann der visitirende Aufseher, so fuhr das Manuskript unter bereitliegende medicinische Bücher, und wann, wie nicht selten geschah, der Herzog selbst die Runde machte, mochte er das spätnächtliche Aufsitzen des Eleven Schiller bei scheinbar fachwissenschaftlichen Studien nicht ungnädig vermerken.

So entstanden bis zum Schlusse des Jahres 1780 allmälig die Räuber. Da ich aber, wie schon im Vorwort zu meinem Buch erklärt worden, keine Aesthetik der Werke Schillers, sondern die Geschichte seines Lebens schreibe, mag der Leser weder hier noch weiterhin lange Abhandlungen über die ersteren erwarten. Zu meinem Zwecke reicht es aus, die Bedingungen und Verhältnisse anzugeben, unter welchen Schillers Werke geschaffen wurden, und hervorzuheben, was sie wollten und wie sie wirkten. Was die Räuber angeht, so war das Stück seinem Gehalt wie seiner Form nach ein Produkt der Sturm- und Drangzeit, eine glänzendste Offenbarung der Kraftgenialität, welche hier unter dem Druck äußerer Umstände zur ganzen Energie ihres Ausdrucks sich erhob. Die Aeußerung Karl Moors in der zweiten Scene des ersten Aktes, daß das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet habe, aber die Freiheit Kolosse ausbrüte, enthält das ganze Drama im Keime. Die Räuber waren also ein Fehdebrief, ein wilder Kriegsruf gegen das Gesetz, d. h. gegen die gesellschaftliche Konvenienz, und wie sich der Geist des Stückes zornvoll gegen diese aufbäumt, so wirft auch die Sprache alle Schranken des konventionellen Anstands revolutionär vor sich nieder. Das geht so weit, daß man deutlich merkt, der Dichter habe sich der bei Studenten der Medicin häufig vorkommenden Gewohnheit, mit physiologischen Kynismen förmlich Parade zu machen, nicht ganz entschlagen können oder wollen. Die Freiheit, die er verlangt und anstrebt, ist im Grunde eine so inhalts- und ziellose, daß sie aus der Luft rousseau'scher Abstraktionen mit Nothwendigkeit in den Schmutz des Räuberlebens herabfallen muß. Positiv ist in der Tragödie nur der unbändige Veränderungstrieb einer Jugend, welcher es in der eigenen Haut zu enge geworden war. Alles Uebrige ist abstrakt und so sind auch die Personen, obgleich Schiller in den Figuren seiner Bande verschiedene seiner Mitzöglinge zu proträtiren versucht hat.

Lebenswirklichkeit muß man in dem Stücke nicht suchen: was für eine Schemengestalt ist z. B. Amalia! Aber freilich, als Göthe die Maria und Elisabeth im Götz, die Lotte im Werther zeichnete, standen ihm schon die realen Züge zu Gebote, welche er an Gretchen, Aennchen, Friederike und Charlotte erfahren hatte. Was wußte dagegen Schiller, als er die Räuber schrieb, von den Frauen? Nichts. Was von der Welt überhaupt? Nur, was im Plutarch und Rousseau stand, denn den Shakspeare hat er selbstgeständlich erst viel später verstanden. Die Charaktere in den Räubern sind daher keine Menschen, sondern nur Abstraktionen himmelhoher Tugenden oder höllentiefer Laster, wie eben der ins Ungeheuerliche vergrößernde und zugleich verzerrende Hohlspiegel sie zeigt, in welchem eine geniale und unerfahrene Jugend die Welt zu sehen so leicht sich verführen läßt. Schiller, als Verfasser der Räuber, wird, scheint mir, vortrefflich charakterisirt, wenn man auf ihn anwendet, was Jean Paul von einem seiner Jünglinge sagt: — „Dieser Heros, in der Karthause und mehr unter der Vorwelt als Mitwelt aufgewachsen, legte an alles antediluvianische Riesenellen." Wie jedermann weiß, hat der Dichter in späterer Zeit keineswegs mit väterlicher Zärtlichkeit auf seinen wilden Erstling zurückgesehen, ja er hat die Räubertragödie schon vier Jahre nach ihrer Vollendung als ein „Ungeheuer" verdammt und zwar in einem Aufsatz, welcher 1784 im „Deutschen Museum" gedruckt wurde und höchst merkwürdig ist, weil er in prägnantester Weise die wahre Genesis der Tragödie zeichnet. „Früh verlor ich mein Vaterland — sagt Schiller a. a. O. — um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt (!). Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist stark wie die erste Liebe: was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und desselben Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur e i n e zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlecht — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein U n g e h e u e r hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Ehe der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber". Man sieht, Schiller ist hier

mit jener ganzen Strenge gegen sich selbst verfahren, welche nicht der geringste adlige Vorzug eines Mannes gewesen ist, dessen Muse das Gewissen war, wie Frau von Staël ihm nachgerühmt hat. Aber, wie mir scheint und wie es auch einem so feinen und gegen Schiller keineswegs freundlich gesinnten Kenner wie Ludwig Tieck schien, nicht ganz mit Recht. Denn auch abgesehen davon, daß die Räuber ein unvergängliches Dokument der Stimmung ihrer Entstehungszeit sind, und abgesehen von der ungeheuren Wirkung, die sie gethan, kann diese Tragödie Züge einer ursprünglichen Kraft und Größe aufweisen, wie sie der Dichter später kaum je wieder erreicht und jedenfalls nicht übertroffen hat. Wer jemals aus dem Munde eines bedeutenden Darstellers den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte vernommen hat (Akt 5, Sc. 1), der wird gestehen müssen, daß hier eine Region des Erhabenen erreicht ist, welche selbst ein Aeschylos, ein Dante und Shakspeare nur in glücklichsten Momenten erreichen.

Die düstere, gewaltsam aufgereckte Phantasiewelt der Räuber, in welcher der junge Dichter während der Jahre 1779—80 lebte und webte, muß tiefe Schatten in sein Gemüth geworfen haben. Wir finden ihn um diese Zeit in einer trüben, lebensüberdrüssigen, fast verzweifelnden Stimmung. „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt — schrieb er in einem vom 15. Januar 1780 datirten Brief — aber ich darf es sagen: Die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht mehr auf die Welt und der Tag meines Abschiedes aus der Akademie, der vor wenigen Jahren ein freudevoller Festtag würde gewesen sein, wird mir kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich im Jahr gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünsche ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode geizig sein. So aber gehört es meiner Mutter und drei'n ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und der Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“ Aber es ist ja nichts Ungewöhnliches, daß begabte Naturen in Jünglingsjahren einer solchen vorübergehenden Muthlosigkeit verfallen, vollends bei widerwärtigen äußeren Verhältnissen. So ein jugendlicher Himmelsstürmer bildet sich ein, mit der Konvenienz Fangball spielen, mit des „Reimes Hammer“ die spröde Wirklichkeit in Trümmer schlagen zu können. Stößt dann der idealistische Wolkenwandler recht hart mit den realen Zuständen zusammen, so verfällt er zeitweilig jenem Welt- und Lebensekel, welcher ja auch den jungen Göthe, der doch schon als solcher so ziemlich praktisch mit der Wirklichkeit sich abzufinden wußte, eigenem Geständniß zufolge mit dem selbstmörderischen Dolche spielen ließ. Zum Glück kennen die „melancholischen Jacques“ von achtzehn bis zwanzig Jahren die Welt noch nicht hinlänglich, um aus dem Spiele Ernst zu machen. Schiller übrigens fand gegen trübe Gedanken schon damals ein heilsames Gegengewicht in der „Beschäftigung, die nie ermattet“. Er wandte sich mit neuem Eifer dem Studium des Alterthums zu, als ob er das Bedürfniß fühlte, das sturm- und drangvolle Chaos, aus welchem Karl Moor hervorgegangen, wenigstens auf Stunden mit dem klaren Himmel und dem goldenen Sonnenlicht der antiken Poesie zu vertauschen. Wahrscheinlich angeregt durch die eben erschienenen Gesänge von Bürgers metrischer Verdeutschung des Homer, ver-

suchte er wie zur Vorübung auf eine spätere Arbeit Bruchstücke aus Vergils Aeneis in Hexametern zu übertragen. Aus mehr innerlichem Drang entsprang um dieselbe Zeit, veranlasst durch den Tod von Hovens in der Akademie gestorbenem jüngeren Bruders, die Elegie „Eine Leichenphantasie“, eines der wenigen Jugendgedichte, welche Schiller später der Aufnahme in seine Gedichtesammlung würdig erachtete.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, den im vorigen Jahre misslungenen Versuch zu wiederholen. Behufs der Entlassung aus der Akademie mußte eine neue Dissertation verfasst werden. Unser Kandidat der Medicin wählte als Thema: „Der große Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Es wurde gebilligt, aber unter der Bedingung, daß Schiller daneben noch eine lateinische Abhandlung De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum schriebe, was denn auch beiläufig und obenhin geschah. Mit viel mehr Ernst und Eifer wurde das selbstgewählte Thema angefasst und ausgeführt. Es mußte einen strebsamen Geist anziehen, welcher am Secirtisch, das Skalpell in der Hand, oft genug dem geheimnißvollen Punkte nachgespürt haben mochte, wo animalisches und spirituelles Leben sich berühren. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß ein junger Mediciner in seiner Abhandlung die Sinnlichkeit zur Basis aller menschlichen Thätigkeit machte, aber bemerkenswerth war das immerhin für den künftigen großen Repräsentanten des Idealismus. Der Poet verleugnete sich übrigens auch in dieser Arbeit nicht, indem zur Erhärtung physiologischer und psychologischer Sätze mit Vorliebe Dichter citirt wurden, z. B. Shakspeare. Recht ergötzlich aber mußte es dem Kandidaten vorkommen, seine Herren Censoren ein bißchen zu mystificiren. Er hatte nämlich den Freunden versprochen, eine Stelle aus den Räubern in die Dissertation einzuschmuggeln, und er hielt Wort, indem er sein Werk unter dem fingirten Titel: „Life of Moor, tragedy by Krake“, citirte. Noch mehr, es kam in der Abhandlung auch eine ganz bestimmte Hindeutung vor, daß Schiller schon damals einen zweiten tragischen Stoff ins Auge gefaßt hätte, den Fiesco. Die von amtswegen bestellten Beurtheiler der Abhandlung zollten dem Verfasser das Lob, er habe sein Thema „mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht“. Die Dissertation wurde demgemäß gedruckt. Schiller hatte sie dem Herzog zugeeignet und am Schlusse der Widmung gesagt: „Diese Blätter seien dem Stifter meines Glückes geheiligt; aber die Nachsicht des Vaters beschütze diesen schwachen Versuch vor den gerechten Forderungen des Fürsten“ — Worte, die sich in der Feder, welche so eben die Räuber niedergeschrieben hatte, doch sehr sonderbar ausnehmen.

Dem Reglement gemäß sollte der Kandidat seine Dissertation in öffentlicher Disputation vertheidigen und war das auch auf dem Titelblatt des ursprünglichen Druckes in Aussicht gestellt. Da aber das ausführliche Prüfungsprogramm der Akademie für 1780 einer solchen Disputation nicht erwähnt, so scheint es, die Ceremonie sei dem Dichter erlassen worden. Dagegen wissen wir aus einer der lautersten und wichtigsten Quellen der Jugendgeschichte Schillers, daß dieser bei der in Rede stehenden Jahresprüfung, wenn nicht in eigener Sache, so doch als

Opponent gegen einen Professor in lateinischer Sprache disputirend aufgetreten ist. In den Reihen des zahlreich bei dieser Feierlichkeit anwesenden Publikums stand, schüchterner Neugierde voll, ein junger Tonkünstler, Andreas Streicher, bestimmt, in der trübsten Periode von des Dichters Leben diesem als treuester Freund sich zu bewähren. Der Jüngling wußte bis dahin nichts von Schiller und kannte nicht einmal dessen Namen. Aber während der Dichter dem Professor opponirte, machte die Erscheinung desselben — die röthlichen Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft sprach, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete — einen unauslöschlichen Eindruck auf den jungen Musiker. Als die Disputation zu Ende und die von Zöglingen der Akademie aufgeführte Festkantate verklungen war, schloß er sich dem Zug in den großen Speisesal an und bemerkte hier, daß Herzog Karl sich huldvoll mit Schiller unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung lange mit ihm sprach; wie auch, daß Schiller gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln behielt wie vorhin gegen den Professor.

Also war des Dichters Lehrzeit in der Militär-Akademie beschlossen. Aber indem sich Ende Decembers 1780 die Pforten der Anstalt endlich zum Austritt vor ihm aufthaten, führten sie den jungen Mann keineswegs in die ersehnte Freiheit. Es gab da ein fatales Dokument, einen Revers, welchen der Hauptmann Schiller und seine Frau am 23. September 1774 unterzeichnet hatten. Kraft dieses Reverses war der Dichter — wie alle unentgeldlich in der Militär-Akademie erzogenen Jünglinge — verpflichtet, „sich gänzlich den Diensten des herzoglich wirtembergischen Hauses zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubniß nicht daraus zu treten“. Gestützt hierauf, geruhte der Herzog, das Gängelband militärischer Subordination, an welches der Dichter bisher gebunden gewesen war, nicht zu lösen, sondern nur etwas zu verlängern. Mit andern Worten, Schiller wurde bei dem nach seinem Kommandanten, dem General Augé, genannten und in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregiment, welches bei der Verwahrlosung, in die das Militärwesen gefallen, aus dritthalbhundert nicht so fast Soldaten als vielmehr Invaliden bestand, die in jämmerlich geflickten Uniformen und gelegentlich bettelnd durch die Straßen schlichen, als Regimentsarzt ohne Porte-'épée — eine herbe Demüthigung für den Jünglingsstolz — angestellt mit einer Monatsgage von — 18 Reichsgulden. Das war kein ermuthigender Anfang, um so weniger, da der junge Mann die medicinische Praxis von vornherein mit Abneigung betrachtete. Gewiß, es muß eine Stunde bitterer Enttäuschung für Herrn Johann Kaspar und Frau Elisabeth gewesen sein, als der neugebackene Regimentsmedikus sein Patent nach der Solitude brachte. Hatte nicht der Herzog den Eltern für ihren Sohn, als er diesen willkürlich der gewünschten theologischen Laufbahn entriß, eine „sehr gute Versorgung“ in Aussicht gestellt? Und jetzt — „Feldscherer“ ohne Degenquaste, d. h. ohne Offiziersrang, mit 216 Gulden jährlich, schon damals in Stuttgart zu viel zum sterben und nicht genug zum leben, — nicht ganz 36 Kreuzer täglich, eine „sehr gute Versorgung“ in der That! Als nach

der berührten akademischen Feierlichkeit der Herzog, traulich auf Schillers Stuhl gelehnt, sich so lange und gnädig mit dem jungen Manne unterhalten hatte, konnte dieser denken, er habe doch wohl nicht ohne Grund in der Widmung seiner Dissertation den Fürsten den „Stifter seines Glücks" genannt. Jetzt, aus dem knappzugemessenen Urlaub von der Solitude nach der Residenz zurückgehend, mochte er, die bestürzten Mienen der Seinigen noch vor Augen, mit Bitterkeit empfinden, daß Herzog Karl eine eigenthümliche Methode habe, die Leute glücklich zu machen.

Sechstes Kapitel.

Der Regimentsmedikus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Vischerin. — Eine Junggesellenwirthschaft. — Porträt des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzoglich wirtembergischen Feldscherers. — Der Most gährt. — Frau von Wolzogen. — Emetica und Aesthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Asperg. — Ein Freund. — Dramaturgische Leiden. — Heimliche Reise nach Mannheim.

Von der Königstraße, heute der Hauptpulsader der Stadt und Residenz Stuttgart, führen mehrere enge Gassen nach dem Marktplatz hinunter. An der südöstlichen Ecke desselben läuft die schmale Marktstraße auf eine Brücke zu, welche hier über die partie honteuse der Residenz, über den Nesenbach, gelegt ist. Wenn du, statt die Brücke zu überschreiten, dich zur Rechten hinaufwendest, so befindest du dich in der Eberhardsstraße, welche zwischen dem an die Hirschgasse angelehnten Häusergewirre auf der einen und der Hauptstädterstraße auf der andern Seite mitten inneliegt. Hier, auf dem Kleinen Graben, denn so hieß die Eberhardsstraße damals, besaß der mehrerwähnte Professor Haug zwei Häuser. Das eine bewohnte er, im andern hatte er sich sein Auditorium eingerichtet und die hiervon nicht in Anspruch genommenen Räume an die Frau Luise Dorothea Vischer, Witwe eines Hauptmanns, vermiethet. Die Vischerin, wie sie auf gut schwäbisch hieß, war eine magere Blondine von dreißig oder „stark neunundzwanzig" Jahren, ohne körperliche Vorzüge, man hätte denn ihre schmachtenden blaßblauen Augen für einen solchen gelten lassen wollen. Aber sie war eine gutherzige Frau, ein „bissle" musikalisch und mehr als ein „bissle" schwärmerisch. Sie muß für Männer, namentlich für junge und unerfahrene, nicht ohne Anziehungskraft gewesen sein; denn noch 1783 hatte sie mit einem jungen Edelmann aus Wien, welcher auf der Karlsschule studirte, ein Abenteuer, das in eine förmliche Entführung auslief. Die Hauptmannswitwe, Mutter von zwei Kindern, befand sich in ökonomischen Verhältnissen, welche es räthlich machten, die entbehrlichen Räume ihrer Wohnung

ihrerseits wieder zu vermiethen, und das geschah auch mit einem nicht sehr großen Parterrezimmer, welches zwei Kameraden von der Akademie her, der Leutnant im gablenz'schen Infanterieregiment Franz Joseph Kapf und der Regimentsmedikus Friedrich Schiller, gemeinschaftlich bezogen.

Es war da eine nichts weniger als zierliche Junggesellenwirthschaft etablirt. Ein großer Tisch, zwei Bänke, ein Kleiderrechen an der Wand, in einem höhlenartigen Alkoven zwei Feldbetten, in einer Ecke ein Magazin von rohen Kartoffeln, nebst leeren Flaschen, Tellern, Tabakspfeifen, — das war die Ausstattung des gewöhnlich von einer schweren Tabaksatmosphäre gedrückten Raumes. Der gute Scharffenstein — nach seinem Austritt aus der Akademie ebenfalls Leutnant im Regiment Gablenz — als er sich später dieses Parterrezimmer ins Gedächtniß zurückrief, nahm keinen Anstand, auf dasselbe die respektswidrige Bezeichnung „Loch" anzuwenden. Zu dieser Wohnung passte dann recht gut die groteske Figur des in einer geflickten Uniform steckenden Fourierschützen Kronenbitter, welchen Schiller aus den Soldaten seines Regiments zu seinem „Kerl", will sagen Aufwärter, ausgewählt hatte und welcher, ein echtschwäbischer „Latsche", halb aus Dummheit halb aus Schelmerei allerlei Störung und Verwirrung in dem ärmlichen Haushalt anrichtete.

Aber die Erscheinung des Herrn Regimentsmedikus selbst spielte nicht wenig ins Groteske. Mit durchaus nicht schmeichelndem, aber markigem Pinsel hat Scharffenstein das Porträt des Dichters aus jener Zeit entworfen. Es zeigt uns, daß Schiller von „langer, gerader Statur war, gewölbter Brust, langgespalten, langarmig, sehr langhalsig. Seine Stirn war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen (blauen?) Augen inklinirten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlider waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte." Der Zeichner fügt hinzu, Schiller habe damals „etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre gehabt". Aber, gerechter Himmel, wie hätte sich auch irgendein Mensch „elegant" gehaben können in dem reglementarischen Regimentsmedikusgehäuse, in welchem der arme Junge steckte? Scharffenstein sah den Freund, als sich dieser zuerst auf der Parade bei seinem Chef zum Dienste meldete, also zum erstenmal in voller Tracht und Pracht seiner Charge aufmarschirte, — „eingepresst in die Uniform nach altem preußischen Schnitt, die bei den Regimentsfeldscherern noch extra steif und abgeschmackt war; drei von Gips starrende Rollen, welche Locken vorstellten, an jeder Seite des Gesichts, während der kleine Militärhut kaum den Kopfwirbel bedeckte, in dessen

Gegend ein langer und dicker Zopf gepflanzt war, und eine roßhaarene Binde den langen Hals einzwängte". Das Merkwürdigste aber war das Fußwerk, denn vermöge des den Kamaschen unterlegten Filzes waren die Beine des Regimentsmedikus „wie zwei Cylinder und von einem größeren Diameter als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel," und da er in den schrecklichen, „ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckten" — (o „Kerl" Kronenbitter!) — Kamaschen die Kniee nicht recht biegen konnte, so bewegte er sich „wie ein Storch".

Das gewährte freilich kein so poetisches Bild wie Göthe, im idealen griechischen Gewande auf dem herzoglichen Liebhabertheater zu Weimar seinen Orest darstellend. Indessen haftete das Karikaturmäßige nur an dem Amtshabit Schillers, nicht an seiner Persönlichkeit, deren Aeußeres sich noch dazu mit den Jahren vortheilhaft veränderte. Da er beim Austritt aus der Akademie die nicht gewöhnliche Höhe von sechs Fuß drei Zoll erreicht hatte, so ist anzunehmen, daß er schon damals völlig ausgewachsen war. In männlichen Jahren nahm dann seine Nase entschieden die adlermäßige Form an, sein Teint wurde rein und klar, die Entzündung wich von seinen Augenlidern, die Sommersprossen verschwanden von seinen Wangen, die Farbe der Haare milderte sich zum Goldblond. Bei aller Liebenswürdigkeit seines Benehmens, welches alle, die ihm nähertraten, empfanden und anerkannten, muß in reiferen Jahren seine Haltung eine imponirende gewesen sein. Göthe bezeugt dies. Als am 18. Januar 1825 das Gespräch zwischen ihm, Eckermann und Riemer auf Schiller kam und Riemer bemerkte, der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen sei stolz, nur die Augen seien sanft gewesen, da sagte Göthe: „Ja, alles Uebrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft".

Ein Kreis alter lieber Freunde schloß sich um den angehenden Regimentsmedikus. Da waren, wie schon erwähnt wurde, Kapf und Scharffenstein und da waren auch die Akademiegenossen Petersen und Reichenbach, beide an der herzoglichen Bibliothek angestellt. Von Ludwigsburg herein, wo er als Waisenhausarzt fungirte, kam Hoven, so oft es sich machen ließ, und von den Fildern herab Schillers Jugendgespiel aus der lorcher Zeit, Conz, welcher jetzt nach durchlaufener Studienbahn droben in Vaihingen Vikarius geworden. Das Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben war oft der Schauplatz heiterster Symposien, deren materielle Hauptbestandtheile „Knackwurst" und selbstbereiteter Kartoffelsalat ausmachten. Denn diese jungen Leute besaßen viel Humor, einen vortrefflichen Appetit, desgleichen einen studentischen Durst und wenig Geld. Aber sie waren jung, lebenslustig und alle mehr oder weniger genialisch gestimmt, kraftgenialisch nämlich. Und bei allen konnte der in der Akademie durch strenge Disciplin niedergehaltene jugendliche Muth und Uebermuth jetzt erst ausschlagen. Da schlug er denn wohl auch mitunter tüchtig über die Stränge. Es wurde gezecht, geraucht, gespielt und geliebelt. Drüben in der Hauptstädterstraße befand sich das Wirthshaus zum Ochsen, so ein echtschwäbisch-gemüthliches Wirthshaus, das sich vortrefflich zur „Geniesherberge" eignete. Da ging es, an Winterabenden bei der Manille, zur Sommerszeit auf der Kegelbahn, in Sprache und Gebaren kraftgenialisch her. Man mußte doch auch einmal burschikos leben. Wenn der Petersen den Kameraden einen

Abschnitt aus dem „stupend gelehrten“ Buch „Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke“, an welchem er damals schrieb, zum besten gab, so wirkte das so sympatisch, daß man es bei einem Schoppen nicht bewenden lassen konnte, sondern dem zweiten der dritte und diesem wohl auch ein vierter folgte; und wenn der Kapf, der Don Juan der Tafelrunde, mit seinen neuesten Eroberungen pralte, so konnte man sich doch wohl nicht enthalten, das schlanke Kellermädchen zu haschen und die Frische seiner Wangen und Lippen küssend zu proben. Es geht nun einmal so zu in der jungen Welt. Zudem war Stuttgart zu Herzog Karls Zeiten eine „gefährliche“ Stadt. Die moralische Anschauung der Bevölkerung war eine so laxe, daß man nur zu geneigt sein mochte, zu den Ausschreitungen der Jugend ein Auge oder gar beide zuzudrücken. Es ist nicht zu verschweigen, daß diese unlautere Atmosphäre auch auf Schiller nicht ganz ohne Wirkung blieb. Einzelnheiten anzugeben vermögen wir freilich nicht, aber selbst eine so wohlwollende und zartfühlende Lebensbeschreiberin, wie Karoline von Wolzogen war, hat sich nicht enthalten können, anzudeuten, daß „Sinnentaumel“ und „jugendliche Thorheit“ nach so lang entbehrter Freiheit auch auf den Regimentsmedikus ihre Macht geübt und „Finanzverlegenheiten“ zur natürlichen Folge gehabt hätten. Doch ist hier, und zwar namentlich auf das vollgiltige Zeugniß des Professors Abel hin, ganz bestimmt zu verneinen, daß Schiller, wie der Klatsch wissen wollte, jemals ein gewohnheitsmäßiger Trinker gewesen sei. Er war das schon als Regimentsmedikus nicht, obgleich er als solcher gelegentlich mal „einen Schoppen über Durst getrunken haben mag“. Ein heilsames Gegengewicht zu den residenzlichen Verlockungen bildete indessen die Nähe von Schillers Familie. Wo das strenge Kopfschütteln des Vaters nicht wirkte, da wirkte eine „im weichen Liebeston“ seitens der Mutter angebrachte Warnung um so sicherer. Die Solitude blieb auch, so oft ein kurzer Urlaub zu erlangen war — ohne einen solchen durfte der Regimentsmedikus die Stadt nicht verlassen — das Lieblingsziel der Ausflüge Schillers und seiner Freunde, wenn sie, wie Scharffenstein erzählt, „einen guten Tag haben wollten; denn was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!“ Der General ging an dieser Stelle seiner Jugenderinnerungen nicht vorüber, ohne der guten Frau Elisabeth ein Ehrenmal aufzurichten. „Nie — sagt er — habe ich ein besseres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schillers war“.

Zu dem sänftigenden Einfluß, welchen eine solche Mutter auf den brausenden Jüngling üben mußte, kam der einer mütterlichen Freundin, welche Schiller um diese Zeit in Frau Wilhelmine von Wolzogen gewann. Sie war die Gattin des Freiherrn Ernst Ludwig von Wolzogen, aber schon seit 1774 verwitwet. Der Freiherr hatte seiner Witwe die Sorge für fünf Kinder und dazu nur die im Rhöngebirge gelegenen beiden kleinen Waldgüter Bauerbach und Oberharles hinterlassen. Sie brachte 1775 ihren ältesten Sohn Wilhelm in die Militär-Akademie nach Stuttgart, in welcher dann auch die drei übrigen Söhne erzogen wurden. Die beiden älteren Brüder Wolzogen waren in dieser Anstalt Schillers Kommilitonen gewesen, aber, etwas jünger als er und einer andern Lehrabtheilung

angehörend, wenig mit ihm in Berührung gekommen. Wilhelm von Wolzogen konnte damals noch nicht ahnen, daß er mit dem Dichter später in so nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten würde; aber angezogen von dem steigenden Dichterrufe Schillers, welcher in der Akademie ein öffentliches Geheimniß war, empfahl er den aus der Anstalt getretenen Mitzögling an seine Mutter, welche von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Bauerbach häufig zu längerem Verweilen nach Stuttgart kam, um ihren Söhnen näher zu sein. Frau von Wolzogen bildet mit jenen Kreis auserwählter Frauen, welche unseren großen Geistern des vorigen Jahrhunderts in Freundschaft nahegetreten sind und wohlthätig auf sie eingewirkt haben. Für Schiller war die Bekanntschaft mit dieser Dame ein großer Gewinn. Denn er konnte im Umgang mit ihr, die eine lebhafte Theilnahme für das Gute und Schöne mit seltener Herzensgüte und geselliger Anmuth verband, edlere Sitten kennen lernen als in der Geniesherberge zum Ochsen im Schwange gingen. Der freundlich Empfangene schloß sich innig an die treffliche Frau an, brachte sie auch nach der Solitude hinauf und stiftete zwischen ihr und den Seinigen eine treue Freundschaft. Ebenso führte er die Hauptmännin Vischer bei der Frau von Wolzogen ein, und daß die letztere dies nicht nur geschehen ließ, sondern auch zu der Vischer in ein freundschaftliches Verhältniß trat, beweist, daß der Ruf der Hauptmännin damals noch ein unversehrter gewesen sein muß. Eine dritte Freundin gewann Schiller in Ludovike Reichenbach, einem hoch und rein gestimmten, künstlerisch begabten Mädchen, welches mit Schwester Christophine befreundet war und es auch dem Dichter für das ganze Leben wurde.

Im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen vergaß der Regimentsmedikus gerne die Widerwärtigkeiten seines Amtes. Dieses war keine Sinekur, denn, wie schon erwähnt worden, gehörten die 240 augé'schen Grenadiere so ziemlich in die Klasse der Invaliden. Da machte denn der Lazarethdienst unserem Dichter nicht wenig zu schaffen. Er scheint aber bei seinen Kuren sehr kraftgenialisch zu Werke gegangen zu sein, denn sein medicinischer Vorgesetzter, der Leibmedikus Elwert, hatte wiederholte Veranlassung, gegen allzu drastische Experimente des jungen Heilkünstlers einzuschreiten. Das verräucherte Gebälke der Gaststube zum Ochsen hat gewiß manche Schnurre mitangehört, welche der sarkastische Petersen im Kreise der Genossen über Schillers ärztliches Gebaren losließ. Und der Regimentsmedikus selbst stand nicht an, die Sache vom Standpunkte des Humors anzusehen. In einer Selbstkritik der Räuber, welche er nach dem Erscheinen des Stückes anonym in das Wirtembergische Repertorium einrücken ließ, spöttelte er: „Der Verfasser der Räuber soll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben." Die Wahrheit ist, Schiller liebte seinen amtlichen Beruf nicht. Eine Zeit lang suchte er sich darüber zu täuschen, indem er meinte, nur der praktischen Seite der Arzneiwissenschaft vermöge er keinen Geschmack abzugewinnen, und so trug er sich jetzt und auch später noch mit dem Plane, die theoretische Seite der Heilkunst zu kultiviren, um als Docent derselben aufzutreten. Aber jetzt wie später

ist es bei dem Vorhaben geblieben. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß Schiller etwas anderes werde als eben er selbst, Schiller.

Zuvörderst zwar machte er gute Miene zum bösen Spiele, und wenn er vorschriftsmäßig Morgens zur Kaserne, dann von da nach dem Lazareth und von dort zur Wachtparade „storchte", so tröstete ihn auf diesen Gängen die Aussicht auf einen mehr oder weniger burschikosen Abend im Ochsen. Allein auf die Länge konnte das Genügen an dem eintönigen Lauf eines zwischen Emetikaverschreiben, Rapportabstatten und „gemüthlichem Kneipen" verstreichenden Lebens nicht vorhalten. Es ist nicht jedem gegeben, sich zu bescheiden, in dem zur Abspielung trivialer Weisen gebauten Drehorgelwerk des Lebens ein kleines, unbeachtetes Stiftchen vorzustellen. Das Licht will leuchten: das ist seine Natur und sein Recht. Außerdem waren 36 Kreuzer täglich auch kein Einkommen, auf dessen Vermehrung man nicht bedacht zu sein brauchte. Ach, jenes bittere Wort eines englischen Poeten auf einen armen Bruder in Apoll paßt nur allzu gut auch auf Schiller. Auch er hätte nur allzu oft sagen können: Muse, dein Name ist Armuth! Freilich, der Einfall, zur Verbesserung seiner Finanzen ein Schriftsteller, ein deutscher Schriftsteller zu werden, wäre unverzeihlich gewesen, wenn nicht einem Jüngling von einundzwanzig Jahren, der noch dazu ein Dichter war, wunderlichste Einfälle zugute gehalten werden müßten. Denn die Honorarsätze waren ja in Deutschland damals überhaupt noch ganz ärmlich. Das erste Werk, wofür Wieland pr. Bogen einen Dukaten bekam, war Araspes und Panthea. Seine Uebersetzung des Shakspeare wurde ihm mit 10 Karolin pr. Band honorirt. Selbst nach dem außerordentlichen Erfolge von Götz und Werther entschloß sich der berliner Buchhändler Mylius nur nach langem Bedenken, Göthe's Stella mit 20 Thalern zu honoriren, und schrieb erschrocken an Merck, am Ende werde Göthe für seinen Faust gar 100 Louisd'or verlangen. Für Hermann und Dorothea forderte und bekam Göthe 1797 tausend Thaler. Was Schiller angeht, so gelangte er erst mit der Herausgabe der Horen zu einer anständigen Honorirung seiner Arbeiten.

Eines Abends — der Tag mochte für den Herrn Regimentsmedikus ein besonders verdrießlicher gewesen sein — flüchtete Schiller in die böhmischen Wälder, d. h. er nahm das Manuskript der Räuber wieder vor, um es noch einmal durchzuarbeiten. Denn das Stück sollte gedruckt werden, das war beschlossen und die Freunde billigten von Herzen diesen Beschluß. Abel und Petersen legten auf Spaziergängen dem Dichter freilich ans Herz, an dem Gedichte noch diese und jene einschneidendere Veränderung vorzunehmen, und nach seiner ihm schon damals zur Gewohnheit gewordenen Art, inbetreff seiner Arbeiten das Für und Wider gerne mit Freunden durchzusprechen, was so sehr gegen die Weise Göthe's war, nahm er die gemachten Einwürfe wohlwollend auf; allein viel Beachtung hat er denselben doch nicht geschenkt und durfte das auch nicht, wenn die Originalität des Werkes nicht darunter leiden sollte. Endlich war es druckfertig und es fehlte nur noch ein Verleger — wahrlich keine Kleinigkeit! Hatte doch auch Göthe für seinen Götz keinen gefunden und dieses Drama auf eigene Kosten drucken lassen müssen. In Stuttgart wollte sich kein Buchhändler zu dem Wagniß verstehen und Schiller trug deßhalb seinem Freunde Petersen, welcher gerade auf einem Ausflug nach dem

Rhein begriffen war, brieflich auf, dort herum anzuklopfen. „Höre, Kerl, — schloß der Brief — wenn's reüssirt! Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen.“ Mit dem Burgunder hatte es aber gute Weile, denn Petersen fand auch auswärts keinen Verleger, obgleich Schiller erklärt hatte, mit einem Honorar von 50 Gulden sich begnügen zu wollen. Nun blieb dem Dichter nur übrig, sein Werk auf eigene Rechnung drucken zu lassen; aber der obskure Buchdrucker, an welchen sich Schiller zu diesem Zwecke wandte, hatte die obskure Idee, die Druckkosten sofort baar in Händen haben zu wollen, und die Kasse des Regimentsmedikus befand sich natürlich in dem gewohnheitsmäßigen Zustande der Leere. Die Bürgschaft eines Freundes ermöglichte es dem Dichter, die nöthige Summe aufzunehmen, und die Räuber gingen unter die Presse.

Während des Druckes sandte Schiller die Aushängebogen an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan nach Mannheim, welcher sich als Freund und Förderer der Poesie, insbesondere der dramatischen, einen Namen gemacht hatte. Herr Schwan war gebildet genug, den Genius des Dichters sofort zu erkennen, und Schiller seinerseits fühlte so sehr das Richtige mancher Bemerkung und Ausstellung des Mannes, daß er mehr als e i n e grelle Stelle des Stückes noch geschwind änderte und namentlich die Vorrede ganz unterdrückte, indem er dieselbe durch eine neue ersetzte. Der briefliche Verkehr mit Schwan hatte aber noch eine wichtigere Folge. Der Hofkammerrath lief nämlich, wie er am 11. August 1781 dem Dichter schrieb, mit den Aushängebogen der Räuber sogleich zu dem Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher das mannheimer Theater als Intendant leitete, las demselben die dramatische Neuigkeit „brühwarm“ vor und veranlasste den Freiherrn, mit dem Dichter wegen Umarbeitung des Stückes behufs der Darstellung auf der mannheimer Bühne in Unterhandlung zu treten — ein Ereigniß von äußerster Wichtigkeit in Schillers Leben, welches damit eine entscheidende Wendung nahm.

Inzwischen erschien im Hochsommer 1781 die erste typographisch ziemlich gut ausgestattete Ausgabe der Räuber (222 Seiten stark, mit einer von einem Zögling der Akademie radirten Titelvignette, die Scene vor dem Kerkerthurm im Walde darstellend), und zwar ohne den Namen des Verfassers, welcher demnach das ganz bestimmte Bewußtsein hatte, daß die Veröffentlichung seiner Tragödie ihn mit seiner Stellung als Diener des Herzogs von Wirtemberg in schroffen Widerspruch setzen mußte. Die Wirkung war die eines furchtbar prächtigen Meteors, dessen Erscheinung nur um so mehr überraschte, als es aus der seit einem Jahrzehent sehr still und eintönig gewordenen stuttgarter Atmosphäre plötzlich emporstieg. Damals gab es in Deutschland noch literarische „Ereignisse“ und die Räuber wurden sofort als ein solches anerkannt, in Liebe und Haß; denn während das Stück die Jugend elektrisirte, in den Brennstoff, welchen die Sturm- und Drangzeit in den jungen Herzen aufgehäuft, wie ein zündender Blitz einschlagend, verursachte es den Anhängern des Bestehenden, den Nutznießern der alten Ordnungen und Satzungen Grauen und Furcht. Wäre zu jener Zeit das „rothe Gespenst“ schon erfunden gewesen, gewiß, man hätte es in den Räubern drohend spuken sehen. Und in Wahrheit, das Gedicht w a r eine Drohung. Wie ein Schrei bakchantischen Zerstörungsjubels scholl es in eine abgelebte Gesellschaft herein, welche sich wider-

strebend zu einer weltgeschichtlichen Häutung anschickte. Der poetische Instinkt hatte die richtige Witterung der ungeheuren Erschütterungen, welche Europa bevorstanden; aber erst als sie da waren, anerkannte man die Richtigkeit der Vorahnung. Doch nein, man hütete sich wohl, so gerecht zu sein, und zog es vor, in den Symptomen, womit die Katastrophe sich angekündigt hatte, die Ursachen von dieser zu sehen und zu hassen. So jener Fürst, von dem Göthe, wie er Eckermann mittheilte, in Karlsbad das Wort vernahm: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in diesem Augenblicke vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erschaffen!"

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auch beim Erscheinen des Stückes schon missbilligende Stimmen laut wurden; zunächst jedoch nur von ästhetischer und moralisirender Seite her. Allein die Missbilligung vermochte gegen den Beifallssturm gar nicht aufzukommen. Freilich äußerte sich dieser mitunter kaum weniger unverständig als jene und überhaupt ist meines Wissens zu jener Zeit nur eine einzige Kritik der Räuber erschienen, welche diesen Namen verdiente. Ich meine die, welche in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 stand. Hier war Lob und Tadel mit Verstand und Sachkenntniß motivirt und die außerordentliche Bedeutung des Gedichtes namentlich dadurch anerkannt, daß von dem Verfasser gesagt wurde: „Haben wir je einen deutschen Shakspeare zu erwarten, so ist es dieser!" Ein solcher Ausspruch, noch dazu offenbar von einem urtheilsfähigen Richter abgegeben, mußte dem zweiundzwanzigjährigen Regimentsmedikus nicht wenig wohlthun und es steht zu vermuthen, daß er Sorge getragen, das erfurter Blatt auch nach der Solitude hinaufgelangen zu lassen. Galt es doch, dort droben die residenzlichen Klatschbasereien zu paralysiren, wie sie von „guten Freunden" hinsichtlich des Eindrucks, welchen das „erschreckliche Theaterstück" in Stuttgart hervorgebracht, sicherlich den Eltern des Dichters zugetragen wurden. Der Name des Verfassers war natürlich in Aller Mund und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß auch der Herzog frühzeitig von der Autorschaft seines Regimentsmedikus unterrichtet wurde. Sei es nun, daß der Fürst anfangs die Sache leicht nahm, sei es gar, daß sich sein Stolz geschmeichelt fühlte, einen Dichter, der mit seinem ersten Wurf so großes Aufsehen erregte, aus der Karlsschule hervorgegangen zu sehen, — genug, es mußten noch anderweitige Umstände hinzukommen, bevor Karl sich bewogen fand, als gestrenger Censor einzuschreiten.

Vor der Hand mochte sich der Dichter unbehelligt in den Stralen seines jungen Ruhmes sonnen, welche ja kräftig genug waren, selbst ein so steinernes Herz zu erwärmen, wie es der General Rieger, Kommandant auf Hohenasperg, in der Brust trug. Dieser Mann, dessen Geschicke Schiller später in seiner Novelle „Spiel des Schicksals" beschrieben hat, war aus dem Glanze der Günstlingsschaft plötzlich in das Dunkel eines unterirdischen Kerkers auf Hohentwiel hinabgeschleudert worden. Nach mehrjähriger, wohl am wirtemberger Lande, nicht aber an dessen Herzog verdienter Haft war er in die Verbannung gewandert, dann von Karl zurückgerufen und als Befehlshaber auf den Asperg gesetzt worden, wo er namentlich als Kerkermeister Schubarts eine traurige Berühmtheit erlangte. Die furchtbare Prü-

fung, welche er erfahren, hatte Riegers Herzenshärte nicht gemildert, wohl aber seine Phantasie in die Irrgänge pietistischer Schwärmerei hineingelenkt und mit dieser amalgamirte sich wunderlichst die Laune, den Schöngeist zu spielen. Was damals, aus dieser rieger'schen Laune resultirend, auf dem Asperg geschah, gehört, will mir scheinen, nicht zu den am wenigsten merkwürdigen Charakterzügen des Jahrhunderts. Rieger kommandirte die Besatzung abwechselnd zum Exerciren, zum Gassenlaufen, zur Gottesfurcht, zum Komödienspiel und zum Ballet. Ja, die armen Teufel von Soldaten mußten auf Riegers Kommando singen, springen, tanzen und schauspielen. Eine Bühne wurde eingerichtet und Schubart kommandirt, für das Repertoire zu sorgen. Selbst der Hof, den Herzog an der Spitze, beehrte die Vorstellungen dann und wann mit seiner Gegenwart. Hoven kam mehrmals von Ludwigsburg herauf, sich das Ding mitanzusehen, und was er da hörte, war seltsam genug. So wurde am Geburtsfeste des Kommandanten ein Schauspiel aufgeführt, dessen von Schubart — gewiß unter heimlichem Zähneknirschen — gedichteter Prolog mit den Worten anhob: „Edler Rieger!" Der edle Rieger stand alsbald auf, klatschte entzückt und schrie: Da capo! worauf der Prolog abermals: „Edler Rieger!" Uebrigens that der frömmelnde und schöngeistelnde General nur nach, was sein herzoglicher Gebieter ihm vorthat. Auch diesen mußte der unglückliche Poet in befohlenen Prologen und Festgedichten überschwänglich loben und preisen, — zur nämlichen Zeit, wo der Grimm des Gefangenen in einem unsterblichen Fluche sich entlud, betitelt „Die Fürstengruft". Als Hoven erst über das Erstaunen hinaus war, den General von diesem selbst kommandirte und ihm ins Gesicht abgeleierte Schmeicheleien beklatschen zu sehen, stach ihn der Schalk und er klatschte aus Leibeskräften mit. Dadurch wurde Rieger auf den jungen Mann „von so feinem Geschmack" aufmerksam und nach gemachter Bekanntschaft forderte er Hoven auf, doch auch einmal dessen Freund, den Verfasser der Räuber, mit auf den Asperg zu bringen. Als Hoven zugesagt, bereitete der Herr General einen Theaterstreich vor. Schubart ward kommandirt, eine Recension über die Räuber zu schreiben, und als dann Hoven eines Tages mit Schiller heraufkam, stellte der Kommandant den letzteren unter dem Namen eines Dr. Fischer dem gefangenen Dichter vor und lenkte baldmöglichst das Gespräch auf die Räuber. Der angebliche Dr. Fischer bemerkte, er kenne den Verfasser der Tragödie genau, und wünschte Schubarts Urtheil über dieselbe zu hören. Das war das Stichwort für den General, welcher sofort seinen Gefangenen aufforderte, seine Kritik vorzulesen. Nachdem dieses geschehen, äußerte Schubart, er möchte wohl den Dichter der Räuber persönlich kennen lernen. Nun Rieger, dem Gefangenen auf die Schulter klopfend: „Ihr Wunsch ist erfüllt. Hier steht er vor Ihnen!" Ist's möglich? rief Schubart enthusiastisch, fiel dem Dichter um den Hals, küßte ihn und brach in Thränen aus.

Wenn die Bekanntschaft mit dem armen Gefangenen des Aspergs in dem Regimentsmedikus nur schmerzliche Gefühle erregen konnte, so mußte ihm dagegen eine andere, um dieselbe Zeit ihm nahegetretene Persönlichkeit freundlichste Eindrücke bereiten. Ein junger Musiker, Andreas Streicher, 1761 zu Stuttgart geboren, so ein echtes, gutes, treues Schwabenherz, hatte mit Begeisterung die Räuber gelesen

und ein Freund erfüllte seinen Wunsch, ihn mit dem Dichter persönlich bekannt zu machen. Mit Ueberraschung erkannte er in diesem den Jüngling wieder, dessen Erscheinung etwa anderthalb Jahre früher bei Gelegenheit der Prüfungsfeierlichkeiten in der Akademie seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte. Streicher hat diese erste Zusammenkunft mit Schiller treu im Gedächtniß bewahrt. Er hatte sich den Dichter der Räuber als einen heftigen jungen Mann vorgestellt, dessen Feuer in Sprache und Gebaren alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Er fand sich angenehm enttäuscht. Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden entgegen. Bescheiden ablehnend wurde die schmeichelhafte Anrede des jungen Künstlers erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich. Das anfänglich blasse Aussehen, welches im Verfolg des Gespräches in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vortheilhaft gegen die Geziertheit der Gesellschaft abstach als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Es war eine günstige Stunde, als der junge Dichter den jungen Musiker kennen lernte. Sie wurden Freunde und keine der idealen Freundschaften jener Zeit war idealeren Schwunges als die, welche Streicher seinem Schiller weihte. Der Dichter hatte hier ein Herz gefunden, in welches er alle seine Ansichten, Entwürfe, Sorgen und Kümmernisse niederlegen konnte, und der weiche, träumerische Musiker gewann in dem täglichen Umgange mit dem verehrten und geliebten Freund eine Kraft der Aufopferungsfähigkeit, welche zu bewähren er bald Gelegenheit erhalten sollte.

Unterdessen hatte die Unterhandlung des Dichters mit Dalberg ihren Fortgang. Der Freiherr, ein gebildeter, kunstsinniger, für edle Regungen empfänglicher, wenn auch nicht sehr charakterfester Mann, machte durch seine von dem Kurfürsten von Pfalz-Baiern ihm übertragene Direktion des mannheimer Theaters in der deutschen Theatergeschichte Epoche. Zwar übersiedelte 1778 der pfalzbairische Hof nach München, doch wurde für die mannheimer Bühne eine jährliche Subvention ausgeworfen, welche es dem Freiherrn ermöglichte, eine tüchtige Anstalt zu gründen. Er ging mit Kenntniß, Geschmack und Eifer ans Werk und auch der aristokratische Anstand, der Ton vornehmer Weltbildung, womit Dalberg das Institut leitete, kam diesem nicht wenig zu gut. Der rohe Naturalismus oder auch die gottsched'sche Unnatur, welche bisher, verbunden mit einem zuchtlosen Bandenleben, unter den deutschen Schauspielern gäng und gäbe gewesen, sie fanden hier keine Duldung und das im Herbste 1779 eröffnete „Mannheimer Nationaltheater" durfte, mit Schauspielern wie Iffland, Boek, Beil und Beck, den Schülern Eckhofs, wie Meyer und Zuckarini, und mit Schauspielerinnen wie die Seyler, Toskani, Meyer, Wallenstein und Kummerfeld besetzt, vor allen anderen deutschen Schaubühnen damaliger Zeit auf die Geltung einer Kunstanstalt Anspruch machen.

Schiller hatte natürlich die Aussicht, seine Tragödie auf einer solchen Bühne zur Darstellung zu bringen, mit lebhafter Freude begrüßt. Aber sofort begannen die dramaturgischen Leiden, welche an diese Aussicht sich knüpften. Denn es galt,

das Stück „bühnengerecht“ zu machen, und über Bühnengerechtigkeit gingen die Ansichten des Dichters und die des Intendanten himmelweit auseinander. Es half jedoch nichts, sie mußten vermittelt werden. Wohl mag Schiller, während er sein Gedicht für das Theater „gerecht“ machte, manchmal mit dem Helden desselben verzweifelnd ausgerufen haben: „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust?“ Aber ohne Schnürbrust keine Aufführung! So kam endlich das Bühnenmanuskript, in welchem das Original vielfach verdreht und verstümmelt erscheint, zu stande und ging am 6. Oktober 1781 an Dalberg ab, welcher all der „eifrigen Fürsprache eines Vaters für sein Kind“ gegenüber unerbittlich geblieben war. Gewiß, Dalberg hatte Rücksichten zu nehmen: schon als Edelmann und mehr noch als Direktor einer fürstlichen Bühne mußte ihm ja daran gelegen sein, den sturm- und drangvollen oder, wenn man will, den revolutionären Ton des Stückes möglichst zu dämpfen. Aber es war, ästhetisch angesehen, geradezu eine Monstrosität, den Sinn des Gedichtes, welches wie eine echte Ausgeburt des Jahrhunderts, so auch eine Kritik und eine Befehdung desselben war, dadurch zu fälschen, daß man die Handlung auf der Bühne willkürlich um Jahrhunderte zurückverlegte, in die Zeit, „wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutschland stiftete“. Dadurch sollte dem Werk sein Stachel genommen werden; allein in Wahrheit wurden durch ein solches Beginnen, welches noch dazu bloß ganz Blödsichtige täuschen konnte, nur „alle seine tiefer liegenden Motive gelähmt und die besten Lebensnerven der Charaktere durchschnitten“. Neben solcher Misshandlung des Stückes im großen und ganzen, war es kaum noch von Belang, wenn im einzelnen auf theilweise ganz absurden Veränderungen bestanden wurde. So z. B. meinte Dalberg, es sei doch gar zu gräßlich, daß Karl Moor seine Geliebte umbringe — ein Zug, der wesentlich zur Rolle des Räuberhauptmanns gehört — und so mußte die arme Amalia auf der Bühne zur Selbstmörderin werden.

Daß, nachdem endlich alle Hindernisse, welche der Aufführung sich entgegenstellten, wohl oder übel beseitigt waren, Schiller den Gang seines Erstlings über die Bretter mitansehen wollte, verstand sich von selbst. Dem Dichter das verwehren wollen, wäre etwa, als wollte man einem zärtlichen Vater gebieten, abwesend zu sein, wenn seine geliebte, in Sorgen und Schmerzen erzogene Tochter unter dem Brautkranze geht. Aber es war Grund da, zu befürchten, daß ein zu erbittender Urlaub dem Dichter verweigert werden würde, der sich doch, wie er an Dalberg schrieb, auf die Aufführung freute wie ein Kind. Falls eine von Gustav Schwab beigebrachte Ueberlieferung begründet ist, mußte der Lärm, welchen die Räuber machten, zu dieser Zeit droben im hohenheimer Schlosse bereits Staub aufgeworfen haben. Ein früheres Urlaubsgesuch, vermuthlich von Schiller zu dem Zweck eingereicht, der Generalprobe seines Stückes in Mannheim anzuwohnen, war verweigert und mit einer herzoglichen Resolution begleitet worden, des Inhalts, der Regimentsmedikus möge sich ernster und eifriger als bisher seinen Amtsgeschäften und nur diesen widmen. Aber — schrieb Schiller an seinen Jugendfreund Moser — „welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen?“ Dagegen half kein Bedenken, und weil der Dichter voraussah, daß er nicht öffentlich, d. h. mit Urlaub, nach Mannheim würde gehen können, beschloß er, heimlich

zu gehen. Die Aufführung der Räuber war auf den 10. Januar 1782 festgesetzt worden, aber Dalberg verschob sie noch um ein paar Tage, weil Schiller an dem genannten in der ganzen Glorie seines Regimentsfeldschererthums die Gratulationscour sämmtlicher Militär- und Civilchargen zu Ehren des Geburtsfestes der Gräfin von Hohenheim mitmachen mußte. Dann aber war kein Halten mehr. Mit Freund Petersen machte sich der Dichter in aller Heimlichkeit auf den Weg, wäre aber, wie der Genannte bezeugt, beinahe zu spät in Mannheim eingetroffen, weil ihn das Wohlgefallen an einem schmucken Schenkmädchen ungebührlich lange in Schwetzingen festhielt. Glückliche Sorglosigkeit der Jugend, die selbst auf der Schwelle zu wichtigsten Entscheidungen von den hübschen Augen eines Schenkmädchens sich fesseln lassen kann.

Siebentes Kapitel.

Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedikus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura-Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arrest. — Kabale und Liebe. — Ein Denunciant und eine letzte Audienz. — Der Entschluß zur Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abschiedsgang. — Der 17. September 1782. — „O, meine Mutter!“

Sonntags den 13. Januar 1782 klebten an den Brunnensäulen und Straßenecken der Stadt Mannheim Theaterzettel, welche einem werthen Publikum anzeigten, daß Abends „präcise 5 Uhr“ auf der „hiesigen Nationalbühne“ aufgeführt würden: „Die Räuber, — ein Trauerspiel in sieben Handlungen, für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.“ Am Ende des Personen- und Schauspielerverzeichnisses stand ein auf Dalbergs Wunsch vom Dichter verfasstes „Avertissement“, welches die moralische und poetische Berechtigung des Stückes nachweisen sollte. Die Erwartung war hochgespannt und die ganze Woche her hatte man in der Umgegend darüber hin und her gesprochen, wie sich wohl das Trauerspiel auf der Bühne machen würde. Denn, wie literarische, so gab es damals in Deutschland auch noch theatralische Ereignisse. Aus den rheinischen Städten, aus Heidelberg, Darmstadt, Worms, Speyer, Frankfurt und Mainz waren die Leute zu Roß und zu Wagen gekommen, und wer sich einen Platz sichern wollte, mußte schon um 1 Uhr Mittags im Theater sich einfinden. Schiller selbst kam noch mit knapper Noth vor dem Aufziehen des Vorhangs auf den ihm reservirten Platz im Parterre und da stand er nun ungekannt unter der Menge, dem Wahrspruch entgegenharrend, welcher seine Zukunft bestimmen, sein Schicksal entscheiden sollte. Wie muß dem Jüngling das Herz in der Brust geschlagen haben, wenn er seine Blicke über das „vielköpfige Ungeheuer“, genannt Publikum, hinschweifen ließ, welchem jetzt die Anerkennung oder Verdammung

dessen anheimgegeben war, was er in glühenden Stunden gesonnen und geschaffen. Aber der Vorhang hob sich und das Spiel begann.

Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt: Bock spielte den Karl, Iffland den Franz, Beil den Schweizer, Beck den Kosinsky, Frau Toskani die Amalia. Zwar die drei ersten „Handlungen" thaten keine bedeutende Wirkung, aber mit der vierten trat ein vollständiger Umschwung ein. Mit dem Feuer der Schauspieler steigerte sich auch das der Zuschauer und die wilde Großartigkeit der Dichtung riß alle mit sich fort. Ein tiefes Schaudern bebte durch das Haus, als Iffland in seiner großen Scene, wo er sich anschickte, die furchtbare Vision Franz Moors zu erzählen, mit geisterbleichem, vom irren Lampenlicht beleuchtetem Gesicht ohnmächtig zusammenbrach, und als nach zehn Uhr der Vorhang fiel, machten die Zuschauer ihren stürmisch erregten Gefühlen durch ungestümen Beifall Luft. Stralend von Glück mag in diesem stolzen Augenblick Schiller seinen Petersen angesehen und zitternd vor Aufregung den beglückwünschenden Händedruck des Freundes erwidert haben. Nach beendigter Vorstellung speiste er in Gesellschaft sämmtlicher Rollenträger zu Nacht und es war wohl bei dieser Gelegenheit, daß er, noch ganz warm von der Bühnenwirkung seines Stückes, gegen Beil den Einfall aussprach, selber Schauspieler zu werden. Aber Beil entgegnete mit prophetischer Einsicht: „Nein, nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden". Am folgenden Tage, bevor der Dichter die Heimreise antrat, empfing ihn Schwan mit zuvorkommendster Artigkeit in seinem Hause, übergab ihm 4 Karolin als „Reisekostenvergütung" — welche das damals in Deutschland noch so ziemlich unbekannte Bühnenhonorar vertreten mußte — und stellte ihn seiner Tochter Margaretha vor. Das schöne Mädchen machte einen bedeutenden Eindruck auf Schiller und die Bekanntschaft mit ihr trug nicht wenig zu der gehobenen Stimmung bei, womit er nach Stuttgart zurückkehrte. Wie lebhaft der Dichter empfand, daß, was er in Mannheim erlebt, bestimmend auf sein Schicksal eingewirkt habe, bezeugt sein Brief vom 17. Januar 1782 an Dalberg, wo er sagt: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen".

Zunächst war nun freilich nicht viel Aussicht auf eine Erfüllung von Beils Prophezeihung und Schillers eigener Vorahnung.

In Mannheim hatten die Räuber auf der Bühne allerdings eine überwältigende Wirkung gethan, und wenn ein Referat aus dieser Stadt in Nr. 7 der „Berliner Literatur- und Theaterzeitung" f. 1782 äußerte: „Schwerlich hat je ein Stück mehr Wirkung in Deutschland auf dem Theater gemacht als die Räuber" — so war dies nur der Wahrheit gemäß gesprochen. Aber daneben ließen sich aus aristokratischen Kreisen bereits missbilligende Stimmen vernehmen. Im September 1782 wurden die Räuber in Leipzig und Hamburg aufgeführt und am letztern Orte spielte Fleck den Karl und Unzelmann den Franz Moor, aber trotzdem meinte ein Berichterstatter, das Schauspiel werde „seines empörenden Inhalts wegen nie anhaltenden Beifall behaupten können". Der leipziger Magistrat gab es der Aufführung der Räuber schuld, daß dort während der Messe bedeutende Summen

gestohlen wurden!!! In Berlin wurde das Stück zu Neujahr 1783 gegeben und sehr oft wiederholt. Hier war der Beifall außerordentlich. Die Bedenken, welche anfangs von gewissen Seiten her gegen das Drama erregt und welche dadurch, daß es zu einer wüsten Flut der Banditenliteratur den Anstoß gab, noch gesteigert wurden, wichen im Verlaufe der Zeit allmälig der richtigeren Einsicht in die Natur des Gedichtes. Man fing an, zu begreifen, wie mächtig es die Jugend packen mußte, und setzte es auch nicht mehr dem Dichter auf Rechnung, daß in Baiern ein Schuljunge von der Aufführung der Räuber durch eine Wandertruppe zu dem Entschlusse begeistert worden war, mit seinen Kameraden in die böhmischen Wälder zu ziehen. Im Jahre 1798 besorgte man keine derartigen Wirkungen mehr von den Räubern, denn sonst hätte man das Stück nicht von den Schülern des Gymnasiums in Koburg öffentlich aufführen lassen. Am längsten sträubte man sich gegen die Zulassung der Räuber in Wien. Hier ging das Stück erst 1814 auf dem Theater an der Wien in Scene und erregte mehr als dreißig Jahre nach der ersten Aufführung in Mannheim keine geringere Sensation als am 13. Januar 1782.

Derweil hatte die Lage des Regimentsmedikus so sich gestaltet, daß seine aus Mannheim mitgebrachte gute Laune nicht lange vorhalten konnte. Zwar seine heimliche Fahrt nach der Pfalz blieb verholen, denn Petersen und die übrigen etwa ins Geheimniß gezogenen Freunde hielten reinen Mund und so hatte der begangene Subordinationsfehler vor der Hand keine unangenehmen Folgen. Dagegen mußte der Dichter schon aus inneren Gründen mehr und mehr mit seiner Stellung zerfallen. Während des kurzen Ausflugs nach Mannheim hatte ihn ein Freiheitshauch angeweht und er hätte müssen viel älter sein, als er war, wenn der Beifallssturm, welcher am 13. Januar ihn umrauschte, nicht Illusionen in ihm erregt hätte, Träume von einer Zukunft voll freien Strebens, voll Ruhm und Glück. Da drunten in Mannheim war er der Dichter Schiller gewesen, dem Männer von Geist, Bildung und Stellung, Frauen voll Anmuth und Enthusiasmus anerkennend, lobend, huldigend sich genaht hatten. Hier oben in Stuttgart war er nur der Regimentsmedikus Schiller, im Rang etwa einem Feldwebel gleichstehend, zu widerwärtigen Verrichtungen verpflichtet, dem monotonen Garnisonsschlendrian unterworfen. Es bedarf eben keines großen Aufwandes von Phantasie, um sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, womit der junge Mann nach seiner Zurückkunft aus Mannheim wieder in die verhasste Feldscherermontur fuhr. Er empfand, daß er zum Dichter, zum Dramatiker bestimmt sei, aber auch, daß ihm die Heimat zur Entfaltung und Geltendmachung seines Genie's keinen Raum gewähre. Es ist nicht urkundlich bezeugt, aber doch psychologisch sehr wahrscheinlich, daß die innere Stimme, welche die höchste Instanz genialer und dabei redlicher Menschen ist, ihm schon damals zugerufen habe: „Fort von hier! Nur fort von hier!“

Aber Schiller ist selbst in leidenschaftlichsten Tagen seiner Jugend des schwäbischen Charakterzuges der Bedächtigkeit nie ganz ledig gewesen. Er fühlte, daß die Räuber wohl ein Anfang seien, draußen in der Welt etwas vorzustellen, aber eben nur ein Anfang, und daß es daher gälte, auf der gewonnenen Basis eines ehrenhaften Rufes rüstig weiterzubauen. So sah er sich denn nach einem

Stoffe zu einer zweiten Tragödie um und glaubte zunächst in der Geschichte des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen einen glücklichen Fund gemacht zu haben. Allein nach reiflicherer Prüfung kam er davon zurück und wandte sich wieder der Geschichte des Fiesco zu, welche, wie wir sahen, schon in der Akademie seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er besuchte fleißig die Bibliothek, um des historischen Materials seiner Arbeit Herr zu werden, und er hat zu diesem Zwecke namentlich des Kardinals de Retz „Conjuration du comte de Jean Louis Fiesque“, die „Histoire des conjurations“, die „Histoire de Gênes“ und Robertsons „Geschichte Karl's V.“ durchgenommen. Einmal soweit, entwarf er den Plan, schrieb ein Schema des Inhalts und seiner Gruppirung nieder und begann dann die einzelnen Scenen und Akte auszuarbeiten. Es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, gerne zu beobachten, wie die unter seiner Hand entstehenden dramatischen Gestalten und Ereignisse auf einen Dritten wirkten, und so ward denn Freund Streicher der Vertraute, welcher „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“ Schritt für Schritt vorschreiten sah. Neben den Anfängen der neuen Tragödie beschäftigte aber den Dichter um diese Zeit noch ein anderes literarisches Unternehmen. Es war damals die Periode der Musenalmanache. Wo nur immer in Deutschland ein Kreis von jungen Poeten sich zusammengefunden, kam ein solches Jahrbuch dichterischer Erzeugnisse heraus, nachdem einmal 1770 der Boie- und Gotter'sche Musenalmanach den Anstoß dazu gegeben hatte. Auch das alte Schwabenland wollte seine jährliche poetische Blumen- oder Aehrenlese haben und so veröffentlichte der Dichterling G. F. Stäudlin auf das Jahr 1781 eine „Schwäbische Blumenlese“, welche jedoch, wenn man die Beiträge von Schiller, Haug und Conz abrechnet, mehr wie eine Distelnlese aussah. Stäudlin gebärdete sich aber als ein so anmaßlicher Redaktor, daß nicht mit ihm auszukommen war, und so kam Schiller auf die Idee, selber einen poetischen Almanach zu veröffentlichen. Er durchstöberte den Vorrath von Gedichten, welcher sich allmälig in seinem Schreibpult — vorausgesetzt, daß er ein solches besaß — angehäuft hatte, bot auch die Kontingente seiner dichtenden oder reimenden Freunde auf und ließ die „Anthologie auf das Jahr 1782“ drucken, wiederum auf eigene Rechnung, wodurch der Passivstand seiner Finanzen abermals nicht unbedeutend vermehrt wurde.

Diese, angeblich „in der Buchdruckerei zu Tobolsko“, in Wahrheit aber bei J. B. Metzler in Stuttgart gedruckte, von dem Herausgeber nicht sehr geschmackvoll „seinem Principal, dem Tod“, gewidmete und mit einer bis zu lohenstein'schem Schwulst sich versteigenden Vorrede ausgestattete Anthologie darf für die Sammlung der jugendlichen Lyrik Schillers angesehen werden; denn es ist festgestellt, daß weitaus die Mehrzahl dieser Gedichte von ihm herrührt, obgleich er später nur eine kleine Minderzahl derselben der Aufnahme in seine Gedichtesammlung würdigte. Dies konnte bei seinen geläuterten Schönheitsbegriffen nicht anders sein, da die Gedichte der Anthologie mit den Schlacken kraftgenialischen Ueberschwangs und kraftgenialischer Rohheit allzu stark behaftet waren. Vielleicht gerade deßhalb fand der Gefangene des Aspergs die Anthologie so sehr nach seinem Geschmacke, daß er im Sommer 1782 an seine Frau nach Stuttgart schrieb: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“ Die Anthologie berührt nicht

selten die Gränzlinie, wo die Poesie aufhört und die pathologische Rhetorik, ja der physiologische Kynismus anfängt. Es fehlt auch in den Gedichten der Anthologie nicht an echt schiller'schen Wendungen, an Kraft des Ausdrucks, an einzelnen Silberblicken des Genius. Allein im ganzen stoßen wir hier doch auf ausreichende Beweise, daß in Schillers Seele die rein lyrische Saite fehlte. Es ist eigen, daß der Dichter, welcher in seinen Dramen den vollen lyrischen Brustton so oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung ist leicht. Schillers Dichtung ist ganz wesentlich Gedankenpoesie. Der Gedanke vermittelt bei ihm stets den Ausdruck der Empfindung. Die Stimmung geht bei ihm nicht unmittelbar heraus, sondern, wenn ich mich richtig ausdrücke, durch das Medium der Idee hindurch. Nur in ganz wenigen seiner Gedichte strömt das Gefühl unmittelbar. Deßhalb ist er als Lyriker nur groß, — dann aber auch unerreicht groß, — in der philosophischen Rhapsodie. Hier erfüllt er auch lyrisch, was Bürger so bündig wie schön als die Aufgabe der Poesie bezeichnet hat: — „Auch das Geistigste mit Tönen zu verwandeln in ein Bild".

Die merkwürdigsten Gedichte der Anthologie sind die Laura-Oden. Wenn man dieselben zum erstenmal liest — nämlich mit jugendlichen Augen, so ist man geneigt, zu glauben, hier sei „geschöpft aus tiefer Brust des Liedes Flammenborn". Die novellistische und dramatische Mythenbildnerei ist auch nicht angestanden, aus den zerstreuten Farbentönen der Lauragedichte eine Lauragestalt zusammenzumalen und dieselbe in leidenschaftliche Beziehung zu Schiller zu setzen. Die biographische Wahrheit muß aber dieses Nebelgebilde ohne weiteres beiseite schieben. Ebenso muß sie die Annahme, der Gegenstand der Laura-Oden sei Margaretha Schwan gewesen, nicht nur als willkürlich, sondern als geradezu anachronistisch verwerfen, denn die meisten der Oden an Laura, vielleicht alle, waren ja gedichtet, bevor Schiller das genannte Mädchen zum erstenmal sah. Endlich ist auch der sonst so verläßliche Scharffenstein auf der unrichtigen Spur, wenn er angibt, die Hauptmännin Vischer sei Schillers Laura gewesen. Es hat zwischen dieser Frau und dem Dichter ein freundschaftliches, nicht aber ein erotisches Verhältniß bestanden. Die Wahrheit ist, daß, wie schon Karoline von Wolzogen richtig angedeutet hat, Laura nie etwas anderes als eine Phantasiegestalt war. Conz, der damals viel mit Schiller verkehrte, hatte diese Ansicht schon früher des bestimmtesten ausgesprochen und den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er bemerkte, daß an den Lauragedichten die Phantasie bei weitem mehr Antheil habe als die Empfindung. Das ist's. Die Laura-Oden sind ihrem Wesen und ihrer Form nach eine so phantastische Wolkenwanderung, wie es nur jemals eine gegeben hat. Trotz ihres starken Aufwandes von sinnlichen Bildern sind sie ohne alle sinnliche Begreiflichkeit, — nicht Produkte der Erfahrung, sondern vielmehr der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, dessen glühende Einbildungskraft nicht nur die „unbekannte Geliebte" vor Augen, sondern auch sich selber schon in ihren Armen sieht, trunken von Wonne, stammelnd vor Entzücken. Aber so eine gegenstandlose Schwärmerei hat immer etwas Hohles, innerlichst Kaltes und ich bekenne mich offen zu der Ketzerei, daß mich die Laura-Oden an das gebackene Eis der Chinesen gemahnen, welches den Gaumen verbrennt und den Magen verkältet. Schiller hat sich später

die Mühe genommen, an diesen Gedichten viel zu ändern, zu kürzen, zu feilen. Nicht zu ihrem Vortheil; denn nur in ihrer ursprünglichen Form geben sie ein authentisch psychologisches Dokument von dem jugendlichen Ueberschwang des Dichters ab.

Unterdessen war es Frühling geworden und die Maiherrlichkeit draußen ließ dem jungen Manne seine Lage noch enger und gedrückter erscheinen. Fühlen doch zur Zeit, wo alles sprosst und grünt und blüht, alle jugendlichen Herzen ein wunderbares Drängen und Treiben, das mit dem der Natur in geheimnißvoller Beziehung steht. Schiller empfand das Bedürfniß, seine Seele wieder einmal zu lichten und zu lüften, und so unternahm er am 25. Mai eine zweite heimliche Reise nach Mannheim. Diesmal begleiteten ihn zwei Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Vischer. Dalberg hatte der vorausgegangenen Bitte des Dichters gemäß eine Vorstellung der Räuber bewilligt und abermals ließ der Erfolg des Stückes den Verfasser nur um so widerwilliger auf seine Stellung in Stuttgart zurückblicken. Inmitten der Huldigungen, welche ihm in Mannheim zutheil wurden, erschien ihm dieser Ort wie ein Paradies, dessen „glücklichere Sterne und griechisches Klima ihn zum wahren Dichter erwärmen würden". Der Plan, als Theaterdichter zu der mannheimer Bühne in ein stehendes Verhältniß zu treten, gewann festere Gestalt. Er eröffnete sich dem Freiherrn, ging ihn um Fürsprache und Unterstützung an und glaubte in dem theilnehmenden Blick und in dem stummen Händedruck Dalbergs die feste Gewährschaft des erbetenen Beistandes erhalten zu haben. In diesem Sinne schrieb er, unpässlich nach Stuttgart zurückgekehrt, wiederholt an den Freiherrn und unterbreitete demselben einen Plan, mittels dessen es gelingen könnte, sein Dienstverhältniß zu dem Herzog von Wirtemberg friedlich zu lösen. Dalberg sollte, mit Beimischung von Komplimenten wie der Herzog sie liebte, an diesen schreiben und sich den Dichter förmlich von ihm erbitten, zunächst nur für einen bestimmten Termin. Allein Schiller mußte bald erfahren, daß er theilnehmenden Blicken und stummen Händedrücken eine viel zu große Bedeutung beigelegt habe. Dalberg war nicht der Helfer, welchen sich Schiller in ihm vorgestellt hatte. Das in den rührendsten Ausdrücken dargelegte Vertrauen des Dichters war dem Freiherrn unbequem. Er gab zwar eine „gnädige" Antwort, aber dabei blieb es. Auch auf einen zweiten, noch dringenderen, vom 15. Juli 1782 datirten Brief Schillers, der auch darum merkwürdig ist, weil darin die erste Hindeutung auf den „Spanier Don Carlos" als auf einen tragischen Stoff vorkommt, scheint Dalberg entweder gar nicht oder doch nur ausweichend geantwortet zu haben.

Und doch wäre gerade jetzt die Dazwischenkunft eines so einflußreichen Mannes, wie der Reichsfreiherr war, höchst nöthig und erwünscht gewesen, um der ganz peinlich gewordenen Lage Schillers eine bessere Wendung zu geben. Das Gewitter, welches sich schon seit längerer Zeit drohend über dem jungen Dichter angesammelt hatte, war losgebrochen. Alles drängte zu einer Entscheidung und Schiller konnte mehr und mehr sich überzeugen, daß er dieselbe selbst herbeiführen müßte.

Herzog Karl hatte, wie wir sahen, den Regimentsmedikus bislang gewähren

lassen, aber dabei denselben keineswegs aus den Augen verloren. Jetzt bestimmte das Zusammentreffen verschiedener Umstände den Fürsten zu einem Eingreifen, welches erst in seinem Verlaufe aus der gelinderen Tonart in die gewaltsame umschlug. Es ist nur billig, dieses hervorzuheben und überhaupt das Benehmen des Fürsten nicht kurzweg zu verdammen. Karl war im Grunde seines Wesens ein Mann der alten Zeit und die Strebungen und Ausschreitungen einer kraftgenialischen Dichterjugend mußten ihn um so widerwärtiger berühren, als er dafür gar kein Verständniß besaß. Dennoch hatte er, obgleich es von höfischer Seite her sicherlich nicht an Aufreizungen fehlte, unserem Dichter die Räuber hingehen lassen, ja es liegt sogar eine Andeutung vor, welche vermuthen läßt, es habe den Herzog verdrossen, daß Schiller das Stück statt dem mannheimer nicht lieber dem stuttgarter Theater zur Aufführung angeboten hatte. Nun waren aber inzwischen von Schiller Gedichte veröffentlicht worden, wie das auf den Tod des Generals Rieger, ferner „Der Venuswagen" und „Die schlimmen Monarchen", welche — so drückt sich Karoline von Wolzogen in ihrer rücksichtsvollen Weise aus — sammt und sonders „verschiedene Seiten der Existenz des Herzogs verletzten". Nicht nur, fügen wir hinzu, die despotische, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, die pädagogische Seite dieser Existenz. Französischer Geschmack und Poesie waren dem Fürsten ein- und dasselbe. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, mußte ihm Schillers Dichten als ein höchst geschmackloses, ja monströses erscheinen und es konnte doch wohl, auch abgesehen von dem revolutionären Beigeschmack desselben, nicht geduldet werden, daß ein junges Talent, aus *seiner* Akademie hervorgegangen, in *seinen* Diensten stehend, auf diesem falschen Wege fortginge. Der verirrte junge Poet wurde daher zur Audienz bei dem Herzog kommandirt und diesmal noch zeigte ihm Karl nicht das strenge Antlitz des unbeschränkten Gebieters, sondern nur das des wohlwollenden Pädagogen. Er verbot seinem Regimentsmedikus keineswegs das Dichten, aber er verwies ihm die Verstöße seiner Gedichte gegen den „guten Geschmack", und um ihn künftig vor solchen zu bewahren, that er, was Car Nikolaus im 19. Jahrhundert gegenüber von Puschkin that, d. h. er bot sich dem Dichter zum Censor an. Es geschah dies ganz in dem alten väterlich vertraulichen Tone von der Akademie her und Schiller wurde gerührt. Aber das Gewissen war schon damals seine Muse, er fühlte, daß dieser Censur sich unterwerfen der Poesie entsagen hieße, und so lehnte er den gnädigen Antrag ab, — eine Handlung des Muthes, welcher wir es mit zu verdanken haben, daß wir einen Schiller besitzen.

Der „Trotz" des Regimentsmedikus wurde natürlich ungnädig vermerkt. Doch hielt der Herzog, zu seiner Ehre sei es gesagt, noch an sich, bis er sich durch eine äußere Veranlassung bewogen fühlte, dem jungen Menschen den Meister zu zeigen. Die erste Reise Schillers nach Mannheim war verheimlicht geblieben, bei der zweiten aber waren Damen mitgewesen und — kurz diese Damen hatten es sich nicht versagen können, das Vergnügen, welches ihnen die in des Dichters Gesellschaft genossene Aufführung der Räuber gemacht, ihren stuttgarter Freunden und Freundinnen mitzutheilen, — unter dem Siegel des Geheimnisses, versteht sich. Dieses Siegel nahm allmälig so große Dimensionen an, daß nicht nur der

General Angé, sondern auch der Herzog selbst erfuhr, der Regimentsmedikus Schiller habe nicht allein mehrere Tage lang seinen Lazarethdienst vernachlässigt, sondern sei auch ohne Urlaub aus seiner Garnison abwesend gewesen und noch dazu im „Ausland"; denn ein gemeinsames Deutschland existirte damals nicht einmal als „geographischer Begriff", obgleich das Gespenst des deutschen Reiches noch officiell umging. Abermals zum Landesfürsten befohlen, erkannte der Dichter, daß er es nicht mehr mit dem Pädagogarchen der Akademie, sondern mit dem „Karl Herzog" zu thun habe. Er wurde barsch angerunzelt. In seiner keinen Widerspruch duldenden Weise verwies der Fürst dem Regimentsmedikus dessen Benehmen, verbot ihm streng, sich jemals wieder mit dem „Ausland" in Beziehung zu setzen, und befahl ihm schließlich, sofort nach der Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und sich beim Wachtkommandanten als Arrestant auf vierzehn Tage zu melden.

Dieser Arrest, welchen der Dichter spätestens in der ersten Hälfte Juli's bestanden haben muß, weil er in dem zuletzt erwähnten Briefe an Dalberg diesem das widrige Erlebniß als abgethan meldete, war an und für sich eine mäßige Strafe. Der Herzog übersah nur, daß derartige Hausmittelchen des patriarchalischen Despotismus wohl auf Regimentsmedici, nicht aber auf Poeten wirken können, und vollends auf einen Poeten von Schillers Schlag! Karl ahnte auch nicht, daß in der trüben Einsamkeit des Arrestlokals die Bitterkeit, wovon Schillers Seele voll war, statt sich vor dem fürstlichen Machtwort zu demüthigen, vielmehr zu jener Begeisterung des Zornes sich erheben würde, aus welcher der Plan zu der Tragödie „Kabale und Liebe" entsprang, der Plan also zu einer Dichtung, welche den Ausschreitungen der Gewalt im 18. Jahrhundert das furchtbarste Brandmal aufdrücken sollte. Und neben dem dichterischen reifte während der vierzehn Hafttage noch ein anderer Plan im Gemüthe des Arrestanten: es ist Thatsache, daß er die Hauptwache mit dem Entschlusse verließ, einem ihm möglicher Weise drohenden schubart'schen Schicksal durch die Flucht sich zu entziehen. Schon am 15. Juli schrieb er ja: „Ich muß eilen, daß ich hier wegkomme; man möchte mir am Ende auf Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann sein, daß man mich auf Hohenasperg anders ausbilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir wohlgefälligerem Grade besitzen will, denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der zwangverachtenden Freiheit. Ich denke, längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine den Geist fesselnde Kuratel setzen möchte, mündig geworden zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann. Mich wenigstens sollen sie nie drücken". Daß, so, wie er nun einmal mit dem Herzoge stand, seine Befürchtungen keine leeren waren, daß der Fürst völlig entschlossen wäre, den Willen seines Unterthans, zwischen welchen und ihn kein wohlwollender Vermittler trat, unbedingt unter den seinigen zu beugen, darüber konnte sich Schiller bald unmöglich mehr täuschen, auch wenn er es gewollt hätte. Eines Tages — wohl nicht früher als in der zweiten Hälfte des August — erhielt der Regimentsmedikus von seinem Chef den Befehl, sich in Hohenheim zur Audienz

bei Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu melden. Ihm ahnte nichts Gutes, um so mehr, da sein Freund Zumsteeg, den sein Beruf als Musiklehrer mit den Kreisen der vornehmen Welt in Berührung brachte, deutliche Winke hatte fallen lassen, daß etwas gegen ihn im Werke wäre. War doch die höfische Welt längst feindselig gegen den kühnen Dichter gestimmt, welcher Gedanken zu sinnen und zu sagen wagte, vor denen diese Welt sich entsetzte.

Es ist wunderlich, wie die Dinge im menschlichen Leben zusammenhängen. In Hamburg lebte damals ein junger Gelehrter, Wredow geheißen, der einige Jahre in der Familie Salis in Graubünden als Hofmeister verbracht hatte. Er mochte sich dort wohlbefunden haben und entrüstete sich daher höchlich über den nachmals vom Dichter getilgten Ausfall, welchen in der dritten Scene des zweiten Aktes der Räuber Spiegelberg auf das Graubündnerland that, indem er dasselbe als ein „Spitzbubenklima" und als das „Athen der Gauner" bezeichnete. Natürlich hatte der Dichter keine absichtliche Beleidigung im Sinne gehabt und es ist wahrscheinlich, daß er nicht Graubünden selbst, sondern vielmehr das unter bündnerischer Herrschaft stehende und allerdings übelberufene italische Veltlin unter dem „Spitzbubenklima" verstanden habe; denn Razmann entgegnet ja an der bezeichneten Stelle dem Spiegelberg, man habe ihm überhaupt ganz Italien gerühmt, nämlich als ein Gauner-Athen. Wredow fühlte sich verpflichtet, als Kämpe für die Ehre Graubündens aufzutreten, und that dies in einem geharnischten, an den Verfasser der Räuber adressirten Artikel, welcher im December 1781 in den „Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten" erschien. Die betreffende Nummer dieses Blattes gelangte nach Chur und ein gewisser Doktor Amstein beeilte sich, Wredows Aufsatz in der bündnerischen Wochenschrift „Der Sammler" abdrucken zu lassen und mit Glossen zu begleiten, welche giftig sein sollten, aber bloß dumm waren. Der Herausgeber des Sammlers wandte sich außerdem brieflich an Schiller und forderte von demselben einen öffentlichen Widerruf der anstößigen Stelle. Der Dichter ließ die Zuschrift unbeantwortet, denn in seinen damaligen Bedrängnissen mochte ihm die Sache zu unwichtig vorkommen, um sich damit zu befassen. Darüber sich erbosend, schickte der patriotische Bündner Wredows und Amsteins Aufsätze an einen Bekannten in Wirtemberg, den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, damit in Sachen weiter verfahren werde. Dieser Walter war gerade der Mann dazu, aus der Bagatelle ein Unheil zu machen. Warum er sich zum Denuncianten gegen Schiller hergab, hat die novellistische Mythenbildnerei verschiedenartig zu erklären versucht; aber alle diese Erklärungen sind unstichhaltig und so müssen wir einfach annehmen, der Herr Garteninspektor sei einer jener Menschen gewesen, deren angeborene Gemeinheit durch ihre Stellung zu jener bedientenhaften Bosheit und Tücke ausgebildet wird, welche sich mit besonderer Vorliebe gegen die Träger nichtpatentirter Vorzüge kehrt. Walter legte also die Anklageschriften Wredows und Amsteins dem Herzog vor und blies damit den schon von anderer Seite her gegen den Dichter gereizten Zorn des Fürsten zur hellen Flamme an.

Eines heißen Sommertags stieg der Regimentsmedikus die nach Hohenheim führende Straße hinauf, zu der Audienz bei seinem Landesherrn, welche seine

letzte sein sollte. Es war ihm schwül und bang genug ums Herz, denn das kürzlich Erlebte ließ ihn errathen, was kommen würde. Er ging durch den Park, aber schwerlich hat ihm die damals hier bunt zusammengehäufte Herrlichkeit von römischen Häusern, gothischen Tempeln, ägyptischen Säulenhallen, türkischen Moscheen und künstlichen Burgruinen viel Interesse abgewonnen. Als er endlich vor dem Herzoge stand, sagte ihm schon dessen Miene, daß alles verloren sei. Wir besitzen leider keinen genauen, keinen urkundlichen Bericht über diese Audienz, aber die Phantasie kann sich die schmerzliche Demüthigung, welche Schiller zu dieser Stunde erfuhr, unschwer vorstellen. Er mußte den Sturm über sich ergehen lassen, widerstandslos, denn die Stimmung des Fürsten, welcher den ehemaligen Zögling seiner Akademie jetzt als einen ausgemachten Unruhstifter betrachtete, war eine unnahbare. Mit der ganzen Härte und Herbigkeit des Gebieters, welche ihm zu Gebote stand, trat Karl zu dem jungen Manne heran, rückte ihm alle angeblichen oder wirklichen Verfehlungen vor, überschüttete ihn mit Vorwürfen und schleuderte ihm endlich das drohende Wort zu: „Jetzt geh' Er, und ich sag' Ihm, Er läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als medicinische! Hat Er mich verstanden? Ich sag' Ihm, Er schreibt keine Komödie mehr, bei Kassation und Festungsstrafte!" So erzählt den Ausgang der Audienz Petersen, jedoch mit Weglassung des Drohwortes „Festungsstrafe". Allein daß dasselbe hierher gehört, wissen wir von Schiller selbst, der in der „Ankündigung der Rheinischen Thalia" sagt: „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland. In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt, mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das unverdient und unverhofft aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte bei Strafe der Festung, zu schreiben". — Der Denunciant Walter schrieb unterm 2. September 1782 an den Herausgeber des Sammlers in Chur: „Ich hatte nicht sobald ihre Apologie von Bünden gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch mein Souverän bekam. Dieser verabscheute das Betragen (Schillers) sehr, ließ solchen vor sich ruffen, wäschte solchen über die Massen, bedeutete ihm bei der größten Ungnad, niemals mehr weder Komedien noch sonst so was zu schreiben! sondern allein bei seiner Medicin zu bleiben".

Betäubt von dem zu Hohenheim empfangenen Keulenschlag, trat der arme Dichter den Rückweg an. Wie muß es, als er sich von dem ersten lähmenden Eindruck erholt hatte, in ihm gestürmt haben! Sollte er, konnte er, dem Befehl des Herzogs gemäß, der Poesie entsagen? Nein! Seine Bestimmung, seine Zukunft, sein Eigenstes und Bestes der Willkür opfern? Nein! Also fort von hier — es muß sein! Aber während ihm diese Nothwendigkeit in ihrer ganzen Klarheit und Schärfe vor die Seele trat, sah er auf seinem Wege, da, wo dieser von der degerlocher Hochebene gegen Stuttgart zu abfällt, links ob den Wäldern die Kuppel der Solitude herüberdunkeln. Er wollte die Eltern verlassen, die



Heimat fliehen? Wie würde der Vater stumm sich grämen, wie würden Mutter und Schwestern weinen! Und wußte er, was es hieße, heimatlos zu sein? Nein, denn, ach, das kann man nur erfahren, nicht ahnen. Aber was ragte dort rechts über dem in der Abendsonne glänzenden Blachfeld von Ludwigsburg für ein finsterer Schatten? . . . Hohenasperg! . . . War es nicht genug, daß schon ein Dichterherz dort hinter Eisengittern sich verzehrte? Wie, sollte auch er, gleich dem unglücklichen Schubart, dort „erzogen" werden bis zu jenem Grade von Selbstverlorenheit, wo das Opfer „mürbe" genug geworden, seinen Verderber in Prologen und sonstigen Festreimen anzuschmeicheln? Niemals! Mußte es doch selbst der zärtlichen Mutter tröstlicher sein, den geliebten Sohn als irrenden Wanderer denn als Gefangenen zu wissen. Sein Entschluß war gefaßt. Als ein Mann, der seine Partie ergriffen, schritt er die Weinsteige hinab, und als er beim Vorübergehen am Ochsen daselbst die Freunde vorfand, verbrachte er, wie uns Petersen berichtet, in heiterer Gelassenheit den Abend mit ihnen.

Unter dem Gesichtspunkt der staatsbürgerlichen Rechte von heute kann man die Frage aufwerfen, warum denn Schiller, statt zu einem gewaltsamen Schritte sich zu entschließen, nicht lieber einfach um seinen Abschied eingekommen sei. Allein dies hieße die Sachlage ganz verkennen. Herzog Karl war gewohnt, sich als den unbedingten Herrn seiner Unterthanen zu betrachten, und außerdem hatten sich ja Schillers Eltern bei dessen Aufnahme in die Akademie förmlich verpflichten müssen (s. Kap. 5), daß ihr Sohn sich den Diensten des Fürsten widmen würde. Eine Bitte des Regimentsmedikus um Entlassung hätte daher schon an und für sich den Herzog sicherlich höchlich erzürnt, unter den jetzigen Umständen aber mußte sie bei dem Fürsten nur einen jener Ausbrüche seines Jähzorns hervorrufen, von denen die Rieger, Moser, Schubart und so viele andere erzählen konnten. Dennoch versuchte der Dichter, wohl hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Eltern, noch ein Mittel gütlicher Ausgleichung. Am 1. September setzte er sich hin und entwarf ein Schreiben an den Herzog, in welchem er in bescheidenster Weise um die „gnädigste Erlaubniß" bat, „ferner literarische Schriften bekannt machen zu dürfen", ja sogar zu dem Zugeständniß sich herbeiließ, „alle künftigen Produkte einer scharfen Censur unterwerfen zu wollen". Vorschriftsgemäß ließ er dann durch seinen Chef bei dem Herzog um die Erlaubniß nachsuchen, diese Bittschrift einreichen zu dürfen. Aber nicht nur wurde diese Erlaubniß barsch verweigert, sondern auch ließ Karl dem Dichter „bei Strafe des Arrests" verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Die Lawine der Ungnade war also in unaufhaltsamem Rollen und Schiller hatte keine Lust, sich von ihr fassen und erdrücken zu lassen.

Er erkannte, daß nicht viel Zeit zu verlieren sei, die beschlossene Flucht ins Werk zu setzen. Nach einem Freunde, dem er sich ganz anvertrauen konnte, brauchte er nicht lange umzusehen. Da war ja der ehrliche, treue Streicher, der sich nicht nur herzlich erbot, die nöthigen Vorbereitungen treffen zu helfen, sondern auch, den Freund zu begleiten. Der junge Musiker hatte schon lange die Absicht gehegt, nach Hamburg zu gehen, um sich dort bei dem berühmten K. Ph. E. Bach, einem Sohne des großen Johann Sebastian, in seiner Kunst zu vervollkommnen.

Jetzt wollte er die Ausführung dieses Vorhabens beschleunigen und so konnten die beiden Freunde Stuttgart mitsammen den Rücken kehren. Auch seine Schwester Christophine weihte der Dichter in den Fluchtplan ein und es mußte ihn freuen, daß das starkmuthige, leidenschaftlich an dem Bruder hängende Mädchen seine Beweggründe verstand und seine Absicht billigte. Einmal so weit, wandte sich der Dichter mit energischem Willen von seinen Sorgen und Kümmernissen ab und mit ganzer Kraft seiner Arbeit am Fiesco zu, welchen er fertig mitnehmen wollte, um in Mannheim, wohin die Flucht gehen sollte, sogleich durch eine neue dichterische Schöpfung sich legitimiren zu können.

Die Wahl eines günstigen Zeitpunkts zur Ausführung des unwiderruflich Beschlossenen war nicht schwer; denn ein glücklicher Zufall kam dabei dem Dichter zur Hilfe. Der Hof erwartete hohen Besuch, den Bruder des Herzogs, Friedrich Eugen, nebst dessen Gemahlin und Tochter Maria, welche von ihrem Gemahl, dem russischen Großfürsten und nachmaligem Caren Paul, begleitet war. Noch einmal erwachte im Herzog Karl die ganze Festlust seiner üppigen Vergangenheit. Er wollte dem Gemahl seiner Nichte zeigen, welche Gastfreundschaft ein Herzog von Wirtemberg dem Sohn und Thronfolger Katharina's der „Großen“ zu erweisen vermöchte. Fürwahr, in diesen Tagen hatte Karl mehr zu thun, als auf einen Trotzkopf von armsäligem Regimentsmedikus zu achten, und der Regimentsmedikus seinerseits zauderte nicht, bei Gelegenheit der Hoffeste ebenfalls ein Fest zu feiern, — das der Befreiung. Seine Zurüstungen waren freilich nicht so umständlich wie die des Herzogs, der alles in Bewegung setzte, um die alte Glanzzeit noch einmal heraufzubeschwören. Stuttgart, dessen Häuser neu herausgeputzt, dessen Straßen gereinigt und theilweise neu gepflastert wurden, Ludwigsburg, die Solitude und Hohenheim sollten die Schauplätze der Feste sein. Am 15. September trafen der Prinz und der Großfürst mit ihren Damen ein und die herzoglichen Schlösser füllten sich mit vornehmen Gästen, denn 22 fürstliche, 59 gräfliche Personen und 351 einfache Von hatten der Einladung des Herzogs entsprochen. Außer diesen hatte die Schaulust noch eine Menge von Fremden herbeigezogen. Die Reihenfolge der Bankette, Jagden, Koncerte, Bälle, Opern, Feuerwerke und anderer Kurzweil begann und währte vom 15. bis zum 28. September.

Unter den eingetroffenen Fremden befanden sich auch zwei mannheimer Bekannte Schillers, der Freiherr von Dalberg und die Frau des Regisseurs Meyer, eine geborene Stuttgarterin. Der Dichter besuchte den Baron, ohne ihn jedoch von seinem Vorhaben etwas merken zu lassen. Theils wollte er sich keiner Einrede gegen seinen Entschluß aussetzen, theils trug er sich trotz der mit Dalberg bereits gemachten Erfahrung noch immer mit der Illusion, wenn er nur erst in Mannheim wäre, würde ihm der Freiherr schon hilfreich entgegenkommen, und vielleicht insgeheim überzeugt, daß das nur eine Selbsttäuschung sei, mochte er sich jetzt um so weniger darin stören lassen. Auch durch die Frau Meyer nicht, die, offen, wahrhaftig und dem Dichter herzlich befreundet, wie sie war, Schillers auf Dalberg gesetzte Hoffnungen leicht hätte als nichtige aufzeigen können; denn sie kannte die Charakterschwäche des Freiherrn und wußte, daß hinter den glatten

und zuthunlichen Redensarten desselben nicht selten nur eine vornehme Herzenskälte sich barg. Aber der Dichter ging auch gegen Frau Meyer nicht offen mit der Sprache heraus, obgleich ein Gang nach der Solitude, wohin er mit Freund Andreas die Freundin begleitete, hierzu eine günstige Gelegenheit geboten hätte.

Der klare, milde Herbsttag, an welchem die Drei über den Rücken der feuerbacher Haide, dann durch das reizende Thälchen von Bodnang und von da den Waldsteig zur Solitude hinauf gingen, war wohl einer der schmerzlichsten Tage in Schillers Leben. Es galt, Abschied zu nehmen. Frau Elisabeth empfing die Gäste mit gewohnter Herzlichkeit, allein Streicher bemerkte, daß die Gute ihre Unruhe vergeblich zu bemeistern suchte und daß ihr das Wort versagte, so oft sie den Sohn ansah. Schwester Christophine hatte der Mutter nicht verschweigen dürfen, daß der Fritz fliehen wollte, müßte. Zum Glück kam bald der Herr Hauptmann herein und machte der peinlichen Situation dadurch ein Ende, daß er lebhaft von den außerordentlichen Vorbereitungen erzählte, welche zu einer großen, auf den 17. September angesetzten Festlichkeit gerade jetzt im Gange waren. Das Hauptstück des Festes sollte eine große Jagd abgeben. Aus vielen Revieren des Landes waren an 6000 Hirsche in die Wälder der Solitude zusammengetrieben worden und wurden hier durch eine Kette von Bauern am Durchbrechen verhindert. Diese ungeheure Menge edlen Wildes war bestimmt, am Tage der Festinjagd eine steile Anhöhe hinaufgescheucht und gezwungen zu werden, sich von der Hügelhalde hinab und in den Bärensee zu stürzen, um dort von einem eigens zu diesem Zwecke erbauten prächtigen Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit Bequemlichkeit erlegt zu werden. Nach beendigter Jagd sollte dann in dem Kuppelsal des Schlosses ein Bankett und nach Einbruch der Nacht eine glänzende Illumination der Gärten statthaben.

Während der Vater — welchem der Sohn, abgesehen von anderen Motiven, seinen Fluchtplan schon deßhalb verhehlte, damit Herr Johann Kaspar nöthigenfalls dem Herzog sein Ehrenwort als Officier geben könnte, daß er von der Sache nichts gewußt hätte — in diesen Schilderungen sich erging, fand Frau Elisabeth Gelegenheit, mit ihrem Fritz unvermerkt sich zu entfernen. Nach Verlauf einer Stunde — ach, es muß eine herzzerreißende gewesen sein! — kehrte der Dichter mit gerötheten Augen zur Gesellschaft zurück, aber ohne die Mutter, welche ihr verweintes Gesicht nicht sehen lassen wollte, um bei ihrem Gatten keinen Verdacht zu erregen. Auf dem Rückwege nach Stuttgart war Schiller ernst und traurig und nur allmälig vermochte ihn die Unterhaltung seiner Begleiter wieder zu einiger Munterkeit zu bringen.

Am Morgen des 17. Septembers, an dem zur Flucht des Dichters bestimmten Tage, ging eine kleine Völkerwanderung aus den Thoren Stuttgarts den Hasenberg hinauf. Alles, was abkommen konnte, enteilte der Stadt, um die Herrlichkeiten auf der Solitude mitanzusehen. Der gute Andreas aber lief geschäftig zwischen der Wohnung seiner Mutter und dem Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben hin und her, um die Habseligkeiten Schillers nach der ersteren zu schaffen. Um 8 Uhr Morgens kam der Dichter von seinem letzten Gang ins Lazareth zurück und sollte nun ans Einpacken gehen; aber bei diesem Geschäfte

fielen ihm Klopstocks Oden in die Hände und eine Lieblingsode fesselte sein Interesse so, daß er alles andere darüber vergaß und sich daran machte, ein Seitenstück zu dichten. So traf Streicher den Freund und brachte ihn mit Mühe aus der Welt der Ideale in die der Wirklichkeit zurück. Endlich, gegen Abend zu, war alles geordnet. Um 9 Uhr kam der Dichter in Streichers Wohnung, wohin der Hauderer bestellt war, mit ein Paar alten Pistolen unter dem Rock. Die eine dieser Waffen hatte wirklich noch einen ganzen Hahn, daß aber, erzählt Streicher, „beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst." Der Regimentsmedikus entpuppte sich, d. h. er zog die verhasste Uniform aus und das bereitgehaltene bürgerliche Kleid an. Dann wurden die zwei bescheidenen Koffer der Freunde nebst dem kleinen Klavier Streichers auf den vor dem Hause haltenden Wagen gepackt und endlich musterte man noch die Reisekasse. Ach, sie war dürftig genug bestellt. Schillers Baarschaft betrug 23 und die des guten Andreas 28 Gulden. Von den Thränen und Segenswünschen der Mutter Streichers begleitet, stiegen die Freunde in den Wagen und der Hauderer lenkte das Gefährt dem esslinger Thore zu, welches zum Austritt aus der Stadt gewählt worden war, weil es das „dunkelste" und weil ein bewährter Freund Schillers — wahrscheinlich Scharffenstein — heute dort die Wachtmannschaft kommandirte. Als der Wagen unter der Thorwölbung angekommen war, rief der auf Posten stehende Soldat sein: „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!" Der Korporal kam und fragte in den Wagenschlag hinein: „Wer sind die Herren? Wohin?" — „Doktor Ritter und Doktor Wolf, nach Esslingen reisend," gab Streicher mit nicht ganz fester Stimme zur Antwort. — „Passirt!" Das Thor wurde geöffnet. Schiller suchte vergebens hinter dem offenstehenden, aber dunkeln Fenster der Offizierswachtstube die Gestalt des befreundeten Leutnants zu erspähen, der, wenn es Scharffenstein war, dem fliehenden Freunde gewiß die herzlichsten Wünsche nachsandte.

Nachdem die Flüchtlinge das Thor hinter sich hatten, athmeten sie auf, hielten sich aber stille, bis sie in einem großen Bogen nach linkshin die Stadt umfahren hatten, um die ludwigsburger Straße zu gewinnen. Langsam ging es die Galgensteige hinauf, auf deren Höhe 1738 der Jud Süß in einem eisernen Käfig ein schreckliches Ende genommen hatte. Jetzt erst kam zwischen den Freunden das Gespräch in Gang, aber der ruhige Verlauf desselben wurde bald durch einen heftigen Eindruck unterbrochen. Als nämlich der Wagen das Dorf Zuffenhausen passirt hatte, sahen die Reisenden den Himmel über dem Waldhang zur Linken in rother Glut stehen. Es war der Widerschein der festlichen Illumination auf der Solitude. Weiter auf der Straße vorgerückt, kamen sie in gleiche Linie mit dem Lustschlosse, welches, wie in ein Feuermeer gebettet, auf die Ebene herableuchtete. Die Helle war so groß, die Nachtluft so rein, daß der Dichter, im Wagen sich aufrichtend, dem Gefährten mit dem Finger die elterliche Wohnung zeigen konnte. Aber da schnürte ihm der Gedanke, daß mitten in dem Festglanze da droben das treueste Mutterherz in einsamer Sorge um den Sohn sich härmte, plötzlich die Brust zusammen und mit dem halbunterdrückten Schmerzensruf: „O, meine Mutter!" sank er in den Wagen zurück.

Zweites Buch.

Die Wanderjahre.

1782 — 1790.

Wohin soll ich mich wenden
Am elenden Stab?

Der Flüchtling.

Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Liebe mit dem süßen Lohne.

Die Ideale.

Erstes Kapitel.

Oggersheim.

Illusionen und Enttäuschungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fiesco macht in erster Vorlesung Fiasco. — Die „verwünschte Deklamation." — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungsstunden. — Ein panischer Schrecken. — Entschluß, den Wanderstab weiter zu setzen. — Zurückweisung des Fiesco. — Druck des Stückes. — Die gelöschten Kreidestriche. — Abschied von Streicher. — Eine Winterreise und eine Parallele.

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling" — und von jeder Mastspitze weht eine Hoffnungsflagge lustig im Winde. Fern im blauen Duft liegt die lockende Atlantis, die Insel des Glückes, des Ruhms, der Liebe, schöner und seliger noch, als sie der von Indiens Glutsonne gezeitigten Phantasie des Dichters der Lusiaden erschien. Ueber Strudel und Sandbänke hin, durch Klippen und Riffe geht die Bahn und „nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland". Aber das ist ja das Vorrecht der Jugend, daß sie an Wunder glauben darf. Also hinauf mit den Segeln! Der ungestüme Hauch jugendlichen Enthusiasmus macht sie schwellen und am Steuer steht wagend die jugendliche Abenteuerlichkeit. So geht die Wikingsfahrt keck und munter hinaus auf die tückische See. Was Klippen und Riffe, was Orkane und Tromben! Lass' den Wogenschaum unter dem Bug aufspritzen, lass' die Planken krachen und die Raaen brechen, hell leuchtet dir der Begeisterung Polarstern und „dort muß die Küste sich zeigen!" Ach, nur wenigen, ganz wenigen Auserwählten gelingt es, den ersehnten Strand zu erreichen. Viele, und unter ihnen oft gerade die kühnsten Segler, werden von den Strudeln hinabgerafft oder von Feinden in den Grund gebohrt. Die meisten bleiben auf der Sandbank der Gewöhnlichkeit sitzen. Noch andere, durch die Stürme abgekühlt und gewitzigt, bescheiden sich, Atlantis einmal von ferne flüchtig gesehen zu haben, wenden auf halbem Wege das Steuer und „still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis".

Als in der Morgenfrühe des 18. Septembers 1782 der Dichterflüchtling den blau und weiß bemalten Gränzpfahl der Pfalz erblickte, ward ihm leicht und fröhlich zu Muthe, als ob „rückwärts alles Lästige geblieben wäre und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde". Er sollte nur zu bald erkennen, wie das Dorado der Fremde eigentlich beschaffen wäre, und wenn ihm Dante's göttliche Komödie bekannt gewesen wäre, hätte er nach wenigen Tagen schon Gelegenheit gehabt, der markigen Worte sich zu erinnern, womit der große Florentiner das Elend der Heimatlosigkeit gezeichnet hat. Solche trübe Gedanken lagen ihm aber fern, als er an diesem Septembermorgen unterwegs, wie es scheint, zur Beruhigung der Seinigen an das „Phinele" einen Brief schrieb, den er, um seine Spur zu verbergen, aus „Leipzig" datirte und worin er der Schwester sagte: „Wenn du den lieben Eltern den Brief zeigen darfst, so sag' ihnen, daß ich mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen ihr gehorsamer, ihr freier, ihr froher Sohn sei. Ueber mein Schicksal sollen sie keine Anfechtung haben, denn es gehe mir wohl". Dieses Wohlgefühl mag ein nicht bloß vorgegebenes, sondern ein wirkliches gewesen sein. Lag nicht die Regimentsfeldschererei mit allem, was drum und dran hing, hinter ihm? Hatte er nicht den Fiesco vollendet im Koffer und durfte er nicht mit Grund erwarten, daß eine Bühne, welche die Räuber mit so viel Erfolg und Vortheil zur Aufführung gebracht, seine zweite Tragödie sofort annehmen und in Scene gehen lassen würde? Mußte dadurch nicht sein Ruf und auch der dünne Inhalt seiner Börse einen Zuwachs erhalten und sollten ihn wohl die Freunde, welche sich bei seiner zweimaligen früheren Anwesenheit in Mannheim bewundernd um ihn gedrängt, nicht mit offenen Armen aufnehmen? Ach, mit dem Eintritt in das „Paradies" Mannheim begannen auch schon die Enttäuschungen.

Herr Meyer, der Theaterregisseur, bei welchem die Freunde abstiegen, war höchlich überrascht, den Dichter vor sich zu sehen, welchen er als Zuschauer bei den stuttgarter Festen anwesend glaubte, und seine Ueberraschung ging in Besorgniß über, als er erfuhr, daß Schiller der Unerträglichkeit seiner Stellung daheim in gewagter und gewaltsamer Weise ein Ende gemacht habe und als Flüchtling nach Mannheim gekommen sei. Er besaß freilich weltmännischen Takt genug, des Tadels sich zu enthalten, die jungen Männer zu seinem Mittagstisch zu laden und ihnen eine Wohnung in der Nähe der seinigen auszumitteln; allein er bestand auch darauf, daß der Dichter seinen schon in Stuttgart gefassten Vorsatz, von Mannheim aus mit dem Herzog von Wirtemberg sich auseinanderzusetzen, sofort zur Vollziehung brächte. Schiller zögerte nicht, diesen Rath zu befolgen, und entwarf nach Tisch im Nebenzimmer ein Schreiben an den Herzog, welches einem Brief an den Intendanten von Seeger beigeschlossen, aber, wie es scheint, erst ein paar Tage später auf die Post gegeben wurde. Der Flüchtling hat in dieser Vorstellung an seinen Landesherrn den verzweifelten Schritt, welchen er gethan, zu rechtfertigen gesucht und drei freimüthige Bitten gestellt: — 1) daß das herzogliche Verbot, keine anderen als mediciniſche Schriften zu veröffentlichen, aufgehoben werde; 2) daß ihm gestattet würde, alljährlich eine kurze Reise ins Ausland zu machen; 3) daß der Fürst sein Wort gäbe, dem Dichter seine eigenmächtige Entfernung straflos hingehen lassen und ihm überhaupt verzeihen zu wollen. Wie mir aber scheint,

mußte Schiller den Herzog zu genau kennen, als daß er von diesem Bittgesuch einen Erfolg sich hätte versprechen dürfen. Er wußte sicherlich, daß Karl nicht der Mann war, mit einem Unterthan, der sich eigenmächtig seiner Gewalt entzogen, in Unterhandlungen einzutreten. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß der Dichter mit seinem Schreiben in erster Linie einer Form genügen und in zweiter seine Familie vor den Wirkungen seiner Flucht möglichst sichern wollte, und diese Annahme wird von ihm selbst bestätigt.

Frau Meyer, welche folgenden Tages aus Stuttgart heimkam, brachte nicht eben tröstliche Neuigkeiten mit. Nach ihrer Aussage war das Verschwinden des Dichters schon am Vormittag des 18. Septembers in der wirtembergischen Hauptstadt bekannt und rasch zum Stadtgespräche geworden, welches auf das Resultat hinauslief, der Herzog würde dem „Deserteur“ nachsetzen lassen oder auch seine Auslieferung fordern. Schiller bestritt das und meinte — mehr wohl, um seine Freunde als sich selber zu beruhigen — dazu sei Herzog Karl viel zu großmüthig. Indessen bestand doch namentlich Frau Meyer, in welcher der Dichter eine mütterlich um ihn besorgte Freundin gewonnen hatte, darauf, daß der Flüchtling Vorsicht beobachtete und sich vorderhand nicht öffentlich zeigte. Die Unbehaglichkeit dieser Lage wurde nicht gemindert durch ein Antwortschreiben des Intendanten, welches binnen kurzem eintraf. Herr von Seeger hatte sich in seinem Verhältniß zu Schiller stets als ein Mann von Bildung und humaner Denkart erwiesen und auch jetzt wieder als ein solcher gehandelt. Er hatte sich beeilt, das Bittgesuch des Dichters dem Herzog vorzulegen und dasselbe durch sein Fürwort zu unterstützen. Dem alten Soldaten mochte es Freude machen, seinem früheren Untergebenen melden zu können, daß er höherem Auftrag zufolge ihn wissen ließe, „S. herzogliche Durchlaucht wären bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig gestimmt und Schiller sollte daher nur zurückkommen“. Aber der Flüchtling konnte sich an dieser unbestimmten Zusicherung der herzoglichen Gnade um so weniger genügen lassen, als er fest entschlossen war, nicht bedingungslos zurückzukehren. In diesem Sinne schrieb er an den Intendanten, ebenso an seine Eltern und einige Freunde, welche letzteren er bat, von etwa beabsichtigten Verfolgungsmaßregeln ihn bei Zeiten in Kenntniß zu setzen.

Dies abgethan, bemühte er sich, mittels des Fiesco den mannheimer Freunden zu zeigen, daß sie ihre Theilnahme an keinen Unwürdigen verschwendeten. Allein gerade hierbei begegnete ihm ein Mißgeschick, welches, obgleich im Grunde mehr komischer als ernster Natur, schmerzlich genug war. Der Dichter hatte schon bei seiner Ankunft gegen Meyer seines neuen Trauerspiels erwähnt und am dritten Tage versammelte der Freund die vorragendsten Mitglieder der mannheimer Bühne in seiner Wohnung, damit sie den Autor sein Werk vorlesen hörten. Da waren Iffland, Beil, Beck und andere und erwartungsvoll bekomplimentirten sie den Dichter der Räuber schon zum voraus um seiner neuen Dichtung willen. Die Gesellschaft setzte sich um einen großen runden Tisch und Schiller begann zu lesen. Der gute Andreas war seelenvergnügt über den bevorstehenden Triumph des Freundes; seine Augen hingen an den Mienen der Zuhörer, um die zweifellose Wirkung des Trauerspiels auf so berühmte Künstler ja recht genau zu beobachten. Aber wie ward ihm,

als der erste Akt zwar aufmerksam, jedoch ohne das geringste Beifallszeichen angehört wurde, als Beil sich entfernte und die übrigen ein flaues Gespräch über Tagesneuigkeiten begannen! Und vollends, als während des Vorlesens vom zweiten Akt die Gesichter mehr und mehr sich verlängerten, nicht das kleinste Zeichen von Zustimmung erfolgte, die Zuhörer gelangweilt aufstanden und, wie um dem dritten Akt zu entfliehen, fortgingen. Der junge Musiker wurde ordentlich zornig über diese empörende Gleichgiltigkeit und alle vernommenen Sagen von dem Neid- und Kabalengeist des Schauspielervolkes schienen ihm traurig bestätigt. Er war im Begriffe, in diesem Sinne sich gegen Meyer zu äußern, als ihn dieser in ein Nebenzimmer zog und bestürzt fragte: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, welcher die Räuber geschrieben?“ — Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln? — „Wissen Sie gewiß, daß nicht ein anderer die Räuber geschrieben oder Schillern wenigstens dabei geholfen hat?“ — Ich bürge mit meinem Leben dafür, daß er die Räuber ganz allein geschrieben. Aber warum diese Frage? — „Weil der Fiesco das Allerschlechteste ist, was ich je gehört, und weil es unmöglich ist, daß der Verfasser der Räuber etwas so Elendes gemacht haben sollte.“ — Wie? — „Ja, ich bleibe dabei, und wenn Schiller wirklich die Räuber und den Fiesco geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nur noch erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen“. Der arme Andreas war durch dieses Urtheil eines anerkannt ausgezeichneten Schauspielers so niedergedonnert, daß ihm für den Augenblick die Sprache versagte. Der Abend verging in peinlicher Verstimmung. Schiller, dem der ungünstige Eindruck, welchen sein neues Stück hervorgebracht, natürlich nicht hatte entgehen können, war schweigsam und entfernte sich bald. Doch hatte Meyer zuvor den glücklichen Einfall, daß er den Dichter ersuchte, sein Manuscript da zu lassen, weil er gern wissen möchte, welchen Ausgang das Trauerspiel nähme. Zu Hause brach Schiller los, schalt auf den Unverstand der Schauspieler und erklärte dem Freunde, er selbst wollte auf die Bretter gehen, da doch seine Stücke „eigentlich niemand so gut deklamiren könnte wie er“. Streicher wagte einige kleinlaute Einwürfe und verbrachte in der Sorge um den Freund eine sehr schlechte Nacht. In banger Erwartung begab er sich am folgenden Morgen möglichst früh zu Meyer, welcher, kaum seiner ansichtig geworden, ihm entgegenrief: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesco ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie, was schuld ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her. Aber jetzt muß das Stück in den Theaterausschuß kommen, da wollen *wir* es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf die Bühne zu bringen“. Hocherfreut eilte Streicher zu dem Dichter zurück, diesem die gute Nachricht zu bringen, aber er sagte nichts von der „schwäbischen Aussprache“ und „verwünschten Deklamation,“ um das ohnehin leidende Gemüth des Freundes nicht zu kränken. Schiller ist übrigens, beiläufig bemerkt, sein Lebenlang ein schlechter Deklamirer geblieben und hat sein Lebenlang beim Sprechen furchtbar „geschwäbelt“. Dieser zähen mundartlichen Gewöhnung sind auch die sehr zahl-

reichen unreinen Reime in seinen Dichtungen schuldzugeben. Denn der richtige Schwabe kann es nicht über das Herz oder vielmehr nicht über die Zunge bringen, zwischen e und ö, zwischen i und ü einen Unterschied zu machen. Daher auch der Schauder, welcher die Menschen anfaßt, so ein richtiger Schwabe französisch zu reden anfängt.

Einige Tage später wanderte Schiller mit dem treuen Andreas über die Neckarbrücke nach Sandhofen hinaus. Es war nämlich vom Intendanten Seeger eine Antwort auf den zweiten Brief des Dichters eingelaufen, die aber gerade so unbestimmt lautete wie die erste. Dies schien verdächtig und der Gedanke, daß man in Stuttgart darauf sänne, die pfälzische Regierung um die Auslieferung des Flüchtlings anzugehen, gewann eine so bestimmte Gestalt, daß, da in Abwesenheit des Freiherrn von Dalberg ohnehin über den Fiesco nichts entschieden werden konnte, die mannheimer Freunde riethen, Schiller möchte sich für einige Wochen entfernen. Geschähe inzwischen von Stuttgart aus nichts gegen ihn, so wäre das wohl ein Zeichen, daß man dort seine Entweichung vergessen hätte oder wenigstens auf sich beruhen lassen wollte. So machten sich denn die Beiden mit sehr leichtem Gepäck und noch leichteren Börsen nach Frankfurt auf den Weg, wanderten die schöne Bergstraße entlang und übernachteten nach einem zwölfstündigen Marsch in Darmstadt, wo sie mitten in der Nacht durch ein „fürchterliches Trommeln" — die Reveille, ein allmitternächtliches Vergnügen der Bewohner der landgräflichen Residenz — aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. Bei Tagesanbruch fühlte sich Schiller in Folge der ungewohnten weiten Fußreise von gestern etwas unpaß, glaubte jedoch die sechs Wegstunden bis nach Frankfurt wohl noch zurücklegen zu können und so begann die Wanderschaft wieder. Allein etliche Stunden herwärts der alten Reichsstadt verließen den Müden die Kräfte und Streicher bemerkte ängstlich, wie der Freund von Minute zu Minute blässer wurde und immer mühsamer sich fortschleppte. Die Straße trat in einen Wald ein und hier legte sich der ermattete Dichter seitwärts auf das Moos nieder, um mittels einiger Stunden Schlafes die verlorene Spannkraft wieder zu ersetzen. Der brave Andreas setzte sich auf einen Baumstumpf, bewachte unruhvoll den Schlummer des Freundes und beobachtete auf den düsteren abgehärmten Zügen des Schlafenden den Wechsel der Farbe, welcher verrieth, was unbewußt in seiner Seele vorging. Zwei Stunden währte diese Rast, dann wurde sie dadurch gestört, daß ein Offizier in blaßblauer Uniform den Fußsteig seitwärts durch das Holz heraufkam und den jungen Musiker mit der Frage antrat: „Wer sind die Herren?" Streicher, in der wahrscheinlich richtigen Meinung, es mit einem Werber zu thun zu haben, gab etwas barsch die kurze Antwort: „Reisende". Darob erwachte der Dichter, richtete sich auf und maß den Fremden mit scharfen Blicken, worauf dieser, merkend, daß „hier für ihn nichts zu angeln sei", ohne weitere Ansprache sich entfernte. Die Begegnung mit einem Werber war übrigens für junge schutzlose Wanderer gar keine unbedenkliche Sache. Ich will dessen zum Beweise nur an den unglücklichen Studenten erinnern, welcher 1755 bei Ulm auf offener Landstraße durch einen preußischen Werber, Baron von Heyden, „weggeschnappt" wurde und bei dieser Gelegenheit an dem ihm in den Mund gestopften Schnupftuch erstickte, sowie an das berühmtere

Beispiel Seume's, welcher erst von hessischen Werbern geraubt und nach Amerika geschleppt wurde, um, wie er sich ausdrückte, „den Engländern ihre dreizehn amerikanischen Provinzen verlieren zu helfen", dann, kaum von dort zurückgekehrt, von preußischen Werbern gewaltsam entführt und eines misslungenen Fluchtversuchs wegen in Emden zu zwölfmaligem Spießruthenlaufen, also zu einem sichern und schrecklichen Tode verurtheilt wurde, dem er nur mit knapper Noth entging .... Nachdem unsere Wanderer den Wald im Rücken hatten, zeigten sich ihnen bald die Thurmspitzen Frankfurts in der Ferne und mit Einbruch der Dämmerung erreichten sie die Stadt. Ihre Armuth verbot ihnen jedoch, in einem der schon damals als trefflich bekannten großen Gasthäuser der reichen Handelsstadt ein Unterkommen zu suchen, und so wählten sie eine bescheidene Herberge in der Vorstadt Sachsenhausen, der Mainbrücke gegenüber.

Am folgenden Tage, den 30. September, schrieb der Dichter an den Freiherrn von Dalberg und legte diesem mit dem ganzen Vertrauen eines Jünglings, welcher die Menschen für so edel und gut hält, wie er selber ist, seine Lage dar. Es quälte ihn nicht nur, daß seine Mittel nur noch für etwa acht Tage knapp ausreichten, sondern auch lagen ihm die Verpflichtungen, welche er in Stuttgart eingegangen, schwer auf dem Herzen. Er schuldete dort, namentlich vom Drucke der Räuber her, ungefähr 200 Gulden. „Ich darf Ihnen gestehen — schrieb er dem Freiherrn — daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe". Schließlich ging er Dalberg um einen Vorschuß auf den Fiesco an, im Betrag von 100 Gulden, und Streicher bezeugt uns, welche Selbstüberwindung diese Bitte dem Dichter kostete. Als der Brief fort war, wurde er etwas heiterer, besah sich an der Seite des Freundes mit Interesse das für ihn neue Treiben der großen Handelsstadt, erhielt, unter seinem angenommenen Namen Dr. Ritter in einer Buchhandlung dem Absatz des „berüchtigten" Schauspiels die Räuber nachfragend, eine sehr günstige Antwort und ließ sich durch verzeihliche Autoreneitelkeit verleiten, seinen wahren Namen dem Buchhändler anzugeben, der verwunderte Augen machte, daß ein so sanft und freundlich aussehender Jüngling so ein wildes Stück geschrieben haben sollte. In die Herberge zurückgekehrt, ging Schiller den Abend über sinnend und schweigend in dem kleinen Zimmer auf und ab. Der Freund störte ihn nicht, erfuhr aber vor Schlafengehen mit Vergnügen, daß der Geist des Dichters inmitten äußerer Bedrängnisse energisch genug geblieben, die in einer bitteren Stunde im Arrestlokal zu Stuttgart gefasste Idee zu einer dritten tragischen Dichtung weiter auszuspinnen. Ja, gerade während dieses kurzen Aufenthalts Schillers in Frankfurt erhielt der Plan zur Luise Millerin oder, wie das Stück nachmals betitelt wurde, zu Kabale und Liebe bestimmtere Gestalt und Farbe.

Es war gut für den armen Flüchtling, daß er sich in die Welt der Phantasie flüchten konnte, denn die Wirklichkeit spielte ihm übel genug mit. Aus Mannheim lief ein Schreiben Meyers ein, worin gemeldet wurde, daß Herr von Dalberg den erbetenen Vorschuß nicht bewilligte. Der Fiesco sei in seiner jetzigen Gestalt für das Theater gar nicht brauchbar und erst müßte das Stück völlig umgearbeitet



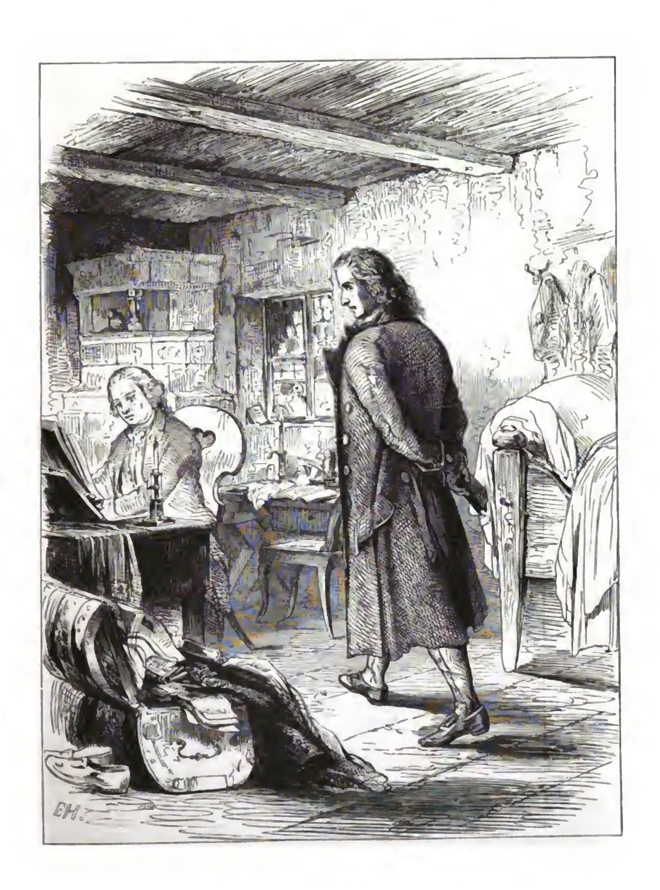
werden, bevor der Herr Intendant sich weiter darüber erklären könnte. Dalberg hatte zweifelsohne dramaturgische Gründe für seine Verwerfung der Tragödie; aber der reiche Mann wußte des bestimmtesten, daß der Dichter buchstäblich ohne einen Pfennig Geld war, daß der Hilflose ihm bittend die Hände entgegengebreitet hatte, und dennoch — nun, es ist das Privilegium der Reichen und Glücklichen, hart und unedel sein zu können. Hunderttausende, Millionen haben Schillers „Pegasus im Joche" und die „Theilung der Erde" gelesen, ohne weiter darüber nachzudenken, in was für schmerzlichen persönlichen Erfahrungen diese Gedichte wurzeln, und ohne gewahr zu werden, daß selbst in diesen Klagerufen der Seelenadel des Dichters keinen Augenblick sich verleugnet. In der That, Schiller gehörte zu jenen seltensten adlichen Menschen, welche über den Schmutz der Erde hinschreiten, ohne sich auch nur die Fußsohlen zu beflecken. Von Kindheit auf im Banne der Armuth und sein Lebenlang nie recht aus dem Geldmangelelend herausgekommen, hat er nicht allein durch seine Werke, sondern auch durch seinen Wandel ein für alle Zeiten leuchtendes Vorbild aufgestellt, wie der wahrhaft Gotterfüllte die „Angst des Irdischen" abzuschütteln vermöge. Auch damals in Sachsenhausen verbot ihm sein reiner und hoher Sinn jedes Wort des Tadels gegen den kleinlich denkenden Mann, welcher sein Vertrauen so kalt abgelehnt hatte. „Er übte — sagt Streicher treffend — was nur wenige Dichter thun, seine Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolz! unter Umständen, bei welchen jeden andern die Kraft verlassen hätte".

Die Armuth half wieder der Armuth. Eine kleine Geldsendung, um welche Streicher seine Mutter gebeten, traf nach bangem Warten ein und ermöglichte es den Freunden, Frankfurt zu verlassen. Der treue Andreas, nur seiner Begeisterung für den Freund Gehör gebend, verzichtete einstweilen auf seine Reise nach Hamburg, um den Dichter nicht zu verlassen, bevor dessen Schicksal irgendeine günstigere Wendung genommen hätte. Die Reise ging mit dem Marktschiff den Fluß hinab nach Mainz und von da zu Fuße nach Worms, wohin sich Schiller einen Brief von Meyer ausgebeten hatte. Der Brief war da und bestellte den Dichter in das eine kleine Wegstunde von Mannheim entfernte Dorf Oggersheim und hier, in der Herberge, welche den nichts weniger als poetischen Namen „Zum Viehhof" führte, trafen dann die Wanderer mit Meyer und seiner Frau zusammen. Der Regisseur theilte dem Dichter mit, daß Dalberg zweifelsohne zur Annahme des umgearbeiteten Fiesco sich verstehen würde, und es wurde also beschlossen, daß Schiller in der Abgeschiedenheit von Oggersheim das Drama umarbeiten und, da von Frau Meyer mitgebrachte stuttgarter Briefe noch immer die Gefahr eines Auslieferungsbegehrens betonten, unter dem Namen Schmidt hier verweilen sollte. Frau Meyer schickte am folgenden Tage die Koffer der Freunde und Streichers kleines Klavier heraus und so richteten sie sich so gut es ging im Viehhof ein. Der Herzog Karl scheint indessen nie ernstlich daran gedacht zu haben, den entflohenen Dichter mittels eines Auslieferungsbegehrens wieder in seine Gewalt zu bekommen. Wahrscheinlich hatte der Fürst in der ersten Zornwallung über Schillers Flucht so ein Drohwort hingeworfen, welches der residenzliche Klatsch in Umlauf zu setzen sich beeilte. Das war aber auch alles. Schillers Vater schrieb

unterm 8. December 1782 an Schwan in Mannheim: „Ich habe hier noch nicht das Geringste bemerkt, daß Se. Herzogl. Durchlaucht sich entschließen sollten, meinen Sohn aufsuchen und verfolgen zu lassen. Auch ist dessen Posten längst wieder besetzt, ein Umstand, der merklich erkennen läßt, daß man meinen Sohn entbehren kann". In eben demselben Briefe äußert Herr Johann Kaspar seine nicht sehr günstige Ansicht über die Flucht seines Sohnes. „Er hat sich selbst — schreibt er — durch sein unzeitliches Weggehen in seine gegenwärtige Lage versetzt und es wird ihm an Leib und Seele gut sein, wenn er sie empfindet und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird". Der Brief schließt jedoch nicht ohne eine väterliche Regung, denn der Herr Hauptmann sagt zuletzt: „Ich befürchte nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden sollte, denn in solchem Falle würd' ich ihn nicht lassen können".

Freilich war der Aufenthalt in Oggersheim trübsälig genug, um so mehr, da eine rauhe Spätherbstswitterung die Freunde in die vier Wände einer unsauberen und zerrütteten Wirthschaft bannte. Sie hausten in einer kleinen, vor Zeiten weißgetünchten Stube, durch deren zerbrochene und kümmerlich mit Papier verklebte Fensterscheiben der kalte Novemberwind blies. Ein mit Klammern an die Wand befestigter Tisch, zwei Stühle, wovon der eine ohne Lehne, ein altväterisches Bettgestell in einer Ecke, das war das ganze Mobiliar. Das dürftige Feuer in dem ungeheuren Kachelofen vermochte den Raum nicht zu durchwärmen. Dazu kam noch, daß bei knappster Sparsamkeit der Geldvorrath Streichers für nur drei Wochen ausreichte. Aber wozu wäre man jung, wozu wäre man Künstler, wenn man sich über derartige Ungemächlichkeiten nicht hinwegsetzen könnte? Die Kunst hatte im vorigen Jahrhundert noch viel Zigeunerhaftes an sich, ich meine einen gewissen leichten und muthigen Sinn, der sich in einer Dachkammer den Sternen nur um so näher fühlte. Mochte sich der Künstler auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit noch so schmerzende Blasen an die Füße laufen, er hörte deßhalb doch nicht auf, sein Haupt in die Region zu erheben, wo man „Himmelslüfte athmet". Man hatte damals noch nicht die Entdeckung gemacht, „der Dichtung Flamm' sei allezeit ein Fluch" oder die Muse sei nur eine Dejanira, welche ihre Anbeter mit „Nessushemden" beschenke. Im Gegentheil, man war idealisch genug gestimmt, das Recht, „mit Zeus in seinem Himmel" leben zu dürfen, mit viel Hunger und Kummer zu erkaufen, und man hatte noch nicht gelernt, daß man nur auf seidenen Ottomanen bei Champagnergeperle und Havannaduft „schaffen" könne.

Aermliche, kalte Stube in der Herberge zu Oggersheim, du hast anderen Musendienst gesehen! Wann nach trüben Tagen der Abend kam und aus zerrissenem Gewölke der herbstliche Vollmond sein bleiches Licht durch die verklebten Fensterscheiben sandte, ging der Dichter oft stundenlang mit großen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Gesenkten Hauptes hängt er der Gestaltung der dramatischen Bilder nach, die in seiner Brust wogen. Zur Seite sitzt der treue Andreas an seinem kleinen Klavier und schlägt erst leise die Tasten an, um sie dann mälig in volleren Akkorden auftönen zu lassen. Er weiß, wie sehr die Musik dem Freunde die Seele löst und des Dichters Gedanken entbindet. Schiller


EH

steht still, er lauscht den tröstenden, ermuthigenden Klängen, er richtet den Kopf auf, eine glückliche Idee ist gefunden und ein Ruf der Begeisterung, halbartikulirte Worte brechen von seinen Lippen. Er eilt zum Tische, das Talglicht wird angezündet und bei dem kümmerlichen Scheine desselben wirft er auf das Papier, was der Genius ihm geoffenbart hat. So wurde die „Luise Millerin" geschaffen.

Der Entwurf zu dieser neuen Tragödie ließ dem Dichter nicht Rast und Ruhe, bis er denselben wenigstens der Hauptsache nach ausgeführt hatte. Erst dann konnte er sich mit der Umarbeitung des Fiesco befassen, um aus diesem Stück ein „ganzes, großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes" zu machen. In den ersten Tagen des Novembers war diese Arbeit beendigt und eines Abends ging der Dichter nach der Stadt, um das fertige Manuskript durch Meyer an Dalberg übergeben zu lassen. Er erwartete mit Zuversicht eine günstige Entscheidung. Als die Antwort länger ausblieb, als er erwartet hatte, ging er Mitte Novembers mit Streicher abermals in der Abenddämmerung nach Mannheim hinein, wo er sich bei Tage nicht sehen lassen wollte, um bei Meyer nachzufragen. Da trafen aber die Freunde den Regisseur und dessen Frau in größter Bestürzung. Vor kaum einer Stunde war ein wirtembergischer Offizier dagewesen und hatte sich angelegentlichst nach Schiller erkundigt. Also doch ein Auslieferungsbegehren? Während man diese Frage erörtert, wird heftig an der Hausthüre geklingelt. Schnell verbirgt man den Dichter und seinen Freund in einem Seitenkabinette. Der Eintretende ist aber nur ein Bekannter des Hauses, der jedoch ebenfalls voll Besorgniß mittheilt, er habe den wirtembergischen Offizier im Kaffeehaus gesprochen und derselbe habe bei ihm und anderen geheimnißvoll dem Dichter nachgefragt. Andere Hausfreunde brachten dieselbe Nachricht. Nun zweifelte man nicht länger, daß es sich um Verhaftung und Auslieferung handelte. Der Flüchtling konnte mit Sicherheit weder im meyer'schen Hause bleiben noch nach Oggersheim zurückkehren. Was sollte man thun? In dieser ängstlichen Situation wird „von einem schönen Munde" ein Ausweg angegeben. Die anwesende Beschließerin des Palais des Prinzen von Baden, Madame Curioni, erbietet sich „mit der anmuthigsten Güte", den Dichter und seinen Freund in dem genannten Hause nicht nur für heute, sondern für so lange zu verbergen, als Verfolgung zu befürchten wäre. Dankbar wird das edelmüthige Anerbieten angenommen und der Flüchtling verbringt mit seinem Freunde eine sorgenvolle Nacht in prächtigen Palasträumen. Am Morgen geht Streicher auf Kundschaft aus und bringt dem Freunde die beruhigende Nachricht, daß der wirtembergische Offizier bereits am vorhergehenden Abend wieder von Mannheim abgereist sei. Später stellte sich heraus, daß dieser Verursacher eines panischen Schreckens nur ein harmloser Reisender gewesen, ein Akademiegenosse Schillers, welcher den Dichter hatte begrüßen wollen.

Aber zunächst machte sich bei allen mannheimer Freunden des Flüchtlings doch das Gefühl geltend, daß in der Umgebung der Stadt keine Sicherheit für ihn sei. In der Wohnung des Regisseurs wurde ein Rath gehalten, dessen Ansicht dahin ging, der Dichter sollte, sobald die Annahme des Fiesco für die Bühne

entschieden wäre, sofort die Gegend verlassen. Freilich entschloß sich Schiller nur ungern dazu, denn an Mannheim hatte sich die Hoffnung geknüpft, durch die Bekanntschaft mit dem dortigen Theater in der Kenntniß der Bühnentechnik gefördert zu werden. Allein er konnte ja für jetzt nicht daran denken, in der Stadt seinen Aufenthalt zu nehmen, und so mußte er sich wohl bequemen, seinen Wanderstab weiter zu setzen. Die Antwort auf das Wohin? war gegeben. Als der Dichter damals im Arrest auf der stuttgarter Hauptwache den Gedanken, sein Heimatland zu verlassen, zuerst gefasst, hatte er diesen Vorsatz seiner Freundin, der Frau von Wolzogen, anvertraut und sie war diesem Vertrauen mit dem großmüthigen Anerbieten entgegengekommen, ihm für den Nothfall ein Asyl zu gewähren. Dieses Asyl sollte ihr bei Meiningen in Thüringen gelegenes Heimwesen Bauerbach sein, wo der Dichter, mit allem Nöthigen versehen, so lange in Verborgenheit weilen könnte, als er von seiten des Herzogs von Wirtemberg Verfolgung zu befahren oder wenigstens zu befürchten hätte. Jetzt erinnerte Schiller die treffliche Frau brieflich an ihr Versprechen und sie zögerte nicht, ihm von Stuttgart aus die zu seiner Aufnahme in Bauerbach nöthige Vollmacht zugehen zu lassen. Wahrscheinlich in Erwartung derselben und jedenfalls nach gewonnener Einsicht, daß in Mannheim oder dessen Umgebung seines Bleibens nicht sein könnte, schrieb von Oggersheim aus der Flüchtling an seine Schwester Christophine: „Dein Verlangen, mich in Mannheim etablirt zu sehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreise meines Glückes läge, dort zu sein, so gerne wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen mannheimischen Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte". Der weitere Inhalt des vom 6. November datirten Briefes ist besonders deßhalb merkwürdig, weil Schiller darin eine Absicht äußert, die ihm später, auf der Höhe seines Ruhmes, noch einmal verlockend genug nahetreten sollte, die Absicht, nach Berlin zu gehen und dort mittels Empfehlungen an Nikolai — an den nämlichen Nikolai, der später in den „Xenien" so schlimm bedacht wurde — sich eine Stellung zu machen und zwar als Mediciner. Die Briefstelle lautet: „Ich schreibe dir gegenwärtig auf meiner Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fache nicht fehlschlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben sein muß. Auch ist es möglich, daß, wenn mich bedeutende Connaissancen in Berlin unterstützen, ich nach Petersburg gehe. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen; weil ich vollgiltige Empfehlungen an Nikolai habe, der dort gleichsam der Souverän der Literatur ist, alle Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im voraus schätzt und einen ungeheuren Einfluß hat, beinah im ganzen deutschen Reiche der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken, als mein Glück nur allein durch die Medicin zu machen und werde suchen innerhalb eines halben Jahres Doktor zu sein".... Ob dieser Plan ernstgemeint war oder ob derselbe nur so hingeworfen wurde, um die Angehörigen des Dichters einigermaßen über seine Zukunft zu beruhigen, steht dahin. War er ernst gemeint, so hätte dem Versuche der Ausführung die bitterste Enttäuschung folgen müssen. Das Berlin

von damals war ja gewiß nicht der Ort, wo ein Schwabe — und vollends ein „Deserteur" — hätte sein „Glück" machen können. Und was den „ungeheuren Einfluß" Nikolai's angeht, so war das ein sehr problematisches Ding. Was hatte denn der gute Aufklärer für seinen Freund Lessing zu thun vermocht? Nichts.

Wenn er übrigens zu seinen „mannheimischen Freunden" auch den Freiherrn von Dalberg zählte, so stand ihm erst noch bevor, dessen „tiefere Bekanntschaft" zu machen. Die Excellenz betrachtete offenbar den entwichenen Regimentsmedikus mit einer Art Schauder und hielt denselben in unnahbarer Entfernung von sich. Wie, was würde man am stuttgarter Hofe, wo der Herr Baron noch soeben so prächtige Feste mitgemacht hatte, von ihm denken, wenn er einem flüchtigen Rebellen Vorschub leistete? Vor einem solchen Bedenken mußte doch wohl alle Kunstkennerschaft und Kunstgönnerschaft weit zurücktreten und so ließ denn gegen Ende Novembers zu der Herr Intendant durch den Regisseur Meyer dem Dichter melden, „das Trauerspiel Fiesco sei auch in der vorliegenden Umarbeitung für die Bühne nicht brauchbar, folglich könne dasselbe nicht angenommen und auch nichts dafür vergütet werden". Schiller empfing diesen kurzen, von keinerlei Motiven begleiteten Bescheid, gegen welchen, wie er später erfuhr, Iffland in der Sitzung des Theaterausschusses vergeblich eine Art von Verwahrung zu Protokoll gegeben hatte, mit der ihm geziemenden Würde, indem er sich darauf beschränkte, gegen Meyer zu äußern, er habe es sehr zu bedauern, daß er von Frankfurt aus nach Mannheim zurückgekehrt sei.

Der Dichter behelligte den Herrn Intendanten nicht weiter, sondern ging zu Schwan und bot diesem den Fiesco zum Druck an. Schwan erklärte sich zur Verlagnahme des Gedichtes bereit, sobald er es gelesen hatte, aber im Hinblick auf die damalige Schutzlosigkeit des deutschen Buchhandels, welcher der Piraterie des Nachdrucks völlig preisgegeben war, bedauerte er, den Druckbogen nur mit 1 Louisd'or honoriren zu können. Das war freilich nicht viel, denn das Volumen der Tragödie, welche Schiller dankbar seinem Lehrer Abel zueignete, berechnete sich nur auf 11 Druckbogen. Aber die Noth drängte zur Annahme des Gebotenen, denn da auch Streichers Mittel völlig zu Ende waren, so hatte sich der Dichter schon genöthigt gesehen, seine Uhr zu verkaufen, und mußte die letzten vierzehn Tage in der Herberge zu Oggersheim auf Borg leben, bis das Honorar für den Fiesco flüssig wurde. Es reichte gerade aus, die „Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel im Viehhof" auslöschen zu lassen und die unentbehrlichsten Bedürfnisse zur Reise nach Thüringen anzuschaffen. Dennoch wollte der Dichter einige seiner wenigen Gulden daran rücken, vor Antritt seiner Weiterwanderung die geliebte Mutter und die theure Schwester noch einmal zu sehen. Mittels eines Briefes vom 19. November bat er die Seinigen um eine Zusammenkunft im Posthause des Gränzstädtchens Bretten und wollte ihnen sogar die Reisekosten aus seinem kärglichen Geldvorrath ersetzen. Er scheint auch wirklich auf einem Miethgaule sich nach dem genannten Orte begeben zu haben, aber es ist zweifelhaft, ob er daselbst die Seinigen traf, da hierüber keine bestimmte Aeußerung vorliegt und überdies Frau Elisabeth damals gerade krank war.

Die letzte Woche seines Aufenthalts in Oggersheim mußte Schiller allein daselbst verbringen, denn der brave Andreas hatte sich nach aufgezehrten Reisemitteln zur Uebersiedelung in die Stadt genöthigt gesehen, um daselbst seine Kenntnisse als Musiklehrer zu verwerthen. Aber am letzten November, auf welchen die Abreise des Dichters festgesetzt war, kam er mit Meyer, Iffland und noch einigen Bekannten Schillers nach dem Viehhof heraus, um dem Freunde, dessen ganze Habe in einem Mantelsacke Platz gefunden, bis nach Worms das Geleite zu geben, von wo Schiller mit dem Postwagen über Frankfurt nach Meiningen gehen wollte. In Worms nahmen die mannheimer Schauspieler nach einem munteren Abendessen unbefangen und redselig von dem Dichter Abschied. Aber dieser und Streicher ihrerseits waren tief bewegt. Was hätten sich die Beiden, als sie mitsammen auf dem Posthofe standen, nicht noch alles sagen mögen! Und doch „kam kein Wort über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können". Nach fünfzig Jahren noch erfüllte es den treuen Andreas mit tiefer Wehmuth, wenn er an den Augenblick zurückdachte, wo er ein „wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte verlassen müssen". Es lag tiefer Schnee und eine strenge Kälte herrschte. Dem Freunde preßte es das Herz zusammen, daß er sehen mußte, wie der Dichter ohne schützende Winterkleidung, nur mit einem leichten Rock angethan in den schlechtverwahrten Postwagen stieg, dessen damaliger Schneckengang eine unter diesen Umständen bitter unangenehme Reise von mehreren Tagen und Nächten in Aussicht stellte.

Dem wackeren Streicher ist es wohl zu verzeihen, daß ihm die Erinnerung an Schillers Bedrängnisse den herben Vorwurf auspreßte: „Deutschland! Deutschland! Du darfst dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du thatest nichts für sie; du überließest sie dem Zufall und gabst ihr geistiges Eigenthum jedem preis, der sie auf offener Straße darum berauben wollte. Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Muthe der Einzelnen, nicht deinem Schutze, nicht deiner Fürsorge hast du es beizumessen, wenn andere Völker dich um deine großen Geister beneiden und sich an ihrem Licht entzünden". Aber wenn das eine Entschuldigung für unser Land wäre, so müßte gesagt werden, daß es von jeher deutsche Art gewesen ist, bei Männern von Genius und Charakter selbstverständlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszusetzen und sie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweisen. Fast gerade zur nämlichen Zeit, wo unser Dichter, kärglicher ausgestattet als ein Handwerksbursch, im Winterfrost eine Zufluchtsstätte aufsuchen mußte, hatte drunten in Wien der herrliche Mozart, drei Jahre älter als Schiller, von seiten unglaublichen Unverstandes und tölpelhafter Rohheit die bittersten Kränkungen und Demüthigungen zu erdulden. Als eine Art „musikalischer Bedienter" im Gefolge des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg nach der Donaustadt gekommen, wurde er, der doch schon ein berühmter Künstler war, in dem erzbischöflichen Haushalt durchaus wie ein Lakai behandelt. „Ich speise — schrieb er damals — mit den zwei Leib- und Seel-Kammerdienern und habe doch die Ehre, über den Köchen zu sitzen". Endlich bekam er es satt, sich in jeder freien Bewegung gehemmt, in jeder Fiber seiner Künstlerseele verletzt

zu fühlen und mit gemeinen Scheltworten beleidigt zu werden. Er bat den Herrn Erzbischof um seine Entlassung, worauf ihn „der Herr Graf Arko, des Erzbischofs getreuer Helfershelfer, auf oder ohne hochfürstlichen Befehl mit einem Fußtritt zur Thüre hinauswarf". Manen Karl Augusts von Weimar, so lange es ein deutsches Gedächtniß gibt, wird es nie vergessen, daß du der erste Fürst gewesen bist, der sich selber geehrt hat, indem er die Vordersten seiner Zeit und Nation ehrte.

Zweites Kapitel.

Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einsamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Hoffnung. — Störniß. — Werther'sche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit Dalberg. — Halkyonische Tage. — Abreise von Bauerbach.

Unfern von Meiningen, in einer Thalsenkung des rauhen Rhöngebirges, liegt das Dorf Bauerbach. Ob demselben ragen auf einem vorspringenden Hügel die Ruinen der Burg Henneberg. Düstere Fichtenwälder umziehen die Thalmulde und hinter den bewaldeten Halden stehen höhere Berge. Tief verschneit, sah der Ort noch unwirthlicher aus denn sonst, als am Abend des 7. Decembers 1782 unser Flüchtling in dieser winterlichen Einsamkeit anlangte, wo ihm mütterliche Freundschaft ein Asyl bereitet hatte. Frau von Wolzogen verweilte mitunter hier, sowie in dem drei Stunden entfernten Walldorf bei Meiningen, welches Stammgut ihrer Familie im Besitz ihres Bruders, des Freiherrn Marschalk von Ostheim, sich befand. In Bauerbach hatte die Freifrau, weil das alte Herrenhaus wenig geräumig, sehr unbequem und verfallen war, im Jahre 1775 ein Bauernhaus angekauft und dasselbe nothdürftig als Herrschaftswohnung einrichten lassen.

Bei sinkender Nacht im Dorfe angekommen, fragte der Dichter dem Gutsverwalter Vogt nach und legitimirte sich bei demselben als der „Doktor Ritter“, auf dessen Ankunft den Verwalter seine Gebieterin von Stuttgart aus vorbereitet hatte. Der durchfrorene Ankömmling wurde in das bezeichnete Haus geführt und konnte im wohlgeheizten Zimmer bei mit Hausmannskost gastlich besetztem Tische von den Strapazen seiner Winterreise sich erholen. Am folgenden Morgen nach einem langen erquickenden Schlafe neugestärkt erwacht, trat er an das Fenster der geräumigen Hinterstube, welche er bewohnte, und orientirte sich in der Gegend. Sein Blick schweifte über die schneebelasteten Wälder zu den weißglänzenden Bergen

empor. Die Einsamkeit und Stille ringsher gab ihm das langentbehrte Gefühl der Ruhe und Sicherheit. In zufriedener Stimmung setzte er sich in den Lehnstuhl, welcher vor dem auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruhenden Tische stand, und meldete dem treuen Andreas: „Endlich, liebster Freund, bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf



das willigste besorgt". Aber im Fortgang des Briefes trübt sich diese Heiterkeit. Der Dichter beschäftigt sich mit den Zukunftsplänen des Freundes, dabei fällt ihm ein, wie seine eigenen schon so manchen derben Stoß erlitten hätten, und er läßt sich das bittere Wort entwischen: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: — Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H.......t werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden oder man sinkt unter". Man sieht, die Erfahrungen des Lebens hatten den Schmetterlingsflügelstaub von Schillers Seele gewischt, d. h. sein naiver Glaube an die Menschen war dahin. Er schrieb an demselben Tage auch an Schwan und in diesem Briefe kam die merkwürdige Stelle vor: „Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, ein Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken". Da unter dem Handwerk nur die Arzneiwissenschaft verstanden werden kann, so ist anzunehmen, daß Schiller, noch unter dem frischen Einfluß der mit dem Herrn Intendanten des mannheimer Theaters gemachten Erfahrungen, sich mit dem Gedanken getragen habe, seiner Thätigkeit als Dramatiker zu entsagen

und zu seiner Brotwissenschaft zurückzukehren. Wir werden aber bald sehen, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um diesen vorübergehenden Einfall zu beseitigen und den Dichter seiner wahren Bestimmung zurückzugeben.

Der Einförmigkeit dieser Existenz ungeachtet verliefen die ersten Wochen des bauerbacher Aufenthaltes zur völligen Zufriedenheit Schillers. Er wußte die Seinigen für den Augenblick über seine Lage beruhigt und ihm selbst that nach den vielen stürmischen und peinlichen Erlebnissen der letzten Monate die Einsamkeit wohl. Anfangs in strenger Zurückgezogenheit lebend, beschränkte er sich auf die Gesellschaft des Verwalters, mit dem er weite Spaziergänge durch die Berge und Wälder machte und an den langen Winterabenden Schach spielte. Seine Hauptbeschäftigung war „Kabale und Liebe" und im Februar 1783 wurde dieses Trauerspiel vollendet. Die zarte Fürsorge der Frau von Wolzogen, welche nicht nur die leiblichen, sondern auch die geistigen Bedürfnisse ihres Schützlings berücksichtigte, hatte ihn an den herzoglichen Bibliothekar in Meiningen, Wilhelm Reinwald, empfohlen, welcher in Kenntniß gesetzt worden war, wer der Doktor Ritter eigentlich sei. Der wackere Mann, welcher wenn nicht eine Ader, so doch ein Aederchen von einem Poeten in sich hatte, entsprach diesem Vertrauen vollständig. Er versah nicht nur Schiller mit Büchern, sondern ging ihm auch überall mit gutem Rath an die Hand. Das freundschaftliche Band zwischen dem jungen feurigen Dichter und dem ältlichen, zur Hypochondrie geneigten Gelehrten sollte später ein verwandtschaftliches werden. Ein Zufall verschaffte Reinwald Einblick in die verständigen Briefe, welche Schwester Christophine ihrem Bruder schrieb. Schon dadurch für das treffliche Mädchen eingenommen, suchte und machte der Bibliothekar im Sommer 1784 auf der Solitude Christophine's persönliche Bekanntschaft und zwei Jahre später folgte sie dem Freiwerber an den Altar. Schiller sah nicht ohne Bedenken den Abschluß des Ehebundes zwischen zwei an Alter und Temperament so verschiedenen Personen. Glücklicher Weise wurden jedoch die Besorgnisse des zärtlichen Bruders nicht gerechtfertigt. Christophine wußte mit linder Hand die Falten der hypochondrischen Wunderlichkeiten ihres im Grunde herzensguten Mannes zu glätten, und nachdem ihr denselben der Tod schon 1815 geraubt, schrieb die Achtundachtzigjährige im Jahre 1845 das Zeugniß nieder, daß Reinwald und sie neunundzwanzig Jahre lang zufrieden mit einander gelebt hätten.

Die Bücher, welche Reinwald dem Dichter mittheilte, gaben Stoffe und Anregungen zu neuen tragischen Plänen. Schillers schon früher erregtes Interesse für die Geschichte des Infanten Don Carlos wurde in Bauerbach erneut und erhöht durch die Lesung der historischen Novelle, in welcher der Franzose Saint-Réal die Personen und das Schicksal von Philipps II. Sohn romantisirt hatte. Wäre freilich das Archiv von Simancas schon geöffnet, wären die Forschungen Gachards, Prescotts und anderer über den Infanten damals schon vorhanden gewesen, so dürfte dieses Thema dem Dichter mehr Widerwillen als Theilnahme eingeflößt haben. Dagegen mußte die weniger als halbgeschichtliche und mehr als halbmythische Beleuchtung, in welcher zu jener Zeit der Infant erschien, die Phantasie ungemein anziehen, und nachdem sich schon im 17. Jahrhundert der englische Tragöde Otway an diesem Stoffe versucht hatte, thaten es im achtzehnten so ziemlich zur gleichen

Zeit der erste Tragiker Deutschlands und der erste Tragiker Italiens, Schiller und Alfieri. Aber welcher Unterschied in der Behandlung! Während der Deutsche die düsterste Episode der düsteren Geschichte Philipps II. zur Basis eines Hohenliedes seiner eigenen Freiheitsbegeisterung machte und damit den erhebenden Eindruck hervorbrachte, daß das Gute und Schöne selbst in seinem Untergange den idealen Sieg über das Böse und Häßliche behaupte, formte der Italiker daraus eine trockene und finstere Staatsaktion, welche auf die trostlose, aber freilich nur allzu begründete Ueberzeugung hinausläuft, das Edle und Liebenswürdige sei nur in der Welt, um der Gemeinheit und Bosheit zum Opfer zu fallen. Es währte jedoch einige Zeit, bis sich Schiller für den Don Carlos entschied. Denn in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Bauerbach war ihm noch ein zweiter bedeutender und zu tragischer Behandlung einladender Gegenstand nahegetreten, die Geschichte der Maria Stuart. Erst am 27. März 1783 schrieb er an Reinwald, daß er nach langem Hin- und Herschwanken nunmehr fest und entschlossen den spanischen Infanten ins Auge gefasst habe, weil ihm diese Geschichte zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen Gelegenheit gebe. Dann, mit dem beginnenden Frühling, als seine „Seele die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auffing", meldete er unterm 14. April dem Freunde: „Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen, — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's Julius und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen".

Diese Aeußerung zeigt, daß der Eifer, womit unser Dichter an die Vorarbeiten zum Don Carlos ging, zum Theil aus einem polemischen Motiv entsprang. Er ergriff diesen Stoff noch ganz mit dem rebellischen Feuer der Sturm- und Drangzeit. Und doch sollte, wie jedermann weiß, die Arbeit an diesem Trauerspiel in ihrem Vorschritt für Schiller die Brücke werden, auf welcher er aus dem kraftgenialen Naturalismus zum bewußt künstlerischen Schaffen hinüber gelangte. Die Läuterung des großen Princips seines Lebens und Dichtens begann. Während die Freiheitsidee in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend brandete, begann sie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsstrom dahinzufließen. Mälig trat an die Stelle des ungebärdigen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen die ruhige Macht des Humanitätsgedankens. Was später der eigentliche Inhalt von Schillers ganzem Dasein wurde, die große Idee, daß des

Dichters höchste Mission sei, mittels der Schönheit die Menschen zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte den unsicher tastenden Ungestüm aus seiner Seele und er begann einzusehen, daß die Entwickelung der Gesellschaft unendlich weit mehr durch die stille, aber unwiderstehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den willkürlichen Weltverbesserungsdrang einzelner Individuen bedingt sei.

Aber es hieße der Zeit bedeutend vorgreifen, wollten wir sagen, daß der Dichter schon damals in Bauerbach klar erkannt habe, die gewaltigsten und tiefstwirkenden Kräfte seien auch die stillsten und der sanfte Sonnenschein bringe schweigend zu stande, was der ganze Grimm des tobenden Sturmes umsonst versucht hat. Im Gegentheil war Schiller während jener Monate eine Beute schroff wechselnder Stimmungen. Auf die anfängliche Ruhe und Sammlung folgte tiefe Entmuthigung. Diese wurde von phantastischen Hoffnungen abgelöst, deren Scheitern wieder eine grillenhafte Verstimmung zuwegebrachte. Die Einsamkeit taugt nicht für einen Jüngling von dreiundzwanzig Jahren. Sie wirkte in die Länge mehr aufreizend als beruhigend auf den Dichter und in dieser Verfassung traf ihn Frau von Wolzogen, welche mit ihrer Tochter Charlotte in den ersten Tagen des Januars nach Bauerbach kam. Der Dichter begleitete die Damen nach Walldorf und schrieb, nach Bauerbach zurückgekehrt, am 4. Januar 1783 an seine Freundin einen Brief, welcher deutlich verrieth, wie es wieder in ihm gährte und stürmte. Er bildete sich ein, ein Menschenhasser geworden zu sein, und klagte: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfasst und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe“. Und sechs Tage später: „Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig sich einmal losreißen und verbluten muß“.

Diese werther'sche Stimmung ist um so auffallender, als sich Schiller, wie wir früher bemerkten, zu der Zeit, wo der Wertherismus epidemisch gewesen war, von demselben frei erhalten hatte. Allein die Erklärung ist leicht: — der Dichter hatte sich aufs heftigste in Charlotte von Wolzogen verliebt. Eine eben aufblühende Knospe, hatte das sechszehnjährige Mädchen das durch die winterliche Einsamkeit für einen solchen Eindruck doppelt empfänglich gewordene Herz des jungen Mannes in Flammen gesetzt und, nicht zum Heuchler gemacht, hat er schwerlich verstanden, sein Gefühl zu verbergen. Ich vermuthe, daß es auch den Blicken von Charlotte's Mutter schon damals nicht entgangen sei, und Frau von Wolzogen erfüllte nur ihre Mutterpflicht, indem sie ihre junge Tochter vor einem Verhältniß zu wahren suchte, welches, wie die Umstände waren, kein ersprießliches werden konnte. Hierzu kam noch, daß ihr von Stuttgart aus Bedenken erregt wurden über die Folgen des Schutzes, welchen sie dem entwichenen Regimentsmedikus angedeihen ließ. Ihre Söhne befanden sich in der Karlsschule und die Mutter erwartete von der Gunst des Herzogs von Wirtemberg Versorgungen für dieselben. Daß diese Erwartung unerfüllt bliebe, wenn der Fürst erführe, unter wessen Dach der Flüchtling ein Asyl gefunden, war mit Bestimmtheit anzunehmen, und so kann man es der trefflichen Dame nicht verübeln, daß mütterliche Aengstlichkeit ihr den Wunsch eingab, den Dichter aus Bauerbach entfernt zu wissen.

Der gute Streicher erschrak nicht wenig, als er einen vom 14. Januar aus H. (Hochheim oder Hilters?) datirten Brief erhielt, worin ihm Schiller meldete, daß er nicht mehr in Bauerbach wäre. Die Epistel ist verworren und gibt von einem gewaltsam aufgespannten Seelenzustand Zeugniß. „Trauen Sie niemand mehr! — ruft der Dichter seinem Freunde zu. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt". (Und doch hatte gerade der, an welchen dieser Zuruf gerichtet war, dem Dichter vollauf bewiesen, daß Freundschaft allerdings ein Ding sei, welches zu suchen sich der Mühe lohne.) Dann kommt eine Andeutung des Sachverhalts. „Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein; aber ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Wirtemberg Wind bekäme. Das war mir genug". Hierauf erzählt er, daß er durch Vermittelung Reinwalds die Bekanntschaft eines jungen Herrn von Wurmb gemacht und von demselben, der seine Räuber auswendig wisse, auf sein Gut eingeladen worden sei. Es wirkt fast komisch, wenn der Briefsteller, welcher einige Zeilen zuvor die Freundschaft ins Fabelbuch zu schreiben gewillt war, mit Ekstase ausruft: „Er — der Herr von Wurmb — war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! Ich soll mit meinem Wurmb auf sein Gut, ein Dorf im thüringer Walde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben und, was das Beste, schießen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll". Ach, es sah, wie dieser Brief bezeugt, ohnehin im Kopf und Herzen des Dichters schon revolutionär, d. h. verworren genug aus. Diese Widersprüche und vollends diese urplötzliche Begeisterung für die noble Passion der Jagd! Allein der wunderliche Paroxismus war glücklicher Weise nicht von Dauer. Der Dichter ging nicht im Thüringerwald jagen. Noch vor dem 25. Januar finden wir ihn wieder in Bauerbach und es mußte also rasch eine Aussöhnung mit seiner mütterlichen Freundin erfolgt sein, welche die Mutterangst wohl nur für einen Augenblick ihre angeborene Großmuth hatte vergessen lassen. Ende Januars mit Charlotten wieder nach Stuttgart abreisend, verlangte sie nur, daß Schiller seinen Aufenthalt möglichst geheim hielte und etwaige Nachforschungen nach demselben irreleitete. Zu diesem Zwecke schrieb der Dichter zwei Briefe an Wilhelm von Wolzogen nach Stuttgart, datirte den einen aus Frankfurt, den andern aus Hannover, erzählte dem Karlsschüler allerlei Buntes über seine Pläne und wie er nach Holland, England, Amerika zu gehen beabsichtigte. Wie herzlich das freundliche Verhältniß zwischen ihm und der Frau von Wolzogen wieder hergestellt war, beweist die ununterbrochene Folge von Briefen, welche er von Bauerbach aus an die ferne Freundin abgehen ließ. In einem derselben (datirt vom 23. April) entwirft er eine komische Schilderung von einem Konflikt, welcher zwischen der Gemeinde und dem Gutsverwalter wegen Benützung der Schafweide sich entsponnen hatte und wobei es bis zum Anziehen der Sturmglocke gekommen war.

Unterdessen war es doch ihm in Bauerbach immer unbehaglicher geworden.

Das Gefühl der Unsicherheit seiner Lage peinigte ihn und überdies ließ ihn die Einsamkeit seiner Neigung zu Charlotte von Wolzogen nur um so selbstquälerischer nachhängen. Er erfuhr die Wahrheit des alten Spruches, daß es dem Menschen nicht gut sei, allein zu sein. Schon unterm 21. Februar schrieb er an Reinwald: „Ich möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben. Gelegentlich muß ich bemerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer". Der verständige Freund erkannte ganz die Gefahr, welche für den Genius des Dichters aus seiner dermaligen Lebensweise entspringen müßte, und äußerte sich gegen Christophine Schiller, er wünschte sehnlich, daß ihr Bruder „in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater sei, z. B. in Berlin verweile, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn vor der Ausgelassenheit bewahrten, welche an diesem Orte herrsche". Die in den letzten Worten liegende Anklage der damaligen Sittenzustände von Berlin war nur zu begründet. Hatte doch schon 1772 der englische Gesandte am preußischen Hofe, Lord Malmesbury, Berlin als eine Stadt bezeichnet, „wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis noch femina casta gab und eine totale Sittenverderbniß beide Geschlechter aller Klassen beherrschte". Auch nach Weimar hinüber deutete Reinwald mit richtigem Takt und meinte, Schiller sollte dahin gehen und sich um die Bekanntschaft mit Göthe und Wieland bemühen, von welchen Männern er mancherlei Förderung erwarten dürfte. Es war jedoch für Schiller noch nicht Zeit, die Metropole der deutschen Klassik zu betreten, und die Schritte des wandernden Dichters sollten sich zunächst rückwärts nach dem Orte lenken, von wo er in die Abgeschiedenheit der Rhönberge gekommen.

Der treue Streicher war in seiner Begeisterung für den dichterischen Freund derweil nicht müde geworden, im Kreise der ihm befreundeten mannheimer Schauspieler die Vorzüge der „Luise Millerin" herauszustreichen, welches Trauerspiel er ja so zu sagen unter seinen Augen hatte entstehen sehen. Auch der im Drucke befindliche Fiesco — welcher dann im Frühjahr unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel von Fr. Schiller," erschien — machte viel von sich reden, und da beider Dichtungen wiederholt unter den Mitgliedern des Theaterausschusses gedacht wurde, begann der Freiherr von Dalberg zu meinen, es dürfte zum Glanze der von ihm geleiteten Anstalt beitragen, wenn er wieder mit Schiller anknüpfte. Freilich hatte die Excellenz den armen Flüchtling drei Monate lang zuvor schmählich fallen lassen, aber die Umstände waren jetzt verändert, d. h. der Freiherr hatte nicht mehr zu befürchten, daß er sich durch eine Verbindung mit dem Dichter kompromittirte. War es ja doch entschieden, daß der Herzog von Wirtemberg klug oder großmüthig genug sei, Schillers Flucht zu ignoriren und sich, vielleicht im Hinblick auf das missliche Aufsehen, welches sein Verfahren gegen Schubart in ganz Deutschland erregt hatte, damit zu begnügen, daß er den entwichenen Regimentsmedikus einen Undankbaren nannte. Der Herr Intendant schrieb also im März einen zuvorkommenden Brief

an unseren Dichter, worin er sich nach dessen dramatischen Arbeiten erkundigte. Der ehrliche Andreas nennt diesen Brief eine „Sirenenstimme", durch welche Schiller abermals nach Mannheim gelockt worden sei. Aber es war wohl ganz natürlich, daß ein dramatischer Dichter, unliebsamer Erfahrungen ungeachtet, jede ihm gebotene Gelegenheit ergriff, mit einer geachteten Bühne in Verbindung zu kommen. Indessen gab er diesem Wunsche doch nicht blindlings nach. Seine Antwort an Dalberg vom 3. April war kühl und gemessen. Er sagte darin, es freue ihn, zu vernehmen, daß die Excellenz einiges Zutrauen zu seiner dramatischen Feder habe, um sich jedoch „der Gefahr, die Erwartung des Herrn Intendanten zu hintergehen, nicht neuerdings auszusetzen," legte er Plan und Handlung von Kabale und Liebe dar. Der Freiherr verschluckte die Pille und setzte, begierig, die neue Tragödie für die mannheimer Bühne zu gewinnen, den Briefwechsel fort, in Folge dessen der Dichter sich entschloß, nach Mannheim zu gehen, zunächst nur für so lange Zeit, als die Insceneſetzung und Aufführung seiner zwei neuen Trauerspiele erfordern würde.

Sein Ueberdruß an Bauerbach war nämlich wieder in ein lebhaftes Gefallen an diesem Ort umgeschlagen, denn Frau von Wolzogen war ja mit Lotte im Mai daselbst angelangt. Der Dichter hatte seiner Beschützerin einen feierlichen Einzug bereitet. Eine Ehrenpforte war errichtet, die Glocken waren geläutet, Böller waren losgebrannt worden, eine Musikbande hatte Tusch geblasen und der Pastor in einer Begrüßungsrede sein Bestes gethan. Schiller verlebte im zwanglos ländlichen Umgange mit seiner mütterlichen Freundin und der geliebten Lotte halkyonische Frühlingstage. Zum erstenmal, gestand er, in dieser Zeit erfahren zu haben, wie gar wenige Zurüstung es erforderte, ganz glücklich zu sein. Aber war er wirklich „ganz glücklich?" In diesem Falle müßte seine wachsende Neigung zu Lotte von Wolzogen doch wohl mehr nur brüderliche Freundschaft als eigentliche Leidenschaft gewesen sein. Denn die junge Schöne, über welche der Dichter an ihren Bruder Wilhelm schrieb, sie sei „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, ohne einen Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüthes" — hegte für Schiller nur freundschaftliche Gefühle, da die ersten schüchternen Wünsche ihres erwachenden Herzens einem Karlsschüler geweiht waren, welchen sie in Stuttgart kennen gelernt hatte. Vielleicht bemerkte sie gar nicht, was in dem Dichter vorging, dessen Zartgefühl ihm natürlich jede deutlichere Annäherung verbot. Aber das Auge der Mutter war schärfer als das der Tochter und sie meinte es nur gut mit Schiller, wenn sie die Ansicht hegte, daß seine Entfernung für ihn wie für Lotte das Beste wäre. Sie äußerte daher auf einem Waldspaziergang wie zufällig und in so mütterlicher Weise, daß der Dichter dadurch nicht empfindlich berührt werden konnte, es wäre doch wohl rathsam, daß er nach Mannheim ginge, um zu sehen, ob er sich mit Dalberg verständigen könnte. Mitte Juli's wurde dieser Rath gegeben und wenige Tage darauf finden wir den Dichter schon auf der Reise.

Als er sein stilles Asyl im Rhöngebirge verließ, war die baldige Rückkehr seine bestimmte Hoffnung, welche aber nicht in Erfüllung gehen sollte. Später als diese Hoffnung erlosch ihm die, Lotte von Wolzogen die Seinige zu nennen. Noch

ein Jahr später, am 7. Juli 1784, schrieb er an ihre Mutter, mit welcher er bis zu ihrem Tode in traulichster Verbindung blieb: „Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre oder könnte ich Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich". Er mußte freilich die Eitelkeit dieser Bewerbung schon erkannt haben, denn in einer Nachschrift zu dem Briefe, dessen Absendung sich einige Tage verzögert hatte, sagte er: „Ich erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen". Frau von Wolzogen hatte Takt genug, die Sache wirklich nur als einen „Einfall" zu nehmen und weiter nicht zu beachten. Lotte, deren erste Herzensneigung ebenfalls resultatlos blieb, wurde später die Frau des hildburghausen'schen Regierungsrathes August von Lilienstern, starb jedoch schon 1794 in ihrem ersten Wochenbett. Aber der Name Lotte blieb bedeutungsvoll für unseren Dichter, wie denn derselbe auch im Dasein Göthe's zweimal bedeutungsvoll vorkommt. Im Leben Schillers wird er uns bald wieder begegnen und dann noch einmal, um sich für immer mit dem seinigen zu verknüpfen.

Drittes Kapitel.

Mannheim.

Ankunft. — Dalberg'sches „Pulverfeuer". — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Tastende Unrast. — Ein lieber Besuch. — Der Fiesco und die Luise Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteristik dieser Trauerspiele. — „Geistweise" in der Heimat. — Eintritt in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorschritt des Don Carlos. — Die Rheinische Thalia. — Erste Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Geldjammer und sonstige Bedrängnisse. — Bei Hofe. — Der herzoglich weimar'sche „Rath" Schiller. — „Der Freundschaft leise, zarte Hand." — Nach Sachsen!

„Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meyer hat eine Wohnung nebst Kost für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht". Mit diesen Worten meldete der Dichter der mütterlichen Freundin am 28. Juli 1783 sein Wiedereintreffen in der Hauptstadt der Pfalz. Seine Briefe an Frau von Wolzogen gehören zu den liebenswürdigsten Urkunden über die edle Sinnesart Schillers. Ihr Ton ist innig, traulich, wie nur ein Sohn zu einer Mutter sprechen kann. In den Stellen, wo der Dichter von der jungen Lotte redet, liegt eine verhaltene Glut. Bauerbach mit seiner Gartenlaube und seinen einsamen Waldplätzen steht ihm fortwährend vor Augen. Er wünscht, sich ein jährliches Einkommen von 600 Gulden zu sichern, ohne daß er sich weiter mit der Welt einzulassen brauchte; dann wollte er in dem kleinen Dorf unter den Rhönbergen leben und sterben. Zugleich anerkennt er dankbar, wie viel er der großmüthigen Freundin schuldete, nicht allein in materieller Beziehung. „Wie unendlich viel — ruft er ihr in seinem Briefe vom 11. August zu — haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert!"

Der wackere Streicher, welchem der Freund in der Wohnung Meyers ganz unverhofft entgegentrat, war freudig überrascht durch das blühende Aussehen und

die heitere Miene desselben, Resultate der bauerbacher Villeggiatur. Die rothen Wangen und die Heiterkeit sollten aber nicht lange vorhalten. Anfangs freilich ließ sich alles ziemlich gut an. Der einige Tage nach Schillers Ankunft von seiner Reise nach Holland zurückgekehrte Freiherr von Dalberg empfing den Dichter mit achtungsvoller Artigkeit und ließ ihn merken, daß er ihn gerne in Mannheim fixirt sähe, zugleich aber auch, daß er sich das möglichst wenig kosten lassen wollte. Schiller beurtheilte diese dilettantische Natur ganz vortrefflich, indem er gegen Frau von Wolzogen äußerte: „Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft". Zunächst indessen brannte das dalberg'sche Pulverfeuer ziemlich hell und warm. Die Excellenz sagte halb und halb die Aufführung des Fiesco zu, führte am 13. August den Vorsitz in einer Gesellschaft, wo die Luise Millerin vorgelesen wurde, und versprach dem Dichter, die Räuber und einige andere große Stücke aufführen zu lassen, um denselben „in Feuer zu setzen". Sehr herzlich wurde Schiller im schwan'schen Hause empfangen und hatte die Genugthuung, daß ihm Herr Schwan Briefe von Wieland zeigte, welche bewiesen, daß der gefeierte Mann für seinen Landsmann „warm fühlte und groß von ihm urtheilte". Freilich wurden viele Wochen verzettelt, bevor zwischen dem Dichter und dem Intendanten etwas Festes zum Austrag kam. Jener hielt fest an seinem Vorsatz, sich dem Freiherrn nicht zum zweitenmal anzubieten, und so mußte dieser am Ende wohl mit bestimmten Anträgen herausrücken, wenn er Schillers Thätigkeit für das von ihm geleitete Institut gewinnen wollte. Bevor jedoch die Anträge Dalbergs die Form eines Vertrages gewannen, erkrankte der Dichter an einem kalten Fieber, welches in Folge wiederholter Rückfälle mehrere Monate hindurch eine große Plage für ihn war, und seine gedrückte Stimmung wurde nicht gebessert durch den Verlust seines treuen Freundes, des Regisseur Meyer, welchen ein in der Stadt grassirendes Gallenfieber wegraffte.

Schillers Geneigtheit, auf Dalbergs Anerbietungen einzugehen, dürfte nicht unbeträchtlich durch den Umstand erhöht worden sein, daß er erfahren hatte, ein Bewerber um Lotte von Wolzogen von früher her, ein Herr von Y., werde in Bauerbach erwartet. Er konnte ein lebhaftes Gefühl von Eifersucht nicht verbergen. „Versichern Sie — schrieb er am 12. September an Frau von Wolzogen — Ihre Lotte meiner ewigen Freundschaft. Jetzt wird Y. vermuthlich bei Ihnen sein und kaum gedacht werden an den armen Entfernten". Tags zuvor hatte er die Freundin vom Abschlusse des Vertrags mit Dalberg in Kenntniß gesetzt. Er sollte zunächst für ein Jahr als Theaterdichter thätig sein und innerhalb dieser Zeit der Bühne den Fiesco, die Luise Millerin und noch ein drittes Stück liefern. Dafür sollte er ein Fixum von 300 Gulden und von jedem Stücke die ganze Einnahme einer Vorstellung erhalten. Außerdem blieb ihm das Eigenthumsrecht dieser Dramen und er hoffte jetzt, mit seinen alten Verbindlichkeiten endlich in Ordnung zu kommen, d. h. einen „beträchtlichen Theil seiner Einnahmen auf Tilgung seiner Schulden verwenden zu können". Als eine Belohnung der frischen Thätigkeit, in welche er sich sofort werfen wollte, erschien ihm die Aussicht, nach Verfluß von acht oder neun Monaten seine edle Freundin wieder in Bauerbach

zu begrüßen. „Bis dahin — schrieb er ihr — übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes. Flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und soll ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein".

Aber das Gegengift war doch nicht immer allmächtig. Der Dichter sah sich namentlich durch die Berührung mit den Schauspielerkreisen, die er in seiner Stellung nicht vermeiden konnte, in eine Menge von Bekanntschaften hineingezogen, welche nicht immer die ersprießlichsten waren. Zerstreuungen aller Art, zu welchen in dem munteren und dabei ziemlich kostspieligen Mannheim überreichlich Veranlassung war, beeinträchtigten seine Arbeiten, griffen seinen Beutel an und waren außerdem seiner völligen Genesung hinderlich. Aus alledem erklärt sich ein gewisses unruhiges, fahriges, hastiges Wesen, in welches er mitunter verfiel und welches ihn nach wunderlichen Richtungen hin momentan an die Eröffnung „außerordentlicher Aussichten" glauben ließ. So z. B. nach der Seite der Freimaurerei hin, wie er denn am 12. September an Frau von Wolzogen schrieb: „Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei". Das Interesse für die Geheimbündelei lag freilich in der Zeit, wie wir seines Ortes näher sehen werden. Der alte Herr daheim auf der Solitude bemerkte bald mit Kopfschütteln, daß die Situation seines Sohnes in Mannheim wenig Garantie für die Zukunft böte. Er drang also in den Dichter, seinen Frieden mit dem Herzog zu machen, um in die Heimat und zu dem ärztlichen Berufe zurückkehren zu können. Der Vater erbot sich sogar, der Demüthigung sich zu unterziehen und den Fürsten um Verzeihung für den Sohn zu bitten. Auch Schwester Christophine schrieb in diesem Sinne und Schillers Herz hatte einen schweren Kampf zu kämpfen, um diesen Bitten zu widerstehen, einen um so schwereren, da er seine geliebte Mutter krank wußte und die Kranke ihn deutlich merken ließ, daß das Wiedersehen ihres Fritz heilender wirken würde, als alle die Arzneien, welche er auf die ausführlichen Krankheitsberichte des Vaters hin gegen ihr Leiden, hartnäckige und schmerzliche Magenkrämpfe, verordnete. Allein Schiller konnte nicht in die alte Sklaverei zurückkehren, ohne sich selbst zu verlieren. Er konnte weder sich selbst vor dem Herzog demüthigen, noch zugeben, daß dies der Vater in seinem Namen thäte. Das hieße ja, wie er seiner Schwester schrieb, „die Achtung vor sich selbst und den Glauben an seine Zukunft aufgeben". Wie lebendig aber gerade um jene Zeit allen Widerwärtigkeiten zum Trotz dieser Glaube in dem jungen Dichter gewesen ist, bezeugt uns sein ehemaliger Lehrer Abel, der seinen früheren Schüler zu dessen „fröhlichem Schrecken" Mitte Novembers mit einem Besuch überraschte. Der Professor, ein kurzer, behaglich dicker Mann, kam zu Pferde, „gespornt, einen runden Hut auf dem Kopfe, einen Hirschfänger umgeschnallt wie ein Student von Jena". Schiller bewirthete in seiner Herzensfreude den theuren Lehrer und Freund mit etlichen Flaschen Burgunder, welche ihm einer seiner mannheimer Verehrer zugeschickt

hatte; aber der vortheilhafte Eindruck, welchen sein früherer Zögling auf Abel machte, hat den guten Professor gewiß noch mehr erquickt als der Burgunder. „Ungeachtet der ungünstigen Lage Schillers — äußerte Abel später — entdeckte ich mit Vergnügen, daß seine Seele, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen, einen höheren Schwung errungen. Er sprach mit Zuversicht von seinen Plänen und dem glücklichen Erfolge derselben. Sein Ideal stand jetzt deutlich und vollendet vor ihm und er fühlte Kraft genug in sich, demselben immer näher zu kommen“.

Der Freund mochte aber doch die freudige Stimmung, in welche sein Erscheinen den Dichter versetzt hatte, zu hoch angeschlagen haben. Denn auf der Schwelle zum Jahre 1784 treffen wir Schiller in einer Lage, die peinlich genug gewesen sein muß. Dalberg drängte ihn, die Umarbeitung der beiden neuen Trauerspiele für die Aufführung möglichst rasch zu vollenden, und noch mehr als halb krank mußte er sich mit dieser Arbeit abmühen. Einige Wochen vor Neujahr war das Theatermanuskript des Fiesco fertig und in den Händen des Intendanten. Diese Umformung der Tragödie, namentlich im fünften Akt, ging so weit, daß das „bühnengerechte“ Stück jenen Namen eigentlich gar nicht mehr verdiente. Es war aus einem Trauerspiel ein Schauspiel geworden. Denn während der ursprüngliche und echt schiller'sche Fiesco — so, wie er auch nachmals wieder von dem Dichter zur Aufnahme in seine Werke hergestellt wurde — im Kampfe zwischen Bürgertugend und Ehrgeiz moralisch unterliegt, um dann, im Begriffe, die Frucht seines Abfalls vom republikanischen Princip zu pflücken, durch die rächende Hand des „starren“ Republikaners Verrina auch physisch zu Grunde zu gehen, erhebt sich in der Bearbeitung für die Bühne der Held über die Verlockungen der Ehr- und Herrschsucht, zerbricht das errungene Scepter und will nur der glückliche Bürger eines Freistaates sein. So stirbt denn auch niemand in dem umgewandelten Drama, mit Ausnahme des wüsten Gianettino, selbst der Mohr kommt davon und alles endigt in Glück und Zufriedenheit. Es bedarf keiner Nachweisung, daß in dieser Form die eigentliche Pulsader des Stückes unterbunden war. Der tragische Knoten, auf dessen Schürzung das ganze Gedicht ursprünglich angelegt worden, d. h. die Trübung einer edlen Natur durch selbstsüchtige Leidenschaft und ihr dadurch vermittelter Untergang, kam gar nicht zur Geltung und an die Stelle der tragischen Erschütterung wurde die weiche Rührung eines sentimentalen Optimismus geschoben. Welche Selbstüberwindung es dem Dichter kostete, dem Intendanten, den Schauspielern und dem Publikum zu Gefallen zu so weitgreifenden Aenderungen seines Gedichtes, durch welche „dem Verstand und der (historischen wie der poetischen) Wahrheit die stärksten Schläge versetzt wurden“, sich herbeizulassen, hat uns Streicher erzählt.

Und im Grunde war alle diese Mühe vergeblich aufgewendet worden, wenigstens für das mannheimer Publikum. Der Fiesco ging am 11. Januar 1784 zum erstenmal über die Bühne, aber obgleich die scenische Ausstattung prächtig war, obgleich Boek den Haupthelden, Iffland den Verrina, Beck den Bourgognino und Toskani den Mohren spielte — (später übernahm Beil diese Rolle mit außerordentlichem Erfolg) — und obgleich einzelne Auftritte lauteste Bewunderung hervorriefen, für das ganze Stück konnte sich die Mehrheit des Publikums nicht erwärmen und

die Wirkung kam jener, welche die Räuber hervorgebracht hatten, bei weitem nicht gleich. In einem Briefe vom 5. Mai an Reinwald, wo er dem Freund auch sagte, daß der „Traum", in die idyllische Einsamkeit von Bauerbach zurückzukehren, verflogen sei, gesteht dies Schiller selbst zu. „Den Fiesco — schrieb er — verstand das Publikum nicht. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt und auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran". Diese Angabe des Dichters fordert bezüglich Berlins die kleine Berichtigung, daß daselbst der Fiesco zum erstenmal am 8. März 1784 aufgeführt und bis zum Jahresschluß zehnmal wiederholt wurde. Fiesco hat bekanntlich vom Anfang an und bis zur Gegenwart herab die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren. Man wird aber doch, alles erwogen und der bedeutenden, besonders auf der verfehlten Frauencharakteristik beruhenden ästhetischen Mängel des Stückes ungeachtet, am Ende dem Gervinus beipflichten müssen, wenn er, wie der Dichter selbst that, im Fiesco einen Vorschritt über die Räuber hinaus erblickt, weil Schiller mit seiner zweiten Tragödie seine Richtung auf das Historische begann. Auch Hillebrand, obzwar die Schwächen der Dichtung scharf betonend, gibt zu, daß der Fiesco über die Sphäre der Räuber sich erhebe, indem Schillers zweite Tragödie aus der naturrechtlichen Anarchie, welche in der ersten dargestellt ist, zur Anschauung der freien Staatsordnung führen wolle. Dagegen hat Carriere nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß Schiller in seinem subjektiven Drange nicht vermocht habe, im Fiesco der Geschichte gerecht zu werden, sondern er habe gemeint, sie verändern und meistern zu müssen, indem er, statt den Zufall mit der Macht des Schicksals zu begaben, eine Intrike einschob. Hier liegt, glaube ich, der begründetste Vorwurf, welchen man dem Fiesco machen kann, aber zugleich auch die Entschuldigung des Dichters. Er schrieb unter dem Einflusse seiner Zeit. Was war denn bis zur französischen Revolution die ganze Geschichte des 18. Jahrhunderts anderes als ein verworrenes Intrikenspiel? Gab es, als Schiller jung war, eine andere Politik als die der Hinterthüren, der Geheimtreppen und der — Oubliettes? Nein. Wie leicht mußte daher unser Dichter, bevor ihm tiefere historische Studien den Einblick in den Gang der weltgeschichtlichen Entwickelung öffneten, verführt werden, den Kampf zwischen Despotismus und Freiheit in der Form der Intrike anzuschauen und darzustellen. Aber wenn er so auf der einen Seite stark von seiner Zeit beeinflusst erscheint, so hat er sich auf der andern auch wieder über dieselbe erhoben. Ich meine, durch das Prophetische, was im Fiesco lag. Nicht umsonst trug das Stück den Titelbeisatz: „Ein republikanisches Trauerspiel." Es hatte sich in dieser Dichtung schon jenes wunderbare Vorgefühl kommender Ereignisse geoffenbart, welches unserem Dichter wie keinem andern eigenthümlich ist und welchem wir noch mehrmals bei ihm begegnen werden. Wenn jemals ein Dichter ein Seher, ein Vorschauer zu heißen verdiente, ist es Schiller gewesen.

Die Luise Millerin war von vornherein für bühnengerecht erklärt worden und der Verfasser hatte behufs der Aufführung keine Umänderungen, sondern nur

einige Kürzungen und etliche Milderungen allzu drastischer Stellen vorzunehmen. Allein seine Freunde, durch die laue Aufnahme des Fiesco stutzig gemacht, sahen dem 15. April, an welchem Tage das Stück die Bühne beschreiten sollte, mit um so mehr Unruhe entgegen, als inzwischen Iffland mittels seines durch Schiller „Verbrechen aus Ehrsucht" getauften Familienstückes großen Beifall gewonnen hatte. Sie mochten nicht ohne Grund befürchten, daß ein Publikum, welches ein iffland'sches Stück mit viel mehr Liebe aufgenommen als kürzlich den Fiesco, auch der neuen schiller'schen Dichtung kein rechtes Verständniß entgegenbringen würde. Der Abend kam. Die Ankündigung des Stückes, welchem Iffland in Leistung eines Gegendienstes den Titel „Kabale und Liebe" gegeben, hatte das Theater dicht gefüllt. Schiller befand sich in einer Loge. Bei ihm war der treue Andreas und von diesem wissen wir, wie sich Dichter, Schauspieler und Zuschauer während der Darstellung gebarten. Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete Schiller das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort und nur beim Schlusse desselben ließ er ein: „Es geht gut!" hören. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß mit so viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben.

Kabale und Leibe schließt den Kreis ab, welchen die Räuber eröffneten. Wie diese, wie der Fiesco, war auch Schillers dritte Tragödie ein Protest gegen das Bestehende, speciell ein Protest des Herzens und der aufgeklärten Humanität gegen die anmaßlichen Kastenschranken und Rangunterschiede. Es ist noch viel ungeschlachter Titanismus in dem Stück und häufig greift darin die Kraftgenialität fehl. Mehr noch, weit mehr als die Darstellung vornehmer Schurkerei streift die Zeichnung der idealen Figuren, Ferdinand und Luise, an die Karikatur. Denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß Schiller den Idealismus des jungen Offiziers absichtlich bis zur Gränze des Lächerlichen, die Sentimentalität Luise's bis zur kränklich-phrasenhaften Schwärmerei vorschreiten ließ, um an diesen beiden Charakteren etwa zu zeigen, wie die Bildungselemente der Zeit nicht selten zur Verbildung ausschlugen. So recht und voll aus dem Leben herausgeschnitten erscheint nur der Musikus Miller, den man mit Fug eine der besten Gestalten genannt hat, welche Schiller geschaffen. Aber müssen wir, um das Stück richtig zu würdigen, uns nicht fest auf den Standpunkt der Zeit stellen, in welcher es entstand? Thut man das, so wird man sagen müssen, daß in Kabale und Liebe viel mehr historischer Gehalt ist als im Fiesco. Der Instinkt des Publikums merkte das auch unschwer heraus: denn es hatte ja nicht weit zu blicken, um vieler Orten in Deutschland

Hofzustände zu sehen, wie das Stück sie schilderte. Erinnern wir uns, daß die erste Idee dieser Tragödie dem Dichter im Arrestlokal zu Stuttgart aufgegangen war. Das Walten des Herzogs Karl während der ersten Hälfte seiner Regierung war mit düsteren Zügen in das Gedächtniß eines jeden Wirtembergers geschrieben. Schiller brauchte sich bloß eines Montmartin, eines Wittleder, eines Gegel zu erinnern, um durchaus reale Vorbilder zu seinem Präsidenten Walter und zu seinem Sekretär Wurm bei der Hand zu haben. Auch ein Vorbild zu Lady Milford fehlte nicht und es steht außer Zweifel, daß der Dichter unter dieser Maske die Gräfin von Hohenheim zeichnen wollte und wirklich gezeichnet hat. So angesehen, wird Kabale und Liebe stets als eines der bedeutendsten Zeugnisse der Sturm- und Drangstimmung und der realen Verhältnisse, aus welchen diese hervorging, in unserer Literatur dastehen. Die schlagartige Wirkung der Tragödie vermögen wir uns heute nur noch annähernd vorzustellen. Sie war ein reinigendes Gewitter in einer schwülen, verpesteten Atmosphäre. Der Druck des Stückes muß schon vor oder wenigstens unmittelbar nach der ersten Aufführung bei Schwan vollendet worden sein, wie aus des Dichters vom 5. Mai 1784 datirten Brief an Reinwald erhellt. Der alte Herr auf der Solitude erhielt sein Exemplar frisch von der Presse weg und erfreute den Sohn mit dem Bekenntniß, daß ihm das Stück gefallen habe, obgleich er das „gewisser Stellen wegen“ nicht merken lassen dürfte. Allerdings mußten „gewisse Stellen“ des Trauerspiels in Wirtemberg mit verdoppelter Wucht einschlagen und so ist die ängstliche Vorsicht des Vaters leicht zu erklären. Viel leichter, als der Umstand, daß man nichts Arges darin fand, den Dichter, welcher doch bei Hofe für einen Undankbaren, für einen Deserteur und Rebellen galt, für eine Weile ungefährdet in sein Heimatland zurückkehren zu lassen, — nämlich „geistweise“, wie wir Schwaben sagen. Denn im Frühjahr von 1784 wurden in Stuttgart die Räuber mit großem Beifall aufgeführt. Iffland gab als Gastrolle den Franz Moor. Noch mehr, etwas später ging sogar Kabale und Liebe über die Bretter der stuttgarter Bühne und wir wissen, daß die beiden jüngeren Schwestern des Dichters dieser Darstellung anwohnten. Einerseits wird dadurch bewiesen, wie mächtig zu jener Zeit literarische Thatsachen waren, andererseits, daß der Polizeistaat damals noch nicht zu völliger, ängstlich-konsequenter Ausbildung gelangt war. Freilich war die Aufführung von Kabale und Liebe eine für die Nerven der stuttgarter Hofkreise doch zu starke Zumuthung gewesen und, in Wahrheit, man konnte billiger Weise nicht verlangen, daß die Walter und Wurm und Kalb mit Ruhe und Befriedigung zusähen, wie ihre Ebenbilder da oben auf der Bühne allerlei Bedenkliches agirten. Eine Beschwerde ging also nach Hohenheim hinauf und von da herunter kam ein herber Verweis für den Oberst Seeger, daß dieser, welcher dem Theaterwesen vorstand, die Aufführung des Stückes gestattet hätte. Natürlich verschwand dasselbe sofort vom Repertoire, zu nicht geringem Verdrusse der Schauspieler und des Publikums.

Während so der Versuch, an der Hand seiner Muse die alte Heimat zurückzuerobern, zunächst missglückte, hatte es den Anschein, als sollte dem Dichter die Pfalz eine neue werden. Es bestand nämlich in Mannheim unter der Protektion des Kurfürsten und dem Präsidium Dalbergs eine Art von Akademie, die kur-

pfälzische deutsche Gesellschaft geheißen. In einer Sitzung derselben zu Anfang Februars 1784 wurde Schiller als ordentliches Mitglied aufgenommen und die kurfürstliche Bestätigung traf bald ein. Der Dichter sah das, wie er am 11. Februar an Frau von Wolzogen schrieb, „als einen großen Schritt zu seinem Etablissement an“ und äußerte in einem gleichzeitigen Schreiben an seinen Freund Zumsteeg in Stuttgart, er sei durch Aufnahme in die deutsche Gesellschaft in der Kurpfalz nationalisirt. Die ganze Sache war freilich im Grunde nur eine leere Formalität, allein wie ernst Schiller sie nahm, bezeugen die angezogenen Aeußerungen. Zum Eintritt in die deutsche Gesellschaft las er am 26. Juni in einer öffentlichen Sitzung derselben seine Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, welche nachmals unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet“ — in die Sammlung der Werke des Dichters überging. Der Aufsatz ist im edelsten Sinne eine oratio pro domo, d. h. der Verfasser rechtfertigt darin in glänzendster Weise vor sich selbst und vor anderen seinen Beruf als dramatischer Dichter. Die Aufgabe der Schauspielkunst wird groß, schön, wahrhaft idealisch gefasst, das Drama in geistvolle Parallele mit der Religion gesetzt, die Kunst, und zwar namentlich die dramatische, als eine sittlich-religiöse Anstalt aufgezeigt. Ueberall blickt hier, wenn auch noch etwas unsicher tastend, schon der große Gedanke hervor, welchen Schiller später als Aesthetiker so herrlich ausgeführt hat, der Gedanke, die Menschen mittels der Kunst zu erziehen, zu bilden, zu adeln.

Was der Dichter in seiner Abhandlung theoretisch angedeutet hatte, suchte er im Don Carlos praktisch zu gestalten. Er war mit neuer Liebe zu diesem Stoffe zurückgekehrt, nachdem er eine Weile an die Bearbeitung anderer gedacht hatte. Schon die Form des neuen Stückes sollte eine errungene höhere Stufe seiner Künstlerschaft bezeichnen. Er wählte statt der Prosa den fünffüßigen Jambus, welchen Lessing durch seinen Nathan mit dem glücklichsten Takt dem höheren Drama angeeignet hatte. Und diese Wahl markirte wahrlich keinen bloß äußerlichen Vorschritt. Der edle Rhythmenstrom, keine Trübung durch kraftgeniale Unbändigkeit duldend, symbolisirte die begonnene Läuterung von Schillers Dichtergeist. Die Weltanschauung des Dichters, in seinen drei Erstlingsdramen verneinend und zerstörerisch aufgetreten, kehrt uns im Don Carlos die bejahende und aufbauende Seite zu. An die Stelle der gewaltsamen Revolution tritt die bildende Reform. Der Räuberdolch wandelt sich in das Schwert des freien Wortes, die rothe Glut der Brandfackel weicht dem milden Lichte der Wahrheit. Dieser hohe Sinn kam in den Don Carlos wesentlich durch Einführung der Gestalt des Marquis Posa, welche allmälig die bedeutendste der ganzen Tragödie werden mußte, weil Schiller den ganzen Adel seiner eigenen Natur dem Malteser einhauchte. Ja — ein schönes Wort von Heine zu gebrauchen — „er selbst ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat“. Freund Streicher, auch jetzt wieder der Vertraute von Schillers Arbeiten, hörte mit Entzücken die Scenen an, welche ihm der Dichter unmittelbar nach ihrer Entstehung vorlas, und wie sehr der letztere selbst durch seine neue

Schöpfung gehoben wurde, zeigt uns die begeisterte Sprache, womit er im „Deutschen Museum" vom 12. December 1784 die von ihm unternommene Zeitschrift, „Die Rheinische Thalia", der Lesewelt ankündigte. „Das Publikum — hieß es hier unter anderem — ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren als an die menschliche Seele". Mit welchen Gefühlen mag Schiller auf diese Aeußerung juveniler Begeisterung zurückgeblickt haben, als er, nach gemachter näherer Bekanntschaft mit dem „Souverän", im Juni 1799 an Göthe schrieb: „Das einzige Verhältniß gegen das Publikum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg". Als Hauptinhalt brachte die Rheinische Thalia in diesem und dem folgenden Jahre die drei ersten Akte des Don Carlos, in einer Gestalt, die freilich ihrer Fülle wegen das Stück für das Theater unbrauchbar machte. Die Kritik säumte nicht, auf diesen Fehler aufmerksam zu machen, und Wieland äußerte mit Grund, Schiller sei noch zu reich, zu voll von Gedanken und Bildern, er sage zu viel und wisse seine Einbildungskraft noch nicht hinlänglich zu bemeistern. Der Dichter selbst ging von der lange festgehaltenen Ansicht aus, Don Carlos könnte und sollte kein Theaterstück werden, — eine ideale Auffassung der dramatischen Poesie, welche ihrem Wesen gradezu widerspricht. Es gibt keine ideale Bühne, sondern eben nur eine wirkliche! Aber wie sie auch sein mag, nur auf ihr kann ein Drama zu rechtem Leben gelangen. Später hat Schiller das wohl erkannt und ist dazu verschritten, den Don Carlos durch Zusammendrängung desselben, die freilich immer noch nicht energisch genug war, dem Theater anzupassen.

Inzwischen hatte sich der Kreis der Bekanntschaften des Dichters bedeutend erweitert und es waren in diesen Kreis Personen eingetreten, die jetzt und später bestimmend auf sein Dasein wirkten. Am 7. Juli 1784 meldete er seiner mütterlichen Freundin in Bauerbach die flüchtige Begegnung mit einer Frau von L., welche, aus der Schweiz kommend, ihm Tags zuvor einen Besuch gemacht, aber ihn leider nicht zu Hause getroffen hätte, so daß er sie nur noch einen Augenblick vor ihrer Abreise gesehen habe. Es kann damit nur Frau Luise Juliane von Lengefeld gemeint sein, die Witwe des 1775 verstorbenen schwarzburg-rudolstädtischen Kammerraths Karl Christoph von Lengefeld und Verwandte des wolzogen'schen Hauses, aus welchem sie mütterlicherseits stammte. Sie war im vorigen Jahre mit ihren beiden Töchtern, Karoline und Charlotte, in die Schweiz gereist und hatte auf der Hinreise einige Tage in Stuttgart verweilt. Ihre Base, Frau von Wolzogen, welche damals dort war, hatte die Reisenden mit ihrem ältesten Sohne, dem Karlsschüler Wilhelm von Wolzogen, bekannt gemacht und der junge Mann von Karoline's Persönlichkeit einen ebenso tiefen als nachhaltigen Eindruck empfangen. Aber auch zur Solitude hinauf war Frau von Wolzogen mit ihren Gästen gegangen und hatte sie bei Schillers Familie eingeführt. Frau Elisabeth ahnte sicherlich nicht, daß sie das eine der beiden jungen Mädchen, welche damals über ihre Schwelle traten, zehn Jahre später als die Frau ihres Fritz umarmen

würde. Frau von Lengefeld brachte mit ihren Töchtern fast ein ganzes Jahr in der Schweiz zu, hauptsächlich in Vevay, wo Lotte, für welche ihre Mutter die Stellung einer Hofdame anstrebte, eifrig in der französischen Sprache sich üben mußte. Auf der Heimreise nach Rudolstadt am 6. Juli 1784 Mannheim passirend, suchten die Damen den Dichter auf. Allein die Begegnung war, wie schon erwähnt, eine so flüchtige, daß kein Gespräch sich entfalten, kein Wort, das lebhafteren Antheil erregt hätte, fallen konnte. Zudem hatten den beiden Schwestern zwar einzelne Scenen der Räuber Theilnahme abgewonnen, aber zugleich hatte „die Masse von wildem Leben“ in dem Stücke sie zurückgeschreckt und endlich waren ihre Seelen von den großen Naturbildern der Alpenwelt so voll, daß zunächst für anderes kein Raum blieb. Doch wurden die Schwestern, und zwar die ältere mehr noch als die jüngere, von der hohen, edlen Gestalt des Dichters frappirt und sie wunderten sich, daß „ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne“. Schiller seinerseits fand nur das nackt Thatsächliche dieses Besuches bemerkenswerth und es ist eigenthümlich, daß diese Menschen, welche sich später so innig mit einander verbinden sollten, bei ihrem ersten Zusammentreffen fast ganz theilnahmelos an einander vorübergingen.

Lebhaftere Erregungen brachte für den Dichter ein in dieselbe Zeit fallender Besuch seiner Schwester Christophine, welche in Reinwalds Begleitung kam, der schon ziemlich für ihren erklärten Bräutigam galt. Kaum waren Schwester und Freund wieder fort, so traf eine junge Frau in Mannheim ein, welcher Schiller schon im Hause der ihr verwandten Wolzogen in Bauerbach begegnet war, — abermals eine Lotte. Charlotte Marschalk von Ostheimb, zu Waltershausen in Thüringen 1761 geboren, hatte, nachdem sie Vater und Mutter frühe verloren, eine Jugend voll rasch wechselnder Eindrücke verlebt. Von Natur genialisch, schwärmerisch, reizbar, phantastisch, war sie ohne geregelte Erziehung aufgewachsen. Schon vor der Konfirmation hatte sich in dem Kopfe des jungen Mädchens die bunteste Ernte von Lesefrüchten angehäuft. Die Bibel, der Koran, Voltaire, Rousseau, Shakspeare, Klopstock, Wieland waren nur vorragende Punkte in dieser „uferlosen Leserei“, welchen Ausdruck auf diese Frau ihr späterer Geliebter, Jean Paul, ebenso gut wie auf sich selbst hätte anwenden können. Rechnet man dazu die tiefschmerzlichen Eindrücke, welche Familienmissgeschicke aller Art auf die junge Charlotte hervorbrachten, rechnet man endlich dazu, daß sie im Herbste 1783 zu einer Konvenienzheirat mit einem ungeliebten Manne veranlasst und vom Altar weg ohnmächtig in den Wagen getragen worden war, welcher sie in die „Flitterwochen“ führen sollte, — so wird man sich dieses zwischen aufgespanntem Heroismus und hinschmelzender Liebesbedürftigkeit, zwischen Flackerglut und Frost seltsam schwankende weibliche Wesen einigermaßen vorstellen können, das noch zwölf Jahre nach dem Zeitpunkt, von welchem hier die Rede ist, Jean Paul, „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich“ und eine „Titanide“ nannte, um nach ihr seine Linda im Titan zu schaffen. In jungen Jahren muß Charlotte, wenn nicht sehr schön, so doch jedenfalls das gewesen sein, was man damals „erstaunend“ nannte und heutzutage pikant nennt. Noch 1796 schrieb Jean Paul von ihr: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich keine noch sah, und

eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht, schlägt die großen, fast ganz zugesunkenen Augen himmlisch in die Höhe, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen". Gewiß muß der Zauber der Persönlichkeit dieser Frau, welche wie kaum eine zweite die Stimmung der Sturm- und Drangperiode repräsentirte, zur Zeit, wo sie als Dreiundzwanzigjährige unseren Dichter in Mannheim begrüßte, noch viel stärker gewirkt haben als später, wo der große Humorist denselben so lebhaft empfand. Charlotte war mit ihrem Gatten, dem Major Heinrich von Kalb, nach Mannheim gekommen, wo sie weilte, während jenen sein Dienst nach Landau rief. Sie hatte Aufträge von seiten der Frau von Wolzogen und Reinwalds an Schiller zu bestellen und es ist unzweifelhaft, daß die Erscheinung des Dichters Charlotte's Seele sogleich tief und gewaltig erregte, vielleicht die Wirkung des früheren Begegnens im Rhöngebirge nur erneuernd und erhöhend. Im hohen Alter noch, als die vielgeprüfte, achtzigjährige Frau die Erinnerungen ihrer reichen und bewegten, aber unglücklichen Vergangenheit sammelte, schlug das Andenken an jenes Wiederfinden in Mannheim wie eine helle Lohe in ihrer Brust auf und in dem turbulenten Zugwolkenstil, welcher ihrem Wesen vollständig entsprach, äußerte sie darüber: — „In der Blüthe des Lebens bezeichnete Schiller des Wesens reiche Mannigfaltigkeit; sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilend in das Schauspielhaus". Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe die Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb" auszusprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachsinnen, — wohl die Rede eines Sehers. Im Lauf des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht beseelt. Das Leben erblühete — heute ein erstorbenes". Mit diesem Enthusiasmus kontrastirt nicht wenig die kühle Art, womit sich der Dichter seinerseits anfangs über Charlotte vernehmen ließ. Ganz kurz schrieb er seiner Freundin in Bauerbach: „Die Frau zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen". Diese Kühle sollte aber bald genug in Wärme umschlagen. Vorerst brachte der Umgang Schillers mit Frau von Kalb die Erneuerung einer Scene zuwege, wie sie im September 1782 in der Wohnung des Regisseur Meyer stattgefunden hatte. Eines Nachmittags kam der Dichter mit dem fertigen ersten Akt des Don Carlos zu Charlotte, deren Erwartung von dem neuen Drama sehr hochgespannt war. Schiller begann vorzulesen und las und las, ohne daß die Zuhörerin ein Zeichen von Empfindung oder Beifall blicken ließ. „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?" — Charlotte lacht laut auf und sagt: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben." — „Nein, das ist zu arg!"

erwidert er, wirft ärgerlich die Handschrift auf den Tisch, nimmt Hut und Stock und geht weg. Sogleich greift Charlotte nach dem Manuskript, liest, wird entzückt und bittet dem Dichter ihr voreiliges Urtheil förmlich ab, sagt ihm aber auch, daß seine Dichtungen durch seine heftige, stürmische Deklamation nothwendig verlieren müßten.

Es war ein recht verworrenes Getriebe und Gedränge im Seelenleben unseres Dichters zu dieser Zeit: — „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" Während die Erinnerung an Lottchen von Wolzogen mehr und mehr ihren leidenschaftlichen Stachel verlor, näherten sich die Beziehungen zu Charlotte von Kalb schon der Gränzlinie, wo das freundschaftliche Gefühl in ein leidenschaftlicheres übergeht. Außerdem muß Schiller — wenn wir nämlich in dieser Hinsicht den Erinnerungen der Frau von Kalb Glauben schenken dürfen — damals zu Mannheim mit einer Schauspielerin, die man nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia zu nennen pflegte, einen Liebeshandel gehabt haben, an welchen er später nicht ohne Beschämung zurückdenken konnte. Noch zu Ende des Jahres 1794 schrieb er bezüglich des „Wilhelm Meister" Göthe's an diesen: „Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Kompetenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin als ich zu wünschen Ursache habe". Die Verwirrung wird noch erhöht, wenn wir erwägen, daß gegen das Ende des Jahres 1784 hin und noch in das folgende hinein Margaretha Schwan die eigentliche Herzenskönigin des Dichters gewesen ist. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Tochter des gastlichen Hauses, in welchem Schiller viel verkehrte, seinem Herzen nah und näher trat. Margaretha war jung, schön, ungewöhnlich gebildet, der Literatur und Kunst zugewandt und aus ihren großen, ausdrucksvollen Augen blickte ein lebhafter und reicher Geist. Was wunders, daß unser Dichter für diese, in fast täglichem Verkehr vor ihm entfalteten Vorzüge nicht unempfänglich blieb, und was wunders, daß Margaretha's Herz allmälig dafür sprach, ihr Loos mit dem eines Mannes von so viel Genie und Seelenadel zu verbinden? Das Verhältniß gestaltete sich gegenseitig vom Herbste 1784 bis zum Frühling 1785 immer ernster, und als Schiller Mannheim verließ, geschah es mit dem festen Vorsatz, sich die Hand Margaretha's von ihrem Vater zu erbitten. Er that dies schon unterm 24. April 1785 von Leipzig aus. Aber sei es nun, daß Herr Schwan Bedenken trug, seine Tochter einem Manne von so unsicherer Stellung, wie die des Dichters damals war, zu geben, sei es, daß er wirklich, wie er dem Bewerber schrieb, überzeugt war, Margaretha würde bei der „Eigenthümlichkeit ihres Charakters" keine passende Lebensgefährtin für Schiller abgeben, genug, die Antwort lautete abschlägig. Herr Schwan hatte seine Tochter weder von dem Antrag noch von der Ablehnung desselben in Kenntniß gesetzt und sie wurde daher tief betrübt, als sie von dem Dichter, welchem sein Zartgefühl verbot unter solchen Umständen den Briefwechsel mit ihr fortzusetzen, mit einmal nichts mehr erfuhr. Schiller legte mit männlicher Fassung diese gescheiterte Hoffnung zu den andern gescheiterten Jugendhoffnungen und bewahrte dem schwan'schen Hause ein freundschaftliches Andenken. Margaretha heiratete später einen Herrn Götz, starb aber schon im Alter von 36 Jahren. Sie war vor ihrem Tode noch einmal mit Schiller zusammengetroffen, in Heidelberg (?)

im Jahre 1793, als der Dichter mit seiner Frau nach Schwaben reiste, und diese erzählte ihrer Schwester Karoline, Schiller und die liebenswürdige junge Frau Götz seien bei diesem Wiedersehen gleich tief bewegt gewesen.

Zu allen den Herzenswirren des mannheimer Aufenthaltes kamen äußere Bedrängnisse. Der alte stuttgarter Schuldenschaden war sehr fühlbar wieder aufgebrochen. Der Freund, welcher sich seiner Zeit für die Summe, welche der Druck der Räuber in Anspruch genommen, verbürgt hatte, war, von dem Gläubiger hart bedrängt, nach Mannheim geflohen und da verhaftet worden. Schillers Pein war groß. Da half ein einfacher und keineswegs reicher Bürgersmann, der Baumeister Hölzel, in dessen Hause der Dichter wohnte, aus der Verlegenheit, indem er das nöthige Geld beschaffte. Hauptsächlich zur Tilgung seiner Verbindlichkeiten unternahm Schiller die Rheinische Thalia, allein schon das erste Heft der Zeitschrift verfeindete ihn mit den mannheimer Schauspielern, welche sich die strenge Kunstkritik, die der Dichter an ihnen geübt hatte, nicht gefallen lassen wollten. Nun begannen alle die Häkeleien, Hetzereien, Nörgeleien, welche in Theaterkreisen zu Hause sind. Dalbergs „Pulverfeuer“ war auch verflackert. Er hatte wohl in Schiller einen unterthänigen Diener zu erwerben gemeint, welcher ihm bei allen seinen theatralischen Versuchen und Zuschneidereien bereitwilligst helfen würde. Aber während man einen Don Carlos dichtet, kann man sich doch wohl zu solchen Dingen nicht hergeben. Auch stieß bei aller Liebenswürdigkeit Schillers im persönlichen Umgange die Selbstständigkeit seiner Denkungsweise doch vielfach an. Er konnte sich nie überwinden, den Rücken zu biegen, wo er aufrecht zu stehen sich berechtigt fühlte. Das Diplomatisiren und Laviren war nicht seine Sache. Sein Selbstbewußtsein — obgleich, wo er es mit Güte und Sympathie zu thun hatte, stets bescheiden — hatte zudem um diese Zeit von außen her eine Kräftigung erhalten, welche ihn sicherer auftreten ließ. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte man in Mannheim erfahren, daß der Herzog Karl August von Weimar an dem verwandten Hofe von Darmstadt zu Besuche wäre, und Schiller kam dadurch auf den Gedanken, die Bekanntschaft dieses Fürsten zu suchen, der Wielands Zögling und Göthe's Freund war. Frau von Kalb bestärkte den Freund in dieser Absicht, und mit den thüringischen Hofkreisen vielfach liirt, versah sie ihn mit einem Empfehlungsbrief an ihre Freundin, ein Fräulein von Wolzogen, welche Dame damals Erzieherin der mecklenburgischen Prinzessin Luise, nachmaligen Königin von Preußen, war und zeitweilig bei deren Großmutter, der verwitweten Fürstin Georg Wilhelm von Hessen, sich aufhielt. Die Tochter dieser Fürstin war mit dem Erbprinzen von Hessen verheiratet. Fräulein von Wolzogen verschaffte unserem Dichter, welcher vom 23. bis 29. December 1784 in Darmstadt weilte und im Gasthaus „Zur Sonne“ wohnte, Zutritt beim erbprinzlichen Hofe, an welchem, wie gesagt, der Herzog von Weimar zu Besuche war. Gütig empfangen, erbat sich Schiller am Abend des zweiten Weihnachtstages die Erlaubniß, den Fürstlichkeiten den ersten Akt des Don Carlos vorlesen zu dürfen. Sie ward freundlich gewährt und die edle Dichtung that volle Wirkung. Es gehört sicherlich zu den anmuthendsten Bildern aus jener Zeit, wenn wir uns unseren Dichter vorstellen, wie er auf dem glatten Parkett eines Fürstenschlosses einem Kreise vornehmer Herren und Damen,

worunter regierende Landesherren, jenes Hohelied vorliest, woraus die idyllische Ahnung einer humanen Zukunft der Menschheit „wie ein Blumenwald“ hervorblüht. Ob ihm seine Freundin Charlotte auch eine Warnung, sich beim Deklamiren seiner wohllautenden Verse mit seiner Stimme und mit seinem Schwäbeln gehörig in acht zu nehmen, mit auf den Weg gegeben hatte? Sehr wahrscheinlich, denn die Vorlesung erregte entschiedenen Beifall. Karl August ließ es auch dabei nicht bewenden, sondern gab dem Dichter noch ein besonderes Zeichen seiner Anerkennung, indem er ihn zum Rath ernannte und zwar mittels dieses Handschreibens: „Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doktor Schiller, ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl“. Karl August H. z. S. W. Wie doch das Leben wunderlich mit den Menschen spielt! Ein Gedicht, welches den idealen Sieg des Reinmenschlichen über die Konvenienz feiert, trug seinem Verfasser einen rein konventionellen Titel ein. Aber es war doch etwas und in Schillers Lage gar nichts so Unbedeutendes. Wie man sich auch anstellen mag, die Gesellschaft wird stets von Formen beherrscht. Unser Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentsmedikus, sondern der Herzoglich Weimar'sche Rath Schiller. Und der Herr Rath zeigte auch gar wenig Neigung, sich als Theaterdichter länger hudeln zu lassen. Wenige Wochen nach seiner Zurückkunft aus Darmstadt, am 19. Januar, ließ er sich über eine Abends zuvor stattgehabte arg verpinselte Darstellung von Kabale und Liebe scharf gegen Dalberg aus. In und mehr noch zwischen den Zeilen dieser Zuschrift, welche mit den Worten schloß: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen“ — stand deutlich zu lesen, daß Schillers Verhältniß zu der mannheimer Bühne völlig unhaltbar geworden war. Je rascher dasselbe ganz gelöst werden konnte, desto lieber war es ihm.

Er wollte fort, denn auch die unklaren, mehr und mehr leidenschaftlich gewordenen Beziehungen zu Charlotte und Margaretha waren ganz darnach angethan, ihn zu ängstigen. Glücklicher Weise war er diesmal nicht zweifelhaft, wohin er sich wenden sollte. Fernher, aus Sachsen, winkte ihm einladend eine Freundeshand, die Hand des Freundes, welcher ihm von jetzt an bis zu seinem Tode der vertrauteste gewesen ist. Schon im Juni 1784 war aus Leipzig ein Paket an ihn eingelaufen, welches neben einem huldigenden Briefe die Komposition eines Liedes aus den Räubern, eine kostbar gestickte Brieftasche und vier Bildnisse enthielt. Diese stellten zwei junge, damals in Leipzig lebende Gelehrte dar, Christian Gottfried Körner, den nachmaligen Vater Theodor Körners, und seinen Freund L. F. Huber, nebst ihren Verlobten, den Schwestern Minna und Dora Stock. Brief und Tondichtung waren von Körner, Minna hatte die Brieftasche gestickt, Dora die Bilder gezeichnet. Erst im December hatte Schiller die freundliche Zusendung beantwortet, dann aber auch aus voller Seele. Aus dem fortgesetzten Briefwechsel war zwischen unserem Dichter und Körner rasch eine jener edlen, ich möchte sagen idealen Freundschaften erwachsen, welche dem 18. Jahrhundert so sehr zur Ehre gereichen. Zu dem noch ungesehenen und ihm doch schon so nahe ge-

tretenen Freunde sehnte sich Schiller aus dem Gedränge der mannheimer Mißverhältnisse, insbesondere, seit ihm zu seinem Schrecken klar geworden, daß seine idealische Auffassung der Aufgabe des Theaters zu den theatralischen Wirklichkeiten Mannheims in einem nicht zu vermittelnden Widerspruche stände. Ganz niedergedrückt, schrieb er am 22. Februar 1785 den Freunden in Leipzig: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider, und was mir (hier) vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Kontrakt aufgehoben.... Werden Sie mich wohl aufnehmen? Sehen Sie, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich abreisen werde, um nach Leipzig zu gehen. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Bis hieher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muse mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine solche Revolution meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch, daß ich anfange Dichter zu werden". Körner schrieb schon unterm 3. März zurück, daß er den Freund mit offenen Armen empfangen werde, und wie wenig das eine bloße Phrase war, zeigte der Treffliche dadurch, daß er dem Dichter einen Wechsel übersandte, mittels dessen es diesem hauptsächlich ermöglicht wurde, seine lastenden mannheimer Verbindlichkeiten wenigstens nothdürftig zu erfüllen. Bevor der Monat zu Ende, war er reisefertig.

Er wollte am letzten Abend seines Aufenthaltes in Mannheim nur seinen treuen Andreas zur Gesellschaft haben. Aber zuvor erlebte er noch eine ganz eigenthümliche Scene mit Charlotte von Kalb, eine Scene, welche das in dem vorhin angezogenen Schreiben an Körner hingeworfene Wort kommentirt, daß Konvenienz und Situation ihn von dem schieden, was ihm vielleicht noch theuer sein könnte. Der Dichter war gegangen, der Freundin Lebewohl zu sagen. Ein bewegtes Gespräch entspinnt sich im Drange der Stunde zwischen den beiden. Schiller geräth ins Pathos und sagt: „Das Feuer meiner Seele hat in Ihrem reinen Lichte sich entzündet. Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden (?), die ich früher nicht gekannt. Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie. Vor allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; sie ist die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie — du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst. Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt. So dachte ich mir das Weib nicht. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und wäre immer dein, hätte ich den Muth für diese Liebe. Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von

dieser Macht, die mich ängstiget und entzückt". Nicht weniger, sondern eher noch mehr dithyrambisch entgegnet ihm die Freundin: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Sie wollen unsern Bund trennen? Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente nur sind im reinen Sein uns gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Friedens vertilgendem Feind! Schmerz ist mir die Trennung; doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihete Stille. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie. . . Du! sagen Sie, du! sage ich. Die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel!" Arme Titanide mit den großen Augen und der großen Seele, du solltest nach nicht gar langer Frist erfahren, wie zerbrechlich so ein Siegel sei. Uebrigens ist es ja sehr fragwürdig, ob sich die Aeußerungen, welche bei diesem Abschied wirklich gefallen, zu den später von Charlotte aufgezeichneten nicht etwa so verhalten, wie die wirkliche Korrespondenz Göthe's mit Bettina Brentano zu dem „Briefwechsel mit einem Kinde" sich verhalten mag. Die offenbare Reminiscenz: „Wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund" — aus dem „Lied an die Freude" in Charlotte's Abschiedsrede legt wenigstens die Vermuthung sehr nahe, daß hier die Wahrheit stark mit Dichtung versetzt sein dürfte.

Von diesem excentrischen Auftritt erholte sich der Dichter bei dem schlichten Streicher. Die Freunde saßen bis Mitternacht beisammen, sprachen Vergangenes durch und entwarfen Zukunftspläne. So lange man jung ist, glaubt man ja immer wieder von vorn anfangen zu können. Es heißt da nicht nur: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen; sondern auch: ein neuer Ort, ein neuer Port. Wir hörten, wie Großes Schiller von seiner Uebersiedelung nach Leipzig erwartete, und der glaubwürdige Zeuge Streicher sagt uns, daß der Dichter dort ein ganz neues Leben beginnen wollte. Er hatte sich auf den rauhen Steinen und spitzen Dornen einer deutschen Schriftstellerlaufbahn die Füße wundgegangen. Man wußte damals und noch lange nachher nicht, daß das geistige Eigenthum zu respektiren sei wie das materielle. Autoren und Verleger waren gleichsam vogelfrei, d. h. schutzlos der Buschklepperei des Nachdrucks überliefert. Was vollends das Theater betraf, so mußten lange Jahre vergehen, bevor Schiller seine in Mannheim damit gemachten Erfahrungen soweit vergessen konnte, um mit neuem Muthe wieder an der Verwirklichung seiner großen Idee von der Schaubühne zu arbeiten. Für jetzt beabsichtigte er, nur noch in weihevollsten Stunden des Musendienstes zu pflegen; seine ganze übrige Zeit sollte einem Studium gewidmet sein, welches ihm, wie er hoffte, an einem der sächsischen Höfe eine ehrenhafte Stellung sichern würde. Er wollte die Rechtswissenschaft wieder aufnehmen und dieselbe, wie ihm möglich schien, binnen eines Jahres an der Universität Leipzig absolviren, wenigstens soweit, daß er zum Doktor promovirt werden könnte. Einem Juristen stand ja der Weg zu vielen Aemtern offen. Mit Phantasie und Feuer malte er diesen Plan aus und wußte auch den guten Andreas so sehr dafür zu erwärmen, daß dieser vollständig damit einverstanden war. Das „rosenbekränzte

Schoßkind Jovis“ muß in jener Mitternachtsstunde den beiden jungen Männern allerlei goldene Zukunftsbilder vorgegaukelt haben; denn als sie endlich sich trennten, gaben sie sich nicht zum Scherze, sondern alles Ernstes die Hände darauf, einander nicht zu schreiben, bis der eine Minister und der andere Kapellmeister sein würde.

Aber — so schließt der wackere Streicher, von welchem wir hier mit seinem dichterischen Freund Abschied nehmen, seine Mittheilungen — aber „die Himmlischen hatten anders über Schiller beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt oder ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredelung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst, sowie zu dem seines Vaterlandes anwenden konnte“.

Viertes Kapitel.

Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Rückblick. — Christian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig. — „Afflatus divinus." — Eine schwärmerische Stunde. — Großmuth der Freundschaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythus. — Don Carlos in Prosa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loschwitz. — Glückliche Tage. — Dichterische Arbeiten und historische Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation.

Mit Mannheim lag eine bedeutsame Station seines Wanderlebens hinter unserem Dichter. Er war dort reicher geworden an Lebenskenntniß, wenn auch mehr nach der dunkeln als nach der hellen Seite hin. Er hatte Gelegenheit gehabt, in mancherlei Formen der Auffassung und Führung menschlichen Daseins hineinzublicken und das Spiel der Interessen, Neigungen, Leidenschaften und Thorheiten der Menschen in seinem inneren Getriebe zu beobachten. Frauen von Seelenschwung, Bildung und Grazie hatten durch ihren Umgang dazu beigetragen, das Räthsel der Weiblichkeit, welches dichterisch zu lösen ihm, dem vorzugsweise männlichen Dichter, freilich nie völlig gelingen sollte, ihm wenigstens weniger fremdartig erscheinen zu lassen. Auch in dieser Beziehung bezeugt der Don Carlos einen bedeutenden Vorschritt: die Königin Elisabeth ist denn doch eine andere Frauengestalt als die Amalia in den Räubern, Leonore und Julia im Fiesco oder die Heldin von Kabale und Liebe. Das Gesammtresultat der mannheimer Erfahrungen Schillers war freilich mehr ein niederschlagendes als ermuthigendes. Der Souverän, welchen er in der Ankündigung der Rheinischen Thalia als den seinigen anerkannte, das Publikum, hatte seine publicistischen Dienste keineswegs mit großer Gunst aufgenommen und wie als Publicist war er auch als Theaterdichter mit der Wirklichkeit in herbe Konflikte gerathen. Allerdings arbeitete gerade zu jener Zeit an verschiedenen Orten Deutschlands die Schauspielkunst mit Energie, obzwar

nicht immer mit den richtigsten Mitteln, daran, den Gedanken eines National-theaters der Verwirklichung näher zu führen; aber damit war die weite und tiefe Kluft, welche zwischen den bestehenden theatralischen Verhältnissen und der idealischen, von unserem Dichter der Bühne gestellten Aufgabe gähnte, wahrlich noch lange nicht ausgefüllt. Es war ihm vorbehalten, später in Verbindung mit Göthe, wenn nicht die Ausfüllung, so doch die Ueberbrückung dieser Kluft zu versuchen. Für jetzt hatte er nur die Einsicht gewonnen, daß weder Schauspieler noch Zuschauer für seine dramatischen Ideale reif seien. Daß er sich trotzdem den Glauben an diese bewahrte, daß er sich aus der tiefen Verstimmung, in welche alle die leidigen mannheimer Erfahrungen ihn geworfen, so bald wieder aufrichtete, daß er endlich an seinem neuen Aufenthaltsorte, statt, wie er momentan beabsichtigt hatte, die Pfade einer gewöhnlichen Betriebsamkeit und eines gewöhnlichen Glückes einzuschlagen, die beschwerliche, von seiner wahren Bestimmung ihm vorgezeichnete Bahn verfolgte, das verdankte er einerseits seiner durchweg auf das Große, Erhabene, Idealische angelegten Natur, andererseits der liebevollen Einwirkung eines Freundes, dessen Gewinnung als eine der günstigsten Schicksalsfügungen in Schillers Leben anzusehen ist.

Dieser treffliche Freund war Körner, auf dessen Verhältniß zu unserem Dichter man die innigen Worte anzuwenden versucht ist, welche Göthe seine Iphigenie zum Preise des Pylades sprechen läßt. Als der Sohn einer wohlhabenden Familie 1756 zu Leipzig geboren, hatte Körner seine Studienzeit und nachmals die Gelegenheit, zu reisen, benützt, sich außer seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, mancherlei Kenntnisse anzueignen. Seine ersten jugendlichen Wünsche waren auf schriftstellerische Thätigkeit gerichtet gewesen und seine philosophische und ästhetische Bildung kamen später dieser Absicht zu Hülfe. Doch ward er frühzeitig genug inne, daß er bei dem Mangel an eigentlicher Produktivität auf diesem Felde mit der Rolle eines Dilettanten sich begnügen müßte, und er war, nachdem er als Privatdocent an der Leipziger Universität gewirkt, gerade zur Zeit der Uebersiedelung Schillers nach Sachsen, im Begriffe, einem Rufe als Konsistorialrath nach Dresden zu folgen, sowie, mit Minna Stock, der reizenden, gebildeten und gutherzigen Tochter des gleichnamigen leipziger Kupferstechers, sich zu verbinden. Körner, dessen Namen sein einziger Sohn Theodor zu einem dem Vaterlande für immer geliebten machen sollte, stand mit vielen vorragendsten Männern seiner Zeit in freundlichen Beziehungen, und wie wenig er auch selber schrieb oder wenigstens drucken ließ, so hat er doch durch Anregung und von geläuterter Kunstansicht getragenes Urtheil vielfach wohlthätig auf den Gang unserer Literatur eingewirkt. Wie in allen Verhältnissen, so hat er auch in dem zu Schiller seinem Wahlspruch nachgelebt: „Vitam impendere vero“. Um ganz zu verstehen, was er nicht allein dem Menschen, sondern auch dem Künstler und Schriftsteller Schiller gewesen ist, muß man den Briefwechsel der beiden lesen. Das ist so ein Buch, an welchem ein deutsches Herz sich erfrischen und erfreuen kann. Ja, wie Pylades dem „umgetriebenen“ Orest, so hat Körner unserem Dichter „aus seiner Seele Tiefen Rath und Hilfe gereicht“. Schiller fühlte aber auch innig, was er an Körner besaß, und stellte dem Freunde, dessen Herz er „nie auf einem falschen Klang überraschte“,

in einem Brief vom 4. December 1788 an Lotte von Lengefeld das schöne Zeugniß aus: „Sie haben sehr recht, zu sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet. Er hat ein freies, kühnes, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler anderer und ein ängstliches für sich selbst, — gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und ihren Nebenmenschen nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben".

Wie es scheint hatte sich des Dichters Abreise von Mannheim bis in die zweite Woche des April 1785 hingezögert. Wenigstens traf er erst am 17. April in Leipzig ein, und ungeachtet all der Fatalitäten der Reise („Morast, Schnee und Gewässer"), von welchen er am 24. des Monats an Schwan Meldung that, ungeachtet auch der gründlichen Langsamkeit, womit die „Reichspostschnecke" derartige Hindernisse überwand, ist doch nicht anzunehmen, daß der Abgang Schillers von Mannheim noch im März stattgefunden habe. Wir wissen auch von keinem Aufenthalt unterwegs. Körner war bei der Ankunft des sehnlich Erwarteten nicht in Leipzig anwesend, da ihn seine Angelegenheiten nach Dresden gerufen hatten; aber der Ankömmling wurde von Huber und dem stock'schen Schwesternpaare herzlich empfangen. Es war gerade Messezeit und der Dichter fand seine Erholung darin, von dem bunten Strom dieses ungewohnten Lebens sich ein paar Tage mittreiben zu lassen. Nachdem er sich und seine Siebensachen — das Wort dürfte fast im wörtlichen Sinne zu nehmen sein — in einem bescheidenen Studentenzimmerchen untergebracht hatte, gab er sich nicht ohne Behagen den neuen Eindrücken seiner Lage hin. Noch bevor eine Woche um war, sah er sich in mehrere angenehme Häuser eingeführt und hatte Männer wie Oeser, Weiße, Hiller, Jünger und den berühmten Schauspieler Reineke zu Bekannten. In dem richter'schen Kaffeehause, wo sich damals die halbe Welt Leipzigs zusammenfand, drängte man sich, den Dichter zu sehen, der freilich — wie er in dem eben erwähnten Brief an Schwan schrieb — nicht sehr erbaut war, wie ein „Wunderthier" angegafft zu werden. Komisch genug wollte es vielen gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gedichtet, wie andere Menschenkinder aussehen sollte. Man hatte erwartet, daß Schiller wenigstens „mit rundgeschnittenen Haaren, in Kourierstiefeln und mit einer Hetzpeitsche in der Hand" auftreten würde, d. h. als leibhaftes Kraftgenie. Allein die Periode der Kraftgenialität war ja ohnehin für ihn längst vorüber. Körner schrieb ihm unterm 2. Mai aus Dresden, daß er im Gefühle des Herzensbundes mit Schiller jetzt erst anfange zu leben, und des Dichters Antwort vom 7. Mai gibt Zeugniß von der gehobenen Stimmung, in welche des Freundes begeistertes Entgegenkommen ihn versetzt hatte. Er schreibt sich und dem Freunde das „beste Geschenk des Himmels, das Talent zur Begeisterung", zu und

sagt: „Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Diktatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reklamiren und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino“.

Natürlich hegten unter solchen Umständen die beiden jungen Männer von ihrer persönlichen Bekanntschaft die höchsten Erwartungen und diese wurden auch nicht getäuscht, als sie sich am 1. Juli in Kahnsdorf ein Stelldichein gaben, um sich endlich von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Nach einem damals viel gebrauchten und mitunter auch missbrauchten Ausdruck „schmolzen ihre Seelen in einander“. In Wahrheit, unser Dichter scheint von der neuen Freundschaft völlig berauscht worden zu sein. Sein Brief vom 3. Juli an den wieder nach Dresden zurückgekehrten Körner versetzt uns um zwölf Jahre zurück, in die Zeit, wo, wie wir gesehen, unter den Hainbündlern die Freundschaftsschwärmerei bis zu sentimentalster Ekstase fortgegangen war. Auf der Rückfahrt von Kahnsdorf war Körner der Gegenstand des Gespräches zwischen Schiller und den ihn begleitenden leipziger Bekannten geworden. Unterwegs stiegen sie aus, um zu frühstücken. „Wir fanden Wein in der Schenke“ — erzählt der Dichter. „Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er zu ersticken sich zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „„Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß."" Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altar. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. Theuerster Freund, hättest du deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen, in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest du sogar deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest du beneidet“. Der in diesem schwärmerischen Ausbruch neben Huber erwähnte Göschen war ein Buchhändler, dessen Firma damals zu den bekanntesten gehörte. Schiller trat in geschäftliche Beziehungen zu ihm und hoffte mittels einer neuen Ausgabe des Fiesco und der Räuber, welche letzteren er durch Anfügung eines neuen Aktes — „Räuber Moors letztes Schicksal“ — neuerdings „in Schwung bringen“ wollte, der inzwischen wieder eingetretenen tiefen Ebbe seiner Kasse aufzuhelfen. Ach, das war sehr nöthig, denn die Abonnementsgelder für die Thalia stockten und der Dichter hatte sich, wie er in dem eben erwähnten Schreiben dem Freunde gestand, in Leipzig „ganz aufgezehrt“. Da trat Körner hilfreich ein und zwar so, wie es eben nur ein großmüthigster Freund konnte. Nichts kann zarter und edler sein, als die Art und Weise, wie er dabei dem Stolze des Dichters jede Kränkung zu ersparen suchte. Am 8. Juli schickte er Geld und schrieb dazu: „Sobald du im mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. Wenn ich aber noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest,

welch ein geringes Objekt es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen für dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, dir ein solches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im stande bist, sobald du nach Brot arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens lass' mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen". Das bedarf keines Kommentars; aber es ist nur billig, an so einem Denkstein hochherziger, einem Schiller zu gute gekommener Gesinnung nicht vorüberzugehen, ohne einen Kranz des Dankes darauf zu legen.

Inzwischen war unser Dichter am 7. Mai nach Gohlis gezogen. Es mochte ihm in dem Stadtgedränge nicht ganz heimelig zu Muthe geworden sein, als die



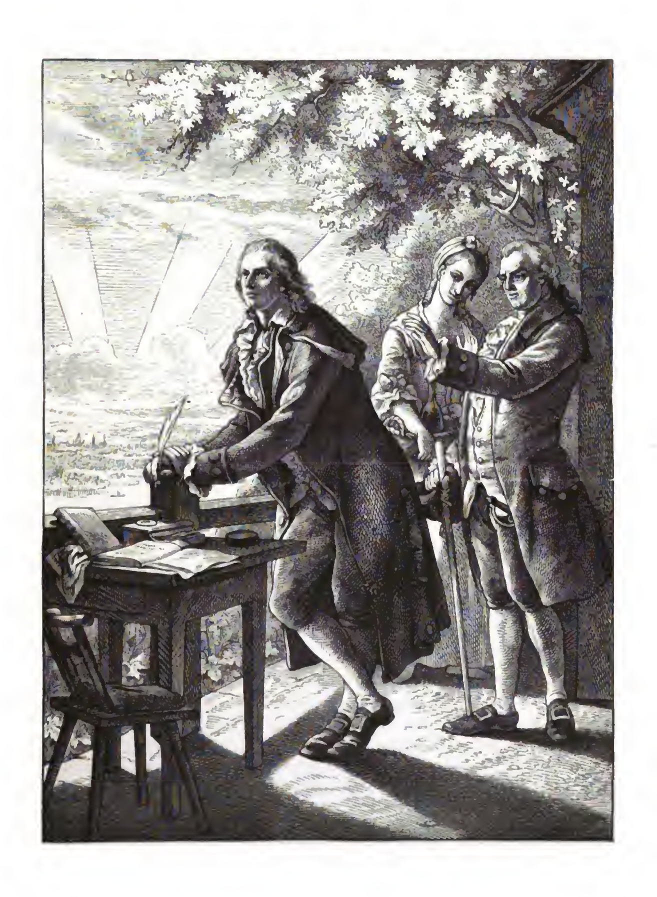
Zurückweisung seiner Bewerbung um Margaretha Schwan diesen Liebestraum zerflattern gemacht, und er hoffte mit Grund, daß ländliche Stille seine verletzten Gefühle sänftigen würde. Durch das Schattengrün des Rosenthals führt ein kurzer Gang in nördlicher Richtung nach dem genannten Dorfe, wo das kleine Haus steht, welches schon tausende von Wallfahrern als eine jener Stätten betreten haben, die „ein guter Mensch geweiht für alle Zeiten". Hier bewohnte Schiller im ersten Stock eine Stube nebst einem anstoßenden Schlafkämmerchen. Oft sah der kleine Raum auch ein fröhliches Gedränge, denn die Freundinnen Minna und Dora kamen mit Huber, Göschen, Reineke und anderen Freunden aus der Stadt herüber und dann wurde gemeinschaftlich gelesen, gesungen und musizirt. Am belebtesten und heitersten ging es zu, als Ende Juli's Körner zu seiner bevorstehenden Hochzeit mit Minna in Leipzig eingetroffen war. In diesen sommerlichen Tagen, wo das Dasein des Dichters, von Sorgen entbunden, im Kreise guter, idealisch gestimmter, liebevoll ihm zugewandter Menschen traulich und frohherzig sich bewegte, ist das „Lied an die Freude" entstanden, jener edelste aller

Rundgesänge, welcher, wie uns bezeugt wird, bald nach seinem Entstehen „in Leipzig und Dresden gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, sinnigen oder phantastisch erregten Gesellschaft ausmachte“. Zur Zeit, wo die von dem Neid mit der romantischen Ohnmacht erzeugte Bemängelung Schillers für eine Weile literarische Mode war, hat man auch dieser Ode, welche so gewaltig aus einer nach langer Bedrückung freudig aufathmenden Dichterbrust hervordrang, allerlei Tadel angehängt. Man hat ihr die lyrische Stimmung abgesprochen, hat darin mehr nur ein Reflektiren über die Freude als ein Ausströmen des Freudegefühls finden wollen. Aber die „blasse Reflexion“ wird nie eine Wirkung hervorbringen, wie dieses Gedicht sonst und jetzt hervorgebracht hat. Ja, auch jetzt noch. Ich selber kann bezeugen, daß ich nicht nur die Wangen von Jünglingen und Mädchen sich röthen, sondern auch die Wimpern ernster Männer und Matronen feucht werden sah, so oft die Klänge dieses Liedes erschollen, in welches ein edelstes Dichtergemüth die volle Kraft seiner Ueberzeugung ergossen, in dessen herrlicher Schlußstrophe Schiller den sittlichen Kern seiner Weltanschauung dargelegt hat. Seine Zeitgenossen verstanden den Dichter, wenn er wollte, daß das gesellige Freudegefühl die besten Instinkte des Menschen zur Aeußerung bringen und ihn wie in einer Montgolfière über den Dunstkreis alltäglicher Noth und Sorge emportragen sollte, und wie mächtig das Lied die Herzen ergriff, zeigt schon der Umstand, daß die mythenbildende Pietät demselben die Unterlage eines Ereignisses gab, dessen Wahrscheinlichkeit ebenso wenig bestritten als, meines Wissens, bewiesen werden kann. Während des Aufenthalts in Gohlis wurde auch die Arbeit am Don Carlos fortgesetzt, doch ließ sich der Dichter behufs der theatralischen Darstellung des Stückes zu einem bedeutenden Missgriffe verleiten. Reineke nämlich bestürmte ihn, die Tragödie bühnengerecht zu machen, und da der Schauspieler die metrische Form als ein Haupthinderniß der Aufführung ansah, so gab Schiller seinem Andringen nach, die Jamben in Prosa aufzulösen. Freilich fand Reineke's Forderung ihre Rechtfertigung in der Unbeholfenheit, womit bei der Neuheit der Einführung metrischer Sprache auf der deutschen Bühne weitaus die meisten Schauspieler damals noch den Vers behandelten. Allein dem Don Carlos war das metrische Prachtgewand so auf den Leib gepasst, daß ohne dasselbe die beste Wirkung des Stückes verloren gehen mußte. Im richtigen Vorgefühle dessen brachte der Dichter nur widerstrebend und langsam die Bearbeitung in Prosa zuwege. Er war schon lange nicht mehr in Leipzig, als dort am 14. September 1787 Don Carlos zur ersten Aufführung kam und kaum einen „succès d'estime“ errang. Auch in Dresden, Prag und Berlin gelangte die Tragödie anfangs nur in dieser prosaischen Form zur Darstellung und ihre natürliche Wirkung that sie erst dann, als sie von höher gebildeten Schauspielern in der ganzen Schönheit ihrer Rhythmen vorgeführt wurde.

Der 7. August 1785 war Körners Hochzeitstag, an welchem Schiller das Brautpaar mit einem durch die Herzlichkeit des Inhalts und den leichten Fluß der Verse ausgezeichneten Liede begrüßte. Am 12. August führte der Freund seine junge Frau nach Dresden und der Dichter gab den Neuvermählten bis nach Hubertsburg zu Pferde das Geleite. Auf dem Rückweg nach Gohlis stürzte er

mit dem Pferde und trug eine starke Quetschung der rechten Hand davon. Er hatte überhaupt als Reiter nicht eben viel Glück, obgleich er, wie zu seiner Zeit junge Männer gewöhnlich thaten, kürzere und auch wohl längere Ausflüge meist zu Pferde zu machen pflegte. Es litt ihn aber nicht länger weder in Gohlis noch in Leipzig: er vermisste zu sehr den Umgang mit Körner und dessen Frau und Schwägerin, welche letztere der Schwester nach Dresden gefolgt war. „Was soll ich noch hier? — schrieb er am 6. September dem Freunde. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude schwermüthig und still vorüber, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands. Nur das Vergangene macht mir sie theuer. Die ganze Gegend da herum liegt wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele ist dahin". Verabredetermaßen reist er schon am 11. September den Freunden nach Dresden nach. Die Elbgegenden um Meißen und Dresden muthen ihn doppelt an, weil sie ganz seinen heimatlichen Fluren gleichen, und in der That konnten die Ufer der Elbe dem Schwaben die Neckarufer zurückrufen. Am 13. September schreibt er schon von seinem Zimmer in Körners Weinbergshaus aus an Huber: „Ich bin hier im Schoße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel".

Körner, jetzt wohlbestallter Ober-Konsistorialrath in Dresden, besaß in geringer Entfernung von dieser Stadt, die Elbe aufwärts und unweit Pillnitz, beim Dorfe Loschwitz einen Weinberg und darin ein kleines Haus, welches er in der schönen Jahreszeit mit seiner Familie bewohnte. Hier war der Dichter sein Gast. Oben auf der Höhe des Weinbergs, wo ein Tannenwäldchen diesen begränzt, steht der „Schillerpavillon", ein einfaches Häuschen, in welchem Schiller an schönen Tagen arbeitete. Der Blick von hier auf die ferne Stadt, auf das Hügelgebreite hüben und drüben, auf das malerische Thal, durch dessen Rebengelände und Wiesengründe der spiegelnde Strom hinzieht, ist außerordentlich reizend. Es war das ein rechter Dichterwinkel im Sinne des horazischen „angulus ridens" oder, wenn man das wohlklingendere Wort vorzieht, ein rechter Dichterhorst, von welchem aus die Phantasie Schillers ihre Flüge unternehmen konnte. Er schweifte auch gerne in der anmuthigen Landschaft umher und seine liebste Erholung war, in einem Nachen auf dem Strome sich zu wiegen oder auch wohl unter Sturm und Donner den aufgeregten Wogen der Elbe entgegenzukämpfen. Und dann dieser trauliche Verkehr mit dem Freunde und den Freundinnen, dieses Glück heiteren Familienlebens, wie er es seit jener kurzen Frühlingszeit in Bauerbach nicht wieder genossen hatte. Diese loschwitzer Villeggiatur im Herbst 1785, im Sommer 1786, im Frühling 1787 gehörte zu dem Besten, was unser Dichter erfuhr. Und es war auch eine fruchtbare Zeit für ihn, nicht nur an Anregungen und freundlichen Erinnerungen, welche Schiller von dort mit fortnahm, sondern auch an Arbeiten. Zu den freundlichen Erinnerungen gehörte namentlich auch die Figur, welche wir als die „Gustel von Blasewitz" in Wallensteins Lager kennen. Das Original derselben war ein heiteres und gescheides Mädchen, welches erst am 24. Februar 1856 als Witwe des Senators Renner in Dresden gestorben ist. Der Dichter war während seines Aufenthalts in Loschwitz häufig in dem Hause aus- und eingegangen, welches ihr Vater am gegenüberliegenden Elbufer besaß. Inbetreff von Schillers Schaffen



während der angegebenen Frist bezeugt uns Körner, daß nicht nur Don Carlos vollendet wurde, sondern auch eine ganz neue Gestalt erhielt. Hierzu kam der Entwurf zu dem Schauspiel „Der (versöhnte) Menschenfeind“ und die Ausführung der vorhandenen Scenen desselben, sowie die Idee zu dem Roman „Der Geisterseher“. Sie wurde in unserem Dichter durch das außerordentliche Aufsehen erweckt, welches damals die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welche bekanntlich auch der große Schwindler Cagliostro verwickelt war, von Paris aus in ganz Europa erregte. Aber noch wichtiger als dieses Thema, von welchem wir später mehr zu sagen haben werden, wurde für den Entwickelungsgang Schillers die Wendung zu historischen Studien, welche in diese Zeit fällt. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen geschichtlichen Stoff aufmerksam gemacht, auf den Befreiungskrieg der Niederlande gegen Philipp den Zweiten, und auch der dreißigjährige Krieg erregte bereits seine Aufmerksamkeit. Wie viel der Dichter Schiller der Beschäftigung mit geschichtlichen Problemen verdankte, ist bekannt. Es gibt ja für männliche Seelen, wie er eine gewesen ist, keine bessere Schule als die der Historie, und so leitete ihn denn ein richtiger Instinkt, als er sich mit Eifer in diese Schule begab. „Ich wollte — schrieb er am 15. April 1786 an den von Dresden abwesenden Körner — daß ich zehn Jahre hinter einander nichts als Geschichte studirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationalunglücks auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!“ Glaubt man hinter diesen Zeilen nicht schon die räthselhaft-mächtige Gestalt des schiller'schen Wallenstein aufdämmern zu sehen?

Die heitere Seelenruhe, welche unser Dichter in der Hut und Pflege der Freundschaft, unter Arbeiten und Entwürfen genoß, wurde durch die von Zeit zu Zeit sich meldende Erinnerung an mannheimer Herzenswirrsale so wenig beeinträchtigt, daß er zur Erfrischung des körner'schen Familienkreises allerlei poetische Scherze ausgehen ließ. So das bekannte Scherzgedicht „Unterthänigstes Promemoria an die Konsistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz“ — und ferner den erst spät, 1862, in die Oeffentlichkeit gelangten dramatischen Scherz „Ich habe mich rasieren lassen“ — Stegreifsdichtungen, die frisch und munter genug sind, höheren Werth jedoch weder ansprechen können noch wollen. Nun aber ist zu berichten, daß sich in das harmlos-heitere loschwitzer Gewebe von Schillers Dasein wiederum ein hochrother Faden der Leidenschaft einspannte. Es war im Winter 1786—87, als Schiller zu Dresden in dem Hause der Schauspielerin Sophie Albrecht häufig einsprach. Er hatte die Künstlerin auf einem während seines zweiten Aufenthalts in Mannheim nach Frankfurt unternommenen Ausfluge kennen und achten gelernt. Jetzt war sie die Zierde des dresdener Theaters und versammelte um sich einen geselligen Kreis, in welchem man gerne verweilte. Hier befand sich eines Abends unser Dichter, als eine Bekannte des Hauses, Frau von Arnim, die Witwe eines sächsischen Offiziers, eintrat, begleitet von ihren beiden Töchtern. Die ältere der-

selben, Marie Henriette Elisabeth, muß da einen wahrhaft blendenden Eindruck auf Schiller gemacht haben. Ihre Schönheit war in ihrer damaligen Jugendblüthe unzweifelhaft eine außerordentliche, vollkommene. Bei schlanker Gestalt und reizendsten Formen hatte sie blaue Augen, welche unter dunkeln Haaren geistvoll und feurig hervorblickten. Ihr Benehmen vereinte Anmuth mit Würde. Noch im Alter von funfzig Jahren wurden später die Züge ihres Antlitzes als klassisch schön gerühmt. Nachdem sie an jenem Abend weggegangen, neckte Frau Albrecht den Dichter über seine Verzückung, die er umsonst zu leugnen suchte; allein die Freundin deutet bei dieser Erinnerung zugleich an, daß Schillers damalige Erscheinung kaum geeignet gewesen sei, einem solchen Mädchen zu gefallen. Er versuchte es aber doch. Auf einer Redoute näherte er sich dem schönen Fräulein und wurde nicht zurückstoßend empfangen. Nun kam er recht in Zug und es ist höchst beklagenswerth, daß uns über diese leidenschaftliche Episode im Leben des Dichters nur so Dürftiges überliefert worden, daß wir die Glut seiner Liebe so zu sagen nur an einem fast mehr komischen als pathetischen Umstand ermessen können. Denn die Tochter einer Dame, welche zu Dresden mit Schiller in demselben Hause wohnte, gibt uns die Geschichte eines blauen Bandes, welches der Dichter seiner Geliebten entwendet hatte und „beständig des Nachts um seine Zipfelmütze geschlungen trug“. Es konnte nicht fehlen, daß er das Lächeln der Hausbewohner erregte, wenn er mit diesem Kopfschmucke zum Fenster hinaussah, und in der That ist es eine lächerliche Sache, so ein Liebespfand statt an Helm oder Hut an der Schlafmütze zu tragen. Schiller sah die Geliebte häufig bei seiner Freundin Albrecht und außerdem in ihrem eigenen Hause. Dies deutet auf eine wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Dichter und der Familie. Auch glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich vermuthe, daß der (freilich garstig verschneite) Landaufenthalt Schillers in Tharandt in der zweiten Hälfte des Aprils 1787 hauptsächlich in der Hoffnung auf ein Zusammensein mit der Familie Arnim unternommen wurde. Wenigstens weisen einzelne Andeutungen in den tharandter Briefen des Dichters an Körner, aus welchen wir beiläufig auch erfahren, daß der Druck des Don Carlos in der göschen'schen Officin damals der Vollendung zuschritt, auf so etwas hin. In einem dieser Briefe sagt Schiller, daß „der kleine Arnim“ — wohl ein Bruder des Fräuleins — bei ihm in Tharandt gewesen sei. In einem späteren heißt es dann freilich kurz und kleinlaut: „A.'s sind nicht hier“ — und so mag das vermuthlich beabsichtigte Stelldichein mit der Hauptperson zu Wasser geworden sein, wie diese ganze tharandter Villeggiatur es wurde.

Am meisten Zusammenhängendes über den arnim'schen Liebeshandel wissen wir immer noch durch Karoline von Wolzogen. Was sie uns mittheilt, enthält eine Entschuldigung der Tochter, aber eine schwere Anklage der Mutter. Demzufolge hätte sich die letztere der Eroberung eines schon damals berühmten Dichters durch ihre Tochter gefreut, weil ja dies eine Garantie bot, daß Marie Eroberungen zu machen vermöchte, und ihre Schönheit dadurch in größeren Ruf gebracht würde. Schiller seinerseits ließ sich von seinen Freunden lange Zeit nicht einreden, daß er nur „Zeit, Geld und Herzensruhe versplitterte“, indem er die spekulirende Verstellung der alten Dame für eine wirklich herzliche Aufmunterung seiner Bewerbung

um die Tochter nähme. Göschen, welcher durch Vorschüsse auf den Don Carlos die Mittel zu diesem kostspieligen Abenteuer herbeischaffen mußte, hätte erzählen können, wie hoch dasselbe dem Dichter zu stehen kam. Marie selbst, das „gute Kind", wird indessen einer „herzlichen Zuneigung" wohl fähig genannt, allein das Gefühl des Mädchens „mußte sich doch immer der nur auf Effekt und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen". Die Geliebte hatte mit dem Dichter verabredet, daß er sie, wenn er in einem gewissen Zimmer ihrer Wohnung Licht sähe, nicht besuchen sollte, weil sie dann in Familiengesellschaft wäre; seine Freunde aber behaupteten, das Verbot rührte daher, daß Fräulein von Arnim zu jenen Stunden Anbeter empfinge, welche von der Mutter begünstigt würden. Es scheint doch, daß besorgnißvolle Freundschaft die Wahrheit sah und sagte und daß diese Stimme zuletzt auch auf den „zwischen Vernunft und Leidenschaft schwankenden" Dichter ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der redliche Körner sah aber, den Freund und dessen Zukunft aus diesem Gedränge zu retten, kein anderes Mittel als Entfernung. Riß doch ein Blick aus den schönen Augen Marie's den Dichter immer wieder „zauberisch" hin. In nüchternen Stunden erkannte dieser wohl, daß seine Mittellosigkeit ihm eine dauernde Verbindung mit der Geliebten verwehrte, auch wenn diese den Widerstand ihrer Mutter dagegen hätte besiegen können. Vielleicht stiegen ihm noch dazu Zweifel auf, ob sie ihn innig genug liebte, dies auch nur zu wollen.

Demzufolge entschloß er sich, mit einmal der Sache ein Ende zu machen, d. h. von Dresden wegzugehen. Dabei kam ihm zu statten, daß von zwei Seiten her freundliche Rufe an ihn ergingen. Schon im Oktober 1786 hatte der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, welcher nach kurzer, aber nachhaltiger Wirksamkeit am wiener Burgtheater zur Leitung der hamburger Bühne zurückgekehrt war, an unseren Dichter geschrieben: „Ich erstaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein so kühnes Genie sich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall schaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile und nun wünsche ich nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden, mit Ihnen, der allein meine Ideen realisiren kann". Von einem solchen Manne gesprochen, war das ein lockendes Wort. Schröder, einer der achtungswerthesten Künstlercharaktere, die es je gegeben, Schröder, dem die deutsche Schauspielkunst in artistischer wie in moralischer Beziehung so außerordentlich viel verdankt, hatte damals nach einem heftigen, von den schneidendsten persönlichen Kränkungen für ihn begleiteten Kampfe gegen die unbillige Bevorzugung der Oper durch ein vergnügungssüchtiges Publikum das Schauspiel in Hamburg auf eine Höhe gebracht, an welche nur allenfalls das mannheimer hinanreichte. Außerdem bürgte seine durchaus noble Sinnesart dafür, daß es aufrichtig gemeint war, wenn er in dem angezogenen Briefe dem Dichter, welchen er zum Mitstrebenden wünschte, eine andere Behandlung in Aussicht stellte, als dieser in Mannheim hatte erfahren müssen. Aber eben diese mannheimer Enttäuschungen standen noch zu nahe, als daß Schiller es nicht hätte bedenklich finden sollen, sich abermals in ähnlichen Verhältnissen zu versuchen, und dazu kamen noch andere Motive, Schröders An-

erbieten, zu dessen größtem Bedauern, abzulehnen. Der treffliche Dramaturg ließ sich aber dadurch nicht abhalten, am 30. August 1787 den Carlos in der jambischen Gestalt aufzuführen, und diese Aufführung der Tragödie war die erste in Deutschland, welche wirklich Sensation erregte. Bei der Bedeutung, welche Weimar seit der Ansiedelung Wielands, Göthe's und Herders daselbst für die Literatur gewonnen hatte, mußte diese Stadt auch für unseren Dichter eine große Anziehungskraft besitzen, um so mehr, da er vermöge seines weimar'schen Rathstitels mit ihr schon in etwelcher Beziehung stand. Ueberdies hatte ihn Wieland zur Mitarbeit an seinem „Deutschen Merkur“ eingeladen, welche Zeitschrift eine solche Auffrischung allerdings brauchen konnte. Und endlich zog von jener Gegend her noch ein anderer und keineswegs unmächtiger Magnet den Dichter an: — Frau von Kalb war, während Herr von Kalb noch am Rheine zurückblieb, nach Thüringen heimgekehrt und erwartete den Dichter in Weimar.

So wurde denn der beschlossene Abzug von Dresden nach Weimar in der zweiten Hälfte des Juli 1787 ausgeführt. Der Abschied von Marie muß ein sehr schmerzlicher gewesen sein. Er kostete dem Mädchen, das sich „gegen sein Gefühl“ dem Einfluß seiner Umgebungen hingegeben zu haben scheint, „viele Thränen“. Sie muß den Dichter seiner nachlässigen Toilette und sogar dem Spanioltabak, welchen er schnupfte, zum Trotz doch wohl mit anderen Empfindungen als denen einer Kokette angesehen haben und so ist wahrscheinlich, daß eben nur gegenseitige Mittellosigkeit die Verbindung des jungen Paares verhinderte. Später lebte Fräulein von Arnim in zufriedener, wenn auch kinderloser Ehe mit dem Grafen Erhard von Kunheim auf dessen Gut Koschenen bei Friedland in Preußen. Hier verbrachte sie nach dem 1815 erfolgten Tod ihres Gatten auch ihre Witwenjahre. In ihrem Schlafzimmer hing Schillers Bild, auf welchem also noch die Blicke der Greisin gerne weilten. Zuletzt zog sie wieder nach Dresden, wo sie erst zu Anfang des Jahres 1847 gestorben ist. Unser Dichter, erzählt seine Schwägerin, freute sich stets, daß die Geliebte in späterer Zeit glücklich wurde. Das mag wohl sein. Aber es scheint doch, daß Schiller gar bald mit nicht sehr angenehmen Gefühlen auf sein Verhältniß zu dem schönen Mädchen zurückgeblickt habe. Zur Zeit nämlich, wo sein Interesse an der Fortführung des Geistersehers erlahmt war, schrieb er (unterm 17. März 1788) an Körner: „Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenige Beschäftigungen, die Korrespondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei denen ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war wie bei dieser Schmiererei“. Wenn, wie kaum zu bezweifeln, unter dem Fräulein von A. Marie zu verstehen ist und wenn man, wie man doch wohl thun darf, unter „Korrespondenz“ diesen ganzen Liebeshandel begreift, so gewinnt die bekannte Ansicht, daß Fräulein von Arnim das Original der „schönen Griechin“ im Geisterseher gewesen sei, allerdings sehr an Wahrscheinlichkeit. Dagegen streitet freilich wieder, daß der Dichter, wie er an die Schwestern von Lengefeld schrieb, seine liebenswürdige Griechin als eine „abgefeimte Betrügerin“ auffassen und darstellen wollte, denn hierzu mußte ihm Fräulein von Arnim doch sicherlich zu gut

sein. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß Schiller aus der Erinnerung an sein dresdener Liebesleid einzelne Züge seines Romans zu schöpfen sich begnügt habe.

Mit größerer Entschiedenheit ist die Ansicht zu verneinen, daß die beiden Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation", welche mit dem „Lied an die Freude" die bedeutendsten lyrischen Aeußerungen des Dichters aus dieser Zeit ausmachen, auf sein Verhältniß zu Fräulein von Arnim zu beziehen seien. Schon aus dem rein äußerlichen Grunde, daß diese Gedichte bereits zu Anfang des Jahres 1786 in der Thalia veröffentlicht wurden, während Schiller das Fräulein erst im Winter 1786—87 kennen lernte. Der Dichter hatte bei Veröffentlichung der Freigeisterei der Leidenschaft für nöthig erachtet, durch eine Mystifikation der Missdeutung oder vielmehr, wie ich glaube, der richtigen Deutung der Glut vorzubeugen, welche darin athmete. Er gab der Ueberschrift den Beisatz: „Als Laura vermählt ward 1782". So sollte man darin nur eine Reminiscenz der Laura-Phantasieen sehen. Die Ausleger ließen sich wirklich dadurch täuschen, sofern sie wenigstens das Gedicht aus einer fingirten Situation entsprungen glaubten, dasselbe auf Schillers Verhältniß zu Margaretha Schwan bezogen und meinten, an diese, welche sich der Dichter, um recht in Leidenschaft zu gerathen, vermählt vorgestellt habe, sei das brennende Lied gerichtet. Aber wozu diese gekünstelten Erklärungen und Deutungen, wenn die Wahrheit so nahe liegt? Die „Freigeisterei der Leidenschaft" — von Schiller nachmals nur arg verstümmelt unter dem Titel „Der Kampf" in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen, in ihrer ursprünglichen Form aber das leidenschaftlichste aller seiner Lieder — ist an eine mit einem andern vermählte Geliebte gerichtet, denn zu solcher Energie des Ausdrucks kann nur eine wirkliche, nicht eine erdichtete Situation begeistern. Erwägt man nun, daß das Gedicht noch in Mannheim entstanden, und hält man dazu, wie sich des Dichters Verhältniß zur Charlotte von Kalb vor seinem Abgang aus jener Stadt gestaltet hatte, so ist es, scheint mir, nicht gewagt, sondern geboten, das Lied auf die Genannte zu beziehen. Schiller ließ auf die Freigeisterei der Leidenschaft unmittelbar die „Resignation" folgen, wie einen Versuch, für die herbe Dissonanz des ersteren Gedichtes eine Lösung zu finden. Tausende von jungen Herzen, welche dem Dichter den „Riesenkampf der Pflicht" gegen „des Herzens Flammentrieb" nachkämpften, haben, durch die rauhe Hand der Erfahrung aus dem „Arkadien" der jugendlichen Illusionen verstoßen, mit derselben bloß anempfundenen Resignation ihren „Vollmachtsbrief zum Glücke" der „verhüllten Richterin" zurückgegeben. Mit andern Worten, das gleichzeitige Erscheinen der beiden Gedichte erhöhte ihre außerordentliche Wirkung auf die junge Welt sehr bedeutend. Die Jugend lebt ja nur in Extremen, und wenn sie gestern noch in der Freigeisterei der Leidenschaft alle Schranken der Konvenienz überspringen wollte oder wirklich übersprang, so gefällt sie sich heute schon darin, einen gemachten Stoicismus zur Schau zu tragen. Nun wohl, auch die beiden gemeinten Lieder Schillers sind echte — Jugendgedichte, aber dabei an Werth sehr verschieden. Das erstere ist geworden, d. h. es ist eine unmittelbare Ausströmung leidenschaftlicher Gefühle, das zweite ist bloß gemacht und zwar recht absichtlich gemacht zur Be-

schwichtigung der durch jenes hervorgerufenen Aufregung. Denn wir werden bald erfahren, daß Schiller die Freigeisterei der Leidenschaft, aus welcher das gleichnamige Gedicht entsprungen, noch keineswegs schon soweit überwunden hatte, daß er berechtigt gewesen wäre, von Resignation zu sprechen. Ein Band, welches in Mannheim entzweigerissen war, sollte in Weimar wieder zusammengeknüpft werden.

Fünftes Kapitel.

Weimar.

Der weimar'sche Kreis bei Schillers Eintritt in denselben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grüngelber Weste und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntschaften. — Fahrt nach Jena. — Riesen und närrische Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnsucht nach einer häuslichen Existenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundschaft. — Trübe Stunden. — Der Geisterseher. — Eine kulturgeschichtliche Episode. — Die Götter Griechenlands.

„Sie schlafen alle," hatte die gute und joviale Herzogin Amalia im Spätherbste 1785 missmuthig geklagt und im Winter schrieb Herzog Karl August an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden". Das machte, daß dem Verrauschen der genialen Wirthschaft der siebziger Jahre eine Stille gefolgt war, welche so beweglichen Naturen, wie die des Fürsten und seiner Mutter, nicht sehr zusagen konnte. Freilich hatte ein solches Drängen und Treiben und Stürmen nicht lange vorhalten können und der Verschwendung von Zeit, Humor, Kraft und guter Laune war als naturgemäße Reaktion eine Abspannung nachgetreten, welche jedoch dem schon damals zeitweilig griesgrämisch in sich zurückgezogenen Herder noch lange nicht genug vorkam. Anders Wieland, dessen Geltung, Ruhm und Behagen durch den Erfolg des „Oberon" wieder aufgefrischt war und der sich in die Genieperiode, obgleich ihm da mancher Tort angethan worden, so merklich zurücksehnte, daß er zu Anfang des Jahres 1785 an Merck schrieb: „Die Herzogin Mutter ist unser einziger Trost. Ohne sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest, als irgend eins in deutschen Landen". Es fehlte an Göthe, der früher alles in Bewegung gesetzt hatte, jetzt aber keine Freude mehr geben konnte, da er selber freudlos geworden. Schon im Januar 1784 hatte Wieland gegen Merck besorgt geäußert, Göthe leide sichtlich an der drückenden Last, die er sich

zum Besten Weimars aufgeladen, und der Gram nage wie ein verborgener Wurm an seinem Innern. Der Geschichtschreiber von Weimars Musenhof, Wachsmuth, hat einen treffenden Ausdruck für die damalige Verstimmung des großen Dichters gefunden: — „Das poetische Gewissen schlug mächtig in Göthe“. Er hatte jetzt doch zehn Jahre theils am Hofe vertändelt, theils in verdrüßlichen Geschäften verzettelt und jedenfalls eine kostbare Zeit vernutzt, deren poetische Ausbeute zu seinem Genius in keinem entsprechenden Verhältnisse stand, wenigstens in seinen eigenen Augen. Er fühlte, daß er in ganz anderer Weise wieder ein Strebender und Vorschreitender werden müßte. Egmont, Faust, Iphigenie, Tasso und Wilhelm Meister verlangten nach Weiterführung und Vollendung. Aber dazu bedurfte es einer anderen Luft, anderer Umgebungen. Dazu bedurfte es, daß Göthe, nur auf sich gestellt, nur von sich abhängig, wieder einmal frei in die eigene Brust greifen konnte. Um sich als Dichter wieder zu finden, mußte er für eine Weile den Geheimrath beiseite stellen. Auch das Liebesverhältniß zur Charlotte von Stein, welches keinen befriedigenden Abschluß in Aussicht stellte und deßhalb aus einer Wonne mehr und mehr zu einer Qual geworden, trieb ihn zu einer zeitweiligen Flucht an und vom Süden her winkte ihm das Land, wo „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht“, das Land, nach welchem er schon als Knabe und Jüngling sehnsüchtig ausgeblickt, wie ahnend, daß dort und nur dort seine Erziehung und Weihe zum Künstler vollendet werden sollte. So mächtig war dieser Zug geworden, daß er zuletzt „kein lateinisch Buch, keine Zeichnung einer italischen Gegend“ mehr hatte ansehen können ohne vor Sehnsucht fast zu vergehen. So hatte er sich denn, nur mit Vorwissen seines herzoglichen Freundes, am 3. September 1786 von Karlsbad aus plötzlich weggeschlichen, fort über die Alpen.

Die Lücke, welche Göthe's Abwesenheit in Weimar verursachte, war bei Schillers Ankunft daselbst nicht ausgefüllt und nicht auszufüllen. Das weimarer Leben befand sich in dem Stadium einer gewissen Zerbröckelung. Der Hof selbst, welcher durch Schätzung und Beschützung deutscher Sitte, Gesinnung, Sprache und Kunst ein so großes und fruchtbares Beispiel gegeben, zeigte an der Stelle der früheren schönen und gedeihlichen Verbindung aristokratisch feiner Sitte und demokratischer Liberalität eine etwas kühle Würde und Zurückhaltung. Der Herzog, durch seine politischen und militärischen Beziehungen zu Preußen in Anspruch genommen, war sehr häufig abwesend, die Herzogin Amalia mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise nach Italien beschäftigt. Bode war in Paris, Bertuch ebenfalls auf Reisen. Unter den Zurückgebliebenen des weimarer Kreises fehlte es nicht an Häkeleien und Ränkeleien. Die Zeit sprühender Genialität, die Tage der harmlosen Feste von Ettersburg und Tieffurt waren dahin. Nicht alle die „Blüthenträume“ von damals hatten reifen können und so fühlte sich überall eine gewisse Ermattung, wo nicht Verstimmung heraus. Ein neuer Aufschwung des weimarer Lebens war der Zeit vorbehalten, wo Göthe und Schiller vereint daselbst wirkten.

Am Abend des 21. Juli 1787 langte unser Dichter in Weimar an und stieg in dem Gasthof zum Erbprinzen ab, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung vertauschte. Nahe daran, sein achtundzwanzigstes Jahr zu vollenden, und durch mannigfaltige Erfahrungen gegangen, war er kein Fremdling im Leben

mehr. Er durfte sich auch sagen, daß er nicht unberechtigt diesen „klassischen Boden" beträte. Die Räuber hatten seinen Namen durch ganz Deutschland und über dessen Gränzen hinaus getragen, Fiesco und Kabale und Liebe seinen Ruf erhöht. Die Töne, welche er im Lied an die Freude und in der Freigeisterei der Leidenschaft angeschlagen, hatten mit Sturmesgewalt die Herzen der Jugend ergriffen. Nüchternere Geister, welche seine schriftstellerische Laufbahn im einzelnen verfolgten, konnten sich an der feinen Charakterzeichnung, an der psychologischen und stilistischen Kunst der Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" erfreuen, welche im zweiten Hefte der Thalia für 1786 erschienen war, die Geschichte vom „Sonnenwirthle", d. h. von des Sonnenwirths Sohn zu Ebersbach im Filsthal in Schwaben, dessen Räuberlaufbahn dort einer sagenhaften Berühmtheit genoß und genießt. Schiller hatte diese heimatliche Erinnerung in Dresden novellistisch gestaltet. Die Thalia brachte auch die „Philosophischen Briefe", gewechselt zwischen Julius und Raphael, einen ersten Anlauf Schillers, mit dem Dichter den Denker zu verbinden, und zugleich ein Denkmal des Gedankenaustausches, wie er zwischen ihm und Körner in der ersten schwärmerischen Periode ihrer Freundschaft stattgefunden. Unter Julius hat man sich Schiller selbst, unter Raphael Körner vorzustellen und es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern (namentlich den Schlußworten von Körners Brief an Schiller vom 20. April 1788 zufolge) gewiß, daß manches, was in dem Briefwechsel dem Raphael zugetheilt ist, unmittelbar von Körner herrührt. Die nicht zu Ende geführte Absicht dieses Versuches war, den Entwickelungsgang eines strebsamen Geistes vom naiven Glauben an bis zur Gewinnung einer philosophischen Ueberzeugung und vom Dogmatismus bis zur höheren Freiheit des Geistes zu zeichnen. Worin die letztere bestehen, wie sie sich äußern und bethätigen soll, wird freilich nicht gesagt und in dem ganzen Versuch ist überhaupt mehr Wortnebel als Gedankenlicht. Der Dichter mußte seine Denkergabe erst in die strenge Schule Kants schicken, bevor sie ihm Früchte bringen konnte. Vorerst hatte er sich zu begnügen, in der Beschäftigung mit der Geschichte eine neue Stufe des Vor- und Emporschreitens gewonnen und durch den umgeschmolzenen Don Carlos den Beweis geleistet zu haben, daß er aus der Region eines sturm- und drangvollen Naturalismus sich heraufgearbeitet habe und auf der Schwelle der freien und bewußten Künstlerschaft stehe.

Sein erster Gang in Weimar galt Charlotten. Er sah die Freundin noch am Abend seiner Ankunft und dieses Wiedersehen hatte etwas „Betäubendes". Ihm kam vor, als hätte er sie erst gestern verlassen: so einheimisch war ihm alles an ihr, so schnell knüpfte sich der zerrissene Faden ihres Umgangs wieder an. Zwei Tage darauf gelangte er im Hause Wielands „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen" zu seinem berühmten Landsmann, welcher ihn mit unverkennbarer Achtung und Theilnahme empfing. Im raschen Hinüber und Herüber des literarischen Gespräches zeigten sich die Vorzüge und Schwächen von Wielands Wesen und er sprach die Hoffnung aus, mit Schiller „dahin zu kommen, daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet". Auch das erste Zusammentreffen mit Herder, welcher damals durch seine „Völkerstimmen", sein Buch über die „Poesie der Hebräer"

und die ersten Bände seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit erreicht hatte, fiel befriedigend aus. Seine Unterhaltung fand Schiller voll Geist, Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen zwischen Liebe und Haß scharf getheilt. Unser Dichter mußte ihm von Schubart und von seiner eigenen Geschichte mit dem Herzog von Wirtemberg erzählen, welchen Herder mit „Tyrannenhaß“ haßte. Wie sehr übrigens Herders Theilnahme an der literarischen Bewegung der Zeit schon damals erkaltet war, zeigt der Umstand, daß er Schillers Schriften nicht kannte und mit diesem umging „wie mit einem Menschen, von dem er weiter nichts wußte, als daß er für etwas gehalten würde“. Es zeugt aber nicht wenig für unseres Dichters Bescheidenheit, daß ihm trotzdem Herder „sehr behagte“. Auch an sonstigen Bekanntschaften fehlte es ihm schon in den ersten Tagen seines weimarer Aufenthalts nicht. So lernte er die Schwester der Frau von Stein, Frau von Imhof, den Kammerherrn von Einsiedel und andere mehr oder weniger vorragende Persönlichkeiten kennen. Während er darüber an Körner Bericht erstattete, hatte er eine „gar liebliche Unterbrechung“. Es wird an seiner Thüre geklöpft. „Herein!“ Es erscheint eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt. Sie sagt: „Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?“ — „Der bin ich, ja.“ — „Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.“ — „Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“ — „Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius.“ — „Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden und bedaure nur, daß ich im Begriffe war, auszugehen.“ — „Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.“ Damit empfahl sich die Figur, d. h. Christian Vulpius, nachmals durch seine Schwester Christiane der Schwager Göthe's und Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“ (1799), jenes „edlen“ Räubers, dessen Unsterblichkeit in den Leihbibliotheken nahezu ein halbes Jahrhundert gewährt hat. Wir erhalten aus dieser Begegnung den Beitrag zur Geschichte der Tracht, daß im Jahre 1786 junge Literaten grüngelbe Westen und weiße Fräcke trugen.

Am 27. Juli fuhr Schiller mit Wieland nach Tiefurt, wohin er von der Herzogin Amalia eine Einladung erhalten hatte. Unterwegs sagte ihm sein Begleiter, er hätte nie daran gezweifelt, daß Schiller ein großer Schriftsteller werden würde. Er besitze starke Zeichnung, große Komposition und lebhaftes Kolorit, aber noch fehlten seinen Produkten Reinheit, Geschmack, Delicatesse und Feinheit. Die Fürstin empfing ihn mit Güte ohne alles Ceremoniell. Trotzdem und ungeachtet ihm auch die witzige Göchhausen durch Ueberreichung einer Rose ihre Sympathie bezeugte, war er von dem Besuche nicht sehr erbaut. Er vermißte an der Herzogin den idealen Seelenschwung und sprach dies in einer Weise gegen Körner aus, die ihm bei näherer Bekanntschaft mit der trefflichen Dame gewiß unverzeihlich erscheinen mußte. Mit naiver Verwunderung bemerkte er, daß er sich auf dem Hofparkett nicht ungeschickt bewegte und es „mit seinen Manieren in Weimar überall wagen dürfte“. Doch fand Frau von Kalb, mit welcher zusammen er einige Tage später einer Abendgesellschaft bei der Herzogin in Tiefurt anwohnte,

sein Betragen etwas zu frei und gab ihm einen hierauf bezüglichen Wink. In den sich erweiternden Kreis seiner Bekannten traten Frau von Stein, die einen höchst günstigen Eindruck auf ihn machte; Korona Schröter, deren Schönheit ihre „vierzig Jahre noch nicht ganz verwüsten konnten“; Knebel, an welchem er neben viel „Sattem und Hypochondrischem“ die vielen Kenntnisse und den hellen Verstand zu rühmen fand; endlich Reinhold, der Schwiegersohn Wielands, welcher eben im Begriffe war, seine Professur in Jena anzutreten, wo er für die Verbreitung und Geltendmachung der kant'schen Philosophie so Bedeutendes wirken sollte. Der Umgang mit diesem Philosophen, welcher für seinen Meister so begeistert war, daß er behauptete, „nach hundert Jahren müsse Kant die Reputation von Jesus Christus haben“, griff in Schillers Entwickelung kräftig ein, sofern Reinhold unserem Dichter ein lebhaftes Interesse für Kant einzuflößen und ihn zum Studium der Werke des königsberger Denkers anzueifern wußte. Mit Frau von Kalb und Reinhold fuhr Schiller im August nach Jena hinüber, wo er Hufeland, Döderlein, Griesbach und Schütz, den Redacteur der Allgemeinen Literaturzeitung, kennen lernte und sich in diesem Kreise mehrere Tage lang so behagte, daß Reinholds Andringen, er möchte sich um eine Stellung an der Hochschule bemühen, nicht ganz auf unfruchtbaren Boden fiel. Die alte Universitätsstadt, damals durch Karl Augusts und Göthe's Vorsorge im fröhlichsten Aufblühen begriffen — sie zählte 700 bis 800 Studenten — brachte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Dichter hervor. „Daß die Studenten hier was gelten — schrieb er am 29. August an Körner — zeigt einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten. Abends wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunterschallen: Kopf weg! Kopf weg! — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinem Scheitel loszubrechen droht. Im ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert“. Das war nicht überflüssig, denn Jena glänzte mit vier anderen deutschen Hochschulen also in einem alten Studentenreim: „Wer von Tübingen kommt ohne Weib, von Halle mit gesundem Leib, von Jena ohne Wunden, von Helmstädt ohne Schrunden, von Marburg ungefallen, hat nicht studirt auf allen“.

Nach Weimar zurückgekehrt, feierte Schiller am 28. August Göthe's Geburtstag in dessen Gartenhaus mit und leerte den Römer auf das Wohl des abwesenden Dichters, dem es, wie Karl August an Knebel schrieb, in Italien „so gewaltig wohl zu sein schien und der die Gewalt über sich hatte, sich's nicht wohler sein zu lassen als sich's geziemte“. An diesem Tage sah er auch zum erstenmal die Herzogin Luise, aber nur im Vorübergehen und da fiel ihm ihre schöne und edle Figur auf. Um sich in Weimar wohl zu behagen, hat er ein einfaches Mittel ausfindig gemacht: — nach niemand zu fragen, wie das dort andere auch so machten. Der Ort sei ganz vortrefflich zum Privatisiren. Eine stille, kaum merkbare Regierung lasse da jeden friedlich leben und das bißchen Luft und Sonne genießen. Anfangs hätte er sich alles zu wichtig, zu schwer vorgestellt, sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Er gesteht dem

Freunde in Dresden, daß die nähere Bekanntschaft mit dem weimarer „Riesen“ seine Meinung von sich selbst verbessert habe, und verschweigt ihm auch nicht, daß ihm von diesen großen Geistern mitunter „närrische Dinge“ zu Ohren kämen. So, daß Herder und seine Frau in einer egoistischen Einsamkeit lebten und mitsammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit bildeten, von der sie jeden Erdensohn ausschlössen. Aber weil beide stolz und heftig seien, so stoße diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen seien, so wohnten beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe liefen treppauf und treppab, bis sich endlich die Frau entschließe, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitire und die Worte beifüge: Wer das gemacht, müsse ein Gott sein und auf den könne niemand zürnen. Dann falle ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde sei zu Ende. Von den weimarer Damen weiß Schiller zu sagen, daß sie alle gern Eroberungen machen möchten, daß sie „ganz erstaunlich empfindsam“ seien und daß jede „eine Geschichte hätte oder gehabt hätte“. Man sieht, der Dichter hatte mehr als ein kleinwenig von der damals in Weimar wehenden Luft der Klatscherei eingeathmet. Und doch — wir haben Grund, zu glauben, daß sich hinter der Medisance nur die Wahrheit barg; aber auch, daß gerade zu dieser Zeit Schiller wenig berechtigt war, über die „Geschichten“ der weimarer Damen zu spotten. Steckte er doch selbst mitten in so einer Geschichte und es ist hier der geeignete Ort, die Richtigkeit der früher gethanen Aeußerung nachzuweisen, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst edelste Naturen zeitweilig befangen habe. Man nahm es mit Liebesverhältnissen erstaunlich leicht; ja noch mehr, man gab derartigen Beziehungen, auch wo sie mit Grundprincipien der Gesellschaft in Zwiespalt geriethen, gewissermaßen die gesellschaftliche Sanktion. Allerdings sagt uns Cäcilie, eine weimarer Dame, in ihren Erinnerungen aus jener „harmlosen“ Zeit: „Man wog nicht ängstlich ab, ob sich's auch vollkommen schickte und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter ex professo, die in jedem Winkel von Deutschland es herumgebracht hätten, daß Herr N. N. dem Fräulein O. beim Nachhausegehen einen Kuß gegeben hätte“; allein es handelte sich doch wohl nicht immer nur um solche Harmlosigkeiten, sondern oft auch um Neigungen und Leidenschaften, welche tief in das Leben der Betheiligten einschnitten. Dessen zum Zeugniß stehe hier ein Roman, aber ein Roman der Wirklichkeit, der Roman: Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb, dessen Verlauf uns vorwiegend die eigenen Worte des Paares zeichnen sollen.

Gleich in dem ersten Briefe, welchen Schiller aus Weimar an Körner schrieb, findet sich die Stelle: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken. Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im Oktober zu Stande kommen wird“. Am folgenden Tage schrieb der Dichter: „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotte gesprochen worden. Wir haben uns vor-

gesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man schon die Diskretion, uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung". Unterm 28. Juli: — „Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin (Amalia) hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein und die Herzoginnen lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen". Unterm 18. August: — „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende Septembers, seine Ankunft wird das weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt." Diese Mittheilungen, deren aufrichtige Deutlichkeit durch keine liebedienerische Prüderie verwischt werden kann, geben das Resultat, daß die Berechtigung des Verhältnisses, in welchem Charlotte zu Schiller stand, in Weimar so zu sagen officiell anerkannt war; ferner, daß auch der Gatte Charlotte's die Sachlage kannte, und endlich, daß die Dame auf eine Scheidung von ihrem Manne hinarbeitete, um sich dann sofort mit dem Dichter zu verheiraten.

Dieser war damit ganz unzweifelhaft völlig einverstanden, aber — nicht für lange. Scheint es doch, daß Schiller überhaupt nur sehr widerstrebend dem Entschluß der Freundin sich angeschlossen habe, denn unterm 8. August hatte er an Körner geschrieben: — „Kannst du mir glauben, daß es mir schwer, ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotte und mit mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlotte's Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester begründet als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen". Reflektirt ein leidenschaftlich Liebender in dieser Weise? Aeußert er sich so analytisch? Schwerlich! Der Umschlag Schillers in seiner Stellung zu Charlotte kündigt sich auch bald genug an, wenn er, nachdem er einige Wochen von der Freundin getrennt gewesen war, unterm 8. December schreibt: — „Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren (inzwischen ein-

getroffenen) Mann wiedergefunden. Er ist ganz der Alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann". Und sie ging weiter. Die beabsichtigte Scheidung Charlotte's von ihrem Manne kam nicht zu stande, weil, wie es scheint, Frau von Kalb wieder schwankend geworden war. Herr von Kalb ging an den Rhein zurück, während sie in Thüringen blieb. „Einige Monate darauf — erzählt Charlotte — erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß — (zu ihrem Gatten) — nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte. Noch in der Jugend — schrieb er mir — ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüthes, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen, soll ich wollen? So kommen Sie in das Gebirge, wo auch ich jetzt wohne — (in Volkstädt). Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne. Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief geschickt, und ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin. Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort". Das letztere wird durch den Brief Schillers an Körner aus Rudolstadt vom 20. Oktober 1788 bestätigt; aber gerade dieser Brief stellt es sehr in Frage, daß der Dichter über das Nichtzustandekommen der Scheidung wirklich so unzufrieden gewesen sei, wie Frau von Kalb will. Er schrieb: „Charlotten hab' ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, wovon ich dir mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen".

Bei seiner Zurückkunft nach Weimar am 12. November merkte Charlotte mit dem Instinkt einer Frau dem Freunde sofort an, daß während seines Aufenthalts in Volkstädt und Rudolstadt eine große Veränderung in seinem Innern vorgegangen sei. Als er viel von der Familie Lengefeld sprach, sagte sie ihm: „Mein Segen bleibt bei Ihnen, aber verschieden ist unsere Ansicht von der Zukunft und so muß sich ergeben, daß uns ferner Briefe überlästig sind". Er verneinte das, wie sie erzählt, und der Umgang und Briefwechsel zwischen den beiden dauerte fort; aber in welchen Mißklang das ganze Verhältniß mehr und mehr umsprang, zeigen die bezüglichen Aeußerungen in Schillers Briefen an Körner und an die Schwestern Lengefeld deutlich genug. Unterm 9. März 1789 schrieb er: „Charlotte besuche ich noch am meisten; wir stehen recht gut zusammen, aber ich habe, seit ich wieder hier — (in Weimar) — bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein; nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen". Hier erscheint also dem Dichter das Projekt einer Heirat mit Frau von Kalb schon nur noch als „romantisches Luftschloß" und seine ganze bisherige Stellung zu der Dame als unwahr und unnatürlich. Unterm 3. November 1789 äußerte er gegen Karoline

von Beulwitz-Lengefeld: „Die Kalb ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent, glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inkonsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten anderer nicht so genau zu nehmen". Unterm 21. December schrieb er: „Die Kalb hat mir heute geschrieben. Ich habe sogleich geantwortet. Lieber zehn Briefe schreiben als einmal selbst kommen". Unterm 5. Februar 1790: „Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Gränzen des Wahnsinns geführt. Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben!" Endlich unterm 12. Februar: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr wichtiges zu sagen habe. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich schrieb, ich zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin eine Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könnte, und ich dies aus einigen Vorfällen schlösse, antwortete sie mir: „„ich irrte mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte"". Darauf schrieb ich ihr, die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgewischt sei, erlaube mir endlich freimüthig mit ihr über das Glück zu sprechen, das meine nahe Verbindung — (mit Lotte von Lengefeld) — mir gewähre. Ich sprach dann mit vollem Herzen von unserer Zukunft und das hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Platitude verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Aber warum schreibe ich soviel von ihr? Ich hätte etwas Besseres thun können". —

Doch nicht mit dieser grellen Dissonanz sollte eine bedeutsame Episode im Leben unseres Dichters enden. Wenn, wie der ganze Verlauf ihrer Beziehungen zeigt, Schiller und Frau von Kalb nur gewähnt hatten, auf die Dauer Liebende sein zu können, so folgte der Bitterkeit, welche in der Zerstörung dieses Wahns lag, doch bald das beiderseitige Gefühl, daß sie Freunde sein sollten, sein müßten. Im Frühjahr 1793 treffen wir sie wieder im Briefwechsel und damals empfahl ihr der Dichter seinen Landsmann Hölderlin zum Lehrer ihres Sohnes. Der letzte Brief Schillers, welcher sich in Charlotte's Nachlaß vorgefunden, ist vom 21. Januar 1802. Er wünscht darin der Freundin, daß ihr Leben immer heiter und froh sein möchte, und versichert sie der Aufrichtigkeit und Beständigkeit seiner Freundschaft. Wenn wir nun in dieser Art, nicht ohne Befriedigung, das verworrene Verhältniß zu einem versöhnlichen Abschluß gelangen sehen, so erübrigt noch die Erledigung der Frage, wo denn eigentlich die Ursache zu dem raschen Absprung Schillers von seinen ursprünglichen An- und Absichten über und mit Charlotte zu suchen sei. Daß die Wendung unmittelbar nach des Dichters Ausflug nach Meiningen, Bauerbach und Rudolstadt, den wir unten sofort berühren werden, eingetreten sei, darüber lässt seine Korrespondenz mit Körner keinen

Zweifel. Er war auf diesem Ausflug den Schwestern Lengefeld wieder begegnet, war ihnen nähergetreten und hatte die Sehnsucht nach einer „häuslichen Existenz" mit nach Weimar zurückgebracht. Aber eine solche, das fühlte er in jeder Fiber, war von einem Wesen wie Charlotte von Kalb — auch ihre Freiheit vorausgesetzt — durchaus nicht zu erwarten. Daher Schillers Resignation nach dieser Seite hin, jetzt eine wirkliche, nicht bloß gedichtete Resignation. Ja, es klingt seltsam und ist doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus ruhig verständige Ansicht und Ueberzeugung hegte. „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein," schrieb er am 19. November 1787 an Körner. Dann unterm 8. December: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt". Und unterm 7. Januar 1788: „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann". Er verlangt von einer Frau, daß sie ihm Ruhe, Frieden und ein gleichmäßig heiteres Behagen verschaffe, und das alles konnte er nicht von Charlotte von Kalb erwarten, von der „Titanide", die vielleicht die genialste und jedenfalls — das Wort ohne gemeine Nebenbeziehung genommen — die emancipirteste Frau ihrer Zeit war. Glaubt man doch schon die Lelia von Georges Sand oder die Vittoria Accorombona von Ludwig Tieck sprechen zu hören, wenn Frau von Kalb unterm 16. Oktober 1796 an Jean Paul schreibt: „Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armsäligkeiten und Bedürfnisse und selten der Klugheit; Liebe bedurfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; vielleicht nur, wie einige meinen, damit wir euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter; und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Göthe und noch mehr als Göthe: Unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt". Wie eine verspätete Antwort auf diese Auslassung lautet die Stelle in Jean Pauls Brief vom 15. Mai 1798 an Jakobi: „Ich kenne nun das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten — nein, ich will ein einfaches, stilleres Herz".

Da ohnehin im Vorstehenden der Zeit schon bedeutend vorgegriffen wurde, so ist nur billig, daß wir die Titanide ihren dornenvollen Lebensweg vollends hinabbegleiten. Nachdem ihr Verhältniß zu Jean Paul in den Jahren von 1796—1800 eine noch glühendere Färbung als das zu Schiller angenommen, aber diesem frappant ähnlich geendigt hatte, erlebte sie in einem und demselben Jahre (1804) den Tod ihres Mannes und den gänzlichen Verlust ihres Vermögens. Ueberdies halberblindet, weilte sie unstät und dürftig in Berlin, Frankfurt, Würzburg — nach Weimar wollte sie nie mehr zurück — dann wieder in Berlin, wo aber Hufelands Beistand sie nicht vor gänzlichem Erblinden zu bewahren ver-

mochte. Die Gutherzigkeit einer Prinzessin gab der Greisin Dach und Fach im königlichen Schlosse. Die Vielbewegte, Vielgeprüfte, in ihren schönsten Hoffnungen Betrogene, in ihren besten Wünschen Gescheiterte behielt bis zuletzt die titanische Energie des Fühlens und Denkens, welche vordem Schiller und Jean Paul angezogen, entzückt und — erschreckt hatte. „Unter allen Frauen, die ich je gekannt habe — schrieb Rahel Levin 1828 an die Fürstin Karolath — ist Frau von Kalb die geistvollste; ihr Geist hat wirklich Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann". Die Erscheinung von Jean Pauls gedrucktem Briefwechsel stürmte die leidenschaftlichsten Erinnerungen in der greisen Blinden auf und sie hatte die seltsame Laune, durch Vermittlung Varnhagens eine Art Verleugnung ihres Liebesverhältnisses zu dem großen Humoristen an Göthe gelangen zu lassen, — gerade wie sie früher versucht hatte, ihre Liebe zu Schiller hinterher vor sich selbst zu verleugnen — und zwar zur nämlichen Zeit, wo sie die beiden Büchlein „Charlotte" und „Kordelia" dictirte, in welchen jedes kundige Auge die Bestätigung jener zweimaligen Liebesglut findet. In ihren letzten Lebensjahren übte die Erscheinung der Hochbetagten mit den großen schwarzen todten Augen unter den weißen Haaren, die hohe Gestalt aufrecht tragend, orakelhafte Geistesblitze sprechend, die häufig von einem halb unheimlichen Lachen begleitet wurden, auf alle, welche ihr nahe kamen, eine eigenthümliche, fast sphinxartige Wirkung. Einer Sibylle soll sie da geglichen haben. Die Summe ihres Daseins zog sie zuletzt in der stoischen Sentenz: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen!" So starb die Zweiundachtzigjährige am 12. Mai 1843.

Zu unserem Dichter zurückkehrend, finden wir ihn gegen das Ende Novembers 1787 zu Pferde, den von Spätherbstnebeln belasteten Thüringerwald durchziehend. Die Reise ging nach Meiningen und Bauerbach. Schillers ehemalige Beschützerin, Frau von Wolzogen, hatte sehnlich verlangt, den Dichter zu sehen, um dessen Ansicht über das Projekt der Verheiratung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lilienstern zu vernehmen. Mit ihrem Wunsche hatte sich der von Schwager Reinwald und Schwester Christophine vereinigt und so war denn Schiller zu Pferde gestiegen. Der Ausflug währte sechszehn Tage, während welcher „von einem edelmännischen Gute zum andern herumgezogen wurde". Auf diesen Fahrten sah der Dichter eigenartige Kontraste der Zeit. Im Dorfe Hochheim war er der Gast einer adeligen Familie, die fünf Töchter und zusammen zehn Personen zählte und im besten Stil altpatriarchalischen Landjunkerthums lebte. Die Fräulein spannen und woben wie „die Prinzessinen aus der Bibel oder in den Zeiten des Ritterthums", alles trug selbstgemachtes Zeug und alle Bedürfnisse des Lebens wurden auf dem Gute selbst erzeugt und zubereitet. Zwei Stunden davon lebte ein Kammerherr von S. auf „hochtrabendem, fürstlichem Fuß", in Sprache, Sitte und Einrichtung ganz französirt. Eigen erging es dem Dichter mit den vertrauten Umgebungen von Bauerbach, wo er „von 1782—83 als Einsiedler gelebt hatte und so zu sagen schwindelnd an der Schwelle der Welt gestanden war". Sie hatten ihre Magie verloren und sprachen nicht mehr zu ihm. „An dieser Verwandlung sah ich — schrieb er an Körner — daß eine große Veränderung mit

mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraume! Eure Erscheinung, unsere Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!" In Bauerbach war er mit Wilhelm von Wolzogen zusammengetroffen, welcher damals, nachdem er 1784 aus der Karlsschule getreten, dem Namen nach Offizier im Regiment Augé, der Sache nach aber Hofarchitekt des Herzogs von Wirtemberg war und sich jetzt auf Urlaub bei seiner Mutter befand. Mit diesem Freunde trat er am 5. December gemeinschaftlich die Rückreise nach Weimar an. Der Ritt ging über Rudolstadt, wohin den jungen Wolzogen das Herz zog. Der 6. December, wo die Freunde den letztgenannten am Ufer der Saale anmuthig gelegenen Ort erreichten, war ein rechter Schicksalstag für Schiller.

In Rudolstadt lebte mit ihren beiden Töchtern Frau Luise Juliane von Lengefeld, welche wir unserem Dichter schon in Mannheim flüchtig begegnen sahen. Die Lage ihres frei an einem Berge stehenden Hauses bot alles Erfreuliche und Unbeschränkte des Landlebens und gewährte die Aussicht auf die sanfte Krümmung des Flusses, in drei frische Thalöffnungen hinein, auf nahe waldumkränzte Anhöhen und ferne großgezeichnete Gebirge. Wie zur Mutter, so standen die beiden Schwestern Karoline und Charlotte auch unter sich in dem Verhältniß innigsten Vertrauens, welchem dadurch kein Eintrag geschehen war, daß die ältere im Jahre 1785 eine Konvenienzheirat mit dem rudolstädtischen Legationsrath von Beulwitz geschlossen hatte, die „zufriedenstellend" verlief, aber dem vom Idealismus des Jahrhunderts vollen Herz der jüngen Frau doch keine Befriedigung gewährte. Frau von Lengefeld selbst war eine auf Formen haltende, durch häufigen Hofverkehr an die Schätzung des Ceremoniells gewöhnte, auch mit einem frommen Tik ausgestattete, aber dabei seelengute Dame. Die Stellung einer Hofdame war ihr weibliches Ideal, dessen Verwirklichung sie für ihre jüngere Tochter Lotte — in der Familie vertraulich-zärtlich Lottchen oder Lolo oder Loloa oder Lolochen genannt — anstrebte und zwar gerade damals am weimar'schen Hofe, wo die Herzogin Luise ihr wohlgeneigt war. Auch die bescheidenen Vermögensverhältnisse des Hauses mochten die Erlangung einer solchen Versorgung räthlich machen. Aber diese Bescheidenheit der Glücksumstände hatte die lengenfeld'sche Familie nicht verhindert, an dem humanen Bildungsstreben, welches die Aristokratie von damals durchschnittlich so rühmlich auszeichnete, mit regstem Interesse und Verständniß theilzunehmen. Der Hausherr — für das Glück der Seinigen viel zu frühe gestorben, als die 1763 geborene Karoline dreizehn und ihre Schwester Lotte zehn Jahre alt war — hatte seine Töchter selbst unterrichtet und in der Abgeschiedenheit ihres Thales, durch welches damals noch keine Kunststraße führte, hatten sich die beiden Mädchen an der klaren und weiten Weltansicht des Vaters heraufgebildet, besonders Karoline, welche der jüngeren Schwester zugleich Lehrerin und Freundin wurde. Herr von Lengefeld, ein Bewunderer Friedrichs des Großen und von diesem geschätzt, war den Grundsätzen der Aufklärung entschieden zugethan gewesen. Er hatte wie die psychischen, so auch die physischen Kräfte seiner Mädchen sorgsam geübt, hatte den Natursinn, wie den Geschmack an geistigen Freuden in

ihnen entwickelt, hatte sie zeitig fühlen gelehrt, was sie suchen sollten, und hatte schon durch seine eigene Persönlichkeit, welche die Principien der Ehre und schönen Sitte repräsentirte, die Einsicht in den wahren Werth der Menschen ihnen eröffnet und die Achtung vor männlicher Würde in ihnen begründet. So in geweihter Stille herangewachsen, nährten die Schwestern Geist und Gemüth mit ernster Kost, wie Plutarch und Rousseau sie boten, und erweiterten ihren Gesichtskreis durch die Reise nach der Schweiz, wo neben der großen Natur auch Lavater bedeutend auf sie wirkte. Nach der Heimkehr fühlten sie sich in Rudolstadt doppelt einsam, die Heirat Karoline's mit Beulwitz änderte wenig oder nichts in ihrem Gehaben und so wurden nur mit um so mehr Antheil die Beziehungen gepflegt, welche die Familie mit den weimar'schen Kreisen verbanden. Charlotte von Stein und Charlotte von Kalb waren dem lengefeld'schen Hause befreundet, in welchem Göthe so innig verehrt wurde wie nur in irgendeinem andern und das Geistige mehr als alles galt.

An einem trüben Decembertage des Jahres 1787 saßen die beiden Schwestern im elterlichen Hause mitsammen am Fenster. Indem sie in das traurige Nebelgeriesel hinaussahen, kamen sie sich, wie oft schon, vielleicht gerade wieder als verwünschte Märchenprinzessinnen vor, der Erlösung aus dieser Einsamkeit harrend. Da trabten zwei Reiter die Straße herunter, in ihre Mäntel eingehüllt. Scherzend versteckte der eine sein Gesicht halb unter den Mantelkragen, allein die Schwestern erkannten trotzdem ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, dessen innige Neigung für Karoline durch ihre Heirat nicht zerstört worden war. Der zweite Reiter war den Damen unbekannt oder schien es wenigstens und erregte ihre Neugier, welche bald befriedigt wurde; denn Wolzogen kam und bat um die Erlaubniß, seinen Reisegefährten Schiller für den Abend in das Haus seiner Verwandten einführen zu dürfen. Die Bitte wurde natürlich gern gewährt, aber als die beiden jungen Männer kamen und die Schwestern ihnen den Willkommen boten, hatten sie sicherlich keine Ahnung, daß sie in ihren Gästen ihre künftigen Gatten begrüßten... Zwei Tage darauf wieder in Weimar, schrieb unser Dichter an Körner: „In Rudolstadt habe ich eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte. Die Gegend um Rudolstadt ist außerordentlich schön“. Mit noch mehr Wärme äußerte er sich über die neue Bekanntschaft in einem Schreiben vom 20. December an Frau von Wolzogen: — „Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein“.

Offenbar hatte Schiller von dem gemüthvollen, durch Bildung und edle

Sitte erhöhten Familienleben, welches er im lengefeld'schen Hause gesehen, einen tiefen Eindruck empfangen. Eine lebhafte Sehnsucht nach einem solchen Dasein erwachte in ihm. Schon am 7. Januar 1788 eröffnete er dem Herzensfreunde Körner seinen Entschluß, zu heiraten; denn, schrieb er: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz". Wunderlich genug kam diesem Wunsche von einer ganz fremden Seite her der Zufall entgegen. Denn gegen das Frühjahr zu erging aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an den Dichter die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thalern, welche an körperlichen und geistigen Vorzügen seiner nicht unwerth sei, annehmen wolle. Schiller nannte den Antrag einen Spaß und behandelte ihn als solchen, wie er auch den flüchtigen, zu Anfang des Winters gehegten Einfall, sich von Wieland die Hand von dessen zweiter Tochter zu erbitten, bald wieder aufgegeben hatte.

Die Frage, ob sich der Heiratsgedanke Schillers schon damals wenigstens instinktartig auf Lotte von Lengefeld gerichtet habe, dürfte schwer zu verneinen und noch schwerer zu bejahen sein. Denn wenn Karoline sagt, daß den Dichter schon einige Wochen nach seinem Besuch in Rudolstadt eine lebhafte Neigung zu ihrer Schwester erfüllt habe, so ist aus Gründen, die später zur Sprache kommen werden, diese Aussage wohl nur als ein hochherziger Anachronismus zu betrachten. Was aber Lotte betrifft, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Schillers Erscheinung in ihrem elterlichen Hause ihr Herz noch unberührt gelassen habe, denn dieses hatte die schmerzlichen Nachwehen einer ersten und unglücklichen Liebe noch nicht verwunden. Sie war, am 22. November 1766 geboren, damals einundzwanzig Jahre alt. Mit liebender Hand hat die Schwester ihr Bild so gezeichnet: „Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen und zu gewähren. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigeren Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind". Damals aber, im Spätherbst und Winter 1787, war ihre Seele wund. Sie hatte ihr erstes jungfräuliches Gefühl einem trefflichen und liebenswürdigen Manne zugewandt, welcher diese Neigung leidenschaftlich erwiderte. Aber



die Ungunst der äußeren Verhältnisse hatte eine Verbindung der Liebenden verhindert und den Geliebten in Militär-Diensten über das Meer hinweggeführt. Die schmerzlichen Nachklänge dieses Lebewohls auf immer zu lindern, wurde eine zeitweilige Ortsveränderung für Lotte passend erachtet und so kam sie zu Anfang Februars 1788 nach Weimar, wo sie in dem befreundeten Hause der Frau von Imhof zu Gaste war. Nebenbei sollte auch Lotte's Anwesenheit in Weimar die Herzogin Luise an die dem Mädchen in Aussicht gestellte Hofdamenstelle erinnern. Aber das Ideal der guten Frau von Lengefeld kam seiner Verwirklichung dadurch nicht näher; denn schon ging ja Lolo einer anderen Bestimmung entgegen.

Schillers Zartgefühl verwehrte ihm, der jungen Dame seine Gegenwart aufzudrängen, doch begegnete er ihr da und dort, theils an öffentlichen Orten, theils in engeren Kreisen, bei Frau von Imhof, bei Frau von Stein. Sie erregte seine Aufmerksamkeit, seine Theilnahme mehr und mehr und Lotte ihrerseits konnte, so, wie sie war, die freundschaftliche Annäherung eines solchen Mannes nicht ohne stille Genugthuung bemerken. Ohne leidenschaftliche Regung und Erregung wob sich zwischen ihnen ein Band herzlicher Sympathie. Als die Heimkehr der jungen Dame bevorstand, wünschte sie von dem Dichter ein Stammbuchblatt, denn es war damals die Zeit der Stammbücher, und sagte ihm bei dieser Gelegenheit, daß sie sich zu ihren Bergen und Bäumen heimsehnte. Er schickte ihr am 3. April 1788 jene Stammbuchverse, welche jetzt mit einigen Veränderungen in seinen Gedichten stehen, und schrieb ihr dazu: „Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich, und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assemblee-Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir, so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, meine eigene Denkungsart unterschiebe". In ihrer Antwort erinnerte Lotte den Freund an seine früher gegen sie geäußerte Absicht, im Sommer nach Rudolstadt zu kommen, und als sie ihm einige Tage später ihre Abreise anzeigte, schrieb sie: „Die Hoffnung, Sie bei uns sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie, sobald als Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl und denken Sie meiner. Ich wünsche, daß es oft geschehe". Liegt in dieser reizend naiven Aeußerung nicht schon eine Andeutung, daß das junge Mädchen auf der „blumenvollen Flur", welche von der Freundschaft zur Liebe führt, schon einige Schritte nach vorwärts gethan hatte? Daß auch Schillers Gefühl bereits eine Steigerung erfahren, erkennt man an den Worten seines Antwortschreibens: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird".

Es war zwischen Schiller und Lotte verabredet worden, daß sie dem Freunde in der Umgebung von Rudolstadt eine passende ländliche Wohnung für die Sommermonate ausmitteln sollte, und die Freundin beeilte sich nach ihrer Heimkunft, dem übernommenen Auftrage zu genügen. Sie dachte zuerst an das schön gelegene

Haus des fürstlichen Gärtners in Kumbach, Rudolstadt gegenüber, entschied sich dann aber für das Haus des Kantors Unbehaun in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe Volkstädt, wo sie am 22. April für den Dichter eine Wohnung bestellte. Auf diesem Gange wurde sie von einer rudolstädter Freundin, Friedrike von Holleben, begleitet, welche ein Jahr darauf den Freiherrn Heinrich von Gleichen heiratete und später die liebevolle Schwiegermutter von Schillers und Lotte's jüngster Tochter Emilie geworden ist. Der Dichter freute sich von ganzer Seele auf diese Villeggiatur. „Sobald der Frühling einmal dauerhaft sein wird — schrieb er am 25. April an Körner — ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine halbe Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das lengefeld'sche Haus wird mir den Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lektüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche". Wie aus den letzten Worten erhellt und wie wir schon früher, in der Herberge zu Oggersheim wahrgenommen haben, liebte Schiller die Musik sehr. Sie stimmte ihn schöpferisch. Es liegt hierin einer der vielen Gegensätze seiner Natur zu der Göthe's. Die poetische Anregung, welche dieser bei den bildenden Künsten holte, verdankte Schiller gerne der Musik, während er sich, wenn auch vielleicht in zu schroffer Weise, das Interesse und den Sinn für die bildenden Künste absprach.

Er hatte sich den Winter über fleißig zur Arbeit gehalten. Die Fortführung der Thalia, die Mitwirkung am Deutschen Merkur gaben ihm zu thun. Im Vordergrunde seiner Thätigkeit standen die Geschichte der niederländischen Rebellion und der Geisterseher. Körner hatte aber an alledem kein Wohlgefallen; denn er wollte, daß Schiller, statt seine Kraft zu zersplittern, dieselbe lieber wieder ganz und voll auf die Schöpfung eines großen poetischen Werkes wenden möchte, meinte tadelnd, der Freund habe in Weimar seiner hohen Ideen über Dichterberuf und Dichterwerth ganz vergessen, und fürchtete, die historischen Studien und Arbeiten würden den Dichter der Poesie abtrünnig machen. Schiller rechtfertigte seine schriftstellerische Beschäftigung mit der Geschichte vor den Einwürfen des Freundes mittels äußerlicher und innerlicher Gründe, indem er ihm zu bedenken gab, daß er von der Schriftstellerei leben und daher auf das sehen müsse, was einträglich sei; ferner, daß zu poetischen Schöpfungen Stimmung und Laune nöthig und über diese nicht willkürlich zu gebieten sei; endlich, daß historische Arbeiten doch wohl auch für seine dichterische Zukunft fruchtbar sein könnten. Freilich konnte der Dichter dabei nicht verschweigen, daß in der Nothwendigkeit, von seiner Feder leben zu müssen, sehr viel Niederschlagendes läge, und es muß wohl eine trübe Stunde für ihn gewesen sein, als er am 18. Januar 1788 die Worte an den Freund richtete: „Du

wirst es für keine stolze Demuth halten, wenn ich dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenige. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben". Gegen den Frühling zu, mit der Aussicht auf den Sommeraufenthalt in Volkstädt vor Augen, erhob sich jedoch der Dichter wieder über diese düstere Auffassung seiner Lage und in seinem Briefe vom 16. April ist er im Falle, auch hinsichtlich seiner pekuniären Verhältnisse dem Freunde die beruhigende Versicherung geben zu können, daß er jetzt mehr erwerbe als er brauche und daß es „auf dem Wege zur ökonomischen Genesung — d. h. mit dem Schuldenzahlen — zwar langsam, aber doch vorwärts gehe". Wie nahe der Gränze völligen Mangels er übrigens zu dieser Zeit manchmal gekommen, erfahren wir daraus, daß er im Sommer 1795 an Göthe schrieb: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß und mir alles Geld bis auf etwa zwei Groschen ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen".

Im übrigen reicht, glaube ich, schon „Der Geisterseher" aus, uns zu überzeugen, daß Schiller seines Dichterberufes damals keineswegs uneingedenk war. Die Herbigkeit, womit er über dieses Werk noch während der Arbeit daran und unmittelbar nachdem er sie fallen gelassen geurtheilt hat, indem er es eine „Schmiererei" und eine „Farce" nannte, zeugt wohl für die Strenge der Forderungen, die er an sich stellte, ist aber sicherlich unbegründet. Der Geisterseher ist ein ganz vortrefflicher Roman und wir haben nur zu beklagen, daß er unvollendet geblieben. Er ist so recht aus dem 18. Jahrhundert herausgeschrieben, nicht weniger als der Wilhelm Meister. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen und zwar mit Grund; denn der Dichter ging von der ganz bestimmten Tendenz aus, die religiösen Verirrungen seiner Zeit zu zeichnen. Ob er als Vorbild seines zum Katholicismus bekehrten Helden, wie einige wollen, den Herzog Karl Alexander von Wirtemberg, den Patron des Juden Süß, oder, wie andere meinen, den Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vor Augen gehabt, ist von keinem Belang. Genug, der Geisterseher ist ein poetisches Spiegelbild der Reaktion des Obskurantismus gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfnisse des Gemüthes und die Forderungen der Phantasie, von den Industrierittern von damals sofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philosophie des gesunden Menschenverstandes reagirten und zwar mit einem Erfolge, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme überall sich berühren, weil die menschliche Natur, von dem einen Extrem abgestoßen, sich nur gar zu gerne dem entgegenstehenden überliefert. Machen wir hier einen kurzen Halt, um dieses dem 18. Jahrhundert so wesentliche kulturgeschichtliche Moment etwas näher ins Auge zu fassen.

Zu allen Zeiten haben die Menschen mit dem Räthselhaften zu spielen geliebt und der faust'sche Drang, die Schranken der Endlichkeit der Menschennatur zu durchbrechen und aus dem Gebiete des Natürlichen in das des Uebernatürlichen oder Unnatürlichen phantastisch hinüberzuschwärmen, ist so alt wie die Kultur, wie

das menschliche Bewußtsein. Durch die ganze Geschichte des Alterthums zieht sich die Fabel von einer mit magischen Kräften ausgestatteten Geheimlehre und das Christenthum konnte vermöge seiner mystischen Seite diese Mystik nur unterstützen. So finden wir denn in allen Jahrhunderten des Mittelalters eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Schule von tiefsinnigen oder, wenn man will, aberwitzigen Grüblern, die sich einer sogenannten „verborgenen Weisheit" rühmten und auch wohl mitunter im Besitze derselben zu sein wähnten. Die von den Träumen der Alchymie unterstützte Thätigkeit dieser „Adepten" war auf das „Magisterium", die „Materia prima", das „Geheimniß der Projektion", auf die Herstellung des „Aurum potabile", des „philosophischen Steins", der „Universalmedicin" oder des „Lebenselixirs" gerichtet und es gab gläubige Thoren genug, die Goldmacher und Verjüngungstinkturbrauer in Arbeit zu setzen. Diese im Grunde meist nur auf die gemeinsten Instinkte der Menschen, den Durst nach Gold und Sinnengenuß und die Furcht vor dem Tode, basirten Spekulationen fanden in der Verwilderung des 17. Jahrhunderts einen neuen Anhaltspunkt an einer kecken literarischen Mystifikation, welche von Valentin Andreä ausging. Im Jahre 1615 erschien nämlich zu Frankfurt das Buch „Von der löblichen Brüderschaft des Rosenkreuzerordens", worin behauptet wurde, daß ein von einem Deutschen, dem 1388 geborenen Christian Rosenkreuz gestifteter Geheimbund, die „Fraternität der Rosenkreuzer", existirte, welche den „Lapidem philosophorum" besäßen und die „Transmutationem metallorum" verständen, die Handhabung dieser wunderbaren Kräfte übrigens nur als Nebensache betrieben, weil des Ordens Hauptzweck sei, die Menschheit einer höheren Gotterkenntniß und einer reineren Moral entgegenzuführen. Letzteres wurde die Lockspeise, wodurch auch edlere Gemüther dem Tische des Unsinns zugeführt worden sind. Vergebens deckte Andreä, erschreckt durch das wundersüchtige Skandal, welches sein Buch verursachte, schon drei Jahre später den ganzen Schwindel auf, vergebens machte er sich über die Schwachen an Verstand lustig, welche an derartige „inventiones" glaubten: — das Märchen von der Rosenkreuzerei blieb ein Hauptelement der Geheimnißkrämerei und wurde von dem 17. Jahrhundert getreulich dem 18. überliefert. Doch das 18. Jahrhundert, so lange der emancipative Gedanke, der es beseelte und bewegte, in seiner Jugendkraft stand, modelte alles nach seinem Geiste und so sehen wir es denn auch den Hang der Menschen zum Geheimnißvollen und den Geheimbundapparat seiner aufklärerischen Tendenz dienstbar machen. Im Jahre 1717 wurde zu London die erste Freimaurerloge eröffnet und mit so reißender Schnelligkeit verbreitete sich dieser Geheimbund über den Erdball, daß schon im Jahre 1730 nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in Ostindien und Nordamerika Logen existirten. Die erste deutsche wurde 1737 zu Hamburg aufgethan.

Woher die Freimaurerei? Was war sie? Was wollte sie? Sie ging von der freidenkerischen Bewegung in England aus und man hat mit Recht gesagt, die Freimaurer seien die „Ritter vom Geiste" des Jahrhunderts der Aufklärung, die Freimaurerei sei die „innere Mission" des Deismus, d. h. des Rationalismus und der Toleranz, gewesen. In dem von James Anderson 1721 verfassten Konstitutionenbuch, der ältesten authentischen Urkunde des Ordens, heißt es: „Der Maurer ist

durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner noch ein frecher Wüstling sein. Es wird für dienlich erachtet, die Maurer allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen: das ist, gute und treue Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder (religiöse) Ueberzeugungen sie unterschieden sein mögen. Dadurch wird die Maurerei die Spitze aller menschlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter den Menschen zu stiften". Also die Bestimmung des Menschen aus dem Bereiche der Dogmenformeln hinweg und auf das Gebiet der Sittlichkeit hinüber verlegen, unter Garantie der Freiheit der persönlichen Ueberzeugung in Glaubenssachen einen großen Freundesbund unter den Menschen aufrichten, innerhalb dessen die Unterschiede der Geburt, des Ranges und Reichthums verschwinden sollten, mit einem Worte, dem Princip des Individualismus das Princip der Brüderlichkeit zugesellen, dem vorurtheilsfreien Verstand die werkthätige Liebe vermählen, — fürwahr eine große, eine erhabene Idee! Aber die nackte Schönheit der Wahrheit wird stets nur von wenigen gefühlt und verstanden. Die Menge, und zwar die gebildete nicht weniger als die ungebildete, verlangt allzeit nach bunten Hüllen und schimmerndem Tand. Die Begründer der Freimaurerei erwiesen sich als erfahrene Menschenkenner, als sie ihrer Stiftung durch Hindeutung auf uralten Ursprung derselben und geheimnißvollen Zusammenhang mit großen Epochen der heiligen und profanen Geschichte die Weihe einer ehrwürdigen Tradition verliehen. Aber indem man, von den Bauhütten des Mittelalters Symbolik und Ritual, sowie die Abstufung der Logenmitglieder in die drei Klassen der Meister, Gesellen und Lehrlinge entlehnend, den Maurerbund mit dem Tempelbau Salomons in mysteriöse Beziehung setzte, ja sogar seinen Ursprung um vier Jahrtausende vor Christus hinaufrückte, ermächtigte man auch die industrieritterliche Betriebsamkeit zur Ausbeutung dieser frommen Fabelei. So lange freilich der maurerische Gedanke in seiner ursprünglichen Reinheit mächtig blieb, gestattete er abenteuerlichen Mißbräuchen keinen Raum, und wenn auch die Logen schon frühzeitig das Ziel der Neugier des vornehmen Müssiggangs wurden, so waren sie doch zugleich die Sammelpunkte der intelligentesten, redlichsten und strebsamsten Männer aller gebildeten Klassen. Man vergesse nicht, daß nicht nur eine Menge Fürsten und Prinzen sich in die Logen drängte, sondern daß auch der Prinz, welcher nachmals Friedrich der Große wurde, das maurerische Schurzfell umband — (er wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1738 zu Braunschweig eingeweiht) — und daß in Weimar, wohin Bode, einer der thätigsten Freimaurer des Jahrhunderts, den Orden gebracht, noch 1780 der Herzog Karl August, Herder und Göthe sich in den Bund aufnehmen ließen, welchem auch Wieland angehörte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, die Freimaurerei, dieser über den ganzen Erdboden sich verbreitende Bund der religiösen Toleranz und der humanen Anerkennung der brüderlichen Gleichheit der Menschen, hat ganz wesentlich zur anhebenden Verwirklichung der demokratischen Ideen des 18. Jahrhunderts beigetragen. Insofern haben ihre Gegner von heute ganz recht, wenn sie die Freimaurerei ein revolutionäres Institut nennen.

Aber diese Ansicht von der Natur des Mauerbundes ist nicht erst von heute. Der Jesuitismus hatte sofort die Gefahr erkannt, welche von seiten des maurerischen Princips dem seinigen drohte, und schlau und thätig, wie er war, unternahm er es, den Feind mit dessen eigenen Waffen zu bekriegen, d. h. er bemächtigte sich der maurerischen Formen, um unter denselben seine eigenen Aufgaben zu verfolgen. Dabei kam ihm zu statten, daß dem durch die encyklopädistische Freigeisterei abgeklärten Verstand in der Oede seiner Nüchternheit so unheimlich und beklommen zu Muthe wurde, daß er sich schon der Abwechselung wegen der tollsten Wundersucht vielfach widerstandlos anheimgab. Nachdem zu Paris im Palais Clermont, wo die aus England vertriebenen Stuarts wohnten, zu jakobitischen und jesuitischen Zwecken das clermont'sche System erfunden und als eine angebliche Fortsetzung des Templerordens in die Maurerei eingeschmuggelt worden war, kam ein sogenanntes „inneres" System nach dem andern auf. Berüchtigt vor allen machte sich das der „strikten Observanz", wo außer den ursprünglich maurerischen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen statuirt und mit rosenkreuzerischen Symbolen, mit Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischem Ceremoniell kurzsichtige Mysteriensüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Zu striktem Gehorsam gegen ihre unbekannten „Oberen" verpflichtet, deren geheimnißvolles Haupt unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder („Eques a penna rubra") verehrt wurde, waren die Maurer der strikten Observanz nur Marionetten an den Drähten der obskurantistischen Kabale, welche sich insbesondere die Vernichtung des Protestantismus vorgesetzt hatte. Bei dieser Kabale war auch die unmittelbare oder mittelbare Leitung von allen den bunten Mysterienspielen, welche in den Logen der Rosenkreuzer, der afrikanischen Brüder, der Gesellschaft der deutschen Kette, der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Asien, des Jerusalemsordens, des Ordens der höchsten Vorsehung, des Ordens der Sonnenritter, der Schwertritter, der Verbrüderung zum Herzen Jesu und wie sonst noch alle die Bastardschößlinge der Freimaurerei hießen, an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung gewesen sind. Die Sucht der Geheimbündelei war so epidemisch, daß fast kein Stand von ihr verschont blieb. War doch auch das deutsche Studententhum ganz von dieser Epidemie befallen, wie der Moselbund — 1771 zum Amicistenorden reformirt — der Konkordienorden, Lilienorden, Schwertorden, Faßbinderorden und viele andere hinlänglich bewiesen. Das ganze Ordenswesen war ein ungeheures Gedränge von Betrügern, Betrogenen und betrogenen Betrügern geworden.

Der vorübergehend siegreiche Rückschlag gegen die Philosophie des „Common sense" war demnach erfolgt. Die Zeit der Mysterien, der Blendwerke, des Wunderrausches war da. Paris, dessen providentielle Bestimmung zu sein scheint, jeder Thorheit, von der kleiderkünstlerischen bis hinauf zur weltgeschichtlichen, den Stempel der Mode aufzudrücken, ging voran. Der Spott Voltaire's, der Skepticismus Diderots hatte die Salons zu langweilen angefangen. Die Appellation Rousseau's an das Gefühl hatte in diesen Kreisen in eine Appellation an die Fühlsamkeit und Phantasterei sich verkehrt. Man lechzte nach Wechsel, nach Neuem, nach Unerhörtem. Die Blasirtheit tastete krampfhaft nach irgend einem neuen Nervenreiz umher und nach bis auf die Hefen geleertem Becher des Unglaubens

griff man zu dem Taumelkelche des Aberglaubens. Nachdem man im Kreise der Sinnenwelt alles erschöpft, alles missbraucht hatte, erwachte ein krankhaftes Gelüste nach Uebersinnlichem: man wollte Geister beschwören, man wollte, nachdem man Gott geleugnet, den Teufel sehen. Nur wenige Jahre vor der Zeit, wo das Christenthum in Frankreich officiell abgeschafft wurde, erzählte der Duc de Lauzun seiner Tante, der Marquise de Créquy, daß er mit anderen Grandseigneurs beim Duc de Chartres — dem nachmaligen Philipp Egalité — einer Beschwörung des Satans angewohnt habe. Da sei in einem Kristallgefäß eine Kröte geschwommen, welche alle Sakramente der Kirche erhalten hatte (!) und, von dem Exorcisten als „Saint-Ange, mon cher Ange, mon belle Ange“ beschworen, dann als leibhaftiger Satan erschien, in geschlechtlos unheimlicher Gestalt. Wie nur immer in den finstersten Zeiten der Vergangenheit, unterhielten sich die vornehmen Kreise jetzt wieder mit zauberischen Praktiken, welche oft genug von verbrecherischer Tendenz waren. Als Marie Antoinette 1778 ihre ersten Wochen hielt, wurde ihr von einem Pfarrer in Paris ein Schächtelchen zugestellt, worin ihr Trauring lag. Ein Begleitschreiben des Priesters sagte aus, er habe unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses den Ring erhalten mit dem Bekenntniß, derselbe sei der Königin einige Jahre zuvor entwandt worden, um zu magischen Besprechungen benützt zu werden, welche sie verhindern sollten, Kinder zu bekommen. Man wird sich weniger darüber verwundern, daß die höfische Intrike auf solchen Aberwitz verfallen konnte, wenn man erwägt, daß sogar gelehrte Leute, wie ein Duchanteau und ein Clavières, alles Ernstes an die Verwirklichung ihrer lächerlich unsauberen oder ruchlos grausamen Träumereien von der Herstellung des philosophischen Steins dachten. Solche alte, neuaufgewärmte Phantasmen erhielten durch Mesmers Evangelium von dem „allgemeinen Fluidum“ eine sehr bedeutende Stütze. Auch Mesmer gab ja den von ihm erfundenen „thierischen Magnetismus“ für eine Universalmedicin aus, und nachdem es ihm, hauptsächlich mittels seiner Verbindungen in der entarteten Freimaurerwelt, einmal gelungen war, den Glauben an diese Art von „Magisterium“ zu Paris in die Mode zu bringen, warfen sich die Menschen der Salons mit beispielloser Gier auf das neue Heil. Prinzessinnen und Herzoginnen saßen gläubig um die wunderthätige magnetische Wanne her und in neuem Gewande hielt ein alter Schwindel seinen Triumphzug durch Europa.

Während in Frankreich alle diese Ausschreitungen einer wahnsinnig gewordenen Phantasie durch den „heiligen Dreiklang“ der Mystik Saint-Martins eine gewisse religiöse Weihe erhielten, war in Deutschland seit länger her durch die pantheistische Schwärmerei Böhme's, den Swedenborgianismus, den pietistischen Gefühlsüberschwang, die sibyllinischen Orakeleien Hamanns, die liebseligen Missionsreisen Lavaters dem gegen die exklusive und mitunter tyrannische Herrschaft des gesunden Menschenverstandes reagirenden Mysticismus Raum geschaffen worden. Auch hier stand die Geheimnißsucht in üppigem Flor, auch hier tollte die Maskerade der Rosenkreuzerei, auch hier wollte man Geister sehen und Wunder haben und — die Geisterbeschwörer und Wunderthäter fanden sich. Fast ganz zur gleichen Zeit führte in Schwaben der Pater Gassner das Skandal seiner angeblichen Wunderkuren auf und narrte in Sachsen der leipziger Kaffeewirth Schrepfer vornehme

Edelleute und reiche Bürger mit albernsten Geisterbeschwörungspossen. So war denn jenseits und diesseits des Rheines der Boden vorbereitet, auf welchem der „göttliche" Cagliostro die glänzendste Schwindlerrolle des Jahrhunderts spielen sollte. Giuseppe Balsamo — der „Sicilianer" in Schillers Geisterseher — begann in Palermo und Rom seine Laufbahn, dort als Fälscher, hier als Verkuppler seiner Frau, und endigte sie in den Gefängnissen der römischen Inquisition als Denunciant der Aufklärung. Diesseits der Alpen trat er, nach Führung verschiedener Namen und Betreibung verschiedener unsauberer Gewerbe in verschiedenen Ländern, unter dem Namen eines Grafen Cagliostro als Mystagog im großen Stil auf. Ob er, wie viele vermutheten, von Anfang an ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten gewesen, steht dahin; gewiß aber ist, daß die obskurantistische Rückwärtsbewegung der Zeit in ihm gipfelte. Zu London in eine Freimaurerloge aufgenommen, beschloß er, den maurerischen Apparat zum Vehikel seines Glückes zu machen. Er erfand ein neues System, die „ägyptische Maurerei", die abenteuerlichste Stoppelei von Absurditäten, die man sich denken kann, und fand Glauben und Gehorsam als Besitzer der Würde eines Groß-Kophta, zu welcher er sich selbst erhöhte. Es ist unglaublich und dennoch buchstäblich wahr, daß dieser gemeine, ungebildete, in kunterbuntester Phraseologie umhergaukelnde Abenteurer im vorletzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts der Aristokratie Europa's die Hebung ungeheurer Schätze, die Goldtinktur, den Umgang mit „Geistern", die physische und psychische Wiedergeburt versprechen durfte; und es ist noch unglaublicher und dennoch buchstäblich wahr, daß seine Anhänger ihm glaubten, ihn als ein höheres Wesen betrachteten und unter seine Marmorbüsten schrieben: „Divo Cagliostro". In Frankreich währte der Zauber des Schwindlers länger als in Deutschland, wo von Mitau aus seine frühere Jüngerin, Frau Elise von der Recke, seine Entlarvung unternahm. Selbst seine Verwickelung in die schmutzige Halsbandgeschichte konnte den Groß-Kophta bei den Franzosen noch nicht diskreditiren. Diesseits des Rheines haben wohl gerade die Machenschaften des Sicilianers zu einem heilsamen Gegenstoß in der Freimaurerei mitbeigetragen. Auf dem großen in Wilhelmsbad bei Hanau 1782 tagenden Maurerkonvent errang die von Bode und Knigge geführte aufklärerische Opposition einen entscheidenden Sieg über das System der strikten Observanz und die Mehrzahl der deutschen Logen adoptirte von da ab das System der sogenannten eklektischen Maurerei, d. h. sie kehrte zu den ursprünglichen Grundsätzen des Freimaurerthums zurück. Von diesem war auch der von Weishaupt und Zwackh 1776 zu Ingolstadt gestiftete, durch Knigge maurerisch ausgebildete Orden der Illuminaten nur eine Abzweigung, und zwar im Sinne eines mehr aggressiven Vorschritts. Gerade deßhalb rief aber der Illuminatismus von seiten der staatlichen und kirchlichen Gewalt eine Verfolgung wach, welcher er nach kurzer Blüthe erlag, den Hauptverursächern seines Falles, den Jesuiten, welche durch die 1773 erlassene Aufhebungsbulle Klemens des Vierzehnten zwar das Ordensgewand, nicht aber Einfluß und Macht verloren hatten, den Triumph bereitend, sagen zu können, daß es doch wohl ersprießlicher sei, „ad majorem Dei gloriam" als an der „Vervollkommnung der Menschen" zu arbeiten.

Auf dem im Vorstehenden umschriebenen Gebiete, wo sich der Kampf der

widerstreitenden Gedanken und Interessen des Jahrhunderts inmitten phantastischer Versuche und lichtscheuer Ränke abspielte, bewegte sich Schiller, während er an seinem Geisterseher arbeitete. Plötzlich sehen wir ihn mit einem genialen Sprung in eine ganz andere Region sich versetzen. Am 17. März schrieb er an Körner, er habe sich auf etliche Tage wieder ins Gebiet der Poesie hineingeschwungen und bei dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß seine Muse, ungeachtet er sie lange vernachlässigt hätte, noch nicht mit ihm schmolle. Wieland hätte für das Märzheft des Merkur auf ihn gerechnet und da habe er „in der Angst“ ein Gedicht geschrieben. Dieses Gedicht erschien denn auch wirklich in dem Märzheft der genannten Zeitschrift. Es war die berühmte Elegie „Die Götter Griechenlands“, die beredsame Apotheose jener Erscheinungsform der religiösen Idee, welche Hegel nachmals so treffend als die „Religion der Schönheit“ charakterisirt hat. Aber mochte der Anreiz zu dieser Ausströmung zunächst immerhin ein äußerlicher sein, das eigentliche Motiv lag zweifelsohne tiefer. Im Umgange mit Wieland hatte unser Dichter zuerst eine nachdrücklichere Anregung zur Beschäftigung mit dem griechischen Alterthum empfangen, zu einem Studium also, welches von jetzt an sehr bestimmend auf seine Anschauungen und Schöpfungen einwirken sollte. Indem nun das hellenische Schönheitsideal vor seinen Blicken aufzuleuchten begann, mußte er sich von den fratzenhaften Missbildungen der jüdisch-christlichen Idee, mit welchen er im Geisterseher zu thun hatte, heftig angewidert fühlen und es drängte ihn zu einem dichterischen Protest gegen diese Welt von Spukgestalten. So erklärt sich, glaube ich, am leichtesten die Entstehung jenes herrlichen Liedes zum Preise der griechischen Durchgötterung der Welt und der künstlerischen Schönheit des griechischen Kultus. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Götter Griechenlands neben lebhafter Bewunderung auch lebhaften Tadel erfuhren. Vortretend unter den Tadlern war Graf Friedrich von Stolberg, welcher seine Hingebung an die katholische Kirche, zu welcher er später übertrat, schon jetzt kundzugeben sich beeilte. Wir haben keinen Grund, an der Redlichkeit seiner Absicht zu zweifeln, aber was soll man dazu sagen, wie er sie ins Werk setzte? Im Augustheft des Deutschen Museums von 1788 trat er mit dem Eifer eines Familiaren der Inquisition als Denunciant gegen Schiller auf, welchen er ohne weiteres des Atheismus zieh, um den Heiden und Atheisten desto bequemer dem Haß unverständiger Zeloten überantworten zu können. Wieland wollte, daß der Dichter „den platten Grafen für seine selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen über die griechischen Götter ein wenig heimschickte“, und Schiller hatte auch gute Lust dazu, verschob aber seine Rache, welche nicht ausbleiben sollte, auf eine gelegenere Zeit. Konnte er sich doch einstweilen mit dem Bewußtsein beruhigen, daß das Gedicht, gegen welches die beschränkte Zionswächterei ins Feuerhorn stieß, seinem Genius eine neue Entwicklungsphase verhieße. Er stand an der Schwelle derselben, wie Göthe's Iphigenie am Meeresufer — „das Land der Griechen mit der Seele suchend“.

Sechstes Kapitel.

Volkstädt und Rudolstadt.

Beim Kantor Unbehaun. — „Viel an der Kunkel". — Im Hause Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schillers Aristokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerswerkstatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Uebersetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geschichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Historiker. — Die Künstler. — Der Dichterphilosoph. — Anregung zu einem epischen Gedicht. — Umzug nach Rudolstadt. — Zusammentreffen mit Göthe. — Herzliche Briefe. — Lotte — Rückkehr nach Weimar. — Resultate des Volkstädt-Rudolstadter Sommers. — Karoline.

Am Abend des 18. Mai 1788 langte Schiller in Volkstädt an. Das Dorf liegt am Ufer der Saale in einem anmuthigen Thale, von sanft ansteigenden Bergen umgeben. Auf der Seite nach Rudolstadt zu stand am Eingange des Dorfes eine Porzellanfabrik. Wenige Schritte weiter erblickt man zur rechten Hand ein freundliches einstöckiges Haus, welches dem Kantor und Schulmeister Unbehaun gehörte und noch jetzt im Besitze von dessen Familie ist. Die südliche Ecke des ersten Stockwerkes nimmt das „Schillerzimmer" mit daranstoßender Schlafkammer ein. Das einfache Pult, woran der Dichter schrieb, steht noch da. Aus den Fenstern der einen Seite erblickt man die gegenüberstehende Kirche. Hinter derselben ragt ein mit Laubgehölz bewachsener Hügel empor, welchen die Pietät „Schillerhöhe" getauft und 1840 mit einem bronzenen Abguß der dannecker'schen Büste des Dichters geschmückt hat. Denn dort oben verweilte er oft und gern, in die heimeligen Thalgelände hinein und auf die waldbekrönten Bergkuppen hinüber blickend, zwischen welchen da und dort die Ruinen mittelalterlicher Burgen aufsteigen. Von dem Hügel herab hatte er auch eine reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das auf die Spitze eines Felsens gepflanzte fürstliche Schloß sehr vortheilhaft angekündigt. Ein angenehmer Fußpfad führte ihn binnen einer halben Stunde längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüber vom Dorfe nach der Stadt.

Mit mannigfachen Arbeitsvorsätzen zog unser Dichter in sein sommerliches Tuskulum ein, welches Wieland, indem er ihm ein herzliches „Quod felix faustumque sit!“ zurief, „ein selbstgewähltes Pathmos“ und ein „Elysium“ oder „Quasi-Elysium“ nannte. Schiller hatte, wie er scherzend gegen Körner äußerte, viel „an der Kunkel“: die Fortsetzung des Geistersehers, der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Menschenfeindes, welchen er wieder aufzunehmen beabsichtigte. Daneben sollten Aufsätze für Wielands Merkur geschrieben und sollte eine Recension des soeben im 5. Theil der Sammlung von Göthe's Schriften erschienenen Egmont gemacht werden. Mit heiterem Behagen fasste Schiller alle diese Aufgaben ins Auge, denn er war bei seiner Ankunft in Volkstädt noch ganz in der fröhlichen



Stimmung, welche die zuletzt in Weimar verlebten Tage in ihm angeregt hatten. Der alte gute „Vater“ Gleim war von Halberstadt herübergekommen und seine Anwesenheit in Weimar hatte zu munteren literarischen Symposien Veranlassung gegeben, denen sogar Herder sich nicht entzog. Sämmtliche weimarer Notabilitäten hatten sich um den alten Herrn gesammelt, dessen siebzig Jahre die Beweglichkeit seines Geistes und das Wohlwollen seines Herzens nicht beeinträchtigten, und als Gleim und sein Jugendfreund, der Geheimerath Schmidt, mitsammen in ihren Erinnerungen an die Tage der klopstock'schen Kameradschaft sich ergingen, hatte Schiller mit Vergnügen zugehört, „wie diese alten Kerle von jenen Zeiten sich unterhielten und mit Wärme ihr burschikoses Leben sich zurückriefen“. Etwas räthselhaft ist die Zurückhaltung, welche der Dichter inbetreff seiner Beziehungen zu der Familie Lengefeld seinem Herzensfreunde Körner gegenüber längere Zeit beobachtete. „Ich werde — schrieb er ihm am 26. Mai — eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bißchen Ordnung, das

ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraktion wieder über den Haufen werfen wollte". Wollte Schiller vielleicht dem Freunde, welcher die in dem Kopfe des Dichters durch Fräulein von Arnim in Dresden angerichtete „Distraktion" mitangesehen hatte, die Beruhigung geben, daß er in Rudolstadt einer „solchen Distraktion" nicht ausgesetzt sei? Oder wollte er erst die Festigung seiner Stellung zum lengefeld'schen Hause abwarten, bevor er den Freund tiefer in dieses Verhältniß blicken ließ? Wie dem sei, seine Beziehungen zu der Familie Lengefeld hat er sofort in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Volkstädt wieder aufgenommen; denn schon am 27. Mai schrieb Karoline von Beulwitz an ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen: „Schiller ist seit einigen Tagen hier, uns ist recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, sein Umgang freut uns sehr, es ist wirklich ein vortrefflicher Mensch, der sehr fein, fest und edel ist und im gemeinen Leben durch die Ueberlegenheit seines Geistes niemanden drückt". Körner seinerseits fiel dem Freunde nicht mit Fragen über seine geselligen Beziehungen beschwerlich, wohl aber kam er bei Gelegenheit der ihm mitgetheilten Arbeitspläne wieder einmal, wie oft schon, auf seine ganz richtige Ansicht zurück, daß Schiller nicht berufen sei, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein, worauf ihm der Freund das tröstliche Wort sagte, er fühlte seinen dichterischen Genius wieder.

Wenige Tage nach der Ankunft in seinem „Pathmos" hatte der Dichter mit einem heftigen Katarrh zu kämpfen, welchen er sich durch eine Erkältung zugezogen und der ihn, wie er sagt, „schändlich zurichtete". Da war es denn gut, daß er im Hause einer Familie wohnte, welche den Werth ihres Gastes zu schätzen wußte. Eine Tochter des Kantors Unbehaun hat nachmals in alten Tagen der rührenden Sorgfalt gedacht, welche ihre Eltern dem ihr als Kind räthselhaften Fremden angedeihen ließen. Jede störende Arbeit des Hauswesens oder der Landwirthschaft unterließen sie, wenn sie wußten, daß Schiller an seinem Pulte sei. Wir erfahren auch aus dieser Quelle, daß es bei Gewitter den Dichter nicht in der Enge des Hauses litt. Er ging dann die Hügel hinan, um sich von dort diese großartigen Naturerscheinungen anzusehen, welche seine Seele gewaltig aufregten. In solchen Fällen oder wenn er spät in der Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, schickten ihm die sorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen entgegen oder auch machte sich der brave Kantor selbst auf den Weg, um den Gast vor Schaden zu bewahren. Der Aufenthalt des Dichters in dem stillen Dorfe muß überhaupt für die Bewohner desselben epochemachend gewesen sein und sie bewahrten ihn treu im Gedächtniß. Schillers Erscheinung und Wesen wirkte offenbar mächtig auf diese schlichten thüringischen Naturen. Im Jahre 1844 hat noch in Rudolstadt eine Häuslerwitwe aus Volkstädt gelebt, die sich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren suchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf gestreichelt habe, als sie auf der Anhöhe, die jetzt seinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die siebzigjährige Greisin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingsttag und von dem jungen gelehrten Manne war schon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erst kurze Zeit in seinem einsamen Hause wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, versteht sich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben setzten und dazu ein geistliches Lied

fangen. Und so kam es auch, daß ich und meine Schwester Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf seiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berge heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinausgesehen in den Thalgrund. Er hatte ein blasses, geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengedreht, wie es die Herren in der Stadt thaten".

Die Persönlichkeit unseres Dichters hat in reiferen Jahren überall, bei Vornehmen und Geringen gleichermaßen, den Eindruck einer höheren, einer auserwählten Natur hervorgebracht. Der Volksinstinkt erhaschte auf der gesenkten Stirne des blassen, leidend aussehenden Mannes den Stral des Genius, wie derselbe Instinkt noch heutzutage aller Nörgelei einer blasirten Kritik zum Trotz aus den Erstlingsdramen Schillers die Bedeutung dieser Sturm- und Dranggenialität herausfühlt. Unser Dichter war ein Aristokrat des Geistes, wie das jeder ist, welcher an das Ideal glaubt; aber er war zugleich ein Demokrat. Natürlich darf hier weder dieses noch jenes Wort im gemeinen Klubbsinne genommen werden. Denn Schillers Demokratismus bestand darin, daß er sein ganzes Genie daransetzte, die Menschen zu Denkenden, Wissenden, adlig Gesinnten emporzubilden, zu Aristoi im besten und höchsten Sinne. Diese hochherzige Mission des Dichters hat das Volk jeder Zeit, wenn nicht begriffen, so doch instinktmäßig geahnt und daraus erklärt sich die Ehrfurcht, welche Schillers Begegnung schlichten Bürgers- und Bauersleuten einflößte, daraus erklärt es sich, daß z. B. der alte Gußmeister Meier in der Glockengießerei zu Rudolstadt stolz darauf war, erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in seine Werkstatt gekommen. Dies geschah zur Zeit, von welcher wir handeln, häufig, und da eine unzweifelhaft authentische Ueberlieferung uns sagt, daß sich der Dichter bei diesen Besuchen in gründlichster Weise in der Technik des Glockengusses zu unterrichten gestrebt habe, so dürfen wir wohl annehmen, daß in der rudolstadter Glockengießerei ihm die Idee zum unvergleichlichen Lied von der Glocke aufgegangen sei. Durch den Aufenthalt in Dresden und mehr noch durch den in Weimar hatte Schiller in Beziehung auf weltmännischen Takt offenbar viel gewonnen. Er war jetzt nicht mehr der zwischen dämischer Schüchternheit und kraftgenialischer Burschikosität schwankende Regimentsmedikus von 1782. Im Verkehr mit der Welt war er des eigenen Werthes sich bewußt geworden und hatte zugleich gelernt, welche Rücksichten der gebildete Mann den geselligen Formen schuldig ist. Daher die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er während des rudolstadter Sommers mit bäuerlichen und bürgerlichen wie mit höfischen Kreisen verkehrte. Im lengefeld'schen Hause traf er häufig mit dem jungen Erbprinzen zusammen, welcher sein Interesse für Schillers Arbeiten dadurch zu bethätigen suchte, daß er die Zeichnung einer Scene aus dem Geisterseher entwarf. Auch der alte Fürst scheint an dem Dichter Gefallen gefunden zu haben, denn dieser wurde auf Veranlassung desselben Mitglied der dortigen Schützengilde. Zu diesen idyllisch-humanen Verhältnissen in Rudolstadt

bildete es dann freilich einen starken Gegensatz, wenn Körner (am 20. Juli) aus Karlsbad, wo er den Brunnen trank, dem Freunde schrieb, daß die zahlreiche adelige Brunnengesellschaft gegenüber der bürgerlichen streng exklusiv sich verhielte. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die Aufklärung des Jahrhunderts vielerorten nur eine Phrase war und daß selbst in den neunziger Jahren noch in mancher deutschen Residenz das Leben im gothischen Kastenstile sich bewegte.

Manchen lieben langen Tag ist Schiller in den Bergzügen und Thalgebreiten bei Rudolstadt umhergestrichen. Einer seiner Lieblingsgänge war aus dem Thale der Saale hinüber in das der Schwarza, welches Bergwasser unter einsamen Fichtenschatten zwischen malerischen Felsengestaltungen tosend herabkommt. Dort stieg er zur Schwarzburg hinauf oder zu den Trümmern des Klosters Paulinzelle. Allein mehr noch, weit mehr als diese Reste der Vergangenheit zog unseren Dichter an, was drüben in der Stadt die Gegenwart Holdes und Gutes bot. Ging die Sonne zur Rüste, so verließ er das stille Kantorhaus und wandelte längs des Flusses gegen Rudolstadt hin. Etwa halbwegs ergießt sich ein Waldbach in die Saale. Da, bei dem Stege, der über den Bach führte, kamen ihm gewöhnlich die beiden lieben Schwestern entgegen. „Wenn wir ihn — erzählt Karoline — im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte in seinen Gesprächen wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe". Der Dichter begleitete dann die Schwestern nach der Stadt zurück, wo ein gleichgestimmter kleiner Kreis sie erwartete: Frau von Lengefeld, Herr von Beulwitz, Herr von Gleichen und dessen Braut Friederike von Holleben. Im Juli kam auch Wilhelm von Wolzogen, freilich nur, um bald wieder sich zu verabschieden, denn er war im Begriffe, im Auftrage des Herzogs von Wirtemberg nach Paris zu gehen, wo ihn ganz andere Scenen erwarteten als er in dem heimeligen Saalethal hinter sich ließ. Denn während hier befreundete Menschen auf dem Wege „ruhiger Bildung" sich zusammenfanden und in idyllischem Behagen die großen und humanen Ideen des Jahrhunderts in sich aufnahmen und unter sich tauschten, während sie Musik machten, die Natur belauschten, mitsammen Dichter lasen und den Kultus einer idealen Freundschaft übten, verrieth dort drüben schon manch ein dumpfer unterirdischer Donnerton, daß der kochende revolutionäre Vulkan sich anschickte, seinen Krater aufzuthun. Unseren Freunden in Rudolstadt war es gegönnt, ohne eine Ahnung der ungeheuren Erschütterung, welche von Paris aus sobald Europa durchzittern sollte, ihres Sommers zu genießen. Schillers Stimmung war in dieser Zeit eine so heitere, wie sie selten ihm geworden. „Ich habe mich hier — schrieb er unterm 27. Juli an Körner — noch immer ganz vortrefflich wohl. Wir sind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von dem Hause (Lengefeld) wird mir schwer sein und vielleicht desto schwerer,

weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen". Wie aus diesen Zeilen, so athmet auch aus den zahlreichen kleinen Briefen und Billeten, welche zwischen dem Kantorhause in Volkstädt und dem lengefeld'schen Hause hin- und hergingen, eine gleichmäßige Heiterkeit und in zahllosen gegenseitigen kleinen Aufmerksamkeiten spricht sich eine ruhige, aber innige Freundschaft aus. So macht es sich z. B. gar anmuthig, wenn Lottchen durch Uebersendung von Blumen dafür sorgt, daß Schiller der „angenehmen Wirkung", welche er von Blumendüften empfängt, in seinem Zimmer nicht entbehre, und ihre Grüße mit in den Strauß bindet.

Auch an Wolken fehlte es diesem heiteren Sommerhimmel nicht. So eine vorüberziehende Wolke war die Erscheinung von Stolbergs schon erwähnter Anklage der „Götter Griechenlands". Unser Dichter entsagte zur Freude der beiden Schwestern dem Vorhaben, in der ersten Aufwallung den Ankläger nach Gebühr abzufertigen. Dagegen war bei dieser Gelegenheit eine kleine Kontroverse mit Frau von Lengefeld, welche „den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band," nicht zu vermeiden. Den dogmatischen Zwist artig beizulegen, sandte Schiller eine englische Bibelübersetzung an Lottchen und schrieb scherzend dazu: „Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hatte, sie englisch zu lesen, und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im lengefeld'schen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen. Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache." Einen tieferen und dauernderen Schatten warf in dieses Sommerleben der Hingang einer edlen Frau, einer treuen Freundin. Am 5. August starb unerwartet Henriette von Wolzogen. Sie hatte seit der Geburt ihres ältesten Sohnes an einem Brustübel gelitten und eine schmerzliche Operation, welcher sie sich kürzlich unterzogen, hatte nur ihren Tod beschleunigt. Ihre Ueberreste wurden in der Kirche von Bauerbach beigesetzt. Die Trauerpost bewegte den Dichter tief und in einem Briefe vom 10. August an Wilhelm von Wolzogen ergoß er seine Trauer in den Worten: „Gewiß eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir

wollen einander wie Brüder angehören. Ach, sie war mir alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können!"

Auch während des rudolstadter Sommers hat übrigens Schiller weder in Freude noch im Leide vergessen, daß er berufen sei, nicht ein müßig Genießender, sondern ein strebend Arbeitender zu sein. Selbst aus seinen Genüssen schöpfte er Anregung und Kraft zu neuen Arbeiten. So, wenn er gemeinsam mit den Schwestern Lengefeld die griechischen Dichter las. Das müssen schöne Stunden gewesen sein. Karoline erzählt: „Schiller las uns Abends die Odyssee vor und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her". Die geistvolle Frau hat mit diesen wenigen Worten ganz vortrefflich den Eindruck bezeichnet, welchen die Eröffnung der homerischen Dichtung auf die deutschen Gemüther machte. Da war Klarheit, ruhige Schönheit, da eine Welt, durch welche der tiefe Riß zwischen Geist und Natur, Göttlichem und Menschlichem noch nicht geschehen. Wir Epigonen, denen die Welt Homers von den Schulbänken auf vertraut ist, können uns nur schwer eine Vorstellung von der außerordentlichen Wirkung machen, welche die Verdeutschung der homerischen Gesänge durch Voß hervorbrachte. Karoline von Wolzogen sagt mit Recht: „Was jeder Deutsche Voßens Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich". In der That, die Erscheinung des voß'schen Homer war ein Ereigniß, ein höchst bedeutsames Ereigniß in der deutschen Kulturgeschichte. Ueber einen Zwischenraum von mehreren Jahrtausenden hinweg schlug der Geist von Hellas eine Brücke nach Deutschland herüber, um hier, wiedergeboren aus germanischem Tiefsinn, abermals seine humanisirende Thätigkeit zu beginnen. Erst mit der voß'schen Verdeutschung des Homer wurde ein modernes Griechenthum möglich, weil erst damit die antike Welt aufhörte, eine sterile Domäne der Stubengelehrsamkeit zu sein, und ein Eigenthum aller Gebildeten wurde. Die Ahnung von der Verwandtschaft des hellenischen mit dem deutschen Geiste, welche dem Wolfgang Göthe in Italien im Angesichte der antiken Kunstgebilde so eben zur freudigen Gewißheit geworden, ging in dem stillen Saalethal auch unserem Schiller auf. „Ich lese jetzt fast weiter nichts als Homer — schrieb er unterm 20. August an Körner. Ich habe mir Voß's Uebersetzung kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, vielleicht Klassicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studiren und dann, wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studiren". Reinigung also suchte unser Dichter in dem ewigen Jungbrunnen der Poesie von Hellas und er hat sie auch wirklich darin gefunden. Aber wenn er glaubte, auf dem angegebenen Wege die Kenntniß der griechischen Sprache spielend sich anzueignen, so war das freilich eine Täuschung. In seinen Schuljahren war er über die Rudimente des Griechischen nicht eben weit hinausgekommen

und er empfand diesen Mangel seiner Bildung schmerzlich. Jetzt und später; denn noch zu Ausgang des Jahres 1795 kam er wieder auf seinen Vorsatz zurück, gründlich Griechisch zu lernen, was jedoch bei seinen vielen anderweitigen Arbeiten nur ein frommer Wunsch sein konnte. So mußte er sich denn mit Uebersetzungen der Griechen behelfen und las mit den Schwestern Lengefeld im Sommer 1788 die griechischen Tragiker in den französischen Uebertragungen von Brumoy und Prevot. Das war freilich ein trauriger Nothbehelf. Die Freundinnen fühlten es wohl heraus, daß die durch und durch konventionelle französische Sprache den antiken Tragöden schlecht zu Gesichte stände, und „um diese Reden, Gefühle und Bilder mittels unserer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen" — wie Karoline sich ausdrückt — baten sie den Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu verdeutschen. Schiller unternahm hauptsächlich mit Hilfe einer jener wörtlichen lateinischen Uebersetzungen, wie sie in den älteren Ausgaben den griechischen Texten gegenübergedruckt sind, den Versuch und zwar am Euripides, dessen pathetische und sentenziöse Weise, zu dichten, seiner eigenen verwandt war. So kam die Uebersetzung der Iphigenia in Aulis zu stande, welche in die Thalia eingerückt wurde, und etwas später die Verdeutschung einiger Scenen aus den Phönissen. Man darf den strengen Maßstab der deutschen Uebersetzungskunst von heute nicht an diese Versuche legen. Es sind nur poetische Stilübungen und „der antike Geist blickt nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand", wie Wilhelm von Humboldt treffend gesagt hat. Allein nicht zu übersehen ist, daß unser Dichter den warmen Hauch seiner Begeisterung auch in diese Uebungen hineintrug und daß er dadurch mit zu den Anregern jener poetischen Dolmetschungskunst sich gestellt hat, welche uns Deutschen, wie keinem anderen Volke, das Verständniß des Universalkoncertes der Poesie erschloß.

Die Uebersetzungen aus dem Euripides stehen wie Erholungsstunden mitten unter den Originalarbeiten, welche unser Dichter in diesem Sommer förderte. Im Juliheft von Wielands Merkur erschienen die „Briefe über Don Carlos", eine Selbstkritik, wie sie so schön niemals wieder geschrieben wurde. Es mag in dieser Apologie der berühmten Dichtung manches Unzulängliche sein und man erkennt bei genauerem Zusehen wohl, daß Schiller hinsichtlich seiner ästhetischen Principien sich selbst noch lange nicht klar genug war, um anderen zu klaren Anschauungen zu verhelfen. Aber das Ganze fesselt unwiderstehlich durch den süßen Zauber einer Schwärmerei, welche mit Ausschluß alles Gewaltsamen in jener schönen Harmonie sich bewegt, die nur einem stillbefriedigten Seelenzustand entspringt. Wie man von Shakspeare's Juliatragödie gesagt hat, die Liebe hat sie diktirt, so kann man von den Briefen über Don Carlos sagen, daß die Freundschaft sie dem Dichter in die Feder geflüstert habe. Mir ist beim Lesen derselben immer gewesen, als blickten mich aus den beredsamen Zeilen die sanften Züge Lotte's und die enthusiastischen Augen Karoline's an. Körner schrieb am 11. August dem Freunde: „Eben bekomme ich deine Briefe über Don Carlos. Ich hielt das Unternehmen für gefährlich, aber meines Erachtens hast du dich gut aus der Sache gezogen. Der Ton gefällt mir sehr, weder affektirte Bescheidenheit noch Selbstlob. Du gibst dein Kunstwerk preis und willst nur deine Ideale retten. Auch der Stil ist geist-

voll und ohne Prätension". Im Juli beendigte Schiller den ersten Theil der Geschichte des Abfalls der Niederlande, welche dem Plane zufolge sechs Bände stark werden sollte. Das Werk wurde bekanntlich nie vollendet, gewiß mehr aus dem inneren Grunde, daß Schillers Beschäftigung mit der Historik überhaupt nur eine Entwickelungsphase seines dichterischen Genius war, als aus dem äußerlichen, welchen eine rudolstadter Lokalsage angibt, der zufolge der Dichter, während er an seinem Geschichtsbuche arbeitete, von einem hinderlichen Unwohlsein befallen wurde. Der Arzt, Hofrath Konradi aus Rudolstadt bemerkte, daß diese Behinderung dem Dichter sehr drückend war, und sagte scherzend: „Seien Sie ganz unbesorgt, der Tod wird Sie an der Fortsetzung des Werkes nicht hindern; aber Sie werden sterben, sobald Sie dasselbe zu Ende gebracht". Schiller habe diese Worte sehr aufmerksam angehört und später nie sich überwinden können, der Aufforderung, das Buch fortzusetzen und zu vollenden, zu entsprechen. Wahr ist, er betrachtete das ganze Unternehmen als einen Versuch. „Es wird — schrieb er an Körner — alles auf die Aufnahme dieses ersten Versuches ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Historiker werde, so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe oder welches mir die Gegenstände hergeben wird, an denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe". Die Aufnahme der Arbeit im Publikum war ermunternd genug und der Beifall, welchen sie gewann, für Schiller auch insofern von Bedeutung, als sie ihm den Weg zu seiner Stellung in Jena bahnte. Freilich dürfte es nicht schwer sein, von der Höhe herab, welche die historische Forschung und Kunst der Deutschen seither gewonnen hat, an dem Buch eine scharfe Kritik zu üben. Wenn man aber den Hauptmangel desselben betont, die Abwesenheit urkundlichen Quellenstudiums, so darf nicht vergessen werden, daß dieses damals, wo z. B. diesseits der Pyrenäen vielleicht kein Mensch vom Vorhandensein des Archivs von Simancas wußte, für Schiller eine baare Unmöglichkeit war. Was er, soweit seine Hilfemittel reichten, wollte, nämlich „das lesende Publikum von der Möglichkeit überführen, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein", das hat er vollständig erreicht. Man kann unbedenklich sagen, daß die Geschichte des Abfalls der Niederlande epochemachend wirkte, indem sie das erste im historischen Kunststil in Deutschland geschriebene Geschichtswerk war. Wenn Schiller auch kein Historiker wäre, so hat er wenigstens den deutschen Historikern gezeigt, wie sie schreiben müßten, um gelesen zu werden. Erst mit ihm begann die Geschichtschreibung auch für weitere Kreise vorhanden zu sein. Er war es, welcher die historische Muse von der Pedantenperücke und dem exklusiven Reifrock erlöst hat. Aber das Verdienst seiner geschichtlichen Arbeiten liegt keineswegs bloß in der Form. Schiller war doch eigentlich der Erste in Deutschland, welcher die Geschichte mit philosophischem Geiste durchdrang und in ihr statt eines Personen- und Zahlenverzeichnisses, statt eines Quodlibet von Zufälligkeiten und Kuriositäten die Aktensammlung eines sittlichen Processes erkannte: — „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Dieser große Gedanke, an welchem man jetzt, wie an so vielen anderen großen Gedanken unseres Dichters, nichts Besonderes und Auffallendes mehr findet, weil er einem so zu sagen von Kindesbeinen auf geläufig geworden

ist, — dieser Gedanke hat die ganze historische Anschauung und Thätigkeit Schillers bestimmt und befruchtet. Von diesem idealen Standpunkt hat er alle weltgeschichtlichen Probleme angesehen, und die Richtigkeit desselben zu erweisen hat er nicht nur einzelne Emancipationsgeschichten geschrieben, sondern er hat, wie als Dichter, so auch als Historiker überall „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ aufgezeigt, d. h. das unwandelbare Gesetz einer unhemmbar vorschreitenden Entwickelung.

Es ist fürwahr nichts Kleines gewesen, inmitten des trostlosen politischen Marasmus, welchem Deutschland verfallen war, diesen geschichtephilosophischen Standpunkt zu gewinnen, und wir müssen eine günstige Schicksalsfügung darin erkennen, daß uns gerade zu einer Zeit, wo dem Deutschen eine pessimistische Weltanschauung nur allzu nahe gelegt war, in Schiller ein Prophet erstand, welcher, den Blick auf den Bildungsgang der Menschheit gerichtet, seinen Landsleuten die frohe Botschaft von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechtes verkündigte. Dieses Evangelium des Idealismus auszubreiten, das ist die Aufgabe der Historik und der Kunst. Die weltgeschichtliche Kulturmission der letztern zu feiern, schrieb Schiller sein berühmtes Gedicht „Die Künstler“, mit welchem seine Laufbahn als Dichterphilosoph anhebt. Es wurde zu Rudolstadt im Herbst 1788 begonnen, reifte dann den Winter über unter vielfachen Umschmelzungen der Vollendung entgegen und lag im Februar 1789 fertig vor, worauf es in Wielands Merkur erschien. In einem Schreiben an Körner (vom 9. Februar) gibt der Dichter als Grundidee des Gedichtes an: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ — und sagt, daß eine Allegorie durch das Ganze hindurchgehe. Das Schöne wird demnach von Schiller hier als das Symbol des Wahren und Guten gefasst, die Offenbarung des Schönen, die Kunst, als das sinnliche Mittel zur Erreichung des übersinnlichen Zweckes, d. h. der Erhebung des Menschen über seine sinnliche, selbstsüchtige Natur. Die Erziehung des Menschen zur freien Sittlichkeit stellt der Dichter als das Endresultat der gesammten Entwickelung desselben hin. Das Göttliche, das Absolute, das Ideal, nenne man es nun Wahrheit, Erkenntniß oder Sittlichkeit, ist das Urbild; das Schöne, in der Kunst zur Erscheinung gebracht, ist das Sinnbild. Der Mensch, behaftet mit allen Schwächen seiner Natur, ist unfähig, die Wahrheit in ihrer nackten Göttlichkeit anzuschauen. So muß sie denn in der Hülle der Schönheit zu ihm herabsteigen, damit er ihre Majestät ertrage. Demzufolge sind es die Künstler, welche dem Menschen die Offenbarung des Göttlichen vermitteln; sie sind die Priester, welche mittels des Schönen die Gesellschaft zur Erkenntniß der Wahrheit, zur sittlichen Würde erziehen. So ist der Künstler der Normalmensch, welchen „der Dichtung Blumenleiter durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne stille hinaufführt“, damit er „am reifen Ziel der Zeiten in der Wahrheit Arme gleite“, — der Normalmensch, der Philosoph, welcher, nachdem er seine Mission vollzogen, mit der vollendeten Ruhe des Weisen das Unabwendbare über sich ergehen lässt. Welcher Trost, welche versöhnende Kraft für Schiller in diesem Bewußtsein von dem Berufe des Künstlers lag, ist in den schönen Eingangszeilen des Gedichtes deutlich ausgesprochen. Hier wird nicht mehr, wie in den wilden Erstlingen des Dichters geschah, mit titanischer

Verneinung und Empörung gegen das Jahrhundert angestürmt, sondern es werden die Vorschritte desselben mit freudiger Bejahung anerkannt; hier wird auch nicht mehr, wie in den Göttern Griechenlands, eine im Zeitenstrom versunkene Welt der Schönheit schmerzlich beklagt, sondern mit energischer Zuversicht der Aufbau einer neuen gefordert. „Die Künstler“ bezeichnen also wieder einen bedeutsamen Aufschritt unseres Dichters zu der Höhe, auf welcher angelangt er den Deutschen, wie kein zweiter, ihre Götter, d. h. ihre Ideale schuf. Alle späteren Ansichten und Ueberzeugungen des Dichterphilosophen enthält das Gedicht im Keime. Doch ist noch viel Schwankendes, Zwiespältiges in dieser beredsamen Verherrlichung der Kunst als der Erzieherin und Bildnerin der Menschheit. Der moralische Standpunkt des Dichters ist noch nicht zum ästhetischen hinaufgeläutert, die Kunst noch nicht als Selbstzweck, als höchste Blüthe des Daseins, als absolute Offenbarung des Göttlichen erfasst. Diese Einsicht in das wahre Wesen des Schönen sollte Schiller nicht durch poetische Intuition, sondern mittels wissenschaftlichen Philosophirens gewinnen.

Körner, welcher, wie wir wissen, den Freund bei jeder Gelegenheit daran erinnerte, daß derselbe nicht zum Gelehrten, sondern zum Künstler gemacht sei, gab ihm um diese Zeit (im Oktober 1788) die Idee an die Hand, ein episches Gedicht zu schreiben, „versteht sich, ohne die konventionellen Schnörkel von Feerei und allegorischem Wesen“. Als Helden schlug Körner Friedrich den Großen vor und fragte den Freund: „Das Begeisternde aus der Geschichte eines solchen Mannes in einen kleinen Raum zusammengedrängt, mit möglichster Pracht der Diktion und des Wohlklangs dargestellt, mit Schilderungen der Phantasie aus der verschönerten wirklichen Welt, sollte dies nicht ein interessantes Kunstwerk geben?“ Schiller gab zur Antwort: „Deine Idee zu dem epischen Gedicht ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Lass' uns späterhin wieder darauf kommen“. Die Freunde kamen auch wirklich später auf die Sache zurück. Als der Dichter im November 1791 seine Uebertragungen aus Vergils Aeneis in Stanzen Körnern zur Einsicht vorlegte, erneuerte der Freund den früheren Vorschlag, worauf ihm Schiller schrieb: „Dein Gedanke nach Durchlesung der Stanzen war ganz auch der meinige: daß ich ein episches Gedicht machen sollte. Von den Requisiten, die den epischen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu besitzen: Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung. Nur die Kenntnisse fehlen mir, die ein homerisirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen“. Der Dichter setzt dann auseinander, daß er einem nationalen Gegenstande den Vorzug geben würde, denn „kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen“. Aber den Helden, welchen Körner vorgeschlagen, wies Schiller zurück. „Friedrich der Zweite — schrieb er am 28. November 1791 — ist kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältst. Ich kann diesen Charakter nicht liebgewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen“. Er fügte hinzu, unter allen historischen Stoffen, bei deren epischer Bearbeitung er sich seiner

Lieblingsideen am leichtesten entledigen könnte, stehe Gustav Adolf oben an. Man sieht, der dreißigjährige Krieg lud unseren Dichter nicht nur zu historischer, sondern auch zu epischer Behandlung ein, bevor das Problem im Wallenstein dramatische Gestalt gewann. Damit war zugleich für immer entschieden, daß Schiller nicht als Epiker sondern als Dramatiker thätig sein sollte.

Wir wenden uns wieder nach Volkstädt zurück, aber nur, um unseren Dichter bei seinem Wegzug aus dem stillen Kantorhaus zu begleiten. Der Sommer von 1788 war regnerisch und dadurch wurde Schiller bewogen, im August eine Wohnung in Rudolstadt zu nehmen. Das üble Wetter und die kalten Abende hatten ihm, wie er unterm 1. September an Körner schrieb, das allabendliche Nachhausegehen von der Stadt in das Dorf zu beschwerlich gemacht. Zu Anfang Septembers war das lengefeld'sche Haus freudig erregt. Ein theurer Gast wurde erwartet: Göthe, welcher durch Vermittelung Charlotte's von Stein schon in früherer Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten war und dieselbe bei ihrer Schweizerreise im Jahre 1783 warm an Lavater empfohlen hatte. Am 18. Juni aus Italien nach Weimar zurückgekehrt, befand er sich jetzt bei Frau von Stein zu Kochberg auf Besuch. Von da sollte er nach dem nahegelegenen Rudolstadt kommen. Schon am 27. Juli hatte Schiller an Körner geschrieben: „Ich bin sehr neugierig auf Göthe; im Grunde bin ich ihm gut und es sind wenige, deren Geist ich so verehre" — und am 20. August: „Göthe habe ich noch nicht gesehen; aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen". Karoline und Lotte sahen der Zusammenkunft der beiden Dichter mit höchster Spannung entgegen und wünschten sehnlichst eine Annäherung zwischen denselben. Sie liebten ja Göthe „wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet," und sie erwarteten von seiner Freundschaft auch für Schiller Heil. Aber ihre frommen Wünsche blieben vorerst unerfüllt, als Göthe in Gesellschaft der Frau von Stein, der Frau Karoline Herder und der Frau von Schardt am ersten Sonntag im September im lengefeld'schen Hause eintraf. Seine Begegnung mit Schiller hielt sich ganz und gar innerhalb der Schranken der geselligen Konvenienz. „Wir hatten — klagt Karoline von Wolzogen — von Göthe bei seinem entschiedenen Ruhm und seiner äußeren Stellung mehr Entgegenkommen erwartet und von unserem Freunde (Schiller) auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen". Sie war jedoch geneigt, als Entschuldigung für Göthe's Kälte das ihn quälende Heimweh nach Italien gelten zu lassen, und zog eine Hoffnung für die Zukunft aus dem Umstand, daß er das zufällig auf dem Tische liegende Heft des Merkur, welches die „Götter Griechenlands" enthielt, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen.

So hatten sich also die beiden Dichter persönlich begrüßt, ohne dadurch einander näher zu kommen. Im Gegentheil, beide nahmen von dieser Zusammenkunft den Zweifel mit hinweg, daß sie sich jemals finden würden. „Endlich kann ich dir von Göthe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartest — schrieb Schiller am 12. September an Körner. Ich habe den vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen

Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein mag. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien". Bis dahin lautet alles gut; nun aber kommt das Bedenken. „Im ganzen genommen — fährt unser Dichter fort — ist meine in der That große Idee von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung — so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren". Hierauf erwiderte Körner: „Göthe's Zusammenkunft mit dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander". Die Reibung blieb nicht aus, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden. Sonst aber brachte und lehrte die Zeit zunächst wenig Erfreuliches. Zwei Sterne waren einander begegnet, hatten sich aber gegenseitig eher abgestoßen als angezogen.

Es thut recht wohl, den Blick von dieser kühlen und fruchtlosen Begegnung ab und auf die Beziehungen unseres Dichters zu den Schwestern Lengefeld hin zu wenden. Hier ist gegenseitiges Verständniß und edle Herzenswärme. Schillers Ahnung, daß aus dem „kleinen Samenkorn der Freundschaft" eine Blume erwachsen würde, hatte ihn nicht getäuscht. Die Blume war in den Sommertagen von 1788 frisch, gesund und zukunftsvoll aufgeblüht. Die Neigung dieser drei guten Menschen zu einander war keine leidenschaftliche Flackerglut, sondern eine stätig und still brennende Flamme. Aber so mächtig wurde doch in ihnen das Gefühl des Zusammengehörens, daß, wie Karoline erzählt, ihre Pläne für die Zukunft schon jetzt auf ein vereintes Leben deuteten. Sie setzt hinzu, eine bestimmte Absicht auf ihre Schwester habe Schiller nicht auszusprechen gewagt, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden gewesen sei, und in ihrer zartfühligen Weise deutet sie an, welche Hindernisse einer solchen „bestimmten Absicht" entgegenstanden, indem sie sagt: „Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen — (wir kommen hierauf seines Ortes zurück) — und die mütterliche

Sorge um die Haltbarkeit der äußeren Existenz mußte dem Freunde selbst höchst einleuchtend erscheinen, um so mehr, da wir nicht so reich waren, daß Schiller von Lotte's Vermögen hätte unabhängig leben können". Der Wink ist deutlich: man glaubt die gute Freifrau Luise Juliane von Lengefeld vor sich zu sehen, wie sie mütterlich besorgt den Kopf schüttelt, daß das hohe Toupet ins Schwanken geräth, bei dem Gedanken, ihr Lolochen könnte geneigt sein, statt einer Hofdame die Frau eines armen Schriftstellers zu werden. Wahrscheinlich hängt es mit diesem auf dem Standpunkte der Freifrau vollauf berechtigten Kopfschütteln zusammen, daß Lottchen im September für mehrere Wochen zur Frau von Stein nach Kochberg zum Besuche ging. Die Mutter mochte eine zeitweilige Entfernung des jungen Mädchens für passend erachten. Allein auch zwischen Rudolstadt und Kochberg ging eine der gepriesenen „Botenfrauen" hin und her, welche im brieflichen Verkehr jener Zeit eine so große Rolle spielten. Da wanderten denn häufig kleine Briefchen von der Freundin zum Freunde und umgekehrt. Es ist reizend, in diesen undatirten Epistelchen zu beobachten, wie der Ton zwischen den beiden immer vertrauter und herzlicher wird. „Sie werden wohl jetzt am Tisch sitzen und sprechen und Nüsse essen, nicht wahr?" schreibt Lotte an Schiller. „Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünschen, daß Sie sehen, daß ich Ihrer denke. (Doch das wissen Sie wohl so; Sie wären sonst nicht mein Freund.) Ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern gewesen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie. Ich wäre wohl hier stille und ruhig in der Einsamkeit, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß Sie eben in Rudolstadt sind und daß ich manche schöne Stunde versäume". In der Antwort des Dichters stehen die warmen Zeilen: „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben, und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind". Ein andermal schrieb er: „Machen Sie doch, daß Sie bald zurückkommen, daß ich wenigstens noch Abschied von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung oder ist es nur eine schwarze Laune?" Worauf das „freundliche Lolochen", wie Schiller in dieser Korrespondenz die Freundin einmal vertraulich nennt, erwiderte: „Ach, es ist traurig, daß Sie vom Abschied reden! Oft schon, wenn wir froh zusammensaßen, kam mir der Gedanke und quälte mich. Gut ist es, daß hoffentlich die Trennung nicht unsere Freundschaft stören wird. Habe ich recht?"

Ende Oktobers kehrte Lotte heim und bald darauf mußte sich der Dichter von den Freundinnen trennen, denn drüben in Weimar „lag der arme Merkur in Todesnöthen" und Wieland erbat sich dringend den Beistand Schillers, dessen ökonomische Existenz theilweise von der dieser Zeitschrift abhing. Er entsprach also am 13. November dem Mahnruf des Landsmanns, und während er sich anschickte, den Weg nach Weimar einzuschlagen, konnte er mit den Augen den Wagen verfolgen, welcher an demselben Tage die beiden Schwestern nach Erfurt brachte.

Sie gingen dort den Präsidenten von Dachröden besuchen, dessen Tochter Karoline mit Karoline von Beulwitz-Lengefeld innig befreundet war. Diese Beziehung sollte später einen hellsten Faden in Schillers Lebensgewebe schlagen. Denn Fräulein von Dachröden wurde die Braut Wilhelms von Humboldt, dessen durch die Schwestern Lengefeld vermittelte Bekanntschaft mit unserem Dichter zu jener Freundschaft erwuchs, welche in die Entwickelung Schillers so fördernd eingriff. Die Briefchen, welche in den letzten Tagen seines Aufenthalts in Rudolstadt zwischen ihm und den Schwestern gewechselt wurden, überzeugen uns, wie so ganz sich die Dreie schon in einander hineingelebt hatten. „Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer nicht reuen lassen — rief der Dichter den Freundinnen zu — ob er gleich vergangen ist. Er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehrsten, die ihm vorhergegangen sind; er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir früher von unserer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben". Noch erregter spricht sein Gefühl in den Zeilen an Lotte: „Ihr Andenken ist mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viele Worte liebe. Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen? Mit dem meinigen, hoffe ich, sollen Sie immer bekannt bleiben. Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat". In Lotte's Antwort blickt, meine ich, hinter den Worten der Freundschaft schon deutlich ein noch innigeres Gefühl schüchtern hervor. „So sind wir denn wirklich getrennt! schrieb sie. Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! gute Nacht! Leben Sie so wohl als ich's wünsche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu!... Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl und vergessen Sie uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu! Adieu! Mir ist's heut früh, als sähen wir uns bald wieder!" Hat man in diesen Zeilen nicht das „freundliche Lolochen" leibhaftig vor Augen, wie es in stiller Nacht im Gedränge des Abschiedsleides herzliche Wünsche für den scheidenden Freund hastig auf's Papier wirft und wie es dann am Morgen das Billet noch einmal aufmacht, um ihn abermals und abermals zu grüßen und nicht fertig werden kann und doch das Süßeste, was es ihm gern sagen möchte, in die verschämte Mädchen-

brust zurückdrängt und schließlich dennoch sich nicht überwinden kann, eine leise Zukunftshoffnung zu verschweigen? Vielleicht wurde dem guten Kind in jener Stunde zuerst klar, daß der Dichter ihr allmälig mehr als Freund geworden sei. Auch Schillers Herz war stürmisch bewegt, als er unmittelbar vor seiner Abreise an die Schwestern noch die Worte schrieb: „Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben, als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde“.

Als Karoline von Wolzogen die Lebensgeschichte des geliebten Freundes und Schwagers schrieb, beschloß sie ihre nur zu bündige Schilderung des Zusammenseins mit demselben im Sommer 1788 mit den Worten: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf — (ein gewiß unverwerfliches Zeugniß für die oben geäußerte Ansicht über die Natur von Lotte's Neigung zu dem Dichter) — und ich selbst wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubeseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber“. Schiller seinerseits zog am 14. November, am Tage nach seinem Wiedereintreffen in Weimar, in einem Briefe an Körner so die Summe seines Volkstädt-Rudolstadter Sommers: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dabei genoß ich einer unumschränkten inneren Freiheit meines Wesens und der höchsten Zwanglosigkeit im äußerlichen Umgange — und du weißt, wie wohl einem bei Menschen wird, denen die Freiheit des anderen heilig ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und in gewissem Betrachte wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frei, dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Gränzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft. Uebrigens ist dieser Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen“.

Zu den „mancherlei Dingen“, welche den Dichter gedrückt hatten und von welchen er während dieses Sommers zurückgekommen, gehörte unzweifelhaft vor allen das Verhältniß zur Charlotte von Kalb, dessen Lockerung und Lösung wir im vorigen Kapitel mitansahen. Viel räthselhafter als diese Andeutung mußte dem Freunde in Dresden der Ausspruch Schillers vorkommen, daß er seine

„Empfindungen durch Vertheilung geschwächt“ habe, um sein Herz gegen leidenschaftliche Regungen zu sichern. In der That, wir stehen hier vor einem psychologischen Räthsel, welches eben nur durch den hohen Sinn der dabei Betheiligten so gut und schön gelöst werden konnte, wie es gelöst wurde. Aber daß unseres Dichters Herz bei seiner Zurückkunft aus Rudolstadt nach Weimar „ganz frei“ gewesen, das war eben nur dem Freunde „zum Troste“ gesagt. Jeder Mensch trägt in seiner Seele eine geheime Falte, in welche er, ob sie Bestes oder Böseste berge, kein fremdes Auge blicken lassen mag. Schiller verrieth seinem Körner das Vorhandensein so einer Falte, aber er ließ den Freund nicht hineinblicken. Nein, er hatte sein Herz nicht „ganz frei“ aus Rudolstadt zurückgebracht; — im Gegentheil, es war ganz gefangen dort zurückgeblieben. Man lese nur, dessen zum Beweise, den sehnsüchtigen Brief, welchen er am 14. November aus Weimar an die Schwestern Lengefeld schrieb, an beide gemeinsam; denn, in Wahrheit, er hatte seine Empfindungen zwischen denselben getheilt, aber dadurch keineswegs „geschwächt“. Und die Theilung war — die vorhandenen Dokumente, d. h. der Briefwechsel Schillers mit den Schwestern, wie er in Karoline's „Literarischem Nachlaß“ und in dem unvergleichlich reizenden Briefbuch „Schiller und Lotte 1788—89“ vorliegt, beweisen es unwiderleglich — ja, diese Theilung war anfangs nicht einmal eine ganz gleiche. Wenn Lotte's sanftheiteres Wesen anfänglich dem Dichter nur freundschaftliche Gefühle erregte, so steigerte Karoline's genialischere, der seinigen verwandtere Natur seine Empfindung bis zur Liebe. Freilich mußte er sich — auch abgesehen davon, daß die ältere Schwester einem achtungswerthen und von seiner Gattin, wie von Schiller, auch wirklich hoch geachteten Manne verbunden war — bei seinen Ansichten über die Ehe sagen, daß ihm die jüngere Schwester als Frau größeres, weit beständigeres Glück gewähren würde; allein trotzdem hatte er es nur der Hochherzigkeit Karoline's zu danken, daß der Zwiespalt seiner Neigung eine glückliche Ausgleichung fand. Ich sage, der Hochherzigkeit Karoline's. Denn alles zeugt dafür, daß diese edle Frau ein leidenschaftlicheres Gefühl als das der Freundschaft in ihrer Seele geheimster Falte für Schiller gehegt und daß sie dieses Gefühl zum Opfer gebracht habe, um den geliebten Freund und die geliebte Schwester glücklich zu machen. Sie war — wie sie in einem herrlichen Briefe sagt, worin sie das ungestüme Liebeswerben ihres Vetters Wolzogen zurückwies — „weder eine Weltfrau nach dem gewöhnlichen Schlage, die so thun könnte, als beleidigten sie zärtliche Empfindungen, noch eine Prüde, der alles Reine und Unschuldige verdächtig ist, weil sie sich selbst nicht rein fühlt“, sondern sie war vielmehr eine Frau, welche die Eingebungen der Phantasie und die Forderungen des Herzens mit angeborenem Takte den Vorschriften eines maßvollen Verstandes unterwarf und einem ungeliebten, aber ehrenwerthen und rücksichtsvollen Gatten treu blieb, weil sie in ihm sich selbst achtete. Ihre ganze Erscheinung muß gewesen sein wie die der Königin im Don Carlos. („In angebor'ner stiller Glorie, gleich ferne von Verwegenheit und Furcht, mit festem Heldenschritte wandelt sie die schmale Mittelbahn des Schicklichen“.) Aber glücklicher als diese Königin, hatte sie wenigstens die Genugthuung, dem Geliebten die Schwester zu gesellen, welcher sie mit fast mehr mütterlicher als nur schwesterlicher Zärtlichkeit zugethan war.

Als am 14. Januar 1847 auf dem neuen Friedhof zu Jena ein Marmorkreuz auf Karoline's Grab errichtet wurde, schrieb man, wie sie in ihrem letzten Willen verordnet hatte, auf dasselbe die Worte: „Sie irrte, litt, liebte“. Ja sie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der schönste, war nur dieser, zu glauben, dem Glücke geliebter Menschen selbstvergessen sich zu opfern sei das höchste Glück. Zum Heile der Gesellschaft sind solche Frauen, wie Karoline war, nicht so selten, wie oft geglaubt wird. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch stillgefasste Resignation. Zuweilen blickt aus diesen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und ein Stral sanfter Begeisterung auf der Stirne spielt, eine rührende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nicht, — ausgeweint vielleicht in der einsamen Stille schlummerloser Nächte.

Siebentes Kapitel.

Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertölpelung". — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Professur und das Magisterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athen an der Saale. — Wie das erste „Abenteuer" auf dem Katheder glücklich und rühmlich bestanden wurde. — Ein überrheinisches Seitenstück. — Schillers Republikanismus. — Akademische Kehrseiten. — Line und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchstädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Lösung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Wenigenjena. — Stimmen aus dem Honigmond. — Schluß der Wanderjahre.

Die Sehnsucht, womit er nach dem rudolstadter Sommeridyll zurückblickte, nach Möglichkeit beschwichtigend, begann unser Dichter, wieder in Weimar eingewohnt, sein Winterleben mit dem Vorsatz, wenig mit den Menschen zu verkehren und bei seinem Thee und seiner Pfeife recht fleißig zu arbeiten. In einer kleinen Stadt ist jedoch eine Einsiedlerexistenz nicht leicht durchzuführen und so konnte sich Schiller dem weimarer Gesellschaftsleben nicht ganz entziehen. Es gingen in diesem Winter auch einige Persönlichkeiten an ihm vorüber, die ihm Interesse erregten. So der geistvolle Sonderling Moritz, der Verfasser des „Anton Reiser", bei welchem unser Dichter „über einige seiner Lieblingsgefühle viele Berührungspunkte fand"; so ferner der preußische Legationssekretär Schubart, ein Sohn des Gefangenen vom Hohenasperg, welcher letztere endlich aus seinem Gefängniß befreit worden war und jetzt äußerlich behaglich, aber freilich gebrochenen Geistes in Stuttgart lebte, wo er am 10. Oktober 1791 gestorben ist. Der junge Schubart kam von Berlin her und erzählte dem Landsmanne, daß dessen Don Carlos auf speciellen königlichen Befehl daselbst aufgeführt worden sei und augenscheinlich auf den König einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht habe. Insbesondere sei die Scene Posa's mit Philipp dem Zweiten Friedrich Wilhelm dem Zweiten „sehr ans Herz gegangen". Scherzend schrieb Schiller bei dieser Gelegenheit an die Freundinnen in Rudol-

stadt: „Ich erwarte nun alle Tage eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren".

Zwar nicht nach Berlin, aber nach Jena, nicht auf die Ministerbank, aber auf den akademischen Lehrstuhl erhielt, bevor das Jahr zu Ende ging, unser Dichter eine Berufung, und zwar in Folge des Aufsehens, welches seine Geschichte des Abfalls der Niederlande gemacht hatte. Es war ihm zugleich lieb und leid. „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin — schrieb er am 15. December an Körner. Es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickte mir Göthe das Reskript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens noch einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung verstreichen lassen. Eichhorns Abgang (von Jena nach Göttingen) macht es aber gewissermaßen dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Göthe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen soll. Göthe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen". Gegen die Schwestern Lengefeld ließ er sich unterm 28. December so über die Angelegenheit heraus: „Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Alle die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin, mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Göthe habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viele Theilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen würde. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Kollegen den Professoren zurechtkomme, ist eine andere

Frage". Körner ermuthigte den Freund zur Annahme des Rufes, auch darum, weil die Besoldung der Professur, welche Schiller gewiß mit Ehren bekleiden würde, wenigstens einen Theil seiner Bedürfnisse decken werde. Die Antwort des Dichters vom 25. December zeigt, was er eigentlich mit dem „übertölpeln" gemeint hatte. Er schrieb: „Du setzest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen würde; darin irrst du dich sehr. Woher nehmen?" Also die fünf Höfe von Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen — Jena war die gemeinschaftliche Landesuniversität dieser „Staaten" — hatten zusammen nicht die Mittel, einem Professor wie Schiller eine Besoldung auszuwerfen, selbst nicht die kleinste! Das ist auch ein Beitrag, und wahrlich kein tröstlicher, zur Kulturgeschichte des Jahrhunderts der Aufklärung. Der gute Körner gestand dem Freunde, daß er von dieser besoldungslosen Professur wenig erbaut wäre. „Es ist jetzt zu spät, über die Sache zu reden — schrieb er am 30. December — aber soviel muß ich dir doch sagen, daß Jena an dir und du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte". Schiller jedoch dachte viel zu adlich, diesem Rathe zu folgen. Er wollte sich zu keiner „Bettelei" erniedrigen und äußerte gegen den Freund: „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann". In seinen Briefen von damals findet sich keine ausdrückliche Hindeutung auf die Hoffnung, mittels des Amtes, zu dem er berufen wurde, sich die, wie wir wissen, ersehnte häusliche Existenz gründen zu können; allein dessenungeachtet dürfen wir annehmen, daß hauptsächlich diese Hoffnung es war, was ihn bestimmte, der „goldenen Freiheit" zu entsagen und sich durch Uebernahme der Professur mit der Zeit die Mittel zur Gründung einer Familie zu verschaffen.

Wie aus Vorstehendem erhellt, hatte sich Göthe die Berufung Schillers nach Jena sehr angelegen sein lassen, und so dürfte hier ein passender Ort sein, die damalige Stellung der beiden zu einander näher ins Auge zu fassen. Karoline, indem sie dem Freunde zur Professur Glück wünschte, schrieb am 29. December: „Den Antheil Göthe's an dieser Sache finde ich sehr natürlich und habe ihn erwartet; es müßte sonderbar gehen, wenn Menschen wie ihr diesen nicht an einander nähmet". Nun wird freilich unsere Vorstellung von Göthe's „Antheil an dieser Sache" bedeutend angekältet und herabgestimmt, wenn wir den „Conseilsbericht" von seiner Hand lesen, worin er dem Herzog die Berufung Schillers empfahl. Er lautet: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte". Das klingt allerdings so kühl, daß es Gegnern Göthe's nicht eben schwer fallen mußte, daraus den Schluß zu ziehen, der Herr Minister habe zu Schillers Berufung zur besoldungslosen Professur in Jena nur mitgewirkt, um den Mann, dessen aufstrebender Ruhm ihn genirt hätte, aus Weimar zu entfernen und zugleich aus der poetischen Laufbahn zu werfen. Das hieß aber der großen Seele Göthe's eine gemeinste Eigenschaft andichten, den Neid, welchen nie gekannt zu haben er mit Recht sich rühmen

durfte („Viele Pfade bin ich geloffen, auf dem Neidpfad hat mich keiner betroffen"). Es ist wahr, es wäre ihm, der sein Lebenlang mit hoher Uneigennützigkeit so vielen und sogar Unwürdigen hilfreich beigesprungen, besser angestanden, wenn er in dieser Angelegenheit nicht allein das Wohl der Universität Jena, sondern auch das Wohl Schillers berücksichtigt hätte. Aber vielleicht ist ihm, der die Bemühung um das tägliche Brot nie gekannt hat, gar nicht eingefallen, was es hieße, das tägliche Brot sich erarbeiten zu müssen. Die Glücklichen, an welche die gemeine Sorge um des Lebens Nothdurft nie herantritt, sind nicht selten so vergesslich. Und dann darf man, um gerecht zu sein, zweierlei nicht übersehen: erstlich, daß Göthe nach seiner Zurückkunft aus Italien, wo er so glücklich gewesen und wohin er sich so schmerzlich zurücksehnte, in mannigfacher und herber Gemüthsbedrängniß sich befand, die seine Theilnahme für andere nothwendig erkälten mußte; und zweitens, daß sein Verhältniß zu Schillers bisheriger Richtung das einer ausgesprochenen Antipathie war, welche zu mindern die in der „Allgemeinen Literaturzeitung" neuerlich erschienene, zwar tüchtige und gerechte, jedoch keineswegs unbedingt anerkennende Recension des Egmont von Schillers Hand auch nicht eben dienlich sein konnte.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, mein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermisste jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache". Mit diesen Worten deutet Göthe an, wie unerquicklich seine Lage war, als er sich in Weimar wieder „nothdürftig" eingerichtet hatte. Nachdem er unter der milden Sonne des Südens an zwei Jahre lang in zwang- und sorgloser Muße sich selbst und seinen künstlerischen Neigungen gelebt, verstimmte ihn daheim so vieles, alles: — die Rauhheit des Klima's, die wachsende Vorliebe seines herzoglichen Freundes für das Soldatenwesen, das Jammersal einer kleinstaatlichen Ministerschaft, die Vertrödelung einer kostbaren Zeit durch das unfruchtbare, zerreibende Hofleben, endlich das allgemeine schwüle Unbehagen, womit die schwarz und immer schwärzer sich thürmenden revolutionären Gewitterwolken die Gemüther drückten. Zum Glück fand er zu dieser Zeit das „Veilchen", die „liebe Kleine", Christiane Vulpius, welche ohne Priestersegen seine Frau wurde und ihm wenigstens innerhalb seiner vier Pfähle ein häusliches Behagen schuf, das ausreichte, ihn die hochherrlichen „Römischen Elegieen" dichten zu lassen, welche nicht, wie die darin fingirte Situation glauben ließ, in den Armen eines römischen, sondern eines deutschen Mädchens empfunden wurden. Aber gerade das Verhältniß zur Christiane, welche in ihrer anspruchslosen Anhänglichkeit viel mehr, als weiblicher Neid und weibischer Klatsch zugeben will, zu Göthe's Lebensglück beigetragen hat, legte ihm eine neue Prüfung auf, — die Verbitterung des schönen Verhältnisses zur Charlotte von Stein, die sich früher entschieden geweigert hatte, seine Frau zu werden, und es jetzt doch „nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstrakten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit fortspinnen zu sehen". Es mochte freilich selbst

einer Frau, wie Charlotte von Stein war, schwer fallen, von der Rolle einer angebeteten Geliebten zu der einer verehrten Freundin herabzusteigen; aber dennoch wäre es nur billig gewesen, daß sie nicht verlangt hätte, der vierzigjährige Göthe sollte noch ferner die Rolle des schmachtenden Seladon gegenüber einer nahezu fünfzigjährigen Matrone spielen. Bei solchen aus alledem resultirenden Verstimmungen Göthe's war es kein Wunder, daß seine jenseits der Alpen gewonnene Kunstanschauung ihn nicht mit Anerkennung, ja nicht einmal mit Unbefangenheit auf die literarische Bewegung blicken ließ, aus welcher während seiner Abwesenheit Schillers junger Ruhm hervorgegangen. Er mag das selber darlegen. „Nach meiner Zurückkunft aus Italien — erzählt er — wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhasst, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Das Rumoren, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen — und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg — (nämlich des Koadjutors in Erfurt) — der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zusammenfallen können". In Eins zusammenfallen konnten sie freilich nicht, wohl aber, wie die Zeit lehrte, konnten sie zusammenkommen, recht nahe zusammenkommen. Im übrigen hätte man von Göthe's Feingefühl schon damals billig erwarten dürfen, daß er zwischen dem Dichter der Räuber und dem Verfasser des Ardinghello zu unterscheiden wüßte.

Nicht weniger merkwürdig als die Bekenntnisse Göthe's in Beziehung auf

Schiller sind die des letzteren inbetreff des ersteren. Wenn die spätere Freundschaft zwischen den beiden Heroen zu den besten Ergebnissen der deutschen Kulturgeschichte gehört — was doch wohl kein Einsichtiger wird bestreiten wollen — so ist es von höchstem Interesse, zu betrachten, welche außerordentlichen Entfernungen jeder von ihnen zu durchschreiten hatte, bis zu dem Punkte, wo sie sich fanden. Es ist ein förmlicher psychologischer Proceß, bitter und herbe genug in seiner Gährung. Am 2. Februar 1789 schrieb Schiller an Körner: „Oefters um Göthe zu sein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhasst, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke.... Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Kassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht („Die Künstler") gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann". Drei Tage später (am 5. Februar) that er in einem Briefe an Karoline eine Aeußerung, welche mit der vorstehenden völlig übereinstimmt: — „Göthe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen. Er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde ihn mir nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl". Zur höchsten Bitterkeit endlich schlägt die „aus Liebe und Haß sonderbar gemischte Empfindung" Schillers für Göthe in einem vom 9. März datirten Brief an Körner aus: — „Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß *ich* bis auf diese Minute noch kämpfen!" Schmerzliche Worte, schmerzlich auch insofern, als sie verrathen, daß selbst der Idealismus eines Schillers in Momenten der Schwäche unter dem Drucke der Wirklichkeit sich gebeugt hat.

Wahr ist freilich, das Glück hatte Göthen in jeder Weise vor Schiller begünstigt und es bleibt fast unbegreiflich, daß gemeint und gesagt werden konnte, Schiller sei durch die „äußeren Umstände“ mehr als Göthe „begünstigt“ worden, weil, während dieser durch Amtspflichten gestört worden, jener „zu Hause, in aller Gemächlichkeit seine ästhetischen Krisen“ habe „abwarten“ können. Den ermüdenden verbitternden, aufreibenden Kampf um das Dasein in des Wortes herbster Bedeutung, wie Schiller sein Lebenlang ihn kämpfen mußte, hat Göthe gar nicht gekannt. Ihm, dem es gegönnt war, in einem mit allem Behagen des Lebens ausgestatteten Elternhause eine heitere Kindheit zu verleben, ihm, der als Jüngling bei reichlich zu Gebote stehenden Bildungsmitteln seine geistigen und körperlichen Gaben und Kräfte harmonisch entwickeln konnte, ist auf der Schwelle des Mannesalters eine höchste Staatsstelle mühelos zugefallen, und nachdem seine Jugend durch die Liebe schönster und bester Frauen beglückt und bereichert worden, führte ihn die Gunst des fürstlichen Freundes auf einem mit allen Rosen des Lebensgenusses bestreuten Weg auf die Höhen des Daseins. Wie ärmlich, gedrückt und sorgenvoll waren dagegen Schillers Knaben- und Jünglingsjahre! Er hatte die in der Militär-Akademie ertragene Sklaverei nur mit der des Garnisonsdienstes vertauscht, er hatte, um seinen Genius zu retten, aus der Heimat fliehen, hatte, ein unstäter Wanderer, unter Kummer und Noth an der Vervollständigung seiner Bildung arbeiten, hatte mit Kränklichkeit, Verlassenheit und Schuldenbedrängniß ringen, hatte jeden Erfolg der Ungunst des Geschickes abstreiten müssen und war jetzt in seinem dreißigsten Jahre äußerlich nicht weiter gelangt als zu einer Lehrstelle ohne Gehalt. Es ist geradezu wunderlich, von „Gemächlichkeit“ zu reden in Beziehung auf Schiller, der fast bis zuletzt literarische Frohndienste thun mußte, um nur seinem Genius nothdürftigen Raum zu freier Aeußerung zu schaffen. Ja, er fühlte den Unterschied zwischen seinem und Göthe's Verhältniß zum Glück und er war ihn zu fühlen berechtigt. Als er später sein schönes Gedicht „Das Glück“ schrieb, hat er vielleicht unwillkürlich an diesen Unterschied gedacht und deßhalb passen auch, glaube ich, die vier ersten Distichen dieses Gedichts so gut auf Göthe wie die zwei folgenden auf ihn selbst. Auf der anderen Seite darf nicht verschwiegen werden, daß Göthe die Gunst des Geschickes, welche ihm geworden, durch rastlose Arbeit redlich verdiente, daß er nicht nur ein Glücklicher, sondern auch ein Strebender war und blieb und daß er den Werth seiner äußeren Stellung stets seinem inneren Berufe weit unterordnete. So sagt er in seinen Briefen an Frau von Stein: „Eigentlich bin ich doch zum Schriftsteller geboren! Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe“ — und am 27. Januar 1824 äußerte er gegen Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen“. In diesem Glücke sollten sich die beiden Heroen später zusammen-

finden. Daß aber Schiller schon lange zuvor und seiner herben Aussprüche ungeachtet wirklich „groß“ von Göthe gedacht habe, wird uns durch eine höchst denkwürdige Aeußerung von ihm bewiesen, eine Aeußerung, in welcher sich Bescheidenheit und Selbstgefühl auf's schönste verbinden. Es war wie ein einstweiliger versöhnlicher Abschluß seines Verhältnisses zu Göthe, wenn er unterm 25. Februar 1789 an Körner schrieb: „Mit Göthe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deßwegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht soweit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Mit dieser Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich soweit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von denen Göthe's zu stellen“. Man sieht, Schiller ließ sich keine Mühe verdrießen, die schwerste aller Künste, die der Selbstkenntniß, sich anzueignen. Körner schrieb ihm unterm 4. März zurück: „Deine Vergleichung zwischen dir und Göthe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Göthe mehr Genie habe als du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben und diesen Vorzug kannst du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache“. Richtiger hätte Körner gesagt: vorzugsweise im dramatischen Fache; denn hier überwog Schillers Genius den göthe'schen ebenso entschieden, als er diesem im lyrischen und epischen nachstand.

Unter fleißigem Briefwechsel mit dem Freunde in Dresden und den Freundinnen in Rudolstadt, unter Arbeiten für den Merkur und die Thalia, unter Vorbereitungsstudien für sein Lehramt ging unserem Dichter der Winter hin, dessen starker Frost ihm öfteres Uebelbefinden zuzog. So weit es seine Zeit erlaubte, that er alles, den Lehrstuhl nicht unvorbereitet zu besteigen. Seine Aeußerung gegen Körner: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen in Eins zusammengefasst werden und dieses erst kann Universalhistorie sein; mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen“ — liefert auch den Beweis, daß er in Auffassung des Berufes eines Geschichtslehrers seiner Zeit vorauseilte; denn hier ist schon die kulturge-

schichtliche Behandlung des historischen Stoffes vorgezeichnet, wie sie erst im 19. Jahrhundert zu fruchtbarer Geltung gekommen. Aber als „höchstes Lebensinteresse" behielt er doch mitten unter seinen gelehrten Exercitien seine Künstlerschaft auch damals im Auge. „Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein!" schrieb er am 9. März an Körner und zur gleichen Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, eine „Fridericiade" zu dichten, für eine Weile wieder sehr lebhaft. Im Märzhefte des Merkur erschienen „Die Künstler" und entzückten Körner, welcher unterm 19. März dem Dichter schrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Produkt von dir existirt, welches dir mehr Ehre macht". Um diese Zeit erfolgte die förmliche Berufung nach Jena und lief auch von dort das Magisterdiplom ein, wofür Schiller zu seinem nicht geringen Verdrusse vierundvierzig Thaler bezahlen mußte. In der zweiten Hälfte des März ging er nach Jena, um sich dort eine Wohnung zu miethen, seinen Herren Kollegen sich vorzustellen und im Lektionskatalog ankündigen zu lassen, daß er, wie er sich scherzend ausdrückte, im Sommersemester „seine Bude eröffnen", d. h. als sein erstes Kollegium „Einleitung in die Universalhistorie" lesen würde. Aber von Sehnsucht getrieben, machte er nach Jena einen Umweg über — Rudolstadt. Bei seiner Zurückkunft nach Weimar hat er in einem inzwischen daselbst eingelaufenen Schreiben Lotte's gewiß mit süßer Genugthuung das Geständniß gelesen, daß die Freude, welche ihr seine Anwesenheit in Rudolstadt bereitet, „den ganzen langen traurigen Winter aus ihrem Gedächtniß verlöscht habe". Dem Freunde in Dresden verschwieg er den nach Rudolstadt gemachten Abstecher, wie er denn überhaupt hinsichtlich seiner Stellung zur Familie Lengefeld gegen Körner merkwürdig zurückhaltend war, bis seine Verlobung mit Lotte als vollendete Thatsache dastand. Hält man den Briefwechsel des Dichters mit Karoline und Lotte mit der gleichzeitigen Korrespondenz mit Körner zusammen, so ist es fast komisch zu sehen, wie der letztere, welcher nicht weiß, daß und wie sehr Schillers Herz in Rudolstadt gefesselt war, sich abmüht, dem Dichter eine vortheilhafte Partie zu verschaffen, und welche Diplomatie Schiller aufbietet, diese Bemühung zu vereiteln. In den letzten Tagen seines Aufenthalts in Weimar gelangte er noch zur Bekanntschaft mit zwei berufenen Persönlichkeiten jener Zeit. Die eine, der Kapellmeister Reichardt, welcher nach Weimar gekommen war, um Göthe's Klaudine von Villabella in Musik zu setzen, machte auf unsern Dichter einen sehr widerwärtigen Eindruck; zur andern, Bürger, trat er in nähere Beziehung. „Bürger war vor einigen Tagen hier — schrieb er am 30. April an Lotte — und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Es ist gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußeren und in seinem Umgang, aber ein gerader guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang und hier wie dort verliert er sich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber und es ist leider bekannt, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Vergils Aeneide übersetzen, jeder in einer

anderen Versart". Dieser Brief war der letzte, welchen die Freundin von Schiller aus Weimar empfing: am 10. Mai war er zum Abgang nach Jena fertig.

Der berühmte, auf den glänzendsten Blättern der Geschichte des deutschen Geistes verzeichnete Ort ist noch jetzt, was er damals und schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war, eine kleine Universitätsstadt, zwei Meilen südöstlich von Weimar zwischen schön geformten Bergen im schmalen Thale der Saale gelegen, welche hier den Leutrabach aufnimmt. Der auf dem linken Ufer des lebhaft dahinrauschenden Flusses ansteigende Hainberg, auch als vormaliger Träger des Hochgerichts Galgenberg geheißen, gewährt über Stadt, Thal und die einschließenden Höhenzüge einen reizenden Ausblick, dessen einer Lokaltradition zufolge, auch unser Dichter oft und mit Vorliebe sich erfreut hat. Die größte Zierde der Stadt als solcher ist ihr Marktplatz, ein ziemlich regelmäßiges, von alterthümlichen Häusern umschlossenes Viereck, vor Zeiten der Lieblingsschauplatz eines tumultuarischen Studentenlebens. Hier wurden noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am hellen Tage die „Paukereien" der Musensöhne abgethan, während dicht daneben im uralten Rathhaus ein wohlweiser Magistrat das Wohl der Stadt berieth. Die Sage weiß von einem Rathsherrn aus jener „guten alten Zeit" zu erzählen, der, bei einer solchen Gelegenheit durch das Degenklirren auf den Söller des Rathhauses gelockt, in einem der Fechtenden den eigenen Sohn erkannte und ihm zurief: „Fritz, halt' dich brav! Du sollst auch 'nen neuen Rock haben". Wenn übrigens den 1793 erschienenen „Briefen über Jena" zu glauben ist, so kümmerten sich noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jenenser Studenten nicht eben viel um neue Röcke. Bis zur Zeit, wo die große geistige Blüthe der Universität begann und damit auch die mittelalterlich rohen Sitten zu weichen anfingen, erschien den angezogenen Briefen zufolge der jenenser Student als ein Wesen, „dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar lederner Beinkleider bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in e i n e r Sitzung hinunter zu gießen, jedem, der ihm nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „„auszumachen"". Seine Sprache war ein Gemisch von eigenen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um nichts zu raufen, und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß". Und wie in Jena, so war es auch auf den übrigen deutschen Hochschulen mit dem Gebaren der Studenten bestellt, mit Ausnahme der ganz jungen Universität Göttingen, welche ja keine mittelalterlichen Traditionen hatte und das Gesetzbuch des höheren Blödsinns, den „Comment" nicht anerkennen wollte. Durchblättert man die wüsten, aber kulturgeschichtlich wichtigen Bücher von Friedrich Christian Laukhard, seine Selbstbiographie (1792—97), seine „Annalen der Universität zu Schilda" (1798), so entsetzt man sich über die unsägliche Rohheit, in welcher sich bis gegen 1790 hin die deutschen „Musensöhne" gefielen. Auch die Docenten wetteiferten nicht selten mit den Studenten in physischem und moralischem Kynismus. Gab es doch in Jena noch zu Schillers Zeit gelehrte Inventarstücke, welche an die Gundling

und Morgenstern im Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. deutlich genug erinnerten. Da sah man einen Doctor legens der Mathematik, welcher von den Studenten aus Barmherzigkeit oder Muthwillen in ein Galakleid gesteckt worden, das ihm vom Leibe faulte, so daß er im Federhut und rothen Tressenrock einherging, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter. Ferner einen Orientalisten in einem abgeschabten weißen Rock, der ihm ebensoviel zu lang als das schwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherschlurfend und sich mittels eines Quastenstockes, der ihm bis über die Nase ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philosophen, welcher durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt machte, er beabsichtigte ein Kollegium über Kants Kritik der reinen Vernunft zu lesen, falls ihm jemand das fragliche Buch leihen wollte. Indessen waren die akademischen Zustände von Jena in den achtziger Jahren in einer entschiedenen Wendung zum Besseren und Edleren begriffen. Schon das Ordenswesen, wenn auch mit viel müßiger Spielerei verbunden, hatte an die Stelle des orgienhaften Treibens im Schoße der Landsmannschaften Keime einer idealeren Anschauung in die akademische Jugend gepflanzt und das Aufsprossen derselben sehen wir in dem Beschluß der jenenser Studentenschaft vom Jahre 1791, dem wüsten Duellwesen durch Einsetzung von Ehrengerichten ein Ende zu machen. Mit dem Uebergang von dem gelehrten Schlendrian zu wirklich wissenschaftlicher Thätigkeit, welchen Karl Augusts und seiner Minister Göthe und Voigt liebevolle Fürsorge für die Universität ermöglichte, hob in Jena auch die Entwilderung der akademischen Lebensführung an. Schon zu Anfang der achtziger Jahre lehrten in Jena Döderlein und Griesbach Theologie, G. Hufeland Jurisprudenz, Loder Anatomie, Schütz, mit Bertuch Herausgeber der einflußreichen „Allgemeinen Literaturzeitung“, Philologie. Mit Reinholds Ansiedelung (1787) wurde die Universität der Hauptsitz der kantischen Philosophie, also einer wissenschaftlichen Richtung, welche alle Disciplinen neubelebend durchdrang. Zugleich mit Schiller waren zu Jena Männer wie Paulus, Niethammer, Batsch, Ilgen, Woltmann und Chr. W. Hufeland thätig. Etwas später kamen Fichte, Schelling, Hegel, die Brüder Schlegel, Feuerbach, Gries. Ab und zu gingen die Brüder Humboldt, Hölderlin, die Romantiker Novalis, Tieck, Brentano. Bei Schillers Eintreffen zählte die Hochschule nahezu 800 Studenten und diese Zahl vermehrte sich später noch bedeutend. Da entwickelte sich denn in dem kleinen „Saal-Athen“ ein Leben von außerordentlicher Regsamkeit und Buntheit, das sich um so unbefangener darstellte, als es in politischer Beziehung noch ganz harmlos angethan war. Alle Gegensätze des deutschen Daseins von damals waren hier auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und bewegten sich, bei nicht karg zugemessener Freiheit, zwanglos neben einander. Man verstand es noch, das Leben heiter zu nehmen und unbekümmert zu genießen, und man stieß sich nicht sonderlich daran, wenn in modernste Bestrebungen, in die idealsten Anschauungen in Wissenschaft und Kunst noch manch ein Stück Mittelalter, in zähen Professoren- und Studentenbräuchen versteinert, zudringlich hereinragte.

Am 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. In einem Hause, welches, soviel ich erfahren konnte, nicht mehr auszumitteln ist, bezog er die schon vorher gemiethete Wohnung. Das Haus gehörte „zwei alten Jungfern, die sehr dienst-

fertig, aber auch sehr redselig" waren. Er rühmte gegen Körner die schöne Einrichtung seiner drei Zimmer und setzte wie entschuldigend hinzu, daß er sich auf eigene Kosten einen Schreibtisch habe machen lassen, der ihn zwei Karolin kostete. Er habe schon längst danach getrachtet, „weil ein Schreibtisch doch sein wichtigstes Möbel sei und er sich immer damit habe behelfen müssen". Dann entwarf er ein „strenges" Budget und meinte, er werde mit 450 Thaler jährlich auskommen, um so mehr, da ihm seine Hausjungfern das Mittagessen zu dem Preise von 2 Groschen auf's Zimmer liefern wollten. Am 26. Mai bestand er das erste „Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer", indem er sein Lehramt mit der im April geschriebenen meisterhaften Vorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" eröffnete. Man muß ihn das selbst erzählen hören. „Das reinhold'sche Auditorium — (die Professoren hatten damals in Jena und anderwärts für ihre Lehrlokale noch selbst zu sorgen) — bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann etwas über hundert Menschen fassen. Ich wollte eine größere Menge nicht voraussetzen und diese Bescheidenheit ist auf eine für mich brillante Weise belohnt worden. Meine Stunden — Dienstags und Mittwochs — sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem ein, der bei mir war, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, mit Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im griesbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm. Was ist denn? Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Ich folgte in einer kleinen Weile nach, von Reinhold begleitet; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe. Griesbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß der Vorsal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Sal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen standen, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance und ich

las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war: ich bekam eine Nachtmusik und Vivat wurde dreimal gerufen".

Wie deutsch-gemüthlich, wie harmlos-idyllisch das klingt! Die Antrittsrede eines neuen Professors ist ein Ereigniß, das eine ganze Stadt in Aufregung bringt. Es will in unserer Vorstellung gar nicht recht hineinpassen in eine Zeitatmospäre, die ungeheurer Verhängnisse voll war. Zweiundzwanzig Tage vor Schillers Debut als akademischer Lehrer hatte jenseits des Rheins die erste Scene vom ersten Akt einer weltgeschichtlichen Tragödie gespielt. Die Morgensonne des 4. Mai von 1789 warf Lichtmassen auf die breiten Straßen von Versailles die von Festjubelklängen widertönten, welche doch nur das Requiem der Monarchie Ludwigs des Vierzehnten waren. Heute das Fest und morgen schon der Kampf. Eine kirchliche Feier ging der Eröffnung der Reichsstände voran, die auf den kommenden Tag festgesetzt war. Ueberall soldatischer und priesterlicher Prunk, Fanfaren, Glockengeläute, Trommelwirbel, Geschützdonner, überall von Erwartung glühende Gesichter und fieberhaft funkelnde Augen, an den Fenstern ein ununterbrochener Blumenkranz geputzter Frauenköpfe. Von der Pfarrkirche Notre-Dame bewegte sich die Procession nach der Kirche des heiligen Ludwig. Voran der Klerus von Versailles mit der Musik der königlichen Kapelle. Dann in ihren schwarzen Mänteln die Deputirten des dritten Standes, welcher nach des Abbé Sieyès vorahnendem Wort nach wenigen Tagen schon „alles" sein, die Nation repräsentiren sollte, — vorragend über alle der Löwenkopf Mirabeau's. Hierauf die Abgeordneten des Adels, in den Borten, Spitzen und Federn ihrer Gewänder zum letztenmal die prunkende Herrlichkeit des Feudalismus voll zur Schau tragend. Dann die „Plebejer der Kirche", die Pfarrer, getrennt von den ihnen nachtretenden Prälaten mit Infuln und Bischofsstäben und im Geiste schon den Vertretern des Bürgerstandes über den Adel hinweg die Hände reichend. Nun der Erzbischof von Paris mit der Monstranz unter einem Baldachin, dessen Schnüre vier Prinzen von Geblüt hielten, und hinter ihm der König und die Königin. Der Jubelruf, womit die Volksmenge die bürgerlichen Deputirten empfangen hatte, war verstummt, als die Tochter Maria Theresia's erschien, schmerzzerrissen, bleich, aber mit stolz aufgeworfener Unterlippe der stummen Beleidigung trotzend. Ach, mitten in all dem Festpomp schnürte dieser unglücklichen Frau, Mutter und Königin die Ahnung des kommenden Furchtbaren das Herz zusammen, daß sie auf ihren Füßen wankte und durch den Arm der hinter ihr schreitenden Prinzessin von Lamballe aufrecht erhalten werden mußte. An einem Fenster standen Frau von Montmorin, Vertreterin der schon jetzt besiegten Aristokratie, und Frau von Staël, Vertreterin der schon jetzt siegreichen Bourgeoisie. Die Tochter Neckers konnte sich nicht enthalten, ihre laute Freude über das prächtige Schauspiel zu bezeugen. Da sagte Frau von Montmorin zu ihr: „Sie thun unrecht, sich zu freuen; dieser Tag wird großes Unheil über uns bringen". Frau von Staël fühlte sich von einem plötzlichen

Schauder angewandelt und sie mußte später der Stunde und des Wortes gedenken, als sie erfuhr, daß die Prophetin der Guillotine zum Opfer gefallen.

Welcher Kontrast zwischen dieser französischen Scene auf den Straßen von Versailles und jener deutschen im griesbach'schen Lehrsal in Jena! Und doch waren wieder beide Vorgänge nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Geistes der Zeit. Was jenseits des Rheins im Bereiche der That sich zu vollziehen begann, die Zertrümmerung der mittelalterlichen Weltanschauung, vollzog sich diesseits im Bereiche der Idee. Die deutsche Jugend hat wohl gewußt oder wenigstens instinktmäßig geahnt, warum sie in das Auditorium des „neuen Professors" strömte und denselben beim Antritt seines Lehramtes mit einer Serenade begrüßte. Aus Schillers Worten wehte sie der Geist der neuen Zeit an. Allerdings waren seit Jahrhunderten die politischen Zustände Deutschlands so, daß die Gemüther klarer Anschauungen und bestimmter Begriffe in staatlicher Beziehung ganz entwöhnt sein mußten, und wie sehr die politische Erziehung, die Betheiligung des Bürgers am Staatsleben fehlte, das zeigt uns die politische Indifferenz oder das politische Schwanken selbst der erwähltesten Geister unserer klassischen Kulturperiode. Allein wenn irgend in einem dieser Geister die Beziehung der freien Kunst und Wissenschaft zum freien Staate lag, so war es Schiller, der in seinem innersten Wesen Republikaner gewesen ist, zugleich aber auch scharf die Schranke markirt, welche den Mann von Geist und Bildung, sobald er ein reifer geworden, von dem vulgären Demokratismus, von der pöbelfrohen Gleichmacherei trennt. Schon als Jüngling hatte er in der „Thalia" als sein politisches Kredo aufgestellt: „Das Grundprincip, worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbst gegebenen Institutionen und nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen entspringen". Er war auch keineswegs der Ansicht, daß dieses Princip nur passiv verfochten werden sollte. Er hat sich darüber deutlich genug ausgesprochen, wenn er in der Einleitung zu seiner niederländischen Geschichte sagt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann". Und daß er dies nicht nur als Weltbürger meinte, sondern auch als Patriot, bezeugen die ferneren, später aus der Einleitung zu dem genannten Geschichtswerk weggelassenen Worte: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen". Ist das nicht wie eine prophetische Vorahnung des Geistes von 1813? Aber freilich, der Gang der französischen Revolution, wie ihn Schiller miterlebte, war seinem idealen Freiheitsstreben nicht sympathisch. Er, der Prophet des Idealismus, wandte sich daher bald, ja gleich zu Anfang missmuthig von dem herben und derben Realismus dieser Umwälzung ab und, einer Zukunft sich getröstend, wo der weltgeschichtliche Kampf

zwischen Freiheit und Despotismus durch eine gereiftere Gesellschaft siegreich zu Ende geführt werden würde, schrieb er im Hinblick auf seine Zeitgenossen in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen resignirt die Worte nieder: „Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht“. Er hätte bekanntlich noch fünfundzwanzig Jahre später genau dasselbe Wort wiederholen können. Eine Stunde währt nach der Uhr der Weltgeschichte ein Jahrtausend und fünfzig Jahre sind in der Entwicklung der Menschheit kaum eine Minute: — das darf man nie vergessen, wenn man bei der Lesung der Geschichte nicht seine Fähigkeit, zu hoffen, oder wenigstens nicht seinen Gleichmuth einbüßen will.

Unter günstigen Vorzeichen hatte sich also des Dichters Laufbahn als akademischer Lehrer eröffnet. Freilich trübte sich die heitere Aussicht bald, indem Schiller erfuhr, was akademischer Kleingeist und Brotneid zu bedeuten hätten, und auch, wie sehr Körner richtig sah und fühlte, wenn er meinte, der Freund sei eben nicht zum Gelehrten und Docenten, sondern zum Künstler geboren. Bevor noch das Jahr zu Ende ging, hatte der Dichter Veranlassung, dem Freunde zu sagen: „Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch dir vor dem Universitätswesen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an dich nur nicht gerade heraussagen, daß mir diese Existenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umständen, die von dem Professorleben unzertrennlich sind — herzlich verleidet ist“. Vorerst jedoch fühlte sich Schiller über die Unannehmlichkeiten seiner Lage weit hinweggehoben durch den Verkehr mit Karoline und Lotte, in welchem alles auf eine große Entscheidung hindrängte. Wir müssen aber, um den Gang des Verhältnisses an der Hand des Briefwechsels der drei Befreundeten zu verfolgen, in der Zeit etwas zurückgreifen.

Im Winter von 1788—89 hatte die zwischen Rudolstadt und Weimar gehende Botenfrau viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. In ihrer Antwort auf den ersten Brief, welchen Schiller wieder aus Weimar gesandt, sagte Lotte: „Es ist sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Ich denke gern über die Zufälle nach, die uns oft zusammenbringen. Wir kennen uns erst ein Jahr und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken. Und so wird's bleiben, nicht wahr?“ Man sieht, wie sich in Lolo das Gefühl der Liebe in harmloser Unbefangenheit immer entschiedener hinter dem der Freundschaft vordrängt. Schon auch einigermaßen die Ausschließlichkeit der Liebe. So, wenn sie dem Freunde, der sich über sein einsames Winterleben beklagt hatte, schrieb: „Daß Sie einsam leben, freut mich; denn eigentlich möchte ich nicht gern allen Menschen Ihre Gesellschaft gönnen“. Es ist von nicht geringem Interesse, in dem reizenden Drama der Liebe und Freundschaft, wie ich den Briefwechsel des Dichters mit den beiden Schwestern

in den Jahren 1788 und 1789 wohl nennen darf, die Verschiedenheit der Ausdrucksweise der letzteren zu beachten. Aus Lotte's Briefen spricht mehr ein gebildetes Gemüth, aus Karoline's mehr ein hochfliegender Geist: Lolo plaudert anmuthig, Line — wie sie von der Schwester vertraulich genannt wird — philosophirt kühn, wenn auch nie unweiblich. Im December 1788 schrieb sie: „Ein großes Princip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserm Herzen däucht es mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Gänseblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreichern Welt, deren Ahnung unsern innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie klar drückt das Bild unsere Existenz aus!" Als Schiller ungeduldig über Göthe's kalte Zurückhaltung und mit besonderer Beziehung darauf, im Februar 1789 geschrieben hatte: „Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menschen, die von allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden; es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen" — entgegnete Karoline beschwichtigend: „Ich habe über den Anfall von Timonslaune, den Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müssen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ueber Göthe kann ich eigentlich sehr wenig sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm nur seines Genie's willen vieles vergeben kann und auf das Vergebenmüssen kommt man doch am Ende immer mit den Menschen; aller Umgang müßte sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo ist sie?" Wie sehr zu jener Zeit Frauen von Bildung auch an der wissenschaftlichen Seite der literarischen Entwickelung Antheil nahmen, bezeugt die Begeisterung, womit sich die beiden Schwestern im März 1789 über Müllers Schweizergeschichte äußerten, deren Lesung sie beschäftigte. Das sanfte Lolochen ist ganz Feuer und Flamme, wenn es dem Dichter von dem heroischen Tod seines „Lieblings" Winkelried erzählt. Auch das Merkurheft, worin „Die Künstler" standen, kam in jenen Tagen nach Rudolstadt. Line schrieb dem Freunde darüber: „Es ist mir einer der besten Genüsse, sie (die Künstler) zu lesen; ich finde sie so durchaus schön und so in einem Geiste, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsstelle darin zu nennen wüßte: man möchte das Gedicht aber gleich ganz in der Seele behalten" — und Lotte: „Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es so klar, daß es so ist".

Zwischen dem 15. und 21. Juni stattete Schiller einen kurzen Besuch in Rudolstadt ab und in der ersten Hälfte des Juli hatte er die Freude, die Schwestern

in Jena zu begrüßen. Karoline sollte das Bad in Lauchstädt gebrauchen und Lotte begleitete sie dahin. Sie verbrachten in dem Garten ihrer Freundin, der Frau Griesbachs, einen Tag mit dem Dichter und gingen dann über Burgörner, wo sie Karoline von Dachröden abholten, nach Lauchstädt. Von hier aus, wo sie im Hause des Tischlers Küchler wohnten, bat Lotte den Freund um einen Besuch. Er ließ sich nicht lange bitten. Seine Seele war leidenschaftlich bewegt, wie ein Brief vom 24. Juli an Karoline verräth. Er spricht darin von „Funken der Glut", welche die beiden Schwestern in ihm angefacht hätten, von „schönen Hoffnungen" und von „armsäligsten Nichtigkeiten", welche der Erfüllung derselben im Wege ständen. Zu Anfang Augusts war er in Lauchstädt und am Morgen des 3. August hatte eine gegenseitige Erklärung zwischen ihm und Lotte statt. Karoline erzählt: „Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. — (Ohne Zweifel war sie selbst dieser gute Genius.) — Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte alles für sie noch geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben". Es waren selige Stunden, welche damals der Dichter mit den Freundinnen unter den Baumschatten der einsamen Wiese hinter dem Tischlerhause in Lauchstädt genoß. Aber ein weltgeschichtlicher Donnerschlag fiel in dieses Idyll: die Nachricht von dem Sturm des pariser Volkes auf die Bastille. „Wir erinnerten — berichtet Karoline — uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel". Unser Dichter jedoch, sei es, daß die „schönen Herzensverhältnisse" ihn für anderes weniger empfänglich machten, sei es, daß er von Anfang an überzeugt war, die Franzosen vermöchten die Freiheit nicht zu ertragen, theilte diese Freude nicht. Er scheint in der That die Franzosen für eine Nation gehalten zu haben, für welche „die militärische Ordnung die einzige ist, welche sie kennen und anerkennen"; denn er äußerte den bestimmten Zweifel, „daß diesem Volke republikanische Gesinnungen eigen werden könnten," und meinte im Hinblick auf die französische Nationalversammlung, es sei „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde". Hier haben wir also schon eine Vorwegnahme jener Verneinung der sogenannten absoluten Demokratie, jener Verwerfung des „allgemeinen Stimmrechts", welche er in seinem letzten Werke, in dem Fragment des Demetrius, durch den polnischen Landboten Sapieha so energisch aussprechen ließ — („Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen").

Von Lauchstädt ging der Dichter nach Leipzig, um vor seiner Rückkehr nach

Jena dort mit Freund Körner zusammenzutreffen, welcher die nachmals wieder aufgegebene Absicht gegen Schiller aussprach, Dresden zu verlassen und nach Jena zu ziehen. „Liebste, theuerste Freundinnen — schrieb der Dichter den Schwestern — ich verlasse eben meinen Körner, meinen und gewiß auch den Ihrigen, und in der ersten Freude unseres Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht". Gegen Lotte äußerte er von Leipzig aus: „Ist es wahr, theuerste Lotte, darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? Sie konnten ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet". Diesen Worten Schillers zufolge scheint die Erklärung in Lauchstädt noch keine ganz offene gewesen zu sein; aber sie wurde es durch Lotte's Antwort: „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Noch ist's mir wie ein Traum, daß ich nun weiß, daß Sie mich lieben, daß Sie es nun klar fühlen, wie meine Seele nur in der Ihrigen lebt". So waren denn die Geständnisse ausgetauscht und, nach Rudolstadt heimgekehrt, schrieb Lotte am 22. August dem Geliebten: „Daß ich dir etwas sein könnte, fühlte ich wohl in manchen Momenten und es war mir ein süßes Gefühl, aber doch schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Aber nun denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können". So geht dann das süße Geplauder fort, welches zu hören Liebende nie müde werden. Nirgends offenbart sich unseres Dichters Gemüth in reinmenschlich-innigeren Lauten als in diesen Liebesbriefen. Unterm 25. August schrieb er: „In einer neuen schönern Welt schwebt meine Seele, theure liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegentrugst. Mit bangen Zweifeln ließest du mich ringen und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft an dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O, du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe". Lotte erwiderte: „Also kam ich dir kalt vor? Mein Betragen zu abgemessen? Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war; nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte und noch weniger andern, weil ich nicht immer deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war. Oft war mir, als wäre nichts mehr zwischen uns und als fühltest du, was du

mir wärest, und zuweilen wieder, als wäre ich dir nichts, gar nichts. Du würdest mich nicht verkannt haben, wenn du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hättest fühlen können".

Aber in diese Herzenslaute klingt nun ein Ton herein, der Befremden erregen müßte, wenn wir nicht schon vom Schlusse des vorigen Kapitels her darauf vorbereitet wären. Es sind die Aeußerungen der Doppelliebe unseres Dichters gemeint. Die Thatsache steht unbestreitbar fest, denn man wird sofort in den Briefen Schillers an die beiden Schwestern „das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebette des Grafen von Gleichen erzählt," man wird sehen, daß, wie der Herausgeber von Karoline's literarischem Nachlaß, Karl Hase, hervorgehoben hat, der Dichter „in der Sicherheit seines hohen Geistes auf dieser gefahrvollen Bahn einhergeht, mit der naivsten Bewußtlosigkeit über die Art seiner zwiefachen Liebe". In Wahrheit, Schiller trennt in seiner Vorstellung die beiden Schwestern nicht von einander und seine Liebesbriefe athmen gerade da die meiste Glut, wo sie an beide gemeinsam gerichtet sind. „O, meine theure Karoline! meine theure Lotte! — schrieb er unterm 10. September 1789 — wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können wie jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde... Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt: unser Leben hat angefangen, ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß euch in meinem Zimmer; du, Karoline, bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh' ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren schlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß nichts, nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich euch morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung und, getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!" Des Dichters Ungeduld konnte den Schluß seiner Vorlesungen für das Sommersemester kaum erwarten, und sobald er frei war, eilte er in die Herbstferien nach Rudolstadt. Er wohnte vom 18. September bis zum 22. Oktober wieder beim Kantor Unbehaun in Volkstädt und es war ihm gegönnt, die Morgen- und Nachmittagsstunden mit den Schwestern allein zu verbringen, da die „chère mère", welche inzwischen Oberhofmeisterin geworden, den Tag über durch ihr Amt an das fürstliche Schloß gefesselt war. In den schönen Herbsttagen wiederholten sich jetzt die traulichen Stunden des vorjährigen Sommers und nur der Umstand, daß die Liebenden ihr Geheimniß vor der Mutter noch bewahren mußten, beeinträchtigte etwas diese „goldene Zeit". Wie groß, frei und rein diese drei guten Menschen ihr Verhältniß zu einander auffassten, erhellt überzeugend daraus, daß der Spiegel von Lotte's Seele nie durch einen Anhauch von Eifersucht getrübt wurde. Nur quälte sie — wie sie in einem Briefe vom

24. Oktober dem wieder nach Jena zurückgekehrten Verlobten gestand — zuweilen der Gedanke, daß ihm Karoline mehr sein könnte als sie und daß er sie zu seinem Glücke nicht nöthig hätte. Auf diesen später noch einmal wiedergekehrten Skrupel ihrer Bescheidenheit entgegnete Schiller am 15. November: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß du aufhören könntest, mir zu sein, was du mir bist? So müßtest du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was du brauchst, und diese will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt, daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu sein, oder weniger von euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch beide, für jede von euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der einen nicht entziehe, was ich der andern bin? Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch und immer liebevoller kommt sie von einer zur andern zurück, derselbe Lichtstral — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!"

Von seiner Doppelliebe ganz erfüllt und der Sorge hingegeben, derselben eine häusliche Stätte zu bereiten, hat unser Dichter an dem Vorschritt der großen Revolutionstragödie in Frankreich zunächst weiter keinen Antheil genommen. Auf ihn paßte nicht das Wort des alten Talleyrand an Guizot: „Wer nicht in der Zeit um 1789 gelebt hat, weiß nicht, was leben heißt"; denn er schenkte den Vorgängen jenseits des Rheins nur eine ganz beiläufige und, wie schon erwähnt worden, mehr ablehnende als sympathische Aufmerksamkeit. Vergebens sucht man in seinem Briefwechsel mit Körner und den beiden Herzensfreundinnen, also gerade da, wo er sich über alles, was ihn bewegte, am vertraulichsten aussprach, die Erwähnung eines der bedeutsamsten weltgeschichtlichen Daten, jener Nacht vom 4. August 1789, wo, hingerissen von einem Impuls der Begeisterung, wie er alle tausend Jahre etwa einmal wiederkehrt, zu Versailles die Feudalherren selbst den Leichenpomp des Feudalismus anführten. Er lebte und webte ganz in dem Frühling seiner Doppelliebe. Aber dieser Liebesfrühling war weniger ein gleichmäßig heiterer als vielmehr ein sehr stürmischer. An die idealste Schwärmerei drängte sich die gemeine Sorge verwirrend heran. Eine Stellung zu finden, welche die Gründung eines Haushalts ermöglichte, richteten sich die Blicke Schillers abwechselnd nach Berlin und Wien, Mannheim und Heidelberg. Bald setzte er seine Hoffnung auf den Herzog von Weimar, bald auf den Koadjutor Dalberg, welcher mit der lengefeld'schen Familie sehr befreundet war und unsern Dichter ungemein

hochschätzte. Wenn dieser gute, aber wie sein Bruder, der Herr Intendant, etwas „pulverfeurige" Prälat nur schon Kurfürst von Mainz gewesen wäre! Aber er war es vorderhand noch nicht und so hatte Schiller, nachdem er alle Möglichkeiten gemustert, am 10. November Veranlassung, tiefbekümmert an die Schwestern zu schreiben: „Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte". Wie um sich selbst und die Freundinnen aufzuheitern, fügte er hinzu: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erstes Kollegiengeld eingenommen, von einem bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich; er retirirte sich auch gleich wieder". Seine Sehnsucht, seine Ungeduld steigerte sich von Stunde zu Stunde. „Entfernung von euch ist kein Leben für mich und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse — schrieb er am 14. und 15. November. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unsrer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, so lange ich es nicht in euren Augen lese, an eurem Herzen empfinde... Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal". Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Aeußerungen des Missmuths auch auf die gleichmäßige Heiterkeit von Lotte's Seele zeitweilig störend einwirkten. „Ich sehne mich nach Ruhe, nach einem freien Gefühl meiner selbst — schrieb sie am 16. November dem Geliebten. Muß es immer so sein im Leben, daß wir so wenig Zeit davon unser nennen können? Und doch ist es so kurz! Bald stürmt es in der Seele und verbittert den Genuß jeder Freude und das Herz wird von einem bangen Gefühle zum andern gezogen. Sind wir endlich in uns zu einer Ruhe gelangt, die wir unzerstörbar glauben, so kommen Dinge von außen, reißen das schöne Gebäude unserer Glückseligkeit ein und wir sind immer nicht glücklich; so geht es fort bis an's Grab". Erschreckt durch diese schwermüthige Betrachtung, gab der Dichter zur Antwort: „Dein Brief hat mich geängstigt, meine theure Lotte. Ich erkenne deinen ruhigen, heitern Geist in dieser Stimmung nicht mehr. O, erhalte mir deine Zufriedenheit, die stille sanfte Gleichheit deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückrufen wird. Lass' mich immer in den tiefen Grund deiner Gedanken blicken, und wenn alles trüb und umwölkt ist um uns her, so lass' deine Seele mir helle sein!"

Da Herr von Beulwitz damals als Reisebegleiter des Erbprinzen und dessen Bruder von Rudolstadt abwesend und Frau von Lengefeld als Erzieherin der Prinzessinnen „nach Hofe gezogen war", wurde beschlossen, daß Karoline mit Lotte einen weniger einsamen Winteraufenthalt haben und daher den Einladungen, die von seiten der Frau von Stein und der Frau von Imhof aus Weimar an sie ergangen waren, entsprechen sollten. Als sie den Dichter davon benachrichtigt

hatten und daß sie auf ihrer Reise Jena berühren wollten, ergoß sich sein Gefühl so glühend dithyrambisch, wie kaum jemals wieder. „Dank euch — schrieb er am 30. November — o, allen Dank der Liebe, meine Theuersten, daß ihr kommt, daß ich euch sehen werde. O, ich werde euch sehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde sie an eurem Herzen durchleben. Mit euch — o wie hab' ich diese süße Wirklichkeit so nöthig, eure liebe himmlische Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückseligkeit! Daß auch ihr diese Sehnsucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu euch wendet, in allem nur euch mich suchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir diese Gewißheit, wie machte sie alles Leben in mir rege! Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und euch, euch von ihm erflehen! Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle, wie alles Streitende in mir in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höheren, schöneren Wohlklange dahinfließen. Was wird es erst sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!" Und nicht nur lyrisch, wie in diesem Erguß, sondern auch ganz realistisch äußerte sich der Dualismus von Schillers Liebe. Wie er sich das Zusammenleben mit den Schwestern dachte und zwar in Rudolstadt, wohin er ziehen wollte, zeigt uns sein Brief vom 12. December an Körner. „Die Beulwitz — heißt es hier — stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm und ihre Mutter ahnt dieses schon längst und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an Delicatesse und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältnisse wird abgeholfen, wenn wir, Lotte und ich, mit Beulwitz und seiner Frau zusammenleben. Er und ich stehen gut und vertragen uns gut mit einander, und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind zwei Häuser an einander, die Kommunikation haben, und seitdem die Mutter nach Hofe gezogen, ist Platz für uns geworden. Ich brauche bloß 300 Thaler in die Oekonomie zu geben, 200 Thaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ungefähr ebensoviel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler sind mir nothwendig, aber auch ausreichend, und diese denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Unser Plan ist also: ich verlange auf Ostern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Professur nieder".

Dieser ganze Plan ist nicht zur Ausführung gekommen und es war sehr gut, daß es nicht geschah. Selbst ein Schiller hätte daran scheitern müssen, ein ideales Doppelverhältniß, wie es hier vorlag, in der Wirklichkeit idealisch durchzuführen. Am 2. December sahen Line und Lotte auf ihrer Reise nach Weimar den Dichter

in Jena. Zehn Tage später ritt er nach Weimar hinüber und da wurden zwischen ihm und den Schwestern die entscheidenden Verabredungen getroffen. Beide Schwestern sollten der Mutter die Sachlage eröffnen und Schiller sollte bei ihr förmlich um die Hand Lotte's werben. Dabei wurde die Absicht, in Rudolstadt zusammenzuleben, noch beibehalten; aber allem zufolge darf wohl angenommen werden, daß gerade damals Karoline ihr Opfer gebracht habe, d. h. sie that alles, um die Verbindung der Schwester mit dem Dichter zuwegezubringen. Phantastische Träume, mochte sie denken, würden dann von selbst vor der Macht der Wirklichkeit zurücktreten, und so geschah es auch. Charlotte von Stein lieh Karolinen ihre freundschaftliche Beihilfe, namentlich dadurch, daß sie den Herzog Karl August, als dieser sie über das Verhältniß Schillers zur Lotte von Lengefeld ins Verhör nahm, aufmerksam machte, daß die Auswerfung einer Besoldung für Schiller die fragliche Verbindung sehr fördern würde. Am 18. December schrieb der Dichter zu Jena seinen Werbungsbrief an Lottchens Mutter, in deren Hände er, wie er in diesen Zeilen voll edler Männlichkeit und innigster Herzensbewegtheit sagt, das ganze Glück seines Lebens gab. Gewiß war auf die Entscheidung der „chère mère“ diese Sprache von Einfluß, aber daneben wohl auch der Umstand, daß, was ihr Karoline sicherlich zu wissen gethan, der Koadjutor Dalberg sich bestimmt dahin geäußert hatte, er würde, sobald er auf dem kurfürstlichen Stuhle säße, Schillern einen Jahrgehalt von 4000 Gulden auswerfen und ihm dabei den ganz freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Endlich dürfte es gegen die Standesbedenken der guten Frau Oberhofmeisterin nicht wenig in die Wagschale gefallen sein, daß der Dichter, wie er an Körner schrieb, gerade damals „um eine Silbe wuchs“, d. h. vom weimar'schen Rath zum meining'schen Hofrath wurde. Da war an dem künftigen Herrn Schwiegersohn doch etwas, was nach Höfen schmeckte, und wenn Lolo schlechterdings keine Hofdame werden wollte, so mochte sie denn in Gottesnamen Frau Hofräthin werden. Dem Dichter selbst erschien freilich dieser Sprung als ein sehr großer. „Ach, wie gut ist es, meine liebe Lotte — schrieb er am 22. December an seine Braut — daß du nicht zur Hofdame worden bist. Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen. Von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Projekt misslingen“.

Die Weihnachtsferien verbrachte Schiller in Weimar und hier traf ihn die Antwort der Frau von Lengefeld. Sie lautete bejahend, herzlich bejahend. „Ja — schrieb die Mutter — ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben“. Nur gegen die Absicht des Dichters, seine Stellung in Jena aufzugeben und nach Rudolstadt zu ziehen, erklärte sich Frau von Lengefeld entschieden und gewiß mit richtigstem Gefühle. Uebrigens war dieser Plan schon aufgegeben, denn die an den Herzog von Weimar gerichtete Bitte Schillers um Erhebung seiner Professur aus einer unbesoldeten zu einer besoldeten war inzwischen gewährt worden. Die Besoldung sollte 200 Thaler betragen, „wie ich vermuthete — schrieb der Dichter unterm 6. Januar 1790 an Körner. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dies wenig sei. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar. Er erfuhr's, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern etwas für

mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stirne und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß 200 Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wollte. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen". In demselben Briefe und in einem früheren vom 24. December theilt er dem Freunde auch mit, wie es zunächst mit seinem Haushalt werden sollte: — „Alles, was das eigene Haushalten anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthschaft anfangen. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miethe auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. Da ich alle Möbel im Hause habe, so brauche ich mich auch nicht einzurichten, welches überhaupt nicht rathsam wäre, ehe ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht, und was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche, ist wohl das Meiste. Göschen gibt mir 400 Thaler für einen Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im historischen Kalender. Die kommen mir gar gut um diese Zeit".

Es ist eine frohe Weihnacht gewesen, welche der Dichter damals in Weimar feierte. Da schloß er auch seinen Freundschaftsbund mit Wilhelm von Humboldt, dessen Verlobung mit Line's und Lotte's Freundin Karoline von Dachröden in jenen Tagen statthatte. In sonnigen Zukunftsplanen, in anregenden Gesprächen über das Schöne und seine Erscheinungsformen erging sich der befreundete Kreis. Da hallten wiederum die revolutionären Sturmglockentöne von jenseits des Rheins in diese genügsame und heitere Stille herüber. Der liebenswürdige Dichter Salis, durch die Revolution seiner Hauptmannsstelle bei den Schweizergarden in Paris entlassen, kam nach Weimar und brachte Briefe vom Vetter Wolzogen, worin dieser pariser Scenen schilderte, welche nur zeigten, „qu'on ne peut pas faire des omelettes sans casser des oeufs", aber den deutsch-idyllischen Vorstellungen der weimarer „Aufgeregten" von einer Revolution bedenkliche Stöße versetzten. Schiller, welcher „diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll" aufgenommen hatte, machte sich nicht viel damit zu schaffen. Lebte er doch in einer „schöneren Welt" und tausendmal interessanter als alle Zeitungsberichte mochte ihm der herzige Brief vorkommen, welchen Lolo am 29. December dem nach der schwäbischen Heimat gehenden Schreiben beischloß, worin er sich den Segen der Eltern zu seinem Ehebunde erbat. So trat er frohen Gemüthes hinüber ins Jahr 1790 und es ist etwas Frommes — im Sinne der Alten — in den Worten, die er am 1. Februar an Körner richtete: — „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück".

Am 15. oder 16. Februar begab sich der Bräutigam nach Erfurt, wo sich seine Braut und ihre Schwester zum Besuche befanden, und brachte, nachdem er

aus dem Munde des Koadjutors die Bestätigung der erwähnten Zusage vernommen, die Damen nach Jena herüber. Es ging ein Gemunkel in den Hörsälen und Kommershäusern der Universität von der bevorstehenden Hochzeit, aber „alle Anschläge der Studenten und Professoren, den Dichter zu überraschen, wurden hintertrieben“. Die Brautleute wollten jedes Aufsehen vermieden wissen. In der Morgenfrühe des 20. Februars 1790 fuhren sie mit Karoline der Mutter entgegen, welche von Rudolstadt kam. Auf dem Rückwege nach der Stadt hielt der Wagen vor der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena, dessen Pastor, ein „kantischer Theologe“, zum voraus benachrichtigt war. Das Brautpaar, gefolgt von Mutter und Schwester, trat ein, die Thüre schloß sich hinter den vier Personen und Pastor Schmidt verrichtete die Trauung. So still und prunklos war die Hochzeit Schillers und Lotte's .... Als Mann und Frau kehrten sie nach Jena zurück. Wie glücklich sie waren, mögen sie selber sagen. Am 1. März schrieb der Dichter seinem Körner: „Ich fühle mich glücklich und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin“. Sodann anderthalb Monate später, am 16. Mai, an seine Schwester Christophine: „Anstatt alles Erzählens und Versicherns schreibe ich dir kurz, daß ich glücklich bin mit meiner Lotte, daß alle meine Wünsche von häuslicher Freude in ihre schönste Erfüllung gegangen sind. Wir führen mit einander das seligste Leben“. Lotte ihrerseits ließ sich unterm 9. März gegen ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen so vernehmen: „Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnete nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden; ich hätte in keiner anderen Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erhellen, und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als du uns meinen Schiller zum erstenmal vorführtest? Dank dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch dich gab“.

Also war „der große Wurf“, von dem im Lied an die Freude gesungen ist, gelungen. Indem er den Dichter in den Armen seiner jungen Gattin des Honigmondes genießen läßt, darf sich der Erzähler seiner Lebensgeschichte hier eine Pause gönnen. Wieder liegt hinter Schiller eine bedeutungsvolle Periode abgeschlossen, eine Zeit des Strebens und Irrens, der Arbeit, der Sorge und Läuterung. Die ersehnte „häusliche Existenz“ ist gegründet. Alles Schwankende, Unstäte, Phantastische weicht der stillen Macht eines gesetzmäßigen Verhältnisses, welches stets die Grundsäule aller Kultur und Sitte sein wird. In dieser anmuthigen Umfriedigung beruhigter Wünsche kann der Genius Schillers sicheren Schrittes seiner Vollreife entgegengehen. Eine bleibende Stätte für ihn ist gefunden und mit ihr der Segen der Häuslichkeit: die Wanderjahre unseres Dichters sind beschlossen, — die Meisterjahre heben an.



Drittes Buch.

Die Meisterjahre.

1790—1805.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort;
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.

Die Huldigung der Künste.

Und höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entstehen,
Aus Harmonieen Harmonie.

Die Künstler.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schillers. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben". — Bild des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die Neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit". — Vorlesungen. — Aesthetische Abhandlungen. — Gesellige Verhältnisse. — Wollen und Tumulte. — Novalis. — Baggesen. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark.

Ein bedeutsamstes Merkmal der Verschiedenheit germanischer und romanischer Anschauung und Sitte ist, daß der „Roman des Lebens" bei den Völkern germanischen Stammes mit dem Abschluß des Ehebundes zu enden und bei den Völkern romanischen Stammes zu beginnen pflegt. Ausnahmen, und zwar zahlreiche, gibt es selbstverständlich hüben wie drüben; aber die Regel bleibt, daß für die Deutschen und ihre Stammverwandten der Traualtar den großen Wendepunkt bildet, wo der ungestüme Gefühlsüberschwang in das ruhige Geleise der Pflicht einbiegt, während in Frankreich, Spanien und Italien — wenigstens in den höheren Gesellschaftsklassen — der Ringwechsel gleichsam die Emancipation der Leidenschaft symbolisirt. Die Ursache hiervon ist allbekannt: sie liegt in der verschiedenen Weise der Erziehung und der geselligen Sitte. Die Französin, Spanierin, Italienerin wird erst als Frau gesellschaftsfähig. Sie tritt unmittelbar aus dem Kloster, wo sie erzogen wurde, in die Welt und gewöhnlich muß ihr die Stufe des Altars, wo sie einem ihr meist nur ganz oberflächlich bekannten Manne verbunden wird, als Uebergangsschwelle dienen. Bei uns in Deutschland, wie auch in der Schweiz, in England und im skandinavischen Norden, ist der Umgang zwischen Jünglingen und Mädchen viel zwangloser. Man hat also Gelegenheit, vor der Ehe sich kennen zu lernen; man hat Zeit, sich gegenseitig angezogen oder abgestoßen zu fühlen und den Unterschied zwischen augenblicklichem Flackerfeuer und nachhaltiger Flamme zu erfahren;

man kann erproben, ob beiderseitig die Bedingungen vorhanden seien, welche das Glück einer Verbindung auf immer verbürgen. Daher rührt es, daß, selbst in unserem berechnenden Jahrhundert noch, bei uns die Ehe vorwiegend eine Sache der Neigung statt der bloßen Konvenienz ist oder wenigstens sein kann. Der Roman pflegt in Deutschland nicht mit dem Ende anzufangen, und wenn „mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ der „schöne Wahn“ entzweireißt, so gewähren aus den angedeuteten Gründen unsere Sitten doch die Möglichkeit, daß an die Stelle des schönen Wahns, d. i. der jugendlichen Schwärmerei, eine schöne Wirklichkeit trete, d. i. die ruhige Befriedigung, welche ein dauerndes und durch die Prüfungen des Lebens nur gestähltes Gefühl verleiht. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben“ — man kann das Wesen einer echten und, ich sage es mit Stolz, einer deutschen Ehe nicht besser bezeichnen, wogegen es für die französische Sitte höchst charakteristisch ist, daß in der Blüthezeit des Mittelalters (1174) die Gräfin von Champagne, als Muster einer Edeldame von damals anerkannt, auf die von einem „Liebeshof“ (cour d'amour) gestellte Frage, „si l'amour était possible dans le mariage?“ in Form eines feierlichen Urtheilsspruches (arrêt d'amour) mit Nein! antwortete und daß noch in unseren Tagen ein Mann wie Guizot es für nöthig hielt, ein Buch zu schreiben eigens zu dem Zwecke, in Form der Biographie einer englischen Ehefrau (Lady Russel) seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, „que l'amour est possible dans le mariage“.

Das Vorstehende läßt sich ohne Zwang auf unseren Dichter anwenden. Der „schöne Wahn“, die Schwärmerei, die Leidenschaft hatten auch ihn besessen. Seine Jugend war stürmisch gewesen und so, wie sie war, hatte sie nicht ohne Ueberspanntheit, Ueberstürzung und Irrthum sein können. Er hatte gehofft und geträumt, geliebt und geliebelt, Luftschlösser gebaut und in glücklichen Stunden, die freilich selten genug waren, den Schaum des Brausekelches der Freude gekostet. Aber er hatte auch entbehrt und entsagt, hatte mit Noth und Sorge gerungen, hatte die glänzendsten Träume frühzeitig erblassen gesehen. Es ist ein abenteuerliches Element in seinem Jugendleben, die ganze Poesie einer Armuth, welche den Kampf seines Genius gegen die äußeren und inneren Hemmnisse seiner Laufbahn zu einem doppelt glorreichen macht. Aber das romantische Interesse, welches Schiller, der als Regimentsmedikus verpuppte jugendliche Titan, Schiller der geängstigte Flüchtling, Schiller der unstäte Wanderer, Schiller der Geliebte der „Titanide“, Schiller der zwischen Line und Lotte gestellte Liebende erregte, erlischt zugleich mit dem Lichte der stillen Hochzeitsfackel von Wenigenjena. Seine Heirat markirt einen ganz bestimmten Wendepunkt, nicht nur in seinem äußeren Gehaben, sondern auch in seinem Herzensleben. Die Leidenschaft floh, die Liebe blieb. Er hatte in Lotte eine *Frau* gefunden, wie er sie gewollt. Zur *Geliebten* hat er fortan nur noch die Muse gehabt. *Ihr* galten die heißesten Schläge seiner Pulse, die höchsten Entzückungen seiner Seele. Man erstaunt, in den Beziehungen zu seiner Schwägerin Karoline keinen Anklang an seine frühere Doppelliebe zu finden, sondern nur eine brüderliche Freundschaft, die keineswegs eine blinde war. Oder vielmehr, man braucht darüber nicht zu erstaunen. Denn auch abgesehen davon, daß Lotte dem Dichter alles gewesen, was eine Frau ihm sein konnte, war

für einen Mann, dessen ganzes Sinnen und Schaffen darauf ging, den kategorischen Imperativ der Pflicht in natürliches Gefühl zu verwandeln und die Sittlichkeit zur Schönheit zu verklären, eine reine und edle Lebensführung selbstverständlich. Es fehlt auch nicht an deutlichen Spuren, daß er in der Vollreife seiner Männlichkeit den strengsittlichen Maßstab, welchem er sich unterwarf, auch an andere zu legen geneigt war. So wissen wir, daß ihm Göthe's häusliche Verhältnisse zuwider waren, und es kennzeichnet das Wahrheitsgefühl seiner Seele, daß er, während Göthe im Briefwechsel mit ihm selten vergisst, die „liebe Frau" (Lotte) grüßen zu lassen, seinerseits nie auch nur mit einer Silbe der Christiane Vulpius gedenkt. . . . .

Ja, die Romantik von Schillers Lebensgeschichte geht mit dem Jahr 1789 zu Ende, es wäre denn, daß man in dem bald zu berührenden schwäbischen Heimweh, welches ihn die Heimat wieder zu sehen drängte, noch einen romantischen Zug erkennen wollte. Je reicher und glanzvoller sein inneres Leben sich entfaltete, um so weniger Ungewöhnliches und Wechselndes bot sein äußeres. Er lebte das bescheidene, sorgenvolle Dasein eines deutschen Schriftstellers, welches mit Würde zu führen er ein so leuchtendes Beispiel gegeben hat. Die ganze Energie seines Willens an die Erfüllung seiner Mission setzend, flüchtete er „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken", aus dem Wirrsal und Getöse der widerstreitenden Interessen seiner Zeit „in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen". Er war würdig, „in des Ideales Reich" zu herrschen; denn wie ihn die gemeinen Sorgen des Lebens nicht zu irren vermochten, so durften ihm selbstische Wünsche, Grillen und Begierden nicht mehr nahen. Sein Herz blieb sanft, wie auch sein Blick es blieb; aber seine Haltung wurde selbstbewußter, in sich gefasster, auf Unberufene mehr abweisend als anziehend wirkend. So konnte er selbst einem Manne wie Jean Paul bei der ersten Begegnung „felsigt, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe" erscheinen. Ohne Liebe? Es ist wahr, in einer bittern Stunde hat er in der zweiten Strophe von „Licht und Wärme" sich den Seufzer entwischen lassen, daß gerade des besseren Menschen Herz in dem Weltgedränge allmälig der Liebe sich verschließe; aber daneben zeugt ja jede Seite seiner reiferen Werke von einem unendlichen Wohlwollen, welches nicht mit wilden Ahrimansflammen, sondern mit mildem Ormuzdlicht die Welt von allem Unschönen und Verwerflichen reinigen will. Die Leidenschaft floh, die Liebe blieb. Einer leidenschaftlichen Neigung, wie sie Göthe noch als Vierundsiebziger für die schöne Ulrike von Levezow empfand und in der „Elegie von Marienbad" ausströmte, wäre Schiller schon als Vierziger nicht mehr fähig gewesen; aber nur die innigste Liebe konnte ein Gedicht wie „Die Würde der Frauen" schaffen.

Es dürfte nicht unpassend sein, hier, am Eingange zur Geschichte der Mannes- und Meisterjahre des Dichters, seine äußere Erscheinung uns wieder einmal zu vergegenwärtigen. Sein Jugendfreund Scharffenstein hat uns früher das Bild Schillers des Jünglings entworfen, seine Schwägerin Karoline mag uns das Bild Schillers des Mannes zeichnen. „Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben

war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußeren ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirne trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief in's Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester. Aller Kynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohlgeordnet sein. Er liebte Blumen um sich, Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe".

Indem Schiller, häuslich eingerichtet, sich anschickte, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, hatte er neben den Forderungen seines Genius auch die des Bedarfes zu berücksichtigen. Zudem waren jene zu dieser Zeit noch keine so entschiedenen, daß sie ohne alles Schwanken auf ein großes Ziel sich gerichtet hätten. Im Gegentheil sehen wir noch bis zum Jahre 1794 unseren Dichter seine Kraft in Studien und Anläufen zersplittern oder auch auf eine literarische Thätigkeit verwenden, wie eben der „Bedarf" sie heischte. So schrieb er die historischen Abhandlungen „Die Sendung des Moses", „Die Gesetzgebung des Lykurg und Solon", „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs", „Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.", „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen". Die vier letzten dieser Aufsätze dienten als Einleitungen und verbindende Mittelglieder der „Sammlung historischer Memoiren", welche Schiller 1790 in deutscher Uebersetzung herauszugeben anfing, die er dann in Verbindung mit Woltmann und anderen fortsetzte und die erst

1806 mit dem dreiunddreißigsten Bande aufhörte, nachdem sich Schiller längst von dem Unternehmen zurückgezogen hatte. Der Bedarf war es auch, welcher ihn, nachdem seine von Wielands Merkur gehegten Erwartungen nicht erfüllt worden, darauf denken ließ, die Thalia wieder mehr in Schwung zu bringen. So wurde, nachdem die Rheinische Thalia 1790 eingegangen, 1792 die „Neue Thalia" eröffnet und zwar mit keinem geringen Zeugniß poetischer Uebersetzungskunst, mit den deutschen Stanzen, in welche unser Dichter das zweite und vierte Buch von Vergils Aeneis übertragen hatte, zunächst, um seiner Frau und Schwägerin eine Vorstellung von vergil'scher Dichtung zu geben. Sonst enthielt die Neue Thalia keinen poetischen Beitrag; sie wurde vielmehr ein bequemes Vehikel der historischen und philosophischen Uebungen, durch welche sich Schiller auf seine poetischen Hauptthaten vorbereitete. Zunächst nahm vor allem übrigen seine „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" Zeit und Thätigkeit in Anspruch. Sie erschien, durch die Erkrankungen des Verfassers mehrfach unterbrochen, in den Jahrgängen 1791—93 des von Göschen verlegten historischen Damen-Kalenders, — ein Umstand, der schon andeutet, daß es dabei nicht auf ein gelehrtes Fachwerk abgesehen war. Was schon früher über Schillers Verhältniß zur Historie und Historik gesagt worden, gilt auch von seiner Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Das kritisch-historische Moment tritt vor dem künstlerischen zurück. Ein tiefer gehendes Quellenstudium hätte dem Verfasser hinsichtlich des Kausalzusammenhanges der Ereignisse jener schrecklichen Zeit, wo unter dem Vorwande: Bibel oder Papst? die gewaltigsten wie die gemeinsten Leidenschaften auf deutschem Boden dreißig Jahre hindurch sich austobten, gewiß manches in anderem Licht erscheinen lassen. So z. B. die Stellung Gustav Adolfs, den er allerdings nicht als den gutmüthigen Schwärmer und selbstsuchtslosen „Glaubensretter" faßt, als welcher der Schwedenkönig noch immer in bornirt lutherischen Kompendien spukt, dessen leitender Gedanke aber, hinter dem durchsichtigen Aushängeschild protestantischer Sympathieen ein möglichst großes Stück von Deutschland zu erobern, auch bei Schiller lange nicht klar und bestimmt genug hervortritt. Im übrigen hat unser Dichter mit richtigem Instinkt erkannt, daß sich jener furchtbare Kampf weit mehr um die Politik als um die Religion drehte. Aber es fragt sich doch sehr, ob seine Auffassung des dreißigjährigen Krieges als eines politischen Befreiungskrieges von protestantischer Seite eine berechtigte gewesen. Man weiß ja, welcher Art die Politik war, zu welcher das Lutherthum die dogmatische Unterlage hergab. Schiller hat, scheint mir, seinem idealen Freiheitsprincip bedeutend viel vergeben, indem er der sogenannten, von protestantischer Seite so scharf betonten „Reichsfreiheit" die Ehre anthat, sie für mehr zu halten als für die unselige Lüge, welche sie war. Aus dieser freilich durch die Abwendung der Kaiserdynastie von deutschen Interessen mitverschuldeten Reichsfreiheit, d. h. Reichsanarchie ist, wie jedermann weiß, die Zersplitterung des Reiches und aus dieser die absolute Herrscherwillkür der Landesfürsten hervorgegangen. Man erkennt auch unschwer, daß der Dichter seiner einmal gefaßten Ansicht von der Reichsfreiheit nicht ganz traute und sich einigen Zwang anthun mußte, dieselbe durchzuführen. Das ganze Buch ist daher nicht, — wie die Geschichte der niederländischen Rebellion es war — ein Werk der Begeisterung,

sondern vielmehr des Verstandes. Der historische Kunststil Schillers hat dabei unstreitig gewonnen: die Schilderungen sind von hoher Anschaulichkeit, die Porträtirung ist meisterhaft, in gleichmäßiger Ruhe und Würde, nur bei dringend gebietenden Veranlassungen höher gefärbt und bilderreich, geht die Darstellung einher. Deutlich sieht man, wie den Dichter vor allem das dramatische Interesse anzog, welches dieser beispiellose Kriegstumult allerdings in ungewöhnlichem Grade darbot. Denn nachdem die zwei vorragendsten Gestalten des ungeheuren Drama's, welches für Deutschland ein bis auf den heutigen Tag so schmerzlich nachwirkendes Trauerspiel war, nachdem Gustav Adolf und Wallenstein von der Bühne abgetreten, erlahmte Schillers Theilnahme für seinen Gegenstand so sehr, daß er die weiteren Begebenheiten bis zum westphälischen Frieden nur noch ganz summarisch erzählte. Aber mochte er auch möglichst rasch zum Abschlusse seines Geschichtswerkes eilen, von der Zeit, welche dasselbe behandelte, hatte er einen so tiefen Eindruck empfangen, daß er zu ihr zurückkehrte, als er dazu verschritt, sein größtes Dichterwerk zu schaffen. Mit der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs beendigte er seine Laufbahn als Historiker, denn die später (1797) als Lückenbüßer für die Horen nach einer französischen Quelle gearbeiteten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville" können ja auf den Werth eines selbstständigen Werkes keinen Anspruch machen und die Idee, einen deutschen Plutarch zu schreiben, womit sich Schiller längere Zeit getragen hat, ist nie zur Ausführung gekommen.

Neben den Arbeiten des Dichters schritt im ersten Jahre seiner Ehe auch sein Leben rüstig und heiter fort. In den Osterferien von 1790 führte der Herr Professor seine junge Frau nach Rudolstadt, wo er „in der schönen Reminiscenz der vorigen Zeiten" mit ihr „gar angenehme Tage" verlebte und sich auch die „trefflichen Torten und Pasteten" behagen ließ, welche die Verwandten den Gästen auftischten. Wieder nach Jena zurückgekehrt, gab er in Briefen an Körner vom 16. Mai und 18. Juni seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er schrieb: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust .... Ich wundre mich selbst über den Muth, den ich bei meinen drückenden Arbeiten beibehalte, eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit und dennoch geht's so leidlich wie sonst nie". Am 14. Mai eröffnete er seine Vorlesungen für den Sommer und zwar las er ein Privatum über Universalgeschichte und ein Publikum über die tragische Poesie. Zur Vorbereitung für letzteres hatte er des Aristoteles Poetik durchgearbeitet, welche ihn „wahrhaft stärkte und erleichterte". Als bleibendes Resultat dieser akademischen Thätigkeit gewann er die beiden ästhetischen Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst". Gar gemüthlich hört es sich an, wenn wir erfahren, wie die Frau Professorin dem Herrn Gemahl die Last seines Amtes erleichterte. „Lottchen — meldete der Dichter am 15. Mai an Karoline — hat gestern zwei Stunden im Kabinett

neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen gehört und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz".

Die geselligen Verhältnisse von Jena waren angenehm, ungenirt und munter. Im griesbach'schen und paulus'schen Hause fand Lotte freundliche Aufnahme, Reinholds Frau wurde ihre Freundin. Die gelehrten Herren machten mit ihren Damen häufige Ausflüge in die freundliche Umgegend und auch daheim fehlte es nicht an Kurzweil. Eine gewisse Unbekümmertheit und Leichtlebigkeit kennzeichnete damals das Dasein der gebildeten Kreise und man verstand und befolgte noch das weise „Carpe diem!" des römischen Schäckers. Schiller fand neben allen seinen Arbeiten noch Zeit zum Billard- und Tarokspiel, ja sogar die Uebungen im Kegelschieben, welchen er vor Zeiten im Garten der Kraftgeniesherberge zum Ochsen in Stuttgart obgelegen, nahm er jetzt dann und wann wieder auf. An seinem Mittagstisch, welchen die „Hausjungfern" besorgten, nahmen zwei Landsleute theil, der Privatdocent Niethammer und der Hofmeister Göritz, ferner der Professor Fischenich und Fritz von Stein, der Sohn Charlotte's. In dieser Tischgesellschaft, zu welcher noch Lotte und häufig auch Karoline gehörte, war nicht allein der sokratische Ernst, sondern auch der aristophanische Scherz heimisch. Man verfiel da auf allerlei Possen, wie z. B. auf die von unserem Dichter angegebene, daß die Tischgenossen eine Art Uniform, blauen Frack mit himmelblauem Futter und silbernen Knöpfen tragen sollten und wirklich trugen. Göritz, der uns dieses erzählt, weiß auch von einem Bankett zu melden, wobei die gute Laune bis zu einem allgemeinen, die Damen keineswegs ausschließenden Studentensmollis vorgeschritten sei. Glaublicher als dieses Abenteuer, welches Karoline ausdrücklich zu verneinen sich veranlaßt sah, ist das harmlosere, daß Schiller eines Abends auf der Kegelbahn eine Gesellschaft aus dem Stegreif zum Abendessen bei sich eingeladen habe und wie dann dieses improvisirte Souper, behufs dessen geschwind ein paar ungleiche Tische zusammengerückt und e i n e Schüssel mit etwas Braten und eine andere mit Salat beschafft wurden, in idyllischer Heiterkeit vor sich gegangen sei. Ja, sie wußten zu leben und sich zu freuen, die Menschen von damals. Drüben in Weimar, wie hüben in Jena. So erzählt uns der wackere Voß von einem bei seiner Anwesenheit in Weimar im Juni 1794 im Hause Herders stattgehabten Symposion, welchem Wieland, Göthe, Knebel und Böttiger anwohnten: — „Wir wurden ausgelassen lustig. Die Erzväter der Bibel wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch. Göthe saß neben mir; er war so aufgeräumt, wie man ihn selten sehen soll". Zur Abwechselung strich auch wohl mitunter eine Wolke an dem Himmel des häuslichen Glückes unseres Dichters hin, aufgestiegen aus der Region hypochondrischer Grillen, welche leider in keinem Gelehrtendasein fehlt, und von Lotte mit sanfter Hand bei Seite geschoben — oder unterbrach ein burschikoser Tumult die akademische Stille. Ein sonst ganz solider Student war auf Betreiben des Prorektors Ulrich relegirt worden, weil er, in der Weinlaune an dem vor dem Posthause haltenden Reisewagen eines durchreisenden gräflichen Paares vorbeigehend, die schöne junge Dame mit studentischer Naivität um einen Kuß gebeten hatte. Obgleich der Herr Gemahl und wahrscheinlich auch die Dame

über diesen galanten Einfall nur gelacht, war der pedantische Prorektor mit äußerster Strenge gegen den armen Kußlustigen vorgefahren und hatte dadurch die Wuth der Kommilitonen desselben gereizt. Bei erster bester Gelegenheit brach diese Wuth in einen jener Tumulte aus, um welcher willen Jena früher berüchtigt gewesen. Ulrichs Haus wurde erstürmt und verwüstet und in Schillers Studirzimmer wurden die Fenster eingeworfen, weil er den durch die Gassen tobenden Ruf: „Lichter aus!" nicht beachtet hatte. Am andern Morgen erschien dann freilich — zum Beweis, wie sehr der Dichter bei der Studentenschaft in Achtung stand — eine Deputation, welche ihn im Namen sämmtlicher Landsmannschaften dieses „Versehens" wegen um Verzeihung bat. Als dann Executionstruppen von Weimar einrückten, zogen die Studenten in Masse aus und nach Erfurt hinüber. Darüber wurde es nun begreiflicher Weise Professoren und Philistern nicht wenig „graulich", und als die Ausgezogenen unter Zusicherung einer Amnestie zur Rückkehr eingeladen wurden, beschlossen Senat und Bürgerschaft eine feierliche Einholung der Rückkehrenden, wogegen sich Schiller als gegen etwas der Würde des akademischen Lehramts Unangemessenes unverholen ausgesprochen haben soll.

Das Jahr 1790 war für unseren Dichter auch nicht arm an interessanten neuen Bekanntschaften. Friedrich von Hardenberg, berühmt unter dem Dichternamen Novalis, wohl der genialste der Romantiker, damals Student in Jena, suchte eine freundlich gewährte Annäherung, welche vertraulich wurde und es blieb, bis der junge Mann in die schlegel'schen Kreise hinübergezogen ward, wo dann freilich die Beziehung zu Schiller sich lösen mußte. Reinhold führte dem Dichter einen begeisterten Verehrer zu, den dänischen Poeten Jens Baggesen, der mit seiner jungen Frau aus den schweizerischen Alpen kam. Baggesen war ein so gutmüthiger Enthusiast, als nur immer das achtzehnte Jahrhundert einen hervorgebracht hat. Daneben besaß er ein ganz hübsches poetisches Talent und jetzt noch sind die Schilderungen unübertroffen, welche er in seiner „Parthenais" in deutschen Hexametern — damals herrschte in Dänemark überhaupt das deutsche Element — von der Größe und Lieblichkeit der Alpennatur entwarf. Er verweilte mehrere Tage in Jena und Weimar und, nach Kopenhagen zurückgekehrt, konnte er nicht satt werden, seinen Gönnern und Freunden, dem Erbprinzen Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, sowie der Herzogin und der Gräfin, von Schiller zu sprechen und die Kenntniß und Schätzung von dessen Werken in diesem Kreise einheimisch zu machen, — eine Bemühung, deren Folgen sich dem Dichter bald höchst wohlthätig kundgeben sollten. Aeltere Bekanntschaften wurden anhänglich gepflegt: so die mit dem Koadjutor in Erfurt, von welchem sich Schiller im Herbst hinsichtlich seiner Zweifel, ob er bei der Geschichtschreibung bleiben oder aber zur Poesie zurückkehren sollte, Rath und Entscheidung erbat. Dalberg schrieb zuerst ausweichend, daß er nicht zu bestimmen wage, was Schillers „allumfassender, allbelebender Genius" unternehmen sollte, sondern daß er nur wünsche, „mit Riesenkräften ausgerüstete Geister möchten sich selber fragen, wie sie der Menschheit am nützlichsten sein könnten"; auf eine wiederholte Anfrage jedoch gestand der Prälat, zu wünschen, daß unser Dichter „in ganzer Fülle dasjenige leiste, was nur er leisten kann, und das ist Drama". Das war

nicht vergeblich gesprochen, um so mehr, da es mit Schillers innigster Neigung zusammenstimmte. Er mochte um jene Zeit auch des Aristoteles Ausspruch: „Die Tragödie ist gedankentiefer und erhabener als die Geschichte" — gelesen und beherzigt haben. Genug, gegen Ende des Jahres finden wir ihn mit tragischen Entwürfen beschäftigt, unter welchen der Wallenstein gewissermaßen eine dämonische Anziehungskraft auf den Dichter zu üben begann, ohne jedoch jetzt schon bestimmtere Umrisse zu gewinnen. Das Sommersemester war inzwischen zu Ende gegangen und Schiller ging mit Lotte in den Herbstferien nach Rudolstadt, wo er „zwölf Tage mit Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindekuhspielen verbrachte", wie er am 1. November an Körner schrieb, nachdem er, heimgekehrt, am 22. Oktober seine Vorlesungen fürs Wintersemester begonnen hatte. Im nämlichen Briefe meldet er dem Freunde auch eine freundliche Wiederbegegnung mit Göthe, welcher kurz zuvor in Dresden gewesen war und an Körner Gefallen gefunden hatte. Bekanntlich flüchtete sich Göthe aus dem weimarer Hof- und Geschäftsleben von Zeit zu Zeit immer gern in das „liebe närrische Nest", wie er Jena nannte, um hier Mensch, Poet, Er selbst zu sein. In seinem stillen Asyl im jenaer Schloß und mehr noch in seiner auf die rauschende Saale niederblickenden Erkerstube im Wirthshaus „Zur Tanne" an der nach Kamsdorf führenden Brücke hat er schönste Dichterstunden gelebt. Lotte meinte noch 1798 gegen Charlotte von Stein, Göthe sei in Jena „ganz anders" als in Weimar. „Es ist recht eigen — schrieb sie — welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden". Was Schiller angeht, so kam er Göthen nicht viel näher, als ihn dieser in den letzten Oktobertagen von 1790 besuchte. „Göthe — schrieb er an Körner — hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann". Mir scheint, in diesen wenigen Sätzen ist der Unterschied zwischen Göthe und Schiller bestimmter und klarer angegeben als in manchem darüber geschriebenen dicken Buch.

Also um Kant drehte sich das Gespräch der Beiden? Aber wo auch hätten damals in Deutschland zwei Männer von Bildung zusammenkommen können, ohne von Kant zu reden? In Wahrheit, es ist eine der wundersamsten Parallelen, welche die Weltgeschichte aufzeigt, daß, während jenseits des Rheins die Revolutionstragödie in Scene zu gehen begann, dahinten in Königsberg, in der Studirstube des friedsamsten aller Professoren die kühnste Gedankenrevolution wissenschaftlich

durchgeführt wurde. Ein dürres, unansehnliches Männchen, in seinem Gebahren behutsam bis zur Aengstlichkeit, in seinen Lebensgewohnheiten regelmäßig bis zur Monotonie einer Uhr, wohlfrisirt, wohlbezopft, in ein stillstes Forscherleben so eingesponnen, daß es so zu sagen nie einen Schritt über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausthat, — dieses Männchen ließ Gedanken in die Welt ausgehen, welche den Himmel stürmten und, zum System des „kritischen Idealismus" organisirt, die theologische Weltanschauung geradezu umkehrten, indem sie unsere Welt zum Zwecke machten und Gott nur noch als eine Hypothese zur Lösung ihrer Widersprüche herbeizogen, als ein Postulat der praktischen Vernunft, als ein etwas, dessen Dasein auf theoretischem Wege zu erweisen unmöglich sei. Die Wirksamkeit von Immanuel Kant begann erst in seinen alten Tagen mit Herausgabe seiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktischen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787). Seine Lehre bedurfte ihrer abstrusen Form wegen der Dolmetschung, wie begeisterte Jünger, unter denen Reinhold vorragte, sie unternahmen, aber ihrer Verbreitung vermochte die ganze Brutalität der Reaktion gegen die Aufklärung, welche unter Friedrichs des Großen Nachfolger von Berlin aus durch die Bischofswerder, Wöllner und Konsorten ins Werk gesetzt wurde, keinen Einhalt zu thun. Wundersame Zeit, wo die Sehnsucht nach Erlösung von Wahn und Unfreiheit so allgemein war, daß selbst greise Dorfpastoren gegen das wöllner'sche Gemaßregel der Aufklärungstendenzen in die Schranken zu treten sich gedrungen fühlten. Durch Hume's Untersuchung über den Begriff von Ursache und Wirkung zu seiner Kritik des Erkenntnißvermögens angeregt, deren Resultat er den transcendentalen Idealismus nannte, hat Kant die philosophische Arbeit ganz von neuem begonnen und das Reich des Wissens neu konstruirt, mit gänzlicher Beiseitestellung des Materials des Offenbarungsglaubens. Die letzten Gründe unseres Erkennens einer voraussetzungslosen Kritik unterwerfend, fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen sei, sondern vielmehr die menschliche Ichheit (Subjektivität), das selbstbewußte Ich. Zu den subjektiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Jede Erkenntniß besteht aus Erfahrungsstoff und darauf angewandter Denkform, es gibt also keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntniß und demnach gehört insbesondere die Erkenntniß des Uebersinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit und ist es nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus der Erscheinungswelt ins Uebersinnliche versteigen: mithin sind unsere Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt leere Hirngespinnste, willkürliche Behauptungen über Dinge, von denen sich ebenso gut die Nichtexistenz als die Existenz, in Summa nichts beweisen läßt. An dieser Theorie der reinen Vernunft findet aber die praktische Vernunft kein Genügen. Die letztere geht auf die Bestimmung des freien Willens des Menschen zum Handeln. Des Willens Aufgabe ist die Verwirklichung des höchsten Sittengesetzes: Handle jeder Zeit nach Maximen, welche fähig sind, allgemeine Gesetze zu werden! und die allgemeine Verbindlichkeit dieses Sittengesetzes äußert sich als kategorischer Imperativ, d. h. als innere Nöthigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unsere selbstsüchtigen Neigungen der durch den kategorischen Imperativ



befohlenen, um ihrer selbst willen zu übenden Pflicht, so haben wir Tugend. Die Verbindung der Tugend mit der Glückseligkeit macht das höchste Gut aus, das letzte Ziel des Willens, dessen Realisirung einerseits das Dasein Gottes, andererseits die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt. Um also der Tugend ein entsprechendes Aequivalent in Aussicht zu stellen, fand es Kant praktisch-vernünftig, das, was die reine Vernunft verneinen müsse, Gott und Unsterblichkeit, wieder zu setzen.... Die kant'sche Philosophie war die höchste wissenschaftliche Formulirung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und zugleich ist sie das Fundament der ganzen neueren Geisteskultur. Sie hat alle Disciplinen, das ganze Reich der Intelligenz mit neuem Leben durchdrungen, alles umgestaltet oder wenigstens beeinflußt, alles auf neue Grundlagen gestellt. Ueberwältigend, wie diese Erscheinung war, konnte es ihr dennoch an Gegnern nicht fehlen. Ein Herder polemisirte vom Standpunkte eines rationalistischen Christen aus gegen Kant, ein Jakobi vom Standpunkt einer Gefühlsseligkeit, welcher es vor den kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft graute und die nach Jakobi's eigener Aussage in einer „Unphilosophie" Befriedigung fand, welche im Nichtwissen ihr Wesen hat und der zufolge das an sich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittelung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Geistes- und Gottesbewußtsein geoffenbart wird.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite Schiller sich stellen würde, nachdem die philosophischen Probleme ihm einmal ernstlich nahegetreten waren. Denn bis jetzt hatte er sich gegen dieselben ziemlich gleichgiltig verhalten und auch Körners eifrige Beschäftigung mit Kants Schriften hatte ihm keine Theilnahme abgewonnen. Als ihm der Freund im Mai 1790 meldete, daß ihm die „Kritik der Urtheilskraft" viel zu schaffen machte, schrieb er kühl zurück: „Viel Glück zu der neuen kant'schen Lektüre. Hier in Jena höre ich sie bis zum Sattwerden preisen". Diese Kühle sollte aber bald dem wärmsten Interesse Platz machen, als die Schriften des königsberger Weisen der Trost seines Krankenbettes wurden. Denn, ach, wir haben die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, schon hier zu sagen, daß Schillers Lebensgeschichte vom Neujahr 1791 an eigentlich nur noch eine Leidensgeschichte gewesen ist. In seinen Briefen an Körner hat er sie selbst geschrieben. Man muß diese Krankheitsberichte lesen, wenn man in ihrem ganzen Umfange die beispiellose Energie des Willens kennen lernen will, welche einen hinfälligen, schmerzdurchwühlten Leib zwang, noch so lange im Dienste des Geistes auszuhalten. Die Passionsgeschichte unseres Dichters ist seine schönste Apotheose.

Nicht selten wiederholt sich die Laune der Natur, große Herzen und kräftige Geister in schwächliche, für jede Unbill des Klima's und die Witterung doppelt und dreifach empfängliche Körper einzuschließen. Wie unglücklich solche Existenzen sind, nur sie selber wissen es. Für sie birgt jede Wolke, die am Horizont aufsteigt, Schmerz in ihrem Schoße und der Wechsel der Jahreszeiten ist für sie nur ein Wechsel wehvoller Empfindungen. So ein Dasein, so ein Purgatorium hat Schiller von jetzt an gelebt. Nur auf flüchtige Stunden oder Tage, in günstigsten Fällen auf Wochen, ließen die Schmerzen von ihm ab. Sie zwangen ihn, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag zu machen, und sogen aus dieser Um-

kehr der Lebensordnung neue Nahrung. Bewunderungswürdig hat sich in dieser vierzehnjährigen Trübsal die Liebe Lotte's bewährt und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die zärtliche Pflege seiner Frau der Dichter viel früher unterlegen wäre. Das Uebel fing in den ersten Tagen des Januars 1791 zu Erfurt an, wo Schiller mit seiner Frau dem Koadjutor einen Neujahrsbesuch abstattete. Einem Koncert auf dem Stadthause anwohnend, zog er sich eine Erkältung zu — die Männer des Schreibtisches sind dafür, wie bekannt, ganz unglaublich empfänglich — und die Folge davon war ein heftiges Katarrhfieber. Scheinbar genesen, kehrte er am 11. Januar über Weimar nach Hause zurück und schrieb in heiterer Stimmung an Körner: „Man hat mir auf Veranstaltung des Koadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützliche! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe". Aber kaum hatte er seine Vorlesungen wieder aufgenommen, so erfolgte ein Rückfall und das Fieber steigerte sich rasch zu einer lebensgefährlichen Brust- und Unterleibsentzündung, welche die Kunst und Sorgfalt des trefflichen Arztes Starke kaum zu bewältigen vermochte. Erst gegen Ende Februars konnte der „kümmerlich Genesende" wieder „am Stocke herumkriechen" und dem Freunde in Dresden schreiben: „Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hiesigen Freunden mir erwiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Der Antheil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchst nöthiger Beistand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf acht Tage und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madera". Nachdem er so seinen Dankgefühlen Worte gegeben, redete er von Arbeitsplänen, die er sofort weiter verfolgen wollte, und am 3. März meldete er dem Freunde, daß er das Studium Kants begonnen habe: — „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten". Die Osterferien verlebte er mit Lotte wieder in Rudolstadt, von wo er unterm 10. April an Körner schrieb, der Herzog habe ihn für diesen Sommer vom Lesen dispensirt: — „indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist". In der That, das Professorthum Schillers war eigentlich schon im Winter 1791 zu Ende. Denn der Zustand seiner Brust verbot ihm die Anstrengung, Publika zu lesen, schlechterdings und er mußte sich daher von da ab und so lange er überhaupt noch lehrte, auf Privatissima beschränken, die er auf seinem Zimmer vortrug. In dem eben angezogenen Briefe ließ er sich die leise Klage entwischen, es sei „nicht gut, daß er diesen Sommer nicht frei von Arbeit sei;" doch fügte er bei: „Mein Gemüth ist

übrigens heiter und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird". Ach, es kam sofort Schlimmstes und er hatte Gelegenheit genug, seinen Muth zu bewähren. Ein abermaliger Rückfall warf den Dichter in Rudolstadt aufs Lager und heftigste asthmatische Beklemmungen brachten ihn wieder dem Tode nahe. Zuweilen wurden „die Extremitäten schon ganz kalt, der Puls verschwand und nur die stärksten Friktionen brachten wieder Leben in die Glieder". Der Kranke hielt sich für verloren und in fieberfreien Augenblicken suchte er mit männlicher Fassung seine Lieben zu beruhigen und sie das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Karoline las ihm Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft vor. „Den Lichtstral aus der Seele des ruhigen Weisen — erzählt sie — und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf". Auf den liebevollen Zuspruch der schwesterlichen Freundin gab er zur Antwort: „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und müssen wirken, so lange wir es vermögen". Als der Tod anzupochen schien, bat er, die Freunde eintreten zu lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könnte. Das Bedrohliche ging aber vorüber und Blick und Hoffnung des Kranken kehrten sich wieder dem Leben zu. Als der Arzt, Konradi aus Rudolstadt, bestimmte Aussicht auf Genesung eröffnete, sagte der Kranke, die Augen auf Lotte und Line geheftet: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben".

Im Laufe des Juni schritt seine Genesung soweit vor, daß er in Begleitung Lotte's nach Karlsbad gehen konnte, um durch den Gebrauch des dortigen Sprudels namentlich seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge wieder zu kräftigen. Die berühmte Heilquelle erfüllte wenigstens einigermaßen die Erwartungen des Arztes und des Patienten und der letztere erholte sich soweit, daß er seinem Verleger Göschen, welchen er in Karlsbad traf, die Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges versprechen konnte. Göschen meldete dies an Wieland und der gute Patriarch des weimarer Musenhofes schrieb voll Freude zurück: „Der Himmel belohne Sie durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Aussichten zur Wiederherstellung unseres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Bestätigung dieses Evangeliums für mich und alle entgegen, die wie ich den unschätzbaren Werth unseres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind". In dem böhmischen Thalkessel legte sich der Genesende derweil das Problem des Wallenstein mehr und mehr zur dramatischen Behandlung zurecht. Die in Karlsbad gemachte Bekanntschaft mit mehreren ausgezeichneten östreichischen Offizieren gab ihm lebendige Anschauungen vom kaiserlichen Heer und er machte auch einen Ausflug nach Eger, um das Haus zu besichtigen, wo Wallenstein ermordet worden war. Sehr wahrscheinlich ist in dieser Zeit auch die bekannte Zeichnung entstanden, welche unseren Dichter auf einem jener weltberühmten karlsbader Esel reitend darstellt. Der Zeichner war der treffliche Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, welcher als Neunzigjähriger 1847 zu Rom gestorben ist. Er hatte schon

in der bauerbacher Zeit Schillers Bekanntschaft gemacht und scheint während der karlsbader Kur wieder mit ihm zusammengetroffen zu sein. Das Bild ist hübsch: — der Dichter sitzt schößlings auf dem Grauchen, angethan mit einer weiten Redingote, kurzen Beinkleidern und Stulpenstiefeln; auf dem Kopf hat er einen breitrandigen Schlapphut und in der Linken eine brennende holländische Pfeife, während er mit der Rechten den Zügel hält. Das rechte Bein baumelt ihm fast bis auf den Boden herab. Die lässige Haltung und der sinnende Gesichtsausdruck des Reiters bilden einen gar artigen Kontrast zu der eselhaften Grandezza des Grauchens; es sieht komisch aus. Nach vollbrachter Kur und einem kurzen Aufenthalt zu Hause diente im September ein Besuch bei Dalberg in Erfurt als Nachkur. Von hier aus schrieb er am 6. September dem Freunde in Dresden: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch nehmen die Kräfte zu und man findet mich auch frischer aussehend“. Dann, nach Jena zurückgekehrt, unterm 24. Oktober: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frei ist und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt und kann, wenn sie mich stark interessiren, stundenlang meine Umstände darüber vergessen“. Dann legt er das schöne Zeugniß für Lotte ab: „Es macht mir, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten weiter nichts, um zu leben wie die Götter“. Wie eben nur ein liebendes Weib es kann, verbarg Lotte vor dem Gatten das eigene Leid und die quälende Angst um ihn, aber in einem Schreiben an den Vetter Wilhelm von Wolzogen äußerte sie unterm 13. August 1792 so ihre Besorgnisse: „Wir leben immer still fort, und wenn Schiller wohl ist, bin ich es meistens auch; doch ist meine Gesundheit und daher auch die Stimmung oft nicht gut und ich bin gar ernsthaft und trübsinnig. Es ist so traurig, daß man noch gar nicht sagen kann, daß es viel besser mit Schiller wäre. Das Uebel ist oft noch stark und die Krämpfe im Unterleibe lassen nicht nach. Manche Tage ist er ganz leicht und wohl, aber doch kann man auf keinen Tag ganz rechnen. Diese Ungewißheit und das öftere Sehen des Uebels hat freilich keinen guten Einfluß auf mich und du fühlst wohl, wie ich ernst und traurig werden kann, wie einen das beugen kann“. Die Sorge um den geliebten Mann verschwand nicht wieder aus Lotte's Leben, denn sein Uebel blieb und er ist nie wieder auch nur andauernd halb, geschweige ganz gesund geworden. Im folgenden Jahre, unterm 1. Juli 1793, schrieb Karoline an den Vetter Wilhelm: „Ach, Lieber, immer fürchte ich, daß unser Schiller wird frühzeitig aus unserem Kreise gerissen. Die Aerzte finden sein Uebel bedenklich und ich glaube nicht, daß er noch länger als ein paar Jahre leben kann. Es kann sein, daß meine große Anhänglichkeit an ihn mich zu besorgt macht, aber ich kann die furchtbare Ahnung nicht loswerden“. Neben den Leiden und Sorgen der Krankheit meldete sich im Jahre 1791 auch die finanzielle Bedrängniß wieder, obgleich Schillers Schriften

eine immer stärkere Verbreitung fanden. Der Herzog Karl August zeigte guten Willen, dem Dichter zu helfen, allein die Kasse des Fürsten, dem seine Stellung als preußischer General große Ausgaben verursachte, befand sich damals „in nicht sehr glänzenden Umständen". Später erhöhte er, wie wir sehen werden, Schillers Besoldung oder Pension auf 400 und zuletzt, unlange vor des Dichters Hingang, auf 800 Thaler. Zunächst aber kam ganz unerwartet Hilfe aus dem Ausland, aus Dänemark, allerdings von Männern deutscher Abstammung, aber doch immer aus Dänemark, dem wir das nie vergessen wollen. Selbst das brennende Schamgefühl, welches wir darüber empfinden, daß nicht das Vaterland, sondern das Ausland es sein mußte, welches der kranken Brust unseres theuersten Geisteshéros für ein paar Jahre die Mittel bot, sorgenfreier zu athmen, soll uns nicht verhindern, mit inniger Befriedigung diese Hilfeleistung zu erzählen.

Droben in Kopenhagen hatte der enthusiastische Baggesen im Juni 1791 eines jener idyllischen Feste veranstaltet, wie die gebildeten Kreise des vorigen Jahrhunderts sie häufig zu feiern pflegten. Draußen am Meeresufer, bei Hellebeck, im Angesichte der von der schwedischen Küste herüberblickenden Felsenklippe Kullen, wollten die Verehrer Schillers diesem zu Ehren eine poetische Frühlingsfeier begehen. Schon war alles vorbereitet und Baggesen schickte sich an, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um unterwegs die schimmelmann'sche Familie abzuholen, als er von der Gräfin ein Billet erhielt, des Inhalts, der Ausflug könne nicht statthaben, denn — Schiller sei todt. Baggesen wurde durch diese Nachricht niedergeschmettert und im ersten Schmerzgefühl schrieb er an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei dieser schrecklichen Nachricht. Ist's möglich? Unser Schiller ist gestorben? . . . Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau und den noch empfindlicheren von Schiller! O, was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!" Es ließ dem wackern Dänen keine Ruhe, seine Trauer mußte einen entsprechenden Ausdruck finden. Mit seiner Sophie, mit Schimmelmann, einem dritten Verehrer des Dichters und den beiden Gattinnen der Freunde fuhr er nach Hellebeck hinaus und hier, am „romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort, welchen man diesseits der Alpen finden kann," begingen diese sechs guten, idealisch gestimmten Menschen Schillers Todtenfeier. Baggesen intonirte: „Freude, schöner Götterfunken" — worauf Flöten, Klarinetten und Hörner einfielen und, während weißgekleidete, blumenbekränzte Knaben und Mädchen einen Reigen aufführten, alle mit feuchten Augen in den Chor einstimmten. Drei Tage lang blieben die Freunde im Andenken Schillers versammelt, Lieblingsstellen aus seinen Werken lesend und ihre Gedanken darüber austauschend. Eben hatte Reinhold den Brief Baggesens erhalten, worin von diesen Exequien Meldung geschah, als Schiller aus Karlsbad nach Jena heimkehrte. Er beeilte sich, dem in Kopenhagen todtgesagten und todtgeglaubten Dichter Mittheilung zu machen und — schrieb er an Baggesen — „ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe". Tiefer noch als Schiller war Lotte gerührt. Sie zog Reinhold

bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — Thränen erstickten ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre," gab der Freund zur Antwort. Und er schrieb dem dänischen Poeten, was er gesehen und gehört, zugleich aber schrieb er auch, Schiller könnte sich vielleicht ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn derselbe nicht im Fall einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er seinen Gehalt von 200 Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte". Mit diesem Briefe, worin mit so wenigen Worten eine ganze deutsche Jammergeschichte erzählt war, eilte Baggesen zu dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann und die Folge davon war, daß ein von diesen beiden Herren unterzeichnetes, vom 27. November 1791 datirtes Schreiben am 13. December in Schillers Hände gelangte. Dieses Schreiben, eines der schönsten Dokumente der humanen und weltbürgerlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts, lautete so: — „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf . . . Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen . . . Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen

nicht an Befriedigung Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung (Ihres Aufenthalts) zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen". Der eine Schreiber dieses Briefes, Graf Schimmelmann, erlebte noch die erste Veröffentlichung desselben in Karoline's von Wolzogen Biographie Schillers. Er starb, ein Vierundachtziger, i. J. 1831, den wohlverdienten Ruf eines gerechten und liberalen Staatsmanns hinterlassend. Der andere, der Prinz von Augustenburg, starb schon in der Blüthe des männlichen Alters. Seines frühen Todes erwähnend, hat Karoline mit Recht beigefügt: „Von dem Grabe edler Verstorbener geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt".

Ein so gebotenes Geschenk durfte selbst ein Schiller annehmen und er that es mit freudiger Rührung und Dankbarkeit. Er konnte erst am 16. December dazu kommen, die frohe Botschaft aus Dänemark einigermaßen ruhig zu beantworten, so hatte sie ihn erschüttert. In der ersten Aufwallung glaubte er seinen hochherzigen Freunden in Kopenhagen versprechen zu dürfen, daß er sie bald persönlich dort begrüßen würde. Auch an Baggesen schrieb er ausführlich und sagte ihm unter anderem, er sehe jetzt heiter in die Zukunft und es solle wenigstens an seiner Beharrlichkeit nicht fehlen, „die Hoffnungen zu rechtfertigen, welche zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben". Gegen den Freund in Dresden machte der Dichter schon unterm 13. December seinem stürmischen Freudegefühle Luft: — „Das, wonach ich mich so lange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicatesse und Feinheit, womit der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten". Da übrigens die Sache nicht verholen blieb und auch in die Zeitungen kam, so hielt es Schiller für passend, dem Herzog von Weimar Mittheilung zu machen und dem Fürsten zu sagen, daß er zwar eine Reise nach Kopenhagen, nicht aber einen Wegzug aus Jena beabsichtigte. Unterm 8. Januar 1792 schrieb

ihm Karl August zurück: „Ich statte Ihnen meinen Glückwunsch ab, daß Sie so thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen zu geben wünschen, wie sehr sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es freut mich, daß Sie Jena nicht verlassen wollen. Ich werde gern beitragen, Ihnen den Vorsatz angenehm zu machen, der Universität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthschätzung und Freundschaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe". Körnern, so sehr er die Großmuth des Prinzen und des Grafen anerkannte, verdroß doch einigermaßen der Lärm, den man darüber aufschlug. „Eine traurige Empfindung — äußerte er gegen den Freund — mischt sich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist". Der gute Körner! Als ob das Gute, Schöne, Menschliche nur so alle Tage geschähe, weil es „doch eigentlich so natürlich ist!"

Zweites Kapitel.

Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philosophische Studien. — „Ueber Anmuth und Würde". — Ausflug nach Dresden. — Liebe Besuche. — Verhalten deutscher Größen zu der französischen Revolution. — Forster. — Klopstock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwigs des Sechszehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gille citoyen français. — Einrichtung eines eigenen Haushalts. — „Der Schwabe regt sich". — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne" und Schillers erste Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Dannecker. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weissagung. — Rückkehr nach Jena. — Die ästhetische Erziehung des Menschen.

Heiteren Muthes schritt der Dichter in das Jahre 1792 hinüber. Am 1. Tage desselben schrieb er seinem Körner: „Ich beginne das neue Jahr mit den besten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht gesund, so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indeß werde ich jetzt noch einen entscheidenden Schritt zu meiner Wiederherstellung thun, da meine ökonomischen Umstände es zulassen und die Rücksicht auf meine Gesundheit für jetzt die dringendste ist. Wir haben ausgemacht, wenigstens für dieses Jahr eigene Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann". Diese heitere Stimmung wurde freilich zu Anfang Februars durch einen neuen Krankheitsanfall gestört, indem der Winterfrost die Unterleibskrämpfe, an denen Schiller oft Nacht für Nacht litt, in verstärktem Maße wiederbrachte. Auch der großartige Equipageplan wurde bedeutend ermäßigt, indem der Dichter am 15. März dem Freunde meldete, er habe sich behufs einer „Motionskur" einstweilen ein Reitpferd angeschafft. Die kant'sche Philosophie war jetzt der Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit. „Mein Entschluß — schrieb er — ist unwiderruflich gefasst, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe,

wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte“. Er führte diesen Vorsatz redlich durch.

Göthe hat freilich, wie bekannt, die Ansicht geäußert, daß Schillers „philosophische Richtung seiner Poesie geschadet habe“. Er sagte dieses am 14. November 1823 zu Eckermann und fügte hinzu: „Es ist betrübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten“. Aber fast in demselben Athem gab Göthe die beste Kritik dieser seiner Ansicht, indem er fortfuhr: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren; vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren“. Da haben wir es! Der Unterschied ist: Göthe war ein naiver Dichter, Schiller ein bewußter. Der Zug der göthe'schen Poesie ging auf die Natur, während die schiller'sche auf die Freiheit gerichtet war. Es war keine Zufälligkeit, keine Willkür, daß Schillers Genius am Feuer philosophischer Erkenntniß zur poetischen Meisterschaft sich hinaufbildete. Freiheit ist eine Sache des Bewußtseins, die sittliche so gut wie die künstlerische und politische: nur der bewußte Mensch kann ein freier sein. Und errungen will die Freiheit sein, sie fliegt einem nicht an, wird einem nicht im Schlafe gegeben. Der bewußt freie Künstler ist der wahrhaft idealische Mensch. So faßte auch Schiller den Dichter, als er noch 1790 seine Recension von Bürgers Gedichten schrieb, welche im folgenden Jahr in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ erschien und dem Schöpfer der Lenore freilich Unrecht that, weil der Maßstab, den Schiller an ihn legte, ein unstatthafter war. Aber sie ist höchst merkwürdig, insofern Schiller hier der Welt und sich selber das Bild des Dichters, wie er sein soll, vorzeichnete. „Es ist nicht genug — sagt er — Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt“. Von diesem hohen Standpunkt der Kritik herab ermaß Schiller die Wegstrecke, welche ihn selber noch von seinem Ideal eines Dichters trennte, und ging rüstig daran, diesen Zwischenraum zu verringern. Zunächst theoretisch, philosophirend. So las er, durch Kants Theorie des Schönen und Erhabenen angeregt, im Winter 1792—93 ein Privatissimum über Aesthetik und schrieb dann im Frühling für die Neue Thalia die schöne Abhandlung: „Ueber Anmuth und Würde“ in den „guten Intervallen“, wo ihm das „alte Uebel“ bei dem unbeständigen Wetter Ruhe ließ. Diese Abhandlung, von welcher Kant urtheilte, daß sie „mit Meisterhand verfasst sei“, ließ an Ideenfülle alles Philosophische, was unser Dichter bisher geschrieben, weit hinter sich und diese Ideenfülle war in eine Form gegossen, welche die Gesetze der Schönheit „schon im Geben erfüllte“. Schiller ist

in dieser Schrift bereits dem Zenith seiner Weltanschauung nahe: mit dem Freiheitsprincip hat er das Humanitätsprincip verbunden. Würde und Anmuth sind die Erscheinungsformen dieser Principien. Auf dem harmonischen Wechselspiel der sinnlichen und der sittlichen Kräfte des Menschen beruht die Schönheit der Seele, deren unwillkürlicher Ausdruck in der Erscheinung die Anmuth ist. Aber nicht immer verhalten sich die sinnlichen und die sittlichen Kräfte harmonisch oder, mit anderen Worten, nicht immer stimmen Natur und Vernunft überein. Wenn nun der Mensch in diesem Konflikt die Natur der Vernunft, seine Neigung der Pflicht unterwirft, handelt er erhaben und die Erscheinungsform dieser sittlichen Kraft ist die Würde. Man sieht, der Dichterphilosoph ging darauf aus, der Freiheit die Humanität, der Würde die Anmuth, der Sittlichkeit die Schönheit zu gesellen. Doch ist der moralische Gesichtspunkt noch vorwiegend, denn Schiller will das Schöne moralisch gerechtfertigt und begründet wissen. Damit hatte er freilich weder einem Kant noch einem Göthe genug gethan. Jenem erschien das Ideal, welches in der Abhandlung über Anmuth und Würde aufgestellt war, zu sinnlich, diesem zu sittlich: Kant meinte, Schiller räumte der Natur zu viel ein, Göthe, er abstrahirte viel zu sehr von ihr. Den letzten Schritt in die Region, wo ihm das moralische Ideal völlig im ästhetischen aufging und Natur und Geist, Neigung und Pflicht, Anmuth und Erhabenheit harmonisch im Schönen zusammenfloß, that unser Dichter unlange darauf in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen". Er dachte schon im Mai 1792 daran, sie zu schreiben, und aus einer damals gegen Körner gethanen Aeußerung ersehen wir recht klar, daß Schiller bei seinen philosophischen Arbeiten als Ziel stets und bewußt seine Künstlerschaft im Auge hielt. „Eigentlich — schrieb er am 25. Mai — ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat, und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine anderen als freiwillige Schranken". Hierin liegt eine scheinbare Bestätigung einer oben angezogenen Aeußerung Göthe's, aber eben nur eine scheinbare; denn wenn Schillers philosophische Studien ihn der naturalistischen Unmittelbarkeit seiner dichterischen Erstlingsperiode beraubten, so haben sie ihm dafür die Kunstmäßigkeit zur Natur gemacht.

Zwischen dem 7. April und dem 14. Mai war der Dichter mit seiner Frau für mehrere Wochen bei seinem Herzensfreunde in Dresden zum Besuche. Heimgekehrt, wurde er durch den Besuch eines liebsten Jugendgenossen überrascht. Conz, der als Knabe mit ihm unter der Klosterlinde von Lorch gespielt und später als angehender Vikar den rebellischen Regimentsmedikus in der Räuberhöhle auf dem

„Kleinen Graben“ in Stuttgart besucht hatte, kam nach Jena, weil er, jetzt wohlbestallter und schon ziemlich fetter Repetent, aus welchem später ein fabelhaft fetter Professor wurde, doch mal mit eigenen Augen sehen wollte, was der Landsmann machte, dessen Ruf daheim auch in Schwaben so laut erscholl. Der dicke Repetent und Poet hatte alle Ursache, mit dem Jugendfreunde zufrieden zu sein. „Schiller — erzählt er dreißig Jahre später — lebte und webte damals ganz in Kants Schriften. Auch bildete diese Philosophie den Hauptgegenstand der geselligen Unterhaltungen, welchen Schiller oft das größte Interesse zu geben wußte. Im übrigen war er die Humanität selbst, so wie seine treffliche Gattin ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, sondern ließen sich von einem älteren Frauenzimmer des Hauses, das sie bewohnten, die Kost reichen. Die einfache Tafel, welche Niethammer, Göritz und dessen Zögling theilten, gewann durch Schillers sokratischen Ernst und Scherz die beste Würze. Er sprach nicht viel, aber, was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wie er war, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, hörte man nur selten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden brausenden Schiller von ehemals erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die niederträchtige That eines damals in Jena angesehenen Mannes, die während des Essens erzählt ward, lebhaft entrüstet, sich nicht enthalten, wenn auch mit edler Haltung und selbst lächelnd zu sagen: Es ist zu verwundern, daß solche Menschen im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit nicht augenblicklich verwesen!“ Zu Anfang Septembers wurde dem Dichter von daheim, von der Solitude aus eine große Freude angekündigt, der bevorstehende Besuch seiner Mutter, und wirklich kam einige Wochen später Frau Elisabeth Dorothea, begleitet von ihrer jüngsten Tochter Nane. „Meine Mutter — schrieb Schiller unterm 21. September an Körner — hat mich zwei Tage früher überrascht als ich erwarten konnte. Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach so viel ausgestandenen Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte“. Schiller und Lotte führten die Mutter und Schwester am 23. September nach Rudolstadt, wo die Familie zehn behagliche Tage verlebte. In der frohen Stimmung, in welche das Wiedersehen der geliebten Mutter ihn versetzt hatte, beschäftigte sich der Dichter mit dem schon in Dresden mit Körner durchgesprochenen Plan zu einem „großen Journal“, so daß der Gedanke, welcher nachmals in den „Horen“ verwirklicht wurde, schon in den Sommer von 1792 gehört.

Gegen den Winter zu drängten sich die revolutionären Ereignisse, welche am Rheine spielten, der Betrachtung Schillers auf, welcher bis dahin so zu sagen gar keine Notiz davon genommen hatte. Johannes von Müller kam auf seiner Reise von Mainz nach Wien im November durch Jena und erzählte im dortigen Professorenklubb viel von den Vorgängen in der alten Moguntia, wo bald darauf

unter französischer Aegide das Zerrbild einer Republik aufgethan wurde. Schon hatte die kurzsichtige Kabinettspolitik der deutschen Höfe gegenüber der französischen Revolution für unser Land bittere Früchte zu tragen angefangen. Der dynastische Interventionsversuch von deutscher Seite, welcher im eigentlichen Sinne des Wortes im Koth der Champagne erstickt war, wurde seitens der Franzosen mit einem Einfall in das Reich vergolten, dessen Wehrlosigkeit jetzt schmachvoll zu Tage kam. Der Krieg war wie der Kampf zwischen einer Mumie und einem Berauschten. Ende Oktobers machte der Befehlshaber der Invasionsarmee, General Cüstine, „im Namen der französischen Republik“ einen Aufruf „an die gedrückte Menschheit in Deutschland“ bekannt, hinter dessen bombastischen Freiheitsphrasen bekanntlich nur eine ganz gemeine Eroberungs- und Raubsucht sich versteckte. Und doch, so in ihren Tiefen aufgewühlt war die Zeit, so allgemein die Erwartung, daß von Paris das Heil der Welt ausgehen werde, so weltbürgerlich die Stimmung, daß selbst redlichste und gebildetste deutsche Männer den Rheinübergang der Franzosen als eine Garantie einer anbrechenden neueren und besseren Zeit enthusiastisch begrüßten. So Georg Forster, der den 13. Januar 1793, wo er unter dem Schutze französischer Bajonnette den ersten Freiheitsbaum in Mainz pflanzen half, als den schönsten Tag seines Lebens pries. Forster war aber auch einer der wenigen, der sehr wenigen Deutschen, welche die Idee der Revolution erkannten, welche erkannten, daß es sich hier nicht um etwas willkürlich Gemachtes, sondern um eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit handelte, nicht bloß um eine politische Rebellion, sondern vielmehr um eine sociale Umwälzung, und noch auf dem pariser Schmerzenslager, auf welchem den unglücklichen Mann am 12. Januar 1794 der Tod antrat, hielt er, unbeirrt von den Gräueln des Terrorismus, standhaft den Glauben an diese Idee fest. Von solcher äußersten Konsequenz waren jedoch andere Deutsche in ihrem Verhalten zur französischen Revolution weit entfernt. Klopstock hatte alles Feuer seines Alters in einer Ode zur Begrüßung der ersten Thaten der Revolution gesammelt und hatte nur beklagt, daß nicht Deutschland es war, „das der Freiheit Gipfel erstieg“; bald aber schlug sein Ton um und er verwünschte aufs heftigste die „mörderische Freiheit der Neufranken“. Wieland trat bis gegen 1794 hin in seinem Merkur, und zwar in Form einer Reihe von politischen Gesprächen, als begeisterter Apologet der konstitutionellen Grundsätze auf, welche die französische Nationalversammlung bekannt und verkündigt hatte; als jedoch in Paris der Jakobinismus herrschend geworden, wurde Papa Wieland wieder ein eifriger Monarchist und seine politischen Auslassungen im Merkur nahmen eine so reaktionäre Färbung an, daß seine Freunde Herder und Knebel mit äußerstem Missfallen darauf blickten und ihn von der Fortführung der Gespräche abzubringen suchten. Knebel nämlich und Herder blieben im ganzen ihrer anfänglichen Sympathie für die Grundsätze der Revolution getreu. Der letztere hatte sogar geradezu einen Zug demokratischer Verbissenheit an sich, welchen er nicht selten wahrhaft sanscülottisch-grobianisch gewähren ließ, und zwar auch in den Hofkreisen. Was Göthe betrifft, so hat er bekanntlich gar kein Verhältniß zur Revolution gewinnen können, ausgenommen ein entschieden abweisendes oder ein kleinlich ironisches, wie es die seines Genius so unwürdigen Tendenzdramen „Der Bürgergeneral“ und „Die Auf-

geregten" darlegten. Bei seinem Mangel an geschichtlichem Sinne verstand er die Revolution so wenig, als er die nationale Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 verstand. Die Revolution war ihm zuwider, wie ihm auch die Reformation zuwider war, weil beide, wie er sagte, den Entwicklungsgang „ruhiger Bildung" störten.

Schillers Interesse an dem Verlauf der Revolution wurde im Spätherbst 1792 lebhafter als bis dahin erregt und er hatte damals, wie wir aus einem Briefe Wilhelms von Humboldt vom 7. December an ihn ersehen, große Lust zu einer Reise nach Paris. Die Lesung des Moniteur führte ihn, wie er unterm 26. November an Körner schrieb, mehr in die Ereignisse hinein und erhöhte für eine Weile seine Erwartungen von den Franzosen. Als der Konvent sich anschickte, den Proceß des Königs vorzunehmen, fühlte unser Dichter sich sogar gedrungen, als Mithandelnder in der großen Tragödie aufzutreten. „Weißt du mir niemand — schrieb er am 21. December dem Freunde — der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärte, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einzelner aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthst du mir, zu schweigen; aber ich glaube, daß man bei solchen Anläßen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein". Armer sechszehnter Ludwig, der du den Irrthum der Geburt, welcher dich zu einem König machte, während die Natur dich zu einem fleißigen Schlossermeister und gutmüthigen Familienvater bestimmt hatte, mit dem Kopfe bezahlen mußtest, vielleicht hätte es dir in der trauervollen Kerkereinsamkeit des Temple eine Stunde des Trostes verschafft, wenn du gewußt, daß im fernen Deutschland ein Dichter der Freiheit den Entschluß gefaßt, für dein Leben in die Schranken zu treten. Es war eine Illusion, welcher Schiller sich hingab, aber eine Illusion, die ein schönstes Blatt in seinem Ruhmeskranze flicht. Er sollte bald erfahren, wie sein Doppelgänger Posa es erfahren hatte, daß das Jahrhundert für *sein* Ideal der Freiheit und Humanität nicht reif sei. Als er vernommen, was am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatz in Paris geschehen war, schrieb er unterm 8. Februar erschüttert und gramvoll an Körner: „Ich habe

wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an".

Seltsam, während der Dichter, eine damals freilich noch nicht erfundene Redensart zu gebrauchen, mit der Revolution brach, mußte er, allerdings ohne Wissen und Willen, das Feuer derselben schüren helfen. Wilhelm von Wolzogen, welcher sich im Jahre 1793 als Geschäftsträger des Herzogs von Wirtemberg in Paris befand, schrieb damals in sein Tagebuch: „Man hat die Räuber von Schiller übersetzt und spielt sie unter dem Namen „Robert, chef des brigands," auf dem Theater des Marais. Es ist jedoch in Wahrheit keine Uebersetzung, sondern vielmehr ein elender Versuch, die Grundsätze, welche im schiller'schen Drama herrschen, auf die jetzige Revolution anzuwenden. Im ganzen falsch verstanden, die einzelnen Scenen aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und so verstümmelt dargestellt, erregt das Stück Abscheu und Schauder, nur Pariser finden dafür Entschuldigung und Lob. Es ist die Büste des Brutus, die man zu ehren glaubt, wenn man die großen Züge seiner Physionomie mit recht grellen und blutigen Farben anstreicht. Die Rolle des Franz ist ganz verändert und eigentlich in den Hintergrund gedrängt, wahrscheinlich, weil man sonst darin Anspielungen auf gewisse merkwürdige Personen, die jetzt in Frankreich herrschen, gefunden haben würde. Im Gang des Stückes sind merkliche Veränderungen angebracht. So erhält z. B. Karl Moor für sich und seine Bande am Ende kaiserlichen Pardon und kehrt in die Arme seiner Amalia zurück. Die übrigen Veränderungen beziehen sich hauptsächlich auf Klarlegung des Princips, daß Tyrannen bestraft und auch in „brigands" die Menschenwürde erkannt werden müsse. Wie sie sich fühlten, die guten Pariser, und wie sie das Lob beklatschten, das Robert seinen Spießgesellen ertheilt! „Man nennt euch Brigands," sagt er, „aber ihr seid ehrliche Leute; man verurtheilt euch zu Galgen und Rad, aber ihr verdient Lorbeerkronen". Das Stück gleicht dem Rumpf eines Kolosses, dem man Kopf, Arme und Beine eines gewöhnlichen Menschen angesetzt hat, daß er nicht mehr stehen und gehen kann. Der Eindruck ist empörend. Nicht nur unsern Armeen kündigt diese Nation den Krieg an, sie raubt, plündert und mordet auch die Produkte unserer Literatur, indem sie dieselben in den Geist ihrer Revolution übersetzt". Wenn wir uns vorstellen, daß es vielleicht dieselben Hände waren, welche den Tag über auf dem Revolutionsplatz den monotonen Schlägen der Guillotine und Abends im Theater des Marais den gefälschten Gestalten und Worten Schillers Beifall klatschten, so ersteht vor unseren Augen die ganze Schreckenszeit mit ihren grellen Gegensätzen und Widersprüchen, mit ihren rousseau'schen Illusionen, ihrem todverachtenden Enthusiasmus, ihrem Weltbürgerthum in Phrasen und Welträuberthum in Thaten, ihrer blutgierigen Philanthropie und ihrem echtfranzösischen Leichtsinn, welcher letztere bekanntlich selbst vorragende Mitspieler der täglich in Scene gehenden Tragödie Abends an Pfänderspiel und Plumpsack sich erholen ließ.... Unser Dichter brach, wie wir sahen, schon zu Anfang des Jahres 1793 entschieden mit den Franzosen und ihrer Revolution. Wunderlicher Weise war er, als er dies that, seit vier Monaten — Citoyen

Français. Es wäre von Interesse, zu erfahren, wer der Mann gewesen, welcher am 26. August 1792, als die Nationalversammlung beschlossen hatte, an Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopstock, Pestalozzi und andere das französische Bürgerrecht zu verleihen, sich erhob und beantragte, daß diese Verleihung auch auf „le sieur Gille, publiciste allemand“ ausgedehnt werde. Der Mann meinte es gut, aber mit echtfranzösischer Oberflächlichkeit scheint er nicht einmal den eigentlichen Namen Schillers gekannt zu haben. Sein Antrag ward angenommen, das Bürgerdiplom ward von Clavière ausgefertigt, von Danton kontrasignirt und durch Roland, als Minister des Innern, mit einem Begleitschreiben an unsern Dichter übermacht. Aber erst im März 1798 gelangten diese merkwürdigen Dokumente durch Campe in seine Hände und zwar, wie er nach Empfang der Papiere an Körner schrieb, „ganz aus dem Reiche der Todten“, da inzwischen Clavière, Roland, Danton und Cüstine, welcher letztere auf seinem deutschen Feldzug das Bürgerdiplom an Schiller hätte besorgen sollen, vom Strudel der Revolution verschlungen worden waren.

Im Sommer 1793 wohnte Schiller mit seiner Frau in einem Gartenhause, das aber nicht mit der später von ihm erworbenen Gartenwohnung verwechselt werden darf. Am 7. April schon meldete er dem Freunde den Umzug und fügte bei: „Wir haben jetzt eine eigene Menage angefangen: meine Gesundheit vertrug sich mit der Kost nicht länger, die wir bei unseren Mamsells hatten“. Seine Hauptbeschäftigung den Sommer über waren Vorstudien für seine ästhetischen Briefe, welche er dankbar an den Prinzen von Augustenburg richten wollte. Daneben war er reiselustig. Die Besuche aus Schwaben hatten ihm die alte Heimat wieder recht lebhaft im Gedächtniß aufgefrischt. Er wollte sie auch seiner Lotte zeigen und hoffte für ihre und seine Gesundheit viel von der Luft des schönen Schwabenlandes. Der kränkelnde Herr Johann Kaspar daheim auf der Solitude verlangte sehnsüchtig, seinen Fritz noch einmal zu sehen, und wie eine dringende Einladung langte von dorther das Bild der Frau Elisabeth an, gemalt von der Jugendfreundin des Dichters, Ludovike Reichenbach, welche sich inzwischen mit einem wirtembergischen Offizier, Simanowiz, verheiratet hatte. Dazu kam noch, daß auch Karoline in Schwaben weilte. Ihre Scheidung von Beulwitz war jetzt eingeleitet und gelangte dann im folgenden Jahre friedlich zur Erledigung. Im Sommer von 1793 gebrauchte sie das kanustadter Bad und lebte meist zurückgezogen in der ländlichen Stille von Gaisburg, einem an der alten Straße von Stuttgart nach Eßlingen an der Halde des Neckarthales anmuthig gelegenen Dorfe. Hier schrieb sie den größten Theil ihres Romans „Agnes von Lilien“, in dessen Heldin sie unwillkürlich ihr eigenes Wesen und Sein gelegt hat. Ihr Schicksal entschied sich bald darauf, denn die Freigewordene reichte am 27. September 1794 ihrem aus Paris zurückgekehrten Vetter Wilhelm von Wolzogen, der seit vielen Jahren so unveränderlich treu um sie geworben, in der Kirche von Bauerbach die Hand zu einem Bunde, welcher, obschon von ihrer Seite ohne leidenschaftliche Neigung eingegangen, ein sehr glücklicher wurde. Am 1. Juli 1793 schrieb unser Dichter an Körner: „Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf und ich bin ihm diese Liebe

schuldig" — und am 17. Juli: „Meine Abreise wird wahrscheinlich gleich mit Anfang Augusts vor sich gehen. Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Wirtemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn und Stuttgart werde ich nicht besuchen". Auf sein an den Herzog Karl August gerichtetes Urlaubsgesuch erhielt er von dem Fürsten, welcher sich damals mit Göthe in dem Lager vor Mainz befand, diese vom 23. Juli datirte Antwort: „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unsern Waffen Glück gebracht: das Elend, welches Mainz erlitt, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison kapitulirte, in etlichen Tagen zieht sie aus. Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eins meiner lebhaftesten Anliegen; möge Ihre vaterländische Luft Ihrer und meiner Hoffnung entsprechen. Ihrer Gemahlin bitte ich meine besten Empfehlungen abzustatten und ihr Glück zu ihrer bevorstehenden Campagne zu wünschen". Lotte erröthete sicherlich allerliebst über diesen Glückwunsch und ihr Gatte hatte gewiß ein zärtliches Lächeln für dieses Erröthen. Der Fürst aber hatte guten Grund zu seiner schelmischen Anspielung: der jungen Frau stand wirklich eine „Campagne" bevor, eine schwere zwar, aber doch glückliche.

In den ersten Tagen des August fuhr der Dichter mit seiner Frau der Heimat zu. Der Reiseweg ist nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, aber unterm 27. August meldete er an Körner, daß er nach einer „zwar beschwerlichen, doch von allen üblen Zufällen freien Reise" am achten in Heilbronn angelangt sei. Diese alte Stadt, damals noch im Besitze ihrer Reichsfreiheit, ist an der Gränze von Altwirtemberg im offenen Neckarthal freundlich gelegen, reich an historischen Erinnerungen, überragt von dem rebengrünen Wartberg, von wo herab der Blick weit über das Land schweift, welches einem Garten gleicht. Zu jener Zeit erfreute sich Heilbronn noch behaglichst seines reichsstädtischen Wohlstands, welcher bald darauf bei der Einbuße der Reichsfreiheit für lange einen herben Stoß erleiden sollte. Bei seiner Ankunft im Gasthaus „Zur Sonne" abgestiegen, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung im Hause des Kaufmanns Rueff am Sulmerthor vertauschte, benachrichtigte der Dichter den Magistrat von seiner Absicht, längere Zeit am Orte zu verweilen, und empfahl sich dem „landesherrlichen Schutz" der Behörde. Der Magistrat ordnete darauf einen Senator an den Gast ab und ließ ihm „vergnügten Aufenthalt" wünschen. Der begrüßende Senator, Herr Schübler, war ein gebildeter Mann, der sich viel mit Naturwissenschaften abgab, besonders mit der Astronomie, und Schiller kam rasch in freundschaftlichen Verkehr mit ihm, sowie mit dem Arzte Gmelin, den er als einen „fidelen Patron" bezeichnete und der seiner magnetischen Kuren wegen berufen war. Der Dichter hatte halb und halb beabsichtigt, für sein Uebel die Heilkraft des Magnetismus zu versuchen, aber er unterließ es, weil er dem „Wunderbaren" in der Sache nicht traute. Die Eltern Schillers sowie seine Schwestern Luise und Nane eilten von der Solitude, Schwägerin Karoline kam von Gaisburg herab, den sehnsüchtig erwarteten Sohn, Bruder und Schwager auf der Schwelle zur Heimat zu be-

grüßen. Frohgestimmt durch dieses Wiedersehen, schrieb er dem Freund in Dresden: „Meine Frau befindet sich sehr wohl. Mit mir ist es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie du dir denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters; wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechzig Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester versteht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie".

Aber der Dichter sah die Seinigen schon im August nicht nur auf der Schwelle zur Heimat, sondern in dieser selbst. Denn in dem eben angezogenen Briefe vom 27. August sagt er: „Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen". Dies scheint der von Karoline von Wolzogen gegebenen Notiz zu widersprechen, daß Schiller von Heilbronn aus „im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse aus seinem Vaterland entfernt", an den Herzog von Wirtemberg geschrieben und daß er zwar auf diese Zuschrift keinen Bescheid erhalten, aber durch seine Freunde erfahren habe, daß der Herzog öffentlich geäußert, „Schiller würde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden". Der Widerspruch würde sich heben, wenn wir annähmen, der Dichter habe, wohl mehr seinen Eltern zu gefallen als aus eigenem Antrieb, n a c h dem 27. August wirklich an Herzog Karl geschrieben, und in diesem Falle dürfte man auch glauben, daß die Zuschrift dem Fürsten trotz alledem wohlgethan habe. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling seiner Akademie ruhmgekrönt und von den Besten seiner Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müssen kein Schwabe sein, wenn er sich nicht innerlichst darüber gefreut hätte. Er war jedoch jetzt ein verbitterter Greis und, schon von den Schatten des nahenden Todes umdüstert, droben in Hohenheim durch die Gicht auf seinen Stuhl gebannt, um welchen her noch dazu die schwersten politischen Sorgen und Befürchtungen lagerten. Unter solchen Umständen konnte es erlaubt sein, in dem Worte des Fürsten, er werde den heimgekehrten Dichter „ignoriren", d. h. demselben nichts in den Weg legen, den Sinn zu finden, daß er ihm verziehen habe. Freilich, im Grunde steht diese gemüthliche Hypothese doch auf schwachen Füßen. Denn es ist gar zu auffallend, daß Schiller gegen Körner keine Silbe von einer Zuschrift an den Herzog äußerte, sondern in seinen sonst ziemlich ausführlichen Berichten sich darauf beschränkte, dem Freunde einmal zu sagen: „Der Herzog, scheint es, will mich ignoriren und das ist mir gerade recht" — und ein andermal: „Der Herzog sucht etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar nichts in den Weg". Alles zusammengehalten, mochte es dem Fürsten jetzt, im Jahre 1793, sicherlich noch viel unräthlicher erscheinen, als es ihm schon 1782, unmittelbar nach Schillers Flucht, erschienen war, das vor Zeiten an Schubart geübte Verfahren an Schiller zu wiederholen; aber der einzige sichere Beweis, daß seine Stimmung gegen unsern Dichter wieder versöhnlich und wohlwollend geworden, liegt doch nur in dem Umstand, daß

Karl ohne weiteres den Urlaub bewilligte, welchen Schillers Vater ausdrücklich zu dem Zwecke, seinen in Heilbronn eingetroffenen Sohn zu besuchen, nachgesucht hatte.

Der Senator Schübler hatte über seine Begegnungen mit Schiller während dessen Anwesenheit in Heilbronn ein Tagebuch geführt, welches vom 1. bis zum 7. September reicht. Am ersteren Tage, erzählt Schübler, „Nachmittags drei Uhr kam Hofrath Schiller unvermuthet zu mir in einem schönen verzierten seidenen Kleide. Er bat mich, mit ihm zum Amtsbürgermeister von Wachs zu gehen. Er hätte schon lange ihm aufwarten sollen und könne es nicht länger anstehen lassen. Ich hatte eben meine Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffing, als Vorbereitung zu der nächsten Sonnenfinsterniß. Schiller gab sich sogleich viel mit den Spiegeln ab und bemühte sich, das Sonnenbild im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergötzte er sich sehr an meinem Glaskonus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer darstellte, und betrachtete die schönen Regenbogenfarben mit besonderem Interesse. Wir gingen nach vier Uhr zum Amtsbürgermeister, welchen die Bekanntschaft Schillers sehr freute. Es wurde viel über Reichsstädte gesprochen, hierauf auch von Frankreich, von Mainz, den Emigranten — (welche letzteren, beiläufig gesagt, damals zum Dank für ihnen erwiesene Gastfreundschaft mit ihrer bis ins Unglaubliche gehenden Sittenlosigkeit die rheinischen Städte verpesteten). Schiller sprach sich über diese Ereignisse sehr vorsichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg. Schiller wollte noch einige Besuche machen; aber während wir über die Straße gingen, empfand er Frost und eilte nach Hause, um sich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit ihm und den Seinigen Thee trinken. Er war sehr heiter und sprach viel. Als wir von den Sternen redeten, fiel ihm eine Stelle aus der Odyssee ein, welche er nach Voß's Uebersetzung recitirte. Sie handelt von Odysseus, der einsam in seinem Schiffe fahrend nach dem Wagen und dem Orion sieht". Der Senator beschäftigte sich viel mit Astronomie und war nicht abgeneigt zu glauben, daß auch die Astrologie einen Kern von Wahrheit haben könnte. Schillers Gespräche mit ihm drehten sich oft um dieses Thema und der Dichter hat für die astrologischen Vorkommnisse im Wallenstein hier wohl manche Anregung empfangen. Auch über literarische Verhältnisse verbreiteten sich die Unterhaltungen des Dichters mit dem reichsstädtischen Würdeträger und dieser hat in seinem Tagebuch angemerkt, daß Schiller in einer dieser Unterredungen missfällig über Kotzebue's „windige Aufgeblasenheit" sich ausgelassen habe. Am 7. September entschloß sich der Dichter, seinen Aufenthalt nach Ludwigsburg zu verlegen, weil er dort der Solitude und Stuttgart bedeutend näher sei und auch mehr häusliche Bequemlichkeit zu erwarten habe. Der Senator widerrieth zwar den Umzug entschieden, da Schiller gar keine Garantie hätte, daß ihn der Herzog unangefochten lassen würde; allein der Dichter hegte keine Besorgniß, denn er führte den beschlossenen Umzug am 8. September wirklich aus und sah auch kein bedrohliches Omen darin, daß er, von Besigheim auf das Neckarplateau heraufgekommen, am Fuße des Hohenaspergs vorbeimußte.

Kaum war er mit seiner Frau in Ludwigsburg eingewohnt, als Lotte's „Campagne“ anging. Am 14. September war das Haupttreffen und Tags darauf schrieb Schiller an Körner: „Wünsche mir Glück, — ein kleiner Sohn ist da. Die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark und alles ist glücklich abgelaufen. Nicht sechs Tage waren wir hier angelangt, so ging es los“. Der Freund entgegnete: „Wohl dir und deinem Weibchen, daß ihr nun auch in unserem Orden seid. Es ist ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das einem so nahe angehört. Wer diesen Genuß entbehrt, lernt den Werth des Lebens nie vollständig kennen“. Conz, welcher den Jugendfreund in Ludwigsburg besuchte, erzählt als Augenzeuge von der zärtlichen Vaterfreude, womit der Dichter seinen Erstgeborenen betrachtete. Er gab dem Kinde den Namen Karl, vielleicht ein Zug von Pietät gegen den Herzog. In Ludwigsburg sammelten sich von allen Seiten her die Jugendgenossen, welche noch im Lande waren, um den Dichter. Er war aber nicht eben von allen erbaut, wie er denn am 4. Oktober an Körner schrieb: „Von meinen alten Bekannten sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessiren mich. Manche, die ich als helle aufstrebende Köpfe gekannt, sind ganz materiell geworden und verbauert“. Schiller legte wohl auch hier wieder einen zu hohen Maßstab an. Er selbst jedoch übertraf die Erwartungen seiner Jugendfreunde. Hoven, mit dem unser Dichter von seinem dreizehnten bis einundzwanzigsten Jahre „alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert hatte“ und der jetzt als vielbeschäftigter Arzt in Ludwigsburg lebte, fand, wie er erzählt, nach einer Trennung von zehn Jahren in Schiller „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und allen, die ihn früher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden“. In Ludwigsburg trat ihm unter vielen alten Bekannten auch ein neuer nahe, der Landschaftsdichter Matthisson, dessen Gedichte er in der bekannten Recension so schön, aber vielleicht etwas zu sehr gerühmt hat. Sonst beschäftigten in guten Stunden, d. h. wenn er von Uebelbefinden frei war, den Dichter seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und der Wallenstein, von welchem damals Scene um Scene langsam entworfen wurde, zunächst in Prosa. Seine Lektüre waren Kant und Homer. „Es ist mir — äußerte er am 8. November gegen seinen Vater — immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht“. Mit liebenswürdiger Pietät müssigte er seiner Kränklichkeit und seinen Arbeiten so viel Zeit ab, um für seinen alten Präceptor Jahn, dessen Bakulus die lateinische Schule der Stadt noch immer beherrschte, obgleich er alt und schwach geworden, dann und wann eine Lehrstunde in der Logik, Rhetorik und Geschichte

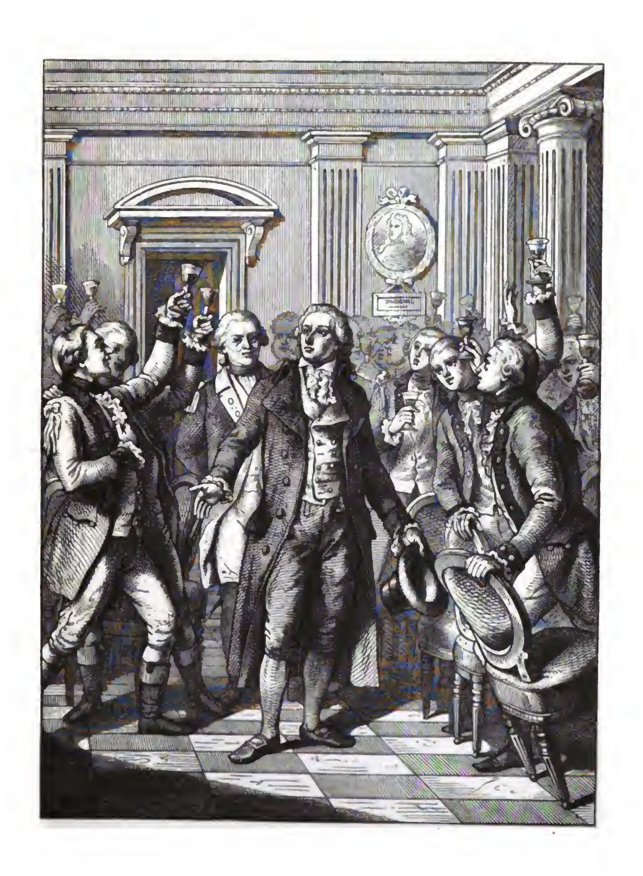
zu übernehmen, und die Schüler haben sich dieser Lehrstunden stets mit Begeisterung erinnert.

Während unser Dichter so, auf der ludwigsburger Schulbank sitzend, die Erinnerungen seiner Knabenjahre wieder in sich wachrief, ging droben in Hohenheim ein vielbewegtes Dasein zu Ende. Nach langem Leiden trat am 21. Oktober die Gicht dem Herzog Karl ans Herz und in Gegenwart seines Bruders und Nachfolgers Ludwig Eugen und seines Neffen Friedrich, des nachmaligen ersten Königs von Wirtemberg, starb er in den Armen seines „Franzele". Einige Tage darauf wurde der todte Herzog nächtlicher Weile bei Fackelschein von Hohenheim herab und nach Ludwigsburg hinübergeführt, wo er in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt ward. Im Angesichte dieser Gruft soll der Dichter, wie Hoven und auf dessen Autorität hin die Biographen Schillers angeben, dem hingegangenen Fürsten Worte der Versöhnung und des Dankes nachgerufen haben. Unmöglich ist das gerade nicht, aber doch gibt uns der Dichter selbst einen starken Zweifel an die Hand, indem er gegen Körner inbetreff von Herzog Karls Tod keine andere Aeußerung that, als (unterm 10. December) diese: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen M e n s c h e n vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes". Man sieht, Schiller hat auch am Grabe des Herzogs nie jener furchtbaren Stunde vergessen, welche er im Sommer 1782 in Hohenheim hatte erdulden müssen, und wie hätte er auch derselben vergessen können! Es gibt Kränkungen, die, was auch auf der Kanzel darüber phantasirt werden mag, ein rechter Mensch nie verzeiht, nie verzeihen kann.

Nachdem der Dichter seinen vierunddreißigsten Geburtstag im Kreise seiner Familie zu Ludwigsburg gefeiert hatte, brachte der Winter trübe Tage, Tage der Krankheit, des Missmuths und Verzagens. Doch richtete sich Schiller aus diesen Verdüsterungen immer wieder zur Arbeit an seinen ästhetischen Briefen auf, in welchen, „die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt wurden". Um diese Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die schon in anbetracht des Ortes, wo sie statthatte, seinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz seiner anfänglichen Absicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlassen können, seine Freunde in dieser Stadt zu besuchen, und dieser Besuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl stattgefunden haben. Ein damaliger Karlsschüler, der nachmalige reußische Landesdirektor, J. Ch. Fr. Mayer, hat nämlich als siebzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken sei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schillers Bett gezeigt und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewiesen war, habe den Namen „Schillergarten" geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie besuchte — fährt unser Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld

und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch". Das war doch wohl eine Genugthuung für die Sklaverei, welche er unter dem Dache erduldet hatte, zu dessen Wölbung jetzt der Jubelruf einer von seinen Schöpfungen entzündeten Jugend emporschlug, und es war auch ein Trost für die Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müssen, um zu werden, was er geworden. Zugleich ist Schillers Ehrentag in der Akademie der letzte Glanztag dieser Anstalt gewesen. Denn der Herzog Ludwig Eugen beeilte sich, das Lieblingswerk seines Bruders zu zerstören. Die „Hohe Karlsschule", an welche unvergängliche Erinnerungen der deutschen Kulturgeschichte sich knüpfen, wurde im Februar 1794 aufgehoben. Bald darauf, im März, finden wir den Dichter in Stuttgart in einem Gartenhause wohnend, wo er, wie er am 23. April an Körner schrieb, bei „beispiellos angenehmer Witterung" unter blühenden Bäumen den „ganzen Einfluß des wieder auflebenden Jahres genoß". Er war mit Frau und Kind von Ludwigsburg herübergezogen, hauptsächlich, um sich des Umgangs mit seinen Genossen von der Akademie her, Dannecker und Zumsteeg mehr erfreuen zu können. Während hier der Entwurf des Wallenstein vorschritt, malte die Freundin, Ludovike Simanowiz, die Bildnisse Schillers und Lotte's und modellirte Dannecker jene unvergleichliche Büste des Dichters, welche, nachmals von dem Künstler kolossal in Marmor ausgeführt, jetzt die großherzogliche Bibliothek in Weimar ziert. Als der edle Meister die letzte Hand an die Büste gelegt hatte und zu Karoline, welche bei der Schwester war, ins Nebenzimmer trat, standen ihm Thränen in den Augen und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe".

Von Stuttgart aus besuchte Schiller seinen früheren Lehrer Abel in Tübingen und hier machte er die für sein späteres Leben und für die Zukunft seiner Familie so wichtige Bekanntschaft des ausgezeichneten Buchhändlers Johann Friedrich Cotta, mit welchem er in Geschäftsverbindung trat und die Herausgabe einer Zeitschrift in größerem Stile, als bisher in Deutschland üblich gewesen, verabredete. Damals rumorte in der alten Universitätsstadt der französische Freiheitsgeist oder hatte wenigstens das Jahr zuvor daselbst gewaltig rumort. Selbst die Zionsmauern des theologischen „Stiftes", aus welchem unzählige schwäbische Magister in die Welt ausgegangen sind, waren für den revolutionären Sturm und Drang nicht hoch und unzugänglich genug gewesen. In diesem Kapitol des altwirtembergischen Lutherthums waren damals Schelling, Hegel und Hölderlin Stubengenossen, welche weniger die symbolischen Bücher als vielmehr Kant, Spinoza, Platon und die griechischen Dichter studirten. Diese Jünglinge glaubten in Folge einer verzeihlichen Täuschung, die Republik des Perikles oder die des Brutus sei in Paris wieder auferstanden. Sie waren mit dabei, als bei Gelegenheit der ersten Jahresfeier der Gründung der französischen Republik auf dem Marktplatz zu Tübingen von der Studentenschaft feierlich ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde. Die Tradition will, daß Hölderlin und Hegel — welcher letztere für einen derben Jakobiner galt — den bakchantischen Reigen angeführt hätten, welcher um diesen übrigens historisch festgestellten Freiheitsbaum hergetanzt wurde. Einer zweiten Ueberlieferung zufolge wären Schelling und Hegel eines schönen Tages aus dem Stift ausgezogen, um auf eigene Hand auf dem Wörth, einer Wiese am Neckar, einen Freiheits-



baum zu pflanzen. In Schillers Sinn wäre das nicht gewesen. Ihm, der für wahre Freiheit mehr, unendlich viel mehr gethan hat als irgendein anderer Dichter und Denker, ihm, der später in einem der schönsten Werke, welche der Menschengeist ersonnen, ein sich befreiendes Volk zu seinem Helden erwählte, während ein Göthe, während sogar ein Shakspeare von keinem Volk, sondern nur von einem Pöbel weiß, ihm war sein anfängliches Misstrauen gegen das französische Freiheitswesen, wie wir bereits gesehen, zu entschiedenem Widerwillen geworden. Er erblickte in der französischen Revolution ein Werk der Leidenschaften, nicht der Weisheit, welche allein Dauerndes zu schaffen vermöge. Er gab zu, daß viele wichtige Ideen, welche zuvor nur in Büchern oder in den Köpfen aufgeklärter Menschen vorhanden waren, durch die Revolution in Umlauf gesetzt und zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden seien. Aber indem er auf die vor ihm liegende Kritik der Vernunft von Kant wies, setzte er, wie uns Karoline erzählt, hinzu: „Die eigentlichen Principien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind doch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind noch nirgends als hier". Karoline hat uns aus dieser Zeit auch eine prophetische Aeußerung Schillers überliefert, welche Zukünftiges so genau vorhersagte, daß wir versucht wären, zu meinen, die Schwägerin des Dichters hätte seine Worte erst später den Ereignissen angepasst, falls Schillers Seherblick nicht über allen Zweifel erhaben wäre. Wenn man erwägt, welcher Geist echter Prophetie im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans und im Tell weht, so wird man nicht überrascht sein, zu hören, daß unser Dichter zu Anfang des Jahres 1794 weissagte: „Die französische Republik wird eben so schnell aufhören als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen wird". Zehn Jahre später war Bonaparte unumschränkter Herr von Frankreich und begann seine erobernden „Tigersprünge", die bis zur Donau, bis zum Golf von Neapel, bis zum Guadalquivir und Tejo, bis zur Weichsel und bis zur Moskwa reichten.

Der 5. Mai 1794, wo Schiller von der Solitude herab sein in Frühlingsblüthenpracht stehendes Heimatland noch einmal überschaute, war ein Tag schmerzlichen Abschiednehmens. Denn am 6. Mai verließ er die Heimat, welche er nicht wieder sehen sollte, und traf nach einer neuntägigen Reise am 15. Mai mit Frau und Kind wohlbehalten wieder in Jena ein. Als beste geistige Ausbeute dieser Fahrt ins alte Schwabenland brachte er seine in der Hauptsache vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" mit zurück. Sie enthalten die Darstellung von Schillers Philosophie als eines Ganzen; was er später noch Philosophisches geschrieben hat, ist nur die weitere Ausführung einzelner Partieen dieses Ganzen. Wer die ästhetischen Briefe aufmerksam liest, wird mitansehen, wie in denselben der arbeitende Gedanke von Vorstellung zu Vorstellung, von Begriff zu Begriff aufsteigt, bis er durch eine Stufenreihe von Entwickelungen hindurch, welchen man mit Recht einen „dramatischen" Charakter zugeschrieben hat, auf der Höhe anlangt, wo die Verwandlung des moralischen Ideals, von welchem der

philosophirende Dichter ausgegangen, in das ästhetische eine vollendete ist. Im Eingang entschuldigt sich der Dichter, daß er zu einer Zeit „wo der Nutzen das große Ideal, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen“ — (ach, das gilt in noch ganz anderem Maße vom 19. Jahrhundert als es vom 18. galt) — „zu einer Zeit, wo die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet sind, auf welchem, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird,“ vom Schönen, von der Kunst zu reden unternehme. Aber er hofft seinen Leser zu überzeugen und überzeugt ihn wirklich, „daß man, um das politische Problem zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert“. Grundgedanke der Schrift ist also, mittels der ästhetischen Erziehung der Völker, d. h. mittels Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständniß des Schönen, in welchem das Ideal, das Absolute, die göttliche Idee zur Verwirklichung kommt, die Möglichkeit der Umwandlung des „Staats der Noth“ in den „Staat der Freiheit, der Vernunft“ herbeizuführen. Veredelt die Einbildungskraft der Menschen, füllt sie mit Schönheit an und ihr werdet dadurch auch ihr Herz veredeln. Die Grundkräfte des Menschen, Vernunft und Sinnlichkeit, und seine diesen Grundkräften entsprechenden Grundtriebe, der Formtrieb und der Stofftrieb, sollen durch die Kultur harmonisch entwickelt und endlich in der Schönheit völlig ausgeglichen werden. Dann entsteht die vollendete, die schöne Humanität und diese schafft den ästhetischen Staat, wo „die ungesellige Begierde ihrer Selbstsucht entsagt und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswirft; wo der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, ihre vorwerfende Formel verändert und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehrt; wo aus den Mysterien der Wissenschaft der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinns herausführt und das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft verwandelt; wo die Kraft sich binden lässt durch die Huldgöttinnen und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorcht; wo auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger ist und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke beugt, sie um ihre Beistimmung fragen muß“. Der Dichter verbirgt es sich nicht, daß die Anbahnung solcher Zustände eine Aufgabe für mehr als e i n Jahrhundert sei. Er gab sich inbetreff der Verwirklichung seines Ideals keiner sanguinischen Täuschung hin und, fürwahr, es war sehr überflüssig, vorhin für die Prophetengabe Schillers zu zeugen, wenn wir beherzigen, mit welcher wunderbaren Schärfe er in den ästhetischen Briefen voraussagte, was die Geschichte der europäischen Umwälzungen von 1789 an bis auf den heutigen Tag buchstäblich bestätigt hat: — „Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweifelung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwischen tritt und den Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet“ .... Und wie soll sich in und zu dem großen Läuterungs-

processe der Menschheit, durch welche diese dem Reich der Schönheit, d. i. der Freiheit und Humanität, zugeführt werden soll, der Künstler, der Träger des Ideals, der Normalmensch, in dessen „reinem Gemüth sich die Welt, die ewige, spiegelt", verhalten? Schiller hat es gesagt und zwar in den Worten, die mit zu den schönsten gehören, welche je von Menschenlippen kamen: — „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, so kehre er in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier heimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. Gib, werde ich den jungem Freunde der Wahrheit und Schönheit, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust bei allem Widerstande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, zur Antwort geben, — gib der Welt, auf die du wirkst, die R i c h t u n g zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen" .... Dies war Schillers Kredo, als er auf der Höhe seiner philosophischen Erkenntniß angelangt, dies seine Ansicht von der Bestimmung des Künstlers, und er hat sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten, er hat sie durch sein eigenes Beispiel herrlich verkündigt.

Drittes Kapitel.

Horentanz und Xenienkrieg.

Schiller und Göthe schließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer ist der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schillers Gesprächsweise. — Fichte. — Jena und Weimar. — Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung". — Die Horen. — Schillers und Göthe's Widersacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philosophischen Spekulation zur Poesie. — Schillers Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben". — Der Musenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutschland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schillers Verhältniß zum Christenthum. — Der Patriotismus des Dichters.

Eines Abends im Juli 1794 verließen zwei Männer das Auditorium des Professors Batsch, wo die naturforschende Gesellschaft, welche von dem genannten Gelehrten gegründet worden, eine ihrer Sitzungen gehalten hatte. Die beiden — Göthe und Schiller — hatten sich beim Weggehen zufällig im Flur getroffen und wandelten nun, das eben Gesehene und Gehörte rekapitulirend, in lebhaftem Gespräche die Straße entlang. „Die zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, kann den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen", bemerkte Schiller. „Sie bleibt vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, entgegnete Göthe, und es könnte doch wohl eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen; die Erfahrung gibt dies an die Hand". „Ich wünschte sehr, hierüber aufgeklärt zu sein, sagte Schiller, aber ich muß bezweifeln, daß eine solche Behandlung der Natur aus der Erfahrung hervorgehe". . . . Mittlerweile waren die Sprechenden bei der Wohnung Schillers angelangt und das Gespräch lockte den Herrn Geheimrath die Treppe hinauf. Droben empfing Lotte den Gast mit inniger Freude, denn es war ja schon lange ein Herzenswunsch von ihr und Karoline gewesen, das Eis zwischen Schiller und Göthe gebrochen zu sehen. An diesem Juliabend ging endlich der Wunsch in Erfüllung: das Eis schmolz und

zwar für immer. Göthe, das angeschlagene Thema weiter ausführend, trug seine Theorie der Pflanzenmetamorphose lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schillers Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als aber jener geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee". Göthe stutzte, „verdrießlich einigermaßen; denn — erzählt er — der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen. Schiller — fährt Göthe fort — der viel mehr Lebensklugheit (?) und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus einem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht. Keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging".

Noch am 13. Juni, als Schiller eine Einladung zur Mitarbeit an den „Horen" an Göthe gerichtet hatte, war zu einer Verständigung zwischen den beiden wenig Aussicht gewesen. Zwar hatte Göthe auf den Antrag bejahend geantwortet, allein Anfrage und Antwort ließen in keiner Weise eine so baldige persönliche Annäherung und Befreundung erwarten. Nachdem aber jener Juliabend die Stellung der beiden zu einander geklärt hatte, schrieb Schiller, als er erfahren, daß Göthe von seinem inzwischen nach Dessau unternommenen Ausflug zurückgekehrt sei, am 23. August den berühmten Brief, worin er „mit freundschaftlicher Hand die Summe von Göthe's Existenz zog," d. h. den Entwickelungsgang von Göthe's Geist darlegte. Göthe antwortete mit dankbarer Wärme und damit war zwischen den Männern, welche unser größter Ruhm und Stolz sind, jener Briefwechsel in Gang gebracht, der die kostbare Urkundensammlung einer Freundschaft bildet, wie sie ein zweitesmal in der Kulturgeschichte nie und nirgends vorgekommen ist. Es ist wohlthuend und erhebend, zu betrachten, wie die beiden großen Männer selbst dieses in ihrem Leben „epochemachende" Ereigniß ansahen und wie ihnen Zunächststehende darüber urtheilten.

Am 1. September schrieb Schiller mit Bezug auf die berührte Begegnung mit Göthe an Körner: „Wir haben uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder

konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefasst und er fühlt jetzt das Bedürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich schon auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel". Unterm 4. September lud Göthe den neugewonnenen Freund zu sich nach Weimar ein und unterm 7. September zeigte Schiller die Annahme der Einladung mit Worten an, die ein erschreckendes Licht auf seine damaligen Gesundheits- oder vielmehr Krankheitsumstände werfen: — „Mit Freuden nehme ich Ihre Einladung an, doch mit der ernstlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Sie werden mir also erlauben, mich in Ihrem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz isolire, der Verlegenheit zu entgehen, jemand von meinem Befinden abhängen zu lassen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohlmacht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird". Nach seiner Heimkehr aus Weimar nach Jena schrieb Schiller an Göthe (29. September): „Mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff' ich, soll verloren sein". Göthe erwiderte (1. Oktober): „Wir wissen nun, mein Werthester, aus unserer vierzehntägigen Konferenz, daß wir in Principien einig sind und die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens theils koincidiren, theils sich berühren; daraus wird sich für beide mancherlei Gutes ergeben". Später, am 18. Juni 1797 that Schiller gegen Göthe eine Aeußerung, welche, wie mir scheint, die Art des Einwirkens von diesem auf jenen recht klar macht, — die Aeußerung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort". Ein Jahr später, am 31. August 1798, schrieb er an Körner: „Ich bin in Rücksicht auf wechselseitige Belebung und Bildung Göthe sehr viel schuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe". Göthe seinerseits hat sich an verschiedenen Orten darüber ausgelassen, welches Glück die Freundschaft Schillers für ihn war und wie sie beide gegenseitig sich ergänzt und gefördert hätten. In der vierten Abtheilung seiner „Maximen und Reflexionen" sagt er: „Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten". An einer Stelle seiner Aufsätze „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen" erläutert er dies kurz mittels des Satzes: „Unsere Gespräche waren durchaus produktiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen".

Ferner, so man erwägt, daß Göthe in allem Hohen und Großen etwas „Dämonisches“ sah, gewinnt es einen erhöhten Sinn, wenn er am 24. März 1829 gegen Eckermann äußerte: „Es waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg“. Endlich liegt ein dankbares Zeugniß für den Werth, welchen Göthe der Freundschaft Schillers beimaß, darin, daß er in alten Tagen an einen Bekannten schrieb: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre. Meyer war wieder nach Italien gegangen und meine Absicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht am Manuskript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfasst, die Elegieen wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im allgemeinen wie im besonderen wäre gar manches anders geblieben“.

Im schiller'schen und göthe'schen Kreise war die Freude aufrichtig und laut, als man erfuhr, daß die beiden endlich sich gefunden. Gleich damals, wie später, gab sich diese Zufriedenheit der Befreundeten kund. Am 10. September 1794 schrieb Körner an Schiller: „Daß du und Göthe euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Göthe's, der deines Lobes voll ist: er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt als bei dir in Jena“. Wilhelm von Humboldt schrieb am 25. Oktober 1795 an Schiller: „Die Vergleichung zwischen Ihnen und Göthe hat mich oft beschäftigt. Gerade Sie beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden“. Lotte ihrerseits äußerte unterm 1. Oktober 1798 gegen Frau von Stein: „Es ist erstaunend, welchen Einfluß Göthe's Nähe auf Schillers Gemüth hat und wie belebend für ihn die häufige Kommunikation seiner Ideen mit Göthe ist. Mir selbst ist Göthe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schillers willen“. Karoline schrieb in ihre Lebensgeschichte Schillers die Worte: „Aus dem vertrauten freundschaftlichen Verkehr solcher Geister mußten die edelsten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus echter, reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges, neidloses Zusammenstreben nach dem höchsten Ziele dar; und auch als Muster des deutschen Nationalsinns, der das Große und Wesentliche rein zu ergreifen und sich aller kleinlichen Beziehungen zu entschlagen vermag, kann dieses Verhältniß gelten. Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schillers Lebensweise verdankten wir es auch, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ“. Im Mai 1830, als Wilhelm von Humboldt die Einleitung zu

seinem Briefwechsel mit Schiller aufsetzte, that er darin über den Bund zwischen Göthe und Schiller die von einem Hauch antiken Geistes durchzogene Aeußerung: „Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr darüber zu sagen, würde theils überflüssig sein, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Göthe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dieses einzige Verhältniß ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen niemand versucht werden kann". . . . Ja, als ein „nie gesehenes Vorbild", nicht als Nebenbuhler, sondern als Mitstrebende, stehen die zwei großen Freunde in unserer Literatur und in der Weltgeschichte da, und so stehen sie auch, unzertrennlich zusammen gehörend, von Rietschel's Meisterhand in Erz geformt, vor dem Theater zu Weimar. Zur Stunde, als dieses Denkmal aufgerichtet wurde, war der alte unerquickliche und unersprießliche Zank: ob Schiller, ob Göthe der Größere? abgethan für immer. Wie sie selbst über diese Streitfrage dachten, haben sie uns deutlich gesagt. Am 21. März 1796 schrieb Schiller an Humboldt: „Man wird Göthe und mich, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordiniren". Das ist das Richtige, das einzige Richtige, und das meinte auch Göthe, als er am 25. Mai 1825 zu Eckermann das Kernwort sprach: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich vielmehr freuen, daß ein paar solche Kerle da sind, worüber sie streiten können". . . .

Mit großer Genugthuung hatte unser Dichter in den Reihen der Freunde, welche ihn bei seiner Rückkehr aus Schwaben nach Jena begrüßten, auch Wilhelm von Humboldt gefunden. Der Treffliche hatte sich in der alten Universitätsstadt angesiedelt, eigens in der Absicht, des Umgangs mit Schiller zu genießen, und der rege Verkehr der beiden kam auch ihren Frauen zu gut, die sich schwesterlich an einander schlossen. Fast allabendlich waren die Freunde beisammen, in belebtem Wechselgespräch philosophische und künstlerische Fragen erörternd. Humboldt, der gründliche Gelehrte, der scharfe Beobachter und feine Kenner der Welt und der Menschen, ward stets von neuem überrascht von der „genialischen Wahrheit der vielseitigen Weltansicht" des Dichters, und zwar um so mehr, als dieser weder Zeit noch Gelegenheit noch Mittel gehabt hatte, durch umfassende Studien oder Reisen eine solche Weltansicht zu erwerben. Der Freund hat auch, in der Erinnerung an die jena'schen Gesprächsabende, von Schiller gesagt, daß derselbe „ganz eigentlich für das Gespräch geboren schien," und hat die Gesprächsweise des Dichters so charakterisirt: „Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unter-



redung; er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müssig werden. Er sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblickes an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab". Die beste Frucht der zwischen Schiller und Humboldt in dieser Zeit mündlich geführten, und später, nach des letzteren Wegzug aus Jena, schriftlich fortgesetzten Dialoge war unseres Dichters Rückkehr zur Poesie. Humboldts gemüthvolle und feinsinnige Anregung hat mehr, weit mehr, als seine Bescheidenheit gestehen wollte, den Uebergang Schillers von der spekulativen zur schöpferischen Thätigkeit gefördert.

Auch von anderer Seite her kamen mannigfache Einflüsse sympathischer sowohl, als antipathischer Natur. Schiller stand im Mittelpunkt eines wissenschaftlich und gesellig vielfach bewegten Lebens. Die Glanzzeit Jena's hatte ja begonnen. An der Stelle Reinholds, der einem Rufe nach Kiel gefolgt war, hatte zu Ostern 1794 Johann Gottlieb Fichte den philosophischen Lehrstuhl bestiegen, er, der tapfere Denker, der hochherzige Patriot, welcher die unmittelbare Beziehung der freien Wissenschaft auf den freien Staat zuerst klar und scharf vom Katheder herab verkündigte und, wenngleich er die in der ursprünglichen Form seines Systems auf eine schwindelnde Spitze getriebene Souveränität des menschlichen Selbstbewußtseins später bedeutend zu modificiren sich veranlasst sah, dennoch das große Freiheits- und Humanitätsprincip seiner Philosophie bis zuletzt standhaft aufrecht erhielt. In den Erinnerungen einer Dame aus jener Zeit, wo neben Fichte und den übrigen schon gelegentlich genannten Gelehrten auch Woltmann und die Brüder Schlegel in Jena wirkten, erscheint der mannhafte Philosoph als eine kurze gedrungene Gestalt. Das Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab, wo es glatt abgeschnitten war. Unter starken Brauen schossen dunkle heftige Augen „wie Kugeln" hervor und nicht minder herausfordernd war die Adlernase und das stolze befehlende Wort. Mitten in der belebtesten Unterhaltung sei er Abends oft plötzlich auf und fort gesprungen, sich „noch einen Louisd'or zu erschreiben;" aber Buchhändler- und Studentenhonorare hatten nur ein „sehr flüchtiges Absteigequartier" in seiner Tasche, weil er das Geld auf unglaublich schnelle Weise auszugeben verstand. Nichts Grelleres habe man sehen können als Fichte und Woltmann neben einander, jener stets „wie ein Chiffonnier, dieser im mohnfarbenen zierlichen Rocke, in der Weste von blauem Atlas mit blühend weißer Wäsche und schwarzseidenen Unterkleidern".

Mit Ausnahme Woltmanns und Göthe's, welcher letztere damals den „verzweifelten Geschmack“ hatte, stets fleischerfarbene braunrothe Ueberröcke zu tragen, sei es überhaupt mit der äußeren Eleganz dieser Heroen schlecht bestellt gewesen. Das Schnupfen und Rauchen sei in diesen Kreisen entsetzlich stark betrieben worden, besonders im Hause des Orientalisten Ilgen, wo Humboldt, welcher den Tabaksrauch haßte, oft in große Noth gekommen. Wann nach Tische die Herren sich rauchend zum Kaffee zusammengesetzt, hätten Humboldts Manöver begonnen, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechseln, da er den Staatsrock vor dem Tabaksgeruch retten wollte, und das Spasshafte hierbei sei gewesen, daß Humboldts Staatsgarderobe ohnedies höchst unscheinbar war und daß er „in Ilgens Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unserer Tage verschmäht haben würde“. Auch Bedenklicheres meldet uns die Dame. So von den Brüdern Schlegel, daß jeder derselben eine Lebensgefährtin besaß, welche „die Kirche nicht dazu sanktionirt hatte,“ und daß die beiden Herren mit ihren Gläubigern zuweilen in mehr oder minder ergötzliche Konflikte gerathen seien. Diese Romantik des jena'schen Lebens steigerte sich dann gegen das Ende des Jahrhunderts zu, als der brausende Most der romantischen Schule in der Stadt gährte, freilich ohne jemals zu rechter Klärung zu kommen. August Wilhelm Schlegels Haus versammelte zu Zeiten die Chorführer der Schule, unter denen neben Friedrich Schlegel Tieck und Novalis vorragten. Klemens Brentano, damals noch Student, fand da Raum, seine Eulenspiegeleien zu treiben. Als er eines Abends seine tolle Humoreske: „Naturgeschichte des Philisters“ vorgelesen hatte, stand der ebenfalls anwesende Fichte auf und sagte: „Nun will ich euch aus dieser Geschichte beweisen, daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Philistern ist“ — welcher Beweis denn auch sofort in Form einer schlagenden Kritik geliefert wurde. Auch Schelling, der Schöpfer der Naturphilosophie, trat in diese Kreise, wo schon seine persönliche Erscheinung — der „runde Kopf mit der kleinen slavischen Nase und den stralenden Augen“ — Aufsehen erregte, und machte in der ersten Zeit die gerade im Schwange gehenden romantischen Genialitäten in einem Grade mit, welcher bösen Zungen hinlängliche Veranlassung zu skandalfreudiger Aeußerung gab.

Während so in der Musenstadt an der Saale eine neue Generation von Stürmern und Drängern, unbekümmert um die näher und näher rückenden großen Katastrophen der Zeit, in einem bunten Treiben sich gefiel, welches im Löblichen wie im Bedenklichen vielfach an das erinnerte, was zwanzig Jahre früher drüben in Weimar geschehen war, hatte in der Musenstadt an der Ilm mehr und mehr ein ernster und gemessener Ton Platz gegriffen. Die genialisch unbändige Lustigkeit der Tage und Nächte von Ettersburg und Tieffurt war längst dahin. Was drüben in Jena, in den weltfernen Gelehrtenstuben, ob dem Geräusche wissenschaftlicher Strebungen und literarischer Händel vergessen werden konnte, die politische Lage, drängte sich hüben in Weimar mit der ganzen Macht der Thatsachen der Betrachtung auf. Freilich trugen sich bis zum Schlusse des Jahrhunderts und noch in das neue hinein hinsichtlich der Resultate, welche das kriegerische Vorgehen der jungen französischen Republik gegen das alte monarchische Europa für Deutschland haben müßte, auch sonst hellsichtigste Männer mit wunderlichen Illusionen. So Göthe,

welcher im März 1798, als die Nachricht von den Niederlagen eingetroffen, welche die Franzosen dem verrotteten schweizerischen Aristokratismus beigebracht hatten, zwar mit Besorgniß gegen Schiller äußerte: „Wer wird der beweglichen, glücklich organisirten und mit Verstand und Ernst geführten französischen Masse widerstehen?“ — aber doch mit der politischen Einsicht eines preußischen Garde-Gensdarmerie-Offiziers von damals hinzufügte: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird“. Der unbeweglichen nordischen Masse sollte das Pochen auf ihre Unbeweglichkeit gegenüber der französischen Beweglichkeit bald genug theuer zu stehen kommen. Der Herzog Karl August, den Franzosen schon darum abgeneigt, weil er französischem Uebermuth gegenüber als Deutscher sich fühlte, war zwar im Vertrauen auf die Macht Preußens, an dessen Politik er sich angeschlossen, weit entfernt, ein Schicksal zu ahnen, wie der Tag von Jena es für die Monarchie Friedrichs des Großen und für Deutschland bringen sollte; allein trotzdem konnte er als Mann und Fürst der Sorge über die unheildrohende Verdüsterung des politischen Horizontes sich nicht entschlagen. Seine Gemahlin, die Herzogin Luise, schon von Natur mehr der ernsten als der heiteren Seite des Lebens zugekehrt, vermochte jetzt, da die Stimmung am Hofe eine ernstere geworden war, den stillen Einfluß einer würdevollen Weiblichkeit mehr geltend zu machen als früher und so trug das weimar'sche Leben überall eine gedämpftere Färbung. Die Theilnahme des Hofkreises am Rechten und Schönen war deßhalb keine lässigere; aber wie sie früher an dem Gelober genialischer Flammen sich erfreut hatte, so bethätigte sie sich jetzt einerseits an der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit, andererseits an jenem Kultus der schönen Form, für welchen besonders die italischen Reiseerfahrungen Göthe's, Herders und der Herzogin Amalia befruchtend geworden waren. Diesem Kultus sollte auch das seit 1791 eingerichtete Hoftheater dienen, dessen Bildung und Leitung Göthe übernommen hatte. Damit begannen dann die Experimente behufs der Schaffung einer idealen Bühne, welche, gegenüber dem Ungeschmack, den Gemeinheiten und Ausschreitungen der gäng und gäben theatralischen Praxis, die Ergebnisse künstlerischer Bildung dem Publikum dramatisch vermitteln sollte, — Experimente freilich, die keineswegs immer gelungene waren und überhaupt aus der Region eines wohlmeinenden Dilettantismus erst dann heraustraten, als Schiller mit der ganzen Wucht seines dramatischen Genie's und seiner Begeisterung dem Unternehmen zur Hilfe kam. Die gute Gesellschaft von Weimar — man zählte dazu außer den Fürstlichkeiten und ihrer nächsten Umgebung Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Karoline Herder, Amalia von Imhof, Frau von Berlepsch, dann selbstverständlich Göthe, Wieland, Herder, ferner Bode und Bertuch, jener als Uebersetzer, dieser als Gründer und Leiter des Industrie-Kontor vielbeschäftigt, weiterhin den Schweizer Meyer, Göthe's künstlerischen Hausgenossen, den hochgebildeten Geheimrath Voigt, den gutmüthigen Satiriker Falk und den gelehrten Archäologen Böttiger, in seinen bessern Tagen von Göthe und Schiller als „Magister Ubique“ und „Allerweltsschwätzer“ wohl etwas zu scharf perhorrescirt — die gute Gesellschaft von Weimar, in deren Kreisen wir ab und zu auch den hoffatten Knebel treffen, dann Besucher wie Bürger, Voß, den großen Philologen Wolf,

die Brüder Humboldt, also diese Gesellschaft zeigte nach dem Vorgang und Beispiel Göthe's zu Anfang der neunziger Jahre ein lebhaftes Interesse für naturwissenschaftliche Probleme. Alle Welt sammelte Steine, legte Herbarien an und selbst zarteste Damenhände wirthschafteten in dem „Beinhaus" der Osteologie umher, aus welchem Göthe durch Schiller wieder in den „freien Garten des Lebens" herausgerufen worden zu sein bekennt. Auch die Naturwissenschaften hatten durch die kant'sche Revolution einen mächtigen Anstoß erhalten. Schon Kielmeyer ahnte, in Anwendung kant'scher Principien auf die Naturforschung, die Erfassung des Naturganzen als eines Organismus und aus dieser Ahnung entwickelte sich sofort ein vielseitiges Studium der Natur. Blumenbach, in der Vielerleiheit seiner Forschungen stets die bindende Einheit der Idee festhaltend, wurde mit Sömmering der Begründer einer wissenschaftlichen Physiologie. Ein Hufeland, ein Reil und andere führten die neugewonnenen naturwissenschaftlichen Resultate in die medicinische Praxis ein. Werner und Sternberg, die Geognosie und Geologie auf neue wissenschaftliche Grundlagen stellend, eröffneten dem staunenden Auge der Zeitgenossen den Einblick in eine Geschichte der Erde, deren Zeitrechnung nicht Tausende, sondern Millionen von Jahren umfasst, und schon rüstete sich Alexander von Humboldt, die glorreiche Laufbahn anzutreten, welche ihn zum Seher und Deuter der erhabenen Kosmos-Idee machen sollte. Alle diese Strebungen, verbunden mit den geschichtlichen, philologischen und ästhetischen Studien und Findungen jener Tage, spielten in den weimarer Kreis herein. Mit dem jena'schen fand ein reger Ideenaustausch statt. Göthe ging, ernste wissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, häufig in die Universitätsstadt hinüber, wie er denn auch daselbst unter Loders Leitung zugleich mit Alexander von Humboldt Anatomie studirt hat. Wiederum kamen die jena'schen Gelehrten nach Weimar herüber, um an den Erörterungen des wissenschaftlichen Vereins sich zu betheiligen, dessen Sitzungen seit 1791 jeden ersten Freitag im Monat in den Zimmern der Herzogin Amalia gehalten wurden, ein ernstes Gegenbild zu dem bunten Mummenschanz der kraftgeniallustigen Wirthschaft von ehedem. In diesem Verein, wo man mit anständiger Zwanglosigkeit sich bewegte und wo Karl August, seine Mutter und seine Gemahlin selten oder nie fehlten, wurden in freiem Gespräch oder mittels förmlicher Vorträge die Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit in Umlauf gesetzt. Hier las Göthe seine Beobachtungen über das Farbenprisma und seine Forschungen über Cagliostro vor, Herder seinen Aufsatz über wahre Unsterblichkeit, andere anderes. Von dem edlen Freimuth, welcher da heimisch war, zeugte die von Knebel vorgetragene Abhandlung über „Wohlwollen, Werthschätzung und Höflichkeit". Es kam darin die Stelle vor: „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen sind (gentilesse, gentleman-like). Auf deutschem Boden geht das nicht .... Die Fürsten erhielten ihre Hochschätzung zuerst, weil sie die Stärksten und Klügsten im Volke waren. Diese Hochschätzung ist erblich geworden unter der Voraussetzung, daß die Nachkommen der Fürsten den Wechsel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahnen auf sie zogen". Und gerade bei dieser Stelle bezeugte der Herzog dem wackeren Knebel laut seinen Beifall. Man war in Weimar in keiner Weise mehr revolutionär gestimmt, aber man war und blieb liberal.

Indem wir uns zu Schiller zurückwenden, finden wir den Dichter im Sommer und Herbst von 1794 an seiner berühmten Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ arbeitend. Er war darauf geführt worden, als er die letzte Feile an seine ästhetischen Briefe legte. Zu Anfang Septembers äußerte er darüber gegen Körner: „Ich schreibe aus dem Herzen und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Produktion“. Der schöpferische Geist begann sich demnach wieder in ihm zu regen; aber bevor er dieser Regung nachgab, empfand er, wie der genannte Aufsatz beweist, das Bedürfniß, seinen künstlerischen Idealismus, der in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen den vollendetsten philosophischen Ausdruck gefunden, gegenüber dem künstlerischen Realismus, welcher ihm in Göthe inzwischen freundschaftlich nahegetreten, allseitig ins Klare zu setzen. Die Beziehung auf Göthe und ihn selbst ist in dieser Schrift, wenn auch unausgesprochen, überall eine augenscheinliche: — Göthe ist der naive, Schiller der sentimentalische Dichter. Aber was ist naiv? was sentimentalisch? In Beantwortung dieser Frage hat Schiller nicht nur das Wesen seines Genius sich zum Bewußtsein gebracht, sondern auch bedeutendste Probleme der Poetik psychologisch erledigt. In uns allen lebt das ästhetische Ideal. Wir genießen desselben als einer Wirklichkeit oder aber wir streben danach als nach Einem, welches sein sollte. Mit anderen Worten, unser Idealismus ist entweder Natur oder Sehnsucht. Ist er erstere, so empfinden wir naiv; ist er letztere, so empfinden wir sentimentalisch. Dieses auf die Poesie angewandt, welche die Aufgabe hat, das ästhetische Ideal darzustellen, finden wir, daß sie entweder naiv oder sentimentalisch sich äußern muß. Der naive Dichter bildet, was er als schöne Wirklichkeit empfindet, ab; der sentimentalische bildet, was er als zu verwirklichende Schönheit in sich fühlt, vor. In beiden Fällen ist die schöne Natur Gegenstand dichterischer Thätigkeit, aber der naive Dichter ahmt die gegenwärtige nach, der sentimentalische sucht sie als etwas Verlorenes. Jener fühlt seine Verwandtschaft mit der Natur, er ist in ihr daheim und seine Liebe zu ihr ist daher kindlich einfach und unbefangen, ist etwas Selbstverständliches, wovon man nicht viel Aufhebens macht; dieser fühlt die Entfrembung von der Natur, er empfindet also Heimweh nach ihr und seine Liebe zu ihr ist eine schwärmerische, sehnsüchtige, begeisterte. Und es kann nicht bloß eine naive Empfindungsweise geben, denn die sentimentalische — die sentimentale faßt Schiller als Bastardschößling der sentimentalischen, als Empfindelei — ist ein nothwendiges Moment in dem Entwicklungsproceß des menschlichen Geistes. Die Kultur entfremdet den Menschen der Natur. Diesen Verlust zu ersetzen, schafft die Phantasie eine ideale Natur und aus dem Gegensatz, in welchem diese zur Wirklichkeit steht, entspringt die schöpferische Arbeit des sentimentalischen Dichters, wogegen die Aufgabe des naiven in der möglichst treuen und lebendigen Nachschöpfung der wirklichen Natur besteht. Im Verlaufe seiner Untersuchung hat Schiller dann nachgewiesen, daß sich auf den Gegensatz des Naiven und Sentimentalischen die Begriffe antik und modern oder klassisch und romantisch basiren. Das Klassische ist wesentlich naiv, das Romantische wesentlich sentimentalisch. Man muß sich aber hüten, klassisch und antik für identisch zu halten, denn im Sinne Schillers ist Shakspeare nicht minder ein klassischer

Dichter als Homer.... Die weiteren Entwickelungen der schiller'schen Poetik, wie die in Rede stehende Abhandlung sie darlegt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Es genügt, zu sagen, daß Schiller in dem Sinne, in welchem er Vorstehendem zufolge die sentimentalische Poesie verstand, entschieden und klar als sentimentalischer Dichter sich fühlte und wußte: der Kontrast von Ideal und Wirklichkeit ist die Wurzel seiner Dichtung. Wir werden bald einem glänzenden Versuche begegnen, die Kluft poetisch zu überbrücken, d. h. aus der Durchdringung und Verschmelzung von Idealismus und Realismus das wahre Bild schöner Menschheit hervorgehen zu lassen.

Mit dem ernsten und großen Sinne, welcher sein ganzes Wirken kennzeichnet, ging Schiller seit seiner Rückkehr aus der schwäbischen Heimat an die Ausführung des daselbst mit Cotta vereinbarten Planes einer literarischen Zeitschrift, welche, wie er am 12. Juni 1794 an Körner schrieb, „ein epochemachendes Werk" sein sollte. Die ökonomische Seite des Unternehmens war von Cotta freigebig sichergestellt und Schiller begann sein Redaktionsgeschäft damit, daß er in Jena Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann für die Sache gewann. Dann wurden Göthe, Kant, Garve, Engel, Jakobi, Körner, Herder, Gotter, Klopstock, Voß, Reinhold, Baggesen, Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und andere zur Mitarbeit eingeladen und in einem vom 13. Juni datirten Kreisschreiben setzte der Dichter den Eingeladenen Plan und Zweck der Zeitschrift auseinander. Für das Publikum schrieb er eine ausführliche Ankündigung der „Horen", welche im December im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung erschien. Förderung wahrer Humanität war die Losung der neuen Zeitschrift. Die Schwierigkeiten und Hindernisse bei Verfolgung dieser Tendenz waren voraussichtlich keine geringen und Schiller hat sich das auch von Anfang an nicht verhehlt. „Zu einer Zeit" — so begann die Ankündigung der Horen — „wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anderes zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen". Dieser Gesichtspunkt wird dann weiter entwickelt: — „Mitten in dem politischen Tumult soll unsere Zeitschrift für Musen und Charitinnen einen vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten

Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft gegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein". Gewiß, gediegen und schön war die Tendenz dieser Zeitschrift, welche „Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede" zu ihrer Regel machte und demnach mit Grund unter dem Namen der drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dike und Eirene erschien, in welchen Göttergestalten der Grieche die „welterhaltende Ordnung" verehrte. Das Unternehmen war kühn, und um die ganze Kühnheit dieser Manifestation des Idealismus unseres Dichters zu verstehen, vergegenwärtige man sich nur die Unruhe, Angst und Bedrängniß der realen Welt von damals, wo — wie freilich im Grunde zu jeder Zeit — nicht Vernunft und Gerechtigkeit, sondern skrupelfreie Schlauheit und rohe Gewalt die Entscheidungen gaben.

Noch vor Jahresschluß konnte Cotta das erste Monatsheft der Horen versenden, wenigstens kam es unserem Dichter frühzeitig genug zu, daß er in seinem Briefe vom 22. December gegen Göthe Format, Papier und Lettern der neuen Zeitschrift rühmen konnte, das „solide, dauerhafte Ansehen, welches dieselbe vortheilhaft von dem Haufen der Journale unterschied". Aber sofort begannen auch die Redaktionsleiden Schillers und schon am 29. December hatte er Veranlassung, an Körner zu schreiben: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, wenige und von diesen wenigen ist fast auf die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Göthe will seine (römischen) Elegieen nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist mit Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die anderen lassen nichts von sich hören". Doch ist er guten Muthes und fügt seinen und Lotte's dem Freunde dargebrachten guten Wünschen zum Jahreswechsel die Worte bei: „Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines ewigen Krampfübels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen". . . Im Laufe des Januars 1795 kann er dem Freunde melden, daß Cotta mit dem Absatze der Horen „äußerst zufrieden" sei, daß sogar in „sehr kleinen Städten" zwölf und mehr Exemplare bestellt seien und daß die Gesammtzahl der Abonnenten nahezu ein Tausend betrage, was immerhin für die rege Betheiligung des Publikums zeugte, da zu jener Zeit Lesecirkel und Leihbibliotheken noch lange nicht einmal annähernd so häufig waren wie heutzutage und demnach der Buchhandel und die Journalistik in weit höherem Grade als jetzt auf den Absatz an Privatleute sich angewiesen sahen. Bald jedoch trübten sich die Aussichten. Die Horen brachten als Hauptmasse zunächst Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und Göthe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, dann kleinere Aufsätze von Fichte, Woltmann, Körner, Herder, weiterhin den Lorenz Stark von Engel, Proben der Verdeutschung von Dante's göttlicher Komödie durch A. W. Schlegel. Die erwähnten Novellen Göthe's waren

für das Publikum nur eine Enttäuschung hochgespannter Erwartungen. Die Herrlichkeit der darauf folgenden „Römischen Elegieen“ riß dann freilich alle überhaupt Empfänglichen hin, aber über Schillers ästhetische Briefe herrschte — wie Humboldt noch im Juli 1795 dem Dichter schrieb — selbst im intelligenten Berlin „altum silentium“. Dieses „tiefe Stillschweigen“ über ein so bedeutendes Werk kann uns zeigen, daß Schiller bei Unternehmung der Horen einen viel zu idealischen Maßstab an den Bildungsgrad der großen Lesewelt gelegt und übersehen hatte, daß nur auserwählteste Geister unter den Zeitgenossen die Ansichten vom Wesen und Beruf des Dichters und Schriftstellers, welche er als Resultat eines schweren Läuterungsprocesses gewonnen, zu verstehen und zu würdigen vermöchten. Die bittere Erfahrung, daß von allem, was die Horen brachten, Engels philisterhafter Lorenz Stark den allgemeinsten Beifall fand, konnte ihn nach dieser Seite hin aufklären. Dazu kam, daß das ganze Heer der lieben Mittelmäßigkeit, wie es damals in der deutschen Publicistik organisirt war, von Anfang an mit Scheelsucht auf die Horen geblickt hatte und alsbald zu mehr oder minder offener oder versteckter Feindseligkeit überging. Allen diesen Leuten war der mittels der Horen manifestirte Bund zwischen Göthe und Schiller ein Dorn im Auge. Es zeigte sich recht deutlich, wie hoch die beiden Dichter mit ihren Anschauungen und Ueberzeugungen über der Fläche standen, welche die deutsche Bildung damals erreicht hatte. So eine isolirte Stellung hat aber zu allen Zeiten den Neid und Haß herausgefordert und es ist selbstverständlich, daß auf die vorragendsten Vorkämpfer der Zukunft die meisten Köcher sich entleeren. Der Kreis der Gegner unserer beiden Dichter war ein eben so zahlreicher als gemischter: da waren gelehrte Pedanten, die von wahrer Poesie überhaupt gar keine Ahnung hatten; ferner Aufklärer aus der Schule Nikolai's, die der Menschheit ein für allemal nicht gestatten wollten, aus der Sphäre einer hausbackenen Verständigkeit herauszutreten; dann die zelotische Brut, wie sie der Hauptpastor Götze reichlich in Deutschland hinterlassen hatte, oder süße Fromme vom Schlage Stolbergs; weiter die politisch Aufgeregten, welche es den beiden großen Freunden nicht verzeihen konnten, daß diese nicht mit ihnen um die französischen Freiheitsbäume tanzen mochten; auch die Schwärmer à la Lavater, die Empfindler à la Lafontaine und die Rührseligen à la Kotzebue; endlich die ganze Sippschaft der Trivialen und Denkfaulen, — dieselbe Sippschaft, welche immer und überall dem Mittelmäßigen, Erbärmlichen und Gemeinen zugeklatscht und das Ungewöhnliche, Hohe und Geniale verkannt, verlästert und verfolgt hat. Im übrigen darf, so man gerecht sein will, nicht verschwiegen werden, daß man der Menge — welches Wort ich hier keineswegs im verächtlichen Sinne nehme — denn doch nie und nirgends zumuthen kann, sich mit einem Sprung in Regionen zu versetzen, wo Männer sich heimisch fühlen, in welchen der höchste Schwung der Zeiteinrichtung einer außerordentlichsten Begabung begegnet, und ebenso ist daran zu erinnern, daß die Ankündigung der Horen mehr versprochen hatte, als die Zeitschrift wirklich leistete. Allerdings konnte keines der übrigen gleichzeitigen literarischen Blätter auch nur entfernt die Vergleichung mit ihr aushalten, allein Schiller hatte nicht nur dem guten Willen des Publikums, sondern auch dem der Mitarbeiter zu sehr vertraut. Er hatte seinen eigenen Enthusiasmus auch bei ihnen vorausgesetzt und

fand sich von seiten der meisten getäuscht. Am wackersten hielt Göthe aus, aber seine und Schillers Anstrengungen vermochten ein Organ nicht in die Länge zu halten, welches, alles in allem betrachtet, denn doch mit zu souveränem Idealismus über die „nächsten Interessen und Erwartungen" des Publikums sich hinwegsetzte. Zu einer Zeit, wo es sich für Deutschland eigentlich schon um Sein oder Nichtsein handelte, war es selbst von Deutschen zu viel verlangt, daß sie inmitten einer bedrohlichsten Gegenwart an dem ideelen Aufbau der Zukunft herzlichen Antheil nehmen sollten. Als Schiller das erkannt hatte, ließ er, missmuthig, die Horen nach dreijährigem Bestehen eingehen, obgleich der Verleger bereit war, die Zeitschrift fortzusetzen.

Wenn jedoch unser Dichter von Missgriffen bei diesem publicistischen Unternehmen keineswegs freizusprechen ist, so ist auf der andern Seite leicht zu begreifen, wie sehr er, der Reinheit seines Wollens gewiß, durch die Gemeinheit der Anfechtungen, welche er als Herausgeber der Horen zu befahren hatte, empört und erbittert werden mußte. Bevor der Horentanz ein Jahr gewährt hatte, mußte Schiller dem Freund in Dresden schreiben (2. Nov. 1795): „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr stark angegriffen, besonders meine (ästhetischen) Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren". Er konnte sich indessen der Replik doch nicht enthalten. Schon im 12. Monatsheft der Horen, welches einen Theil seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung brachte, versetzte er in Form einer Anmerkung den Gegnern scharfe Hiebe. Tröstlich mußte es ihm sein, daß zu eben der Zeit, wo das Heer der Angreifer in der Fremde sich gegen ihn sammelte, seine Geltung in der alten Heimat bedeutend stieg. Während seines Besuches in Schwaben waren Abel und andere seiner Freunde auf den Gedanken gekommen, den Dichter für die Landesuniversität zu gewinnen. Ihre bezüglichen Bemühungen hatten Erfolg gehabt und im Frühjahr 1795 erhielt Schiller von daheim den Ruf zu einer Professur in Tübingen. Unterm 5. April schrieb er darüber an Körner: „Ich habe eine förmliche Vokation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbessernden Gehalt. Ich habe sie aber ausgeschlagen, weil ich keine bestimmten Pflichten übernehmen kann. Aber auch ohne dieses würde ich Jena und meine hiesige freie Existenz mit keinem anderen Orte vertauschen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Gesundheit mir die Schriftstellerei untersagte. Dies ist mir bewilligt worden und nun habe ich meine Existenz auf gewisse Weise assekurirt". Noch tröstlicher als dieses ihm hierbei von Stuttgart und von Weimar her bezeigte Wohlwollen war unserem Dichter in allen Widerwärtigkeiten jener Zeit der mehr und mehr vertraulich sich gestaltende Bund mit Göthe. Die gegenseitige segensreiche Einwirkung der Beiden auf einander hatte begonnen: sie fühlten lebhaft, was sie einander schon waren und immer mehr werden mußten. Hier war wechselseitiges Verständniß, hier ein Austausch wahrhaft fördernder Kritik. Für eine seiner größten Geistesthaten, für seine ästhetischen Briefe, erfuhr Schiller zunächst außer von Körner und Humboldt nur noch von Göthe die gebührende Anerkennung. Dieser schrieb ihm schon am 26. Oktober 1794: „Das mir über-

sandte Manuskript habe ich mit großem Vergnügen sogleich gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?“ Schiller seinerseits, wie herzlich begrüßte er Göthe's römische Elegieen, „diese wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius“, und wie brüderlich liebevoll interessirte er sich für die Fortführung des „Wilhelm Meister!“ Die Freude an dem neidlosen Zusammenstreben dieser erwählten Geister kann wahrlich nicht oft genug ausgedrückt werden. Bis zu welchem Grade der Vertraulichkeit der mündliche und schriftliche Verkehr der beiden während der Jahre 1794—95 gediehen war, wird uns dadurch bezeugt, daß Göthe, damals den meisten Menschen gegenüber schon vornehm zugeknöpft, als er dem Freunde unterm 1. November 1795 meldete, es sei ihm ein Sohn geboren, das artige Scherzwort hinzufügte: „Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen“.

Die Vermehrung der dichterischen Familie in dem von Göthe gemeinten Sinne blieb nicht aus, aber von größerer Bedeutung war es, daß der scherzhafte Wunsch des Freundes auch im geistigen Sinn Erfüllung fand. Wenn wir schon Gelegenheit hatten, ein Bekenntniß Göthe's anzuführen, daß der freundschaftliche Verkehr mit Schiller befruchtend auf seine poetische Thätigkeit gewirkt habe, so ist jetzt zu sagen, daß auch für Schiller in diesem Verkehr eine Fülle von Anregungen zu neuem künstlerischen Schaffen lag. Mitten in dem Genusse, welchen ihm Göthe's Wilhelm Meister bereitete, fühlte er sich ebenfalls wieder als Dichter; auch seine Freude an der Luise von Voß rief ihm dieses Gefühl zurück. Der Gedankenaustausch mit Göthe — welchen letzteren er ja dessen eigenem Geständniß zufolge aus dem „Beinhaus der Osteologie“ zur Dichtung zurückführte — wurde ihm zu einem rechten Ariadnefaden, der ihn aus dem Labyrinth der philosophischen Spekulation zur schöpferischen Bildnerei hinüberleitete. Es war schon ein Anhauch der poetischen Begeisterung, welcher ihn am 7. Januar 1795 an Göthe schreiben ließ: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn“. Ein äußerer Sporn zu dichterischem Schaffen war der Umstand, daß er schon im Oktober 1794 Göthe zur Betheiligung an einem Musenalmanach eingeladen hatte, welchen er im Verlag eines jungen Buchhändlers aus Neustrelitz, Michaelis, zur Herbstmesse 1795 für das folgende Jahr erscheinen lassen wollte und wirklich erscheinen ließ. Das Geschlecht der deutschen Musenalmanache, durch Boie und Gotter 1770 in Göttingen gestiftet und lange Zeit blühend, spielte zur göthe-schiller'schen Zeit in der literarischen Welt eine sehr bedeutende Rolle und erreichte gerade durch Schiller seinen höchsten Glanz. Humboldt schrieb zu Anfang des August 1795 von seinem Familiengute Tegel bei Berlin, daß er Schillers Beiträge zum Musenalmanach mit Ungeduld erwarte und sehr begierig sei, zu sehen, wie der Dichter den Uebergang

von der Metaphysik zur Poesie gemacht habe. In der That, dieser Uebergang war kein leichter. Die Briefe des Dichters an Körner vom Sommer 1795 geben Zeugniß, daß er, noch dazu von mitunter sehr heftigen Krankheitsanfällen gepeinigt, alle Energie seiner Seele aufbieten mußte, um den lange vernachlässigten poetischen Genius wieder zur Aeußerung zu bringen. Endlich scheint der Durchbruch plötzlich erfolgt zu sein; denn es liegt kein Grund vor, die von Schwab aus dem Mund eines Augenzeugen gegebene Nachricht zu bezweifeln, daß um diese Zeit Schiller eines Tages unerwartet zu einigen in seiner Wohnung versammelten Freunden hereingetreten sei, ein durchkorrigirtes Koncept in der Hand und die Worte sprechend: „Ich habe da etwas gemacht, weiß aber nicht, ob es etwas ist". Und dann habe er angefangen zu lesen: „Ein Regenstrom aus Felsenriffen" — die Eingangsstrophe zur „Macht des Gesanges". So war aus den felsigen Schachten des philosophischen Gedankens des Gesanges Strom mit Macht hervorgebrochen, und wenn man den Reichthum der dichterischen Hervorbringung betrachtet, welchen Schiller, nach vollendetem spekulativen Läuterungsproceß, von jetzt an entfaltete, so darf man auch auf ihn jenes schöne Bild von der Aloe anwenden, welche jahrelang still in sich arbeitet, um dann mit überraschender Kraft und Raschheit den herrlichen Blüthenschaft hoch emporzutreiben. Noch vor Eintritt des Herbstes waren außer der Macht des Gesanges — dessen Idee ist, daß, wie Schiller unterm 8. September an Körner schrieb, der Dichter durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder herstellt — noch „Die Ideale", „Der Tanz", „Das Reich der Schatten", „Die Würde der Frauen", „Der Spaziergang", „Der Genius" und andere jener Gedichte geschaffen, in welchen zur freudigen Ueberraschung der Freunde Schillers Gedankenlyrik plötzlich so reif und rein, gehaltvoll und formprächtig auftönte.

Welche Wirkung die Besten der Zeit von dieser Lyrik empfingen, wissen wir aus den bezüglichen Briefen Göthes, Körners und Wilhelms von Humboldt an den Dichter. Als dieser dem letztgenannten am 9. August das anfangs „Reich der Schatten", nachmals „Ideal und Leben" betitelte Gedicht übersandte, schrieb er dazu: „Wenn Sie meinen Brief erhalten, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht". So sehr erschien dasselbe seinem Schöpfer selbst als eine Offenbarung von Göttlichem. Ganz wie eine solche wirkte es denn auch auf Humboldt, welcher entzückt zurückschrieb: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat! Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens". In Wahrheit, Humboldt hat nicht zu viel gesagt. In diesem unvergleichlichen Gedankenliede tritt zum erstenmal der *ganze* Schiller vor uns hin. Die Dissonanz zwischen Leben und Ideal und die endliche harmonische Aufhebung derselben in der ästhetischen Weltanschauung ist das Thema des Gedichtes. Die Wirklichkeit krankt an streitenden Gegensätzen, im Ideal werden diese zur Harmonie. Künstlerisch-schöne Gestaltung des Lebens, das ist Verwirklichung des Ideals. Indem der Mensch die „Angst des Irdischen" von sich wirft, d. h. das sinnliche Element seines Wesens mittels des geistigen überwindet, indem er des „Genusses wandelbare Freuden" für die

reine Betrachtung der Erscheinungswelt hingibt, erhebt er sich über die sinnlichen Schranken, um „frei von jeder Zeitgewalt“ in des „Ideales Reich“ zu leben, in der „Schönheit stillem Schattenlande,“ durch welches „des Lebens Fluß sanft und eben rinnt,“ d. h. der Mensch kann sich vermöge der ästhetischen Weltbetrachtung zu einem Zustand ästhetischer Freiheit hinaufläutern, in welchem ihm das „zephyrleichte Leben klar und spiegelrein wie den Seligen auf dem Olymp dahinfließt“. Diese frohe Botschaft von der Verklärung des Irdischen durch das Ewige wird in einer Reihe von Bildern voll Tiefsinn und Anmuth ausgeführt, so daß das Gedicht — wie mit Fug gesagt worden ist — „bis in die äußerste Form, bis in den einzelnen Reim hinein die selige Harmonie zwischen Inhalt und Gestaltung an sich trägt, welche Schiller als Ideal alles Menschenlebens hinstellt,“ und zuletzt wird der ganze Gedankengang wie Perlen an einem Goldfaden zusammengefasst in dem schönen Mythus vom Herakles, der sich aus den Schranken und Nöthen des irdischen Daseins freithätig ins Reich der Schönheit hinaufkämpft, bis „des Erdenlebens schweres Traumbild“ hinter ihm versinkt und der Held, umrauscht „von des Olympus Harmonieen,“ aus der Hand der Göttin ewiger Jugend den Trank der Unsterblichkeit empfängt.

Es galt aber nicht nur, diese ideale Weltanschauung aufzubauen, sondern zugleich auch, den Bau gegen die oben näher bezeichnete Schar der Widersacher zu vertheidigen. Dies, scheint mir, ist der eigentliche Sinn des berühmten Xenienkrieges, zu dessen Führung Schiller und Göthe sich verbanden. Zunächst allerdings handelte es sich dabei nur um eine Abwehr der den Horen widerfahrenen Angriffe, allein diese Absicht erweiterte sich zu der Idee und Ausführung eines umfassenden Strafgerichts, welches über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenössischen Literatur ergehen sollte. Der Gedanke ging ursprünglich von Göthe aus, welcher unterm 23. December 1795 an Schiller schrieb, daß ihm „der Einfall gekommen, auf alle Zeitschriften Epigramme, wie die Xenia des Martial sind, zu machen und im schiller'schen Musenalmanach für das nächste Jahr (d. i. für das Jahr 1797) einzurücken“. Drei Tage später übersandte er dem Freunde bereits ein Dutzend Epigramme als Probe und meinte ironisch, man könnte sich mit einem Hundert solcher Xenien „sowohl dem Publiko als seinen Kollegen aufs angenehmste empfehlen“. Unterm 29. December schrieb Schiller zurück: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Sobald wir uns selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Auf Ihre baldige Hierherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal alles recht durch einander bewegen. Und dann soll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate“. Göthe kam wirklich am 3. Januar 1796 nach Jena und schon am Abend des folgenden Tages konnte Schiller an Wilhelm von Humboldt melden: „Seitdem Göthe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortirt werden. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig danach greifen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese

Xenien in Bewegung setzen werden". Am 18. Januar, als Göthe wieder nach Weimar zurückgekehrt war, sandte Schiller seinen inzwischen erschienenen Musenalmanach an Körner und bemerkte dazu: „Für das nächste Jahr sollst du dein blaues Wunder sehen. Göthe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den nächsten Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat". Als Antwort auf die neugierige Erkundigung des Freundes nach dem „gemeinschaftlichen Opus" schrieb er am 1. Februar: „Das Kind, welches Göthe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen". An demselben Tage setzte Schiller auch Freund Humboldt in Kenntniß, daß die Arbeit an den Xenien bereits bis ins dritte Hundert vorgeschritten sei, und fügte bei: „Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Göthe und mir wird es selbst Ihnen öfter schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Göthe und mir förmlich beschlossen worden, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen. Sammeln wir unsere Gedichte, so lässt jeder die Xenien ganz abdrucken". Dieser Vorsatz wurde aber nicht in seinem ganzen Umfang ausgeführt und so erhielten denn nachmals die Chorizonten und Kommentatoren reichliche Veranlassung, ihren Scharfsinn in der Ausmittelung der Urheberschaft der einzelnen Epigramme zu erproben. Göthe hat freilich darüber am 16. December 1827 kopfschüttelnd gegen Eckermann geäußert: „Die Deutschen können die Philisterei nicht loswerden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein?" Ein andermal hat aber doch Göthe, ebenfalls im Gespräche mit Eckermann, selber den Unterschied zwischen seinen und Schillers Epigrammen hervorgehoben, indem er seine eigenen „unschuldig", die schiller'schen dagegen „scharf und schlagend" nannte. Diese Angabe ist ihrer Allgemeinheit ungeachtet gewiß sehr richtig. Die kritische Sonderung der Xenien, Göthes Kopfschütteln zum Trotz vom literarhistorischen Standpunkt aus nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch sehr wünschbar und — hauptsächlich mit Hilfe eines Exemplars der Xenien, in welchem Schillers Frau 1797

die Initialen Sch. oder G. unter die einzelnen Distichen setzte — durch Kenner wie Wackernagel, Hoffmeister, Gervinus, Schäfer, Viehoff, Düntzer und Boas vollzogen, ermächtigt zu dem Urtheil, daß die schiller'schen Xenien vorwiegend energische Polemik und scharfsatirischen Witz athmen, während die götheschen, einige wenige ausgenommen, im Ton ruhiger Betrachtung und kühler Ironie sich bewegen.

Die Arbeit der Freunde an den Xenien währte, mit bedeutenden Unterbrechungen freilich, acht Monate lang. Bis zum August 1796 hatte die zwischen Jena und Weimar gehende Botenfrau das Manuskript beständig hin und her zu tragen. Die „fröhliche Posse der Xenien, der auf den Moment berechnete Schabernack", wie Schiller in seinem Briefe vom 1. August an Göthe das Unternehmen nannte, war demnach in der Ausführung ein wohlüberdachtes, vielfach erwogenes, auch vielfach verändertes und modificirtes Werk geworden. So nun, wie die 414 Distichen Ende Septembers im schiller'schen (in den Verlag von Cotta übergegangenen) Musenalmanach auf 1797 erschienen, war ihre Wirkung eine ganz außerordentliche, in unserer Literargeschichte bis dahin beispiellose. Selbst die poetischen Jugendthaten Klopstocks, Göthe's und Schillers hatten ein solches Aufsehen bei weitem nicht erregt. Die ganze literarische Welt gerieth in tumultuarische Bewegung. Wunderbar zu sagen, etliche Hunderte von Epigrammen vermochten Deutschland aufs heftigste aufzuregen zu einer Zeit, wo den Augen der Deutschen die ungeheuersten geschichtlichen Schauspiele kürzlich vorüber gegangen waren und noch vorüber gingen, ja, wo so zu sagen jeder Tag eine neue weltgeschichtliche Scene brachte, — Scenen, in welchen mit erschütterndster Tragik unerhörteste Komik wechselte. Königliche Häupter waren in Frankreich über die Dielen des Schaffotes gerollt und in selbstmörderischem Kampfe zerfleischten sich hierauf die Vernichter des Königthums. Der Heroismus des Verbrechens, in Danton personificirt, war dem gefrorenen Doktrinarismus Robespierre's erlegen, welcher dann mit einem feierlichen Ernste, der einen Aristophanes oder Rabelais vor Erstaunen hätte verstummen machen können, angethan mit einem himmelblauen Sammetfrack und einen zierlichen Blumenstrauß in der Hand haltend, den Parisern im Tuileriengarten die vom Konvent dekretirte Wiedereinsetzung Gottes verkündigte. Dann waren die methodischen Schreckensmänner von den anarchischen zur Guillotine befördert worden und schon ließ sich in dem Degen Bonaparte's, welcher den Aufstand der Gegner der Direktorial-Regierung in den Straßen von Paris niederschmetterte, das künftige Kaiserszepter ahnen. Der unselige Friede von Basel und die Siege des Erzherzogs Karl im südlichen Deutschland verlängerten nur die Agonie des deutschen Reiches und in Italien band sich Bonaparte den Lorbeerkranz, welcher nach wenigen Jahren das Diadem des modernen Cäsars beschatten sollte. Angesichts alles dessen wurde in Deutschland ein literarischer „Xenienkrieg" geführt, welchem alle Gebildeten mit gespannter Aufmerksamkeit folgten! Es klingt märchenhaft und ist doch buchstäblich wahr. Wir Epigonen, in literarischen Händeln aufgewachsen und längst daran gewöhnt, es ganz in der Ordnung zu finden, daß die Kritik meist nur noch aus Invektiven bestehe, können uns kaum noch annähernd eine Vorstellung machen von der Aufregung und Erbitterung, welche die schiller-

göthe'sche Xeniengabe hervorrief. Eine Menge von Männern der Gelehrsamkeit, der Literatur, der Politik, der Journalistik wurden von den tönenden Epigrammpfeilen getroffen, manche tödtlich, viele schwer, selbst Wieland erhielt einen neckenden, Fichte und Jean Paul einen derberen Streifschuß. Am schlimmsten kamen Nikolai, Manso, Stolberg und Lavater weg, sowie die lärmenden Mitmacher der französischen Freiheitsmode. Unbedingt verwerflich war die Art, wie Forster angegriffen wurde; unbedingte Huldigung erfuhr nur Einer, Lessing. An einzelnen Missgriffen, Härten und Ungerechtigkeiten fehlte es nicht, aber im ganzen hat das Xeniengewitter doch sehr wohlthätig reinigend, klärend und erfrischend auf die literarische Atmosphäre gewirkt und ohne Frage gebührt ihm deßhalb eine bleibende Stelle in unserer Kulturgeschichte.

Der Lärm war groß. Wenige Tage nach dem Erscheinen des Musenalmanachs konnte Göthe an Schiller schreiben (5. Oktober): „Unsere mordbrennerischen Füchse haben schon angefangen, ihre Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens ist kein Ende". Das Rathen missrieth freilich mitunter gar lächerlich: so, wenn man das auf die „zierliche Jungfrau von Weimar", d. i. Wieland, gemünzte Distichon auf die Herzogin deutete. Einige der Getroffenen gebärdeten sich ganz absurd oder ganz wüthend. So Nikolai, welcher, wie Schiller am 28. Oktober meldete, dem Musenalmanach den Titel Furienalmanach gab. Das war leicht zu ertragen, dagegen mußte es für die beiden Freunde kränkend sein, wenn ein Mann wie Herder bei Erscheinung der Xenien verrieth, daß er für das Wollen und Streben Göthe's und Schillers gar keine Theilnahme, ja gar kein Verständniß mehr hätte. Herder scheint den Bund der Beiden von Anfang an mit Abneigung betrachtet zu haben: es war in ihm eine Eifersucht der Freundschaft, welche namentlich Göthe'n gern ganz für sich allein behalten hätte. Sodann schlug in Herder mit den Jahren der Theolog immer mehr durch und „Humanus", wie Göthe den Freund in besseren Tagen getauft hatte, ließ mitunter starke, sehr starke Anwandlungen von Infallibilitätssucht blicken. Die kant'sche Philosophie hasste er mit wahrhaft theologischem Haß und deßhalb wandte er sich entschieden von Schiller ab, um so mehr, da er besorgte, dieser würde auch Göthe in den Kreis kant'scher Anschauungen hinüberziehen. Doch erhielt sich, trotz alledem und obgleich Herder, in seiner grämlichen Betrachtungsweise von Welt und Menschen allmälig vertrocknend, die künstlerische Richtung Schillers und Göthe's nicht mehr zu erkennen vermochte, ein so leidlich gutes Verhältniß zwischen ihm und den beiden, daß Herder an den Horen und dem Musenalmanach sich betheiligte. Mit dem Erscheinen der Xenien erfolgte jedoch der Bruch, obgleich kein Pfeil auf Herder gerichtet worden war. Den Vorwand lieh der Umstand, daß die Xeniendichter es nicht hatten über sich bringen können, dem „würdigen Pelias", dem „Vater" Gleim seine allmälig ganz und gar faselnd gewordenen Reimereien nachzusehen. Da auch Wieland der „zierlichen Jungfrau" wegen schmollte, so muß es damals im herderwieland'schen Kreise scharf über die beiden Epigrammatiker hergegangen sein. Herder und seine Frau äußerten sich in heftigster Weise und jener ließ sich sogar über die Horen ein wohlbekanntes kynisches Wortspiel entwischen. Es wurde jetzt aber nur offenbar, was sich nicht mehr verbergen ließ: Herder vermochte das Ziel,

welches Göthe und Schiller sich gesteckt, nicht mehr zu sehen, geschweige zu erreichen. Als er zu Anfang des Sommers 1796 zwei neue Bände seiner Humanitätsbriefe hatte erscheinen lassen, schrieb Schiller unterm 18. Juni darüber an Göthe: „An seinen Konfessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich noch außer der Kälte für das Gute auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es kostet ihm so wenig, mit Achtung von einem Nikolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und viele andere in einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg, Gessner und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige". Ganz im gleichen Sinne äußerte sich Göthe zwei Tage später gegen Meyer: „Freund Humanus hat vor kurzem ein böses Beispiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urtheile, wenn man sie sich einmal erlaubt, bei dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer sein als das, was in gedachter Schrift über deutsche Literatur gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgiltigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Komposition entspringen konnte. Und so schnurrt auch wieder durch das ganze die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das zweite, so wären sie verloren und es wäre besser, daß man ihnen einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlichplatte absterben ließe". Man wird Göthe zu dieser scharfen Auslassung berechtigt halten, wenn man bedenkt, daß Herder in seinem Cirkel die rücksichtsloseste Opposition gegen jenen führte. Besonders nach dem Erscheinen des Wilhelm Meister, über welchen er ein weitläufiges Verdammungsurtheil an seine Freundin, die Gräfin Baudissin in Holstein, richtete, während er daheim schalt, Göthe habe in dem Roman nur seine „eigene laxe Moral gepredigt". Was aber Göthe und Schiller damit meinten, wenn sie von der Willkürlichkeit und Verkehrtheit der neueren herder'schen Kritik redeten, wird uns recht klar gemacht durch den Umstand, daß Herder inbetreff des Wilhelm Meister erklärte: „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben; nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine's Romanen!" Soweit also war es mit Herder gekommen, daß er Vorzüglichstem geradezu Elendestes vorzog, und da kann es denn kaum Wunder nehmen, daß Schiller am 1. Mai 1797 an Körner schrieb: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affektirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Es muß einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht". Der Riß war geschehen und wurde nicht wieder geheilt, obgleich von beiderseitigen Freunden wiederholte Versuche

gemacht wurden, denselben nothdürftig zu verkleistern. Die Abneigung gegen die göthe-schiller'sche Richtung, welche Herder empfand, wurde durch seine leidenschaftliche Frau mehr und mehr ins Maßlose gesteigert. Sein altes Gefühl für Göthe brach zwar noch einmal innig durch, als diesen zu Anfang des neuen Jahrhunderts eine gefährliche Krankheit ergriffen hatte. Er besuchte den Jugendfreund, „aber — schrieb Karoline Herder — er fand leider den Herzog und Schiller da. Ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd, ungewohnt und er kam verstimmt nach Hause". Mit Recht hat Düntzer hierzu tadelnd angemerkt: „So sehr hatten die Feindschaft gegen Kant und die Gespensterfurcht vor der sich überstürzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor Schiller, dem großsinnigen Verkünder menschlicher Freiheit, zurückbebte und seine Nähe wie die eines seelenbethörenden Ketzers floh". Es ist schmerzlich, auf diese jämmerlichen Menschlichkeiten in der Glanzperiode der Geschichte des deutschen Geistes aufmerksam zu machen; aber es gehört eben auch zur Signatur der Zeit, daß Herders Frau nicht erröthete, im Jahr 1801 zu schreiben: „Göthe spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da ein anderer außer seiner Klike etwas geleistet hat. Uns ekelt dieser Buhlerlist, so niedrig, so eitel! Ach, er hat eine Wolfsnatur. Einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut!" Göthe rächte sich, wie es ihm ziemte, indem er für Herders Familie bei dessen Lebzeiten und nachher still und geräuschlos that, was immer er konnte.

Indessen war der Krieg, zu welchem die Xeniendichter im 49. und 414. ihrer Distichen die Gegner herausgefordert hatten, aufs heftigste entbrannt. Der erste gedruckte Angriff auf die beiden Freunde geschah in Beckers Reichsanzeiger und diesem folgten nicht weniger als vierunddreißig andere Angriffe. Es regnete ordentlich Anti-Xenien in Versen und Prosa, zum Theil in herbster und derbster Pasquillform. Die Waffen und Waffenführung der Gegner waren aber, mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen, so elend, daß es allen Denkenden klar werden konnte, wie sehr Göthe und Schiller berechtigt gewesen, Gericht zu halten. Wenn man den Kampf, dessen Verlauf hier nicht im einzelnen verfolgt werden kann, überblickt, so thut es wohl, von dem widerwärtigen Allerlei von Erbitterung, Schwäche und Gemeinheit, welches die Gegner zu Markte brachten, hinweg und zu einem Akt edelster Rache aufzusehen, welchen einer der durch die Xenien Verletzten viele Jahre später vollzog. Ich meine die tiefgefühlten, anmuthigen Verse, womit der Philologe Friedrich Jakobs im Schiller-Album von 1837 den Tod des Dichters beklagte. Was die beiden großen Freunde angeht, so beschlossen sie nach kurzer Erwägung, den Kampf gegen die Gegner nicht in der polemischen, sondern vielmehr in der edleren schöpferischen Form fortzusetzen. Weil jedoch viele ihrer Angreifer damals und später insbesondere Göthe's und Schillers Verhalten zur Religion und zur Politik betonten, so ist vielleicht hier kein unpassender Ort, darüber einiges beizubringen.

Göthe und Schiller waren keine Christen, was man so gewöhnlich Christen nennt, d. h. sie konnten zum dogmatischen Christenthum nie ein auch nur halbwegs leidliches Verhältniß gewinnen. Man muß dabei berücksichtigen, daß sie in einer skeptischen Atmosphäre athmeten, daß sie zu einer Zeit lebten, wo die eigentlich

wissenschaftliche Forschung, welche stets die Skepsis zur Mutter haben wird, erst begann, wo, von der Zerstörungsarbeit der Freidenker und Encyklopädisten zu schweigen, die angehobene philologische Kritik eines Wolf und die anhebende historische eines Niebuhr die bisher gläubig hingenommene Kunde vom Alterthum in ein Trümmerfeld verwandelte, zu einer Zeit, wo die religionsgeschichtlichen Vorstellungen und Thatsachen noch chaotisch durcheinanderlagen und demnach auch die Stellung, welche dem Christenthum als einer historischen Thatsache in dem Kulturzusammenhang der Weltgeschichte zukommt, unmöglich schon klar zu erkennen war. Es gab damals, und nicht nur damals, sondern bis über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus, bloß eine zerstörende Kritik, keine aufbauende, welche erst in unseren Tagen leise sich zu regen anfing. Göthe hat bekannt, daß ihn nach seiner Rückkehr aus Italien ein „wahrhaft julianischer Haß" gegen das Christenthum beseelte, und wenn sich dieser Haß im Verlaufe der Zeit bedeutend milderte, so hat man dem Dichter des Faust doch nie begreiflich machen können, daß „eins drei und drei eins" sei. Das widerstrebte, wie er sagte, zu entschieden „dem Wahrheitsgefühl seiner Seele" und so ist er sein Lebenlang Pantheist oder, wenn man will, Heide geblieben. Wer aber auch von Göthe nichts gelesen und beherzigt hätte als jenen Brief, worin er am 17. April 1823 den wohlgemeinten Versuch seiner Jugendfreundin Auguste Stolberg, ihn zu dem Christenthum der Stolberge und Konsorten zu bekehren, so sanft und schön zurückwies, müßte zugeben, daß Göthe ein frommer Mensch gewesen, — ein frommer in höherem Sinn freilich als in dem der Fanatiker und Pietisten von älterem und jüngerem Datum. Schiller seinerseits hat in einem bekannten Distichon erklärt, daß er sich zu keiner der bestehenden Religionen bekenne, und zwar „eben aus Religion". Man hat nicht unwitzig bemerkt, das sei gerade so, als wollte einer abstraktes Obst essen, während er die konkreten Obstgattungen, als Kirschen, Birnen, Aepfel u. s. f., verschmähte. Aber das Gleichniß besitzt, wie eben der Witz gar oft, nur den Schein der Wahrheit. Schiller hat in jenem Distichon nur die einfache Wahrheit ausgesprochen, daß man religiöses Gefühl besitzen könne, ohne Jude oder Christ oder Moslem, Katholik oder Protestant, Orthodoxer oder Rationalist sein zu müssen. Der „allwaltende Allumfasser", an welchen Göthe glaubte, war auch Schillers Gott. Das christliche Dogma ließ ihn entweder völlig gleichgiltig oder stieß ihn geradezu ab. Zu den biblischen Urkunden brachte er einen „entschiedenen Unglauben" mit und die Bibel war ihm „nur wahr, wo sie naiv ist". Aber die christliche Idee an sich hat er hochgestellt und mit schönsten Worten äußerte er sich über dieselbe, indem er auf Veranlassung der „Bekenntnisse einer schönen Seele" im Wilhelm Meister unterm 17. August 1795 an Göthe schrieb: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des kant'schen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner

reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion". Diese Aeußerung setzt auch des Dichters Interesse am katholischen Kult ins Klare, welcher wenigstens den Versuch gemacht hat, das Leben im Christenthum ästhetisch zu gestalten.

Bei der Stellung, wie sie die beiden Freunde zu der französischen Revolution und ihren unbedingten Bewunderern in Deutschland genommen, bei ihrer ganzen Art und Weise, auch für das bürgerlich-staatliche Leben nicht von gewaltsamen Erschütterungen, nicht vom Parteigezänke, sondern nur von der stillwirkenden Macht „ruhiger Bildung" Heil zu erwarten, konnten sie der politischen Verketzerung nicht entgehen. Mit Recht jedoch trifft sie nur der Tadel, allzu sehr übersehen zu haben, daß die großen Vorschritte der Menschheit keineswegs immer auf dem Wege ruhiger Bildung, sondern im Gegentheil zumeist auf dem gewaltsamer und gewaltsamster Erschütterungen und Umwälzungen vor sich gegangen. Man hat den Beiden schon zu ihrer Zeit, wie noch heute, häufig den Vorwurf gemacht, daß ihr Wirken keine unmittelbare Beziehung zum Staate habe gewinnen können oder wollen. Aber gab es denn damals in Deutschland überhaupt ein staatliches Leben? Das deutsche Reich war ja ein nur noch schwach zuckender Leichnam des Mittelalters, und wenn so strebsame Geister, wie die Freunde gewesen sind, vor dem widerlichen Leichengeruch in die reine Region ewiger Ideale emporflüchteten, welcher Denkende kann es ihnen verargen? Man hat gesagt, sie seien keine Patrioten gewesen, und hat ihnen besonders zwei bezügliche Distichen unter den Xenien übelgenommen. Nun ja, Patrioten im beschränkten Sinne des Wortes waren sie nicht, weil sie als echte Dichter fühlten, daß die ganze Welt ihr Vaterland sei. Beide waren Weltbürger in des Wortes höchster Bedeutung. Schiller schrieb gerade in der Horen- und Xenienzeit an Jakobi: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein". Keine Frage, es ist höchlich zu beklagen, daß es den Beiden nicht gegönnt war, in der Vollreife ihres Genius ein großartiges Nationalleben poetisch aufzufassen; allein die Schuld hiervon lag nicht an ihnen, sondern an den Verhältnissen. Und dann dürfte es sich doch auch noch fragen, ob Göthe und Schiller der Welt, der Menschheit geworden wären, was sie ihr wurden, wenn die Verhältnisse anders gewesen wären, als sie eben waren. Daß sie, unter diesen gegebenen Verhältnissen, den Begriff des Deutschthums zum menschheitlichen erweiterten, daraus kann ihnen doch wohl kein Tadel entstehen: es ist ja im Gegentheil ihr höchster Ruhm. Im übrigen werden wir Zeugen sein, wie Schiller, durch Napoleons nach universeller Geltung strebenden Despotismus hinsichtlich des abstrakten Kosmopolitismus enttäuscht, am Schlusse seiner Laufbahn auf die Idee des Vaterlandes zurückkam, um sie herrlich zu feiern. Daß er schon früher den Ausschreitungen dieser Abstraktion misstraute, wird dadurch erwiesen, daß er unterm 18. Mai 1798 an Göthe die Worte schrieb: „Es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit

wirklich entgegensetzen soll". Göthe seinerseits hat noch kurze Zeit vor seinem Hingang über den Patriotismus des Dichters goldene Worte gesprochen, indem er im Sommer 1831 gegen Eckermann äußerte: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Und was heißt es denn: sein Vaterland lieben? und was heißt es denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, — was soll er denn da besseres thun und wie soll er patriotischer wirken?"

Viertes Kapitel.

Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Ifflands Gastspiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Ein zweiter Sohn. — Die Wendung in unserer Literatur von der Klassik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'sche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürstliche Titanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publikum. — „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen". — Schiller im Besitze von Haus und Garten. — Poetische Absichten und Probleme. — Der ästhetische Gewissensrath. — Die Balladenzeit. — Kulturhistorische Lyrik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe.

Während der xenialische Feldzug vorbereitet und der Krieg geführt wurde, welcher, wie ein Genoß der Xenienzeit erzählt, vom November 1796 bis Ostern 1797 „alles andere Literarische überwältigte und verschlang", — war die stille Häuslichkeit unseres Dichters wieder um manches Erlebniß reicher geworden, und zwar in Freud' und Leid. Zu den wohlthuenden Erfahrungen Schillers in dieser Periode gehörte die Bekanntschaft mit seinem jungen Landsmann Friedrich Hölderlin, der sich von Schwaben aus vertrauensvoll an ihn gewandt hatte und den er in jeder Weise zu fördern suchte. Als Hölderlin, von dessen Gedichten Schiller einige in die Thalia eingerückt, seine akademischen Studien im tübinger Stift beendigt hatte, verschaffte ihm sein Landsmann, wie schon früheren Ortes berührt worden, die Hofmeisterstelle im Hause der Frau von Kalb zu Waltershausen. Hier arbeitete er an seinem „Hyperion" und Frau von Kalb bemühte sich, ihn mit den Notabilitäten von Jena und Weimar in Verbindung zu bringen. Bei Schiller machte er im November 1794 auch die Bekanntschaft Göthe's, aber bei seiner Schüchternheit „nicht eben mit Glück", und zu Anfang des folgenden Jahres übersiedelte er, nachdem er sich von seiner Hofmeisterstelle losgemacht, nach Jena, um die Vorlesungen Fichte's zu hören. Hegel schrieb im Januar 1795 über den gemeinschaftlichen Freund und Studiengenossen an Schelling: „Er hört Fichte und spricht mit

Begeisterung von ihm als einem Titanen, der für die Menschheit kämpfe und dessen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde". Sicher wäre es für den armen Hölderlin ein Glück gewesen, wenn ihm seine dürftigen Verhältnisse gestattet hätten, länger in Jena zu verweilen. Besonders der Einfluß Schillers, welcher den Landsmann freundlich-vertraulich „seinen liebsten Schwaben" nannte, wirkte augenscheinlich höchst wohlthätig auf den jungen Poeten, welchen später sein tragisches Schicksal erst nach Frankfurt in die Nähe der von ihm vergötterten „Diotima" und dann im fernen Bordeaux in die Nacht des Wahnsinns führte, aus welcher ihn der Tod erst 1843 befreite. So schon im zweiunddreißigsten Lebensjahre für die Kunst verloren, gehört Hölderlin dennoch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen unserer klassischen Literaturperiode. Denn wenn feststeht, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Wirkung erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß sie die klassisch edle Form mit romantisch vertieftem Seelenleben füllten, so darf gesagt werden, Hölderlin stelle sich mit seiner Lyrik nicht ganz unebenbürtig ihnen zur Seite. Mit plastischer Anmuth hat er die antiken Rhythmen gehandhabt und ihr Geäder mit deutschem Herzblut geschwellt. Aber nicht nur sein persönliches Geschick, sondern auch das dämonisch Ergreifende in seinen Gedichten, aus welchen uns überall „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend", anblickt, zeigt warnend, wohin der Zwiespalt zwischen dem subjektiven Idealismus und der objektiven Wirklichkeit führte, wenn ihm die Aufhebung in einer höheren Einheit gebrach, wie sie eben nur Göthe und Schiller erreichten.

Im März 1796 gab unser Dichter einen Besuch zurück, welchen ihm Göthe kurz zuvor abgestattet hatte, und war bis weit in den April hinein der Gast des Freundes, welcher alles that, ihm den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. „Ich habe mich — schrieb Schiller unterm 10. April an Körner — in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beschwerlichkeit die Gesellschaft besuchen, die hier im Hause sich versammelt, schlafe wieder die Nächte und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhause, das keine Logen hat, hat Göthe mir eine besonders machen lassen, wo ich ungestört sein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigstens den Vortheil habe, mich vor niemand zwingen zu dürfen". Iffland gab damals in Weimar eine Reihe von Gastrollen und spielte am 16. April den Franz Moor in Schillers Räubern. Zum Schlusse dieses für die junge weimarer Bühne mehrfach fördernden Gastspiels des berühmten Mimen agirte derselbe die Titelrolle in Göthe's Egmont, welchen Schiller im Einverständniß mit dem Freunde für das Theater bearbeitet hatte. Körner sah, wie er am 15. April gegen Schiller äußerte, „eine Möglichkeit, wie ihr (Schiller und Göthe) zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden!" Die Beiden hatten an ihrem Zusammensein so großes Gefallen gefunden, daß Göthe den Freund nach Jena zurückgeleitete und hier fand sich am 27. April auch Körner zu ihnen. So verbrachten die Drei im regsten Gedankenaustausch — es war schon stehender Brauch,

daß Göthe, wenn er in Jena sich aufhielt, mit Schiller vom frühen Abend bis 12 oder 1 Uhr Nachts im Gespräche saß —, einige Wochen mitsammen. In begeisterter Rückerinnerung schrieb Körner am 18. Mai aus Leipzig: „Ein paar schöne Wochen sind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch seinen Werth. Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von dir abgereist. So wie ich dich gefunden habe, kann ich die Ausführung der Pläne, von denen wir gesprochen haben, mit der größten Wahrscheinlichkeit von dir erwarten“.

Göthe und Körner erfuhren erst später, welche Selbstüberwindung es den Freund gekostet haben mußte, ihnen ein heiteres Gesicht zu zeigen, da ihn gerade zu dieser Zeit heimliche Besorgniß und Trauer quälten. Von daheim aus Schwaben waren beängstigende Nachrichten eingegangen. In dem Feldzug zwischen den Oestreichern und Franzosen im südwestlichen Deutschland war auf der Solitude ein östreichisches Lazareth errichtet worden und mit dem Lazareth auch das Lazarethfieber dahin gekommen. Schillers zwei jüngere Schwestern Luise und Nanette wurden von der Epidemie ergriffen, während die Gicht auch zugleich den Vater aufs Krankenbett legte. Da war nun Frau Elisabeths Noth groß und es ist aus den Briefen Schillers an die Seinigen — Karoline von Wolzogen hat sie in ihrer Lebensgeschichte des Schwagers mitgetheilt — zu ersehen, wie er sich voll kindlicher Angst und Sorge in die Situation der Mutter mithineinversetzte. Bloß die leider allzu gegründete Furcht, nur als Kranker zu Kranken zu kommen und so die mütterlichen Sorgen zu mehren statt zu mindern, hielt ihn ab, nach Schwaben zu reisen. Was er selbst nicht thun konnte, dazu vermochte er wenigstens seine älteste Schwester Christophine, welcher er die Mittel zur Verfügung stellte, von Meiningen nach der Solitude zu eilen. Christophine kam freilich in ein Trauerhaus, denn ihre Schwester Nanette war am 23. März der Epidemie erlegen. Die letzten Tage des schönen und talentvollen Mädchens waren durch die Gewißheit erheitert worden, daß ihr großer Bruder nach reiflicher Erwägung den glühenden Wunsch ihrer Seele billigte, auf der Bühne die Trägerin seiner tragischen Frauencharaktere zu werden. Unterm 9. Mai schrieb der Dichter an Christophine: „Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen, dich, liebe Schwester, den Unsrigen zur Stütze dort zu wissen. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die Gute ausgestanden und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen! Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wär'st du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich. Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten und wirst mich herzlich bereit finden zu allem, wozu du mich auffordern wirst. Meine Lotte grüßt dich herzlich und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in anderen Umständen befindet. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Grüße die Eltern aufs herzlichste und sag' ihnen, daß ihr Sohn

ihre Leiden fühlt". Bei dem innigen Mitgefühl, welches aus diesen Zeilen spricht, kann man sich unschwer vorstellen, daß Schiller wieder leichter aufathmete, als von daheim die Nachricht kam, daß der Zustand des Vaters sich gebessert habe und Schwester Luise völlig genesen sei. Eine große Freude erlebte er bald darauf. Am 11. Juli, in der Mittagsstunde, gab Lotte ihrem Gatten den zweiten Sohn, welcher die Namen Ernst Friedrich Wilhelm erhielt. Froh erregt, meldete er das Ereigniß sogleich an Göthe und Körner, fast mit denselben Worten: — „Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind und ging unter Starke's Beistand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark". Tags darauf schrieb er an Göthe: „Donnerstags wird die Taufe sein. Frau Charlotte wird das Kind heben; es ist ihr eine große Angelegenheit und sie verwunderte sich, daß sie es nicht in Ihrer Gesellschaft sollte". Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß unter „Frau Charlotte" Charlotte von Kalb zu verstehen sei, mit welcher ja unser Dichter seit einigen Jahren wieder in freundliche Beziehung getreten war, und dieser Annahme widerstreitet der Umstand nicht, daß Schillers Brief an Körner vom 23. Juli zufolge die Frau des letzteren als zweite Pathin ins Kirchenbuch eingetragen wurde. Göthe wünschte zu dem neuen Ankömmling von Herzen Glück und grüßte „die liebe Frau und die Frau Gevatterin;" aber zur Taufe kam er doch nicht, weil ihn — schrieb er am 13. Juli — „diese Ceremonien gar zu sehr verstimmten".

Zu dieser abwechselnd leidvoll und freudvoll bewegten Zeit geschah es auch, daß Jean Paul, dessen Dichterruf damals meteorgleich „erstaunend" am literarischen Himmel aufstieg, persönlich in den Lebenskreis Göthe's und Schillers trat. Aber wir müssen hier etwas weiter ausholen, denn Jean Pauls Erscheinung bezeichnet ohne Frage eine anhebende bedeutsame Wendung in der Geschichte unserer klassischen Kulturperiode .... Wie die französische Revolution durch den thatsächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, so hatte seinerseits der Gedanke der Humanität, propagirt durch Wieland, Lessing, Herder, Göthe und Schiller, alle Räume des geistigen Lebens der Deutschen zu durchdringen angefangen. Unsere Wissenschaft und unsere Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was bei der politischen Missgestaltung unseres Landes und auf der damaligen Bildungsstufe unseres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbstbestimmung der Kunst, die Freiheit und Selbstbestimmung der wissenschaftlichen Forschung und in beiden und durch beide die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Persönlichkeit. Sodann war die weltbürgerliche Idee, zu deren Realisirung jenseits des Rheines ein freilich nur sehr kurzer praktischer Anlauf genommen wurde, diesseits desselben zu theoretischer Durchbildung gelangt oder wenigstens in derselben begriffen. Aber schon stand ein großer Rückschlag bevor, im politischen Leben Frankreichs durch den in Napoleon verkörperten eroberungssüchtigen Despotismus, im literarischen Leben Deutschlands durch die Wirksamkeit der romantischen Schule. Hüben wie drüben trat an die Stelle der Freiheit die Willkür und aus dieser fiel man drüben wie hüben naturgemäß in die Unfreiheit zurück. Ein Philosoph und ein Humorist, Fichte und Jean Paul, stellen in ihren

Werken die beginnende Wendung von unserer Klassik zur Romantik dar. Denn das souveräne fichte'sche „Ich" ist so recht die Seele der Humoristik Jean Pauls, so wenig dieser, der ja sogar gegen Fichte polemisirte, es hätte Wort haben wollen. Der Humor, dessen unbedingt größter Träger in Deutschland Jean Paul gewesen ist, setzt das menschliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im Sinne des gemeinen Egoismus, sondern um mit diesem absolut souveränen Maßstab alle Erscheinungen zu messen und sie durch den Kontrast mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich schläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Schwingen verschlummert er blind in seiner Höhe die unteren Erdstöße und Brandungen des Lebens im seligen schönen Traum von seinem idealischen Mutterlande". Der Humor anerkennt nur ein Gesetz, die Willkür seines Selbstgefühls, in welchem sich wie in einem Hohlspiegel die gegenständliche Welt zur Karikatur verzerrt. Weil aber diese humoristische Willkür doch nirgends wirkliche Befriedigung gewährt, gesellt sie sich als Ergänzung die schwermüthige Sehnsucht nach dem Idealischen, die Sentimentalität. Jede Seite in Jean Pauls Werken kann das angedeutete zweiseitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poesie bestätigen, welches sich nirgends zu künstlerischer Einheit und Gestaltungskraft zusammenschließen will. Daß der große Humorist dessenungeachtet einen ganz außerordentlichen, zwar nicht sehr dauernden, aber desto unbedingteren Erfolg hatte, namentlich bei den Frauen, das verdankte er dem Adel seiner Gesinnung und der gränzenlosen Liebe und Milde seines Gemüths, welche hinter allen den Launen und Grillen seiner humoristischen Willkür immer wieder siegreich und schön hervorblühten.

In einer ärmlichen Pfarre zu Wunsiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren, hat Johann Paul Friedrich Richter seine gedrückte Jugendzeit mit Grund als eine wahre „Passionszeit und Hungerperiode" bezeichnet. Aber trotzdem „wogte ihm noch in alten Tagen das Herzblut," so oft er „das Kuhglockenspiel der hohen fernen Kindheitsalpen" wieder vernahm. Kein Wunder, denn er ist all sein Lebenlang ein „ernsthaft spielend Kind" geblieben, selbst da, wo er sich, wie beim Beginne seiner Autorlaufbahn, in satirischer Richtung („Grönländische Processe" 1783, „Teufelspapiere" 1788) an dem Titanismus der Sturm- und Drangperiode betheiligte. Mit der „Unsichtbaren Loge" (1793) bezeichnet Jean Paul seinen Austritt aus der „Essigfabrik der Satire". Dieser pädagogisirende Roman, insbesondere die darin enthaltene Episode vom vergnügten Schulmeisterlein Wuz, enthält die ganze nachmalige Dichtung Jean Pauls im Keime. Wuz ist der Mikrokosmos des Jean-Paulismus, wie der „Titan" sein Makrokosmos ist. Der „Hesperus" (1795), welcher die Popularität seines Verfassers feststellte und die deutsche Frauenwelt entzückte, dann „Quintus Fixlein" (1796), „Siebenkäs" (1796) und der „Jubelsenior" (1797) sind nur als Vorstudien zum Titan (1800—2) zu betrachten, welchen der große Humorist als seinen „Haupt- und Universalroman" angesehen wissen wollte. Es sollte darin sein bestes Herzblut pulsiren und er wollte in diesem Werke „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dazu auseinandersprengen und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes wäre". Das war nun allerdings der Titan nicht, wohl aber das

umfassendste. Hier breitet der humoristische Genius seine Schwingen über den ganzen Horizont des menschlichen Fühlens und Denkens, Schauens und Wissens aus, fliegt in den Himmel hinein und behält doch die Erde mit ihren kleinsten Freuden und Leiden im Auge. Aber dieser ganze Flug und all dieses Schauen ist nachtwandlerisch, traumbefangen. Die Absicht des Werkes ist, ganz ähnlich wie im Wilhelm Meister, die Darstellung der Entwickelungsgeschichte einer durch Anlagen, Erziehung und Verhältnisse harmonisch vollendeten Persönlichkeit von frühester Kindheit an bis zu allseitig gereifter Befähigung, das Leben in seinen höchsten Forderungen zu erfassen und zu führen. Diese Absicht wird auch erreicht, aber so, daß wir keine reine Wirkung davon empfinden, weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns aufthut, haltlos in der blauen Luft schwebt und verschwebt. Es ist unmöglich, daß wir heimisch werden in diesem anarchischen Durcheinander, welches vom Hundertsten ins Tausendste geräth, in labyrinthischen Einschachtelungen sich gefällt, uns athemlos durch blasse Mondscheinlandschaften fortreißt, uns in Blüthenstaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überschüttet, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzuheben, daß das alles nur ein Spiel der Willkür sei, welche bakchantischen Taumel erkünstele. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul seinen Rückzug aus der hochidealischen Welt des Titan in die der wuz'schen Idyllik und Kleinlebigkeit, in welcher „Schmelzle“ (1808), „Katzenberger“ (1809) und „Fibel“ (1812) daheim sind. In seinem letzten Roman, „Der Komet“ (1820), wollte er den Deutschen einen Don Quijote schaffen, aber die Ermattung der Phantasie ließ das Wollen nicht recht zum Thun werden. . . . Die Werke des großen Humoristen haben ihre Wirkung gehabt. Ihr Vorzug bestand darin, daß sie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß sie die Willkür der Genialität als höchstes Gesetz der Kunst proklamirten und daneben durch Verherrlichung der Jammerseligkeiten des Lebens eine thatlos sentimentale Schwärmerei pflanzten, welches letztere freilich Jean Paul durchaus nicht wollte. Denn bei aller Fühlseligkeit war in diesem Humoristen auch eine starke Ader energischer Freiheitsliebe und durch ihre mit dem männlichsten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen stellt er sich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Einem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß überall in Jean Paul etwas Krankhaftes ist, jene Krankheit des „Weltschmerzes“, welche seither in der Literatur so großen Rumor gemacht hat. Was seine Form angeht, so ist sie nur Formlosigkeit. Das innerste Heiligthum der Kunst, jene „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen,“ hat er nie betreten. Die Materialien, wie eine unendlich reiche Phantasie und ein ungeheures, aber verworrenes Wissen sie in seiner humoristischen Werkstatt anhäufte, liegen chaotisch durcheinander. Nirgends fester Plan und Boden, scharfumrissene, plastisch geformte Gestalten, nirgends sichere, auf die strengen Linien der Schönheit sich beschränkende Bildnerkraft und daher brachte es denn der geniale Mann gerade in seinen größten Anläufen, gerade da, wo er „Generalsalven seines Kopfes geben“ und „Allerseelenfeste seiner Gedanken feiern“ wollte, nur zu lyrischen Versäuselungen, zu einer aus Dämmerlicht und Blumenduft gewobenen Welt, durch welche Mondscheinfiguren hingleiten, das Roth der Hektik auf den Wangen.



So, wie er einmal war, mußte er auf Göthe und Schiller, welche es sich so viel Mühe hatten kosten lassen, zur Erkenntniß und Erfassung der reinen Formen des hellenisch-germanischen Schönheitsideals zu gelangen, eher abstoßend als anziehend wirken. Was Schiller angeht, so hätte er sich, falls er noch nicht unter dem Einflusse von Göthe gestanden, vielleicht eher mit Jean Paul befreunden können, der ja das Freiheitsprincip mit ihm gemein hatte. Was aber Göthe betrifft, so war dieser, wenn auch ohne es zu sagen, von der Art und Weise, wie der Humorist der deutschen Kleinstaaterei unter dem Bilde des Reiches und Hofes von „Flachsenfingen" satirisch zu Leibe ging, sicherlich wenig erbaut. Göthe war doch immerhin ein kleinstaatlicher Minister und es ist auch von größten Menschen viel zu viel verlangt, daß sie über alle kleinen Menschlichkeiten immer erhaben sein sollten. Sodann kam in die Beziehungen Jean Pauls zu den beiden Freunden von vorneherein ein Missklang auch durch den Umstand, daß, seit Göthe und Schiller ihren Bund geschlossen, Herder mit Wieland, dem er früher sehr abgeneigt gewesen war, sich zu einer Art Opposition zusammengethan hatte und daß gerade von dem wieland-herder'schen Kreise der Kultus des neuaufgestiegenen humoristischen Gestirns ausging. Jedenfalls ist hierauf, scheint mir, mehr Gewicht zu legen als auf die wunderliche Behauptung, der Schöpfer des Mephisto und der Dichter von Wallensteins Lager hätten gar kein Organ für den Humor gehabt. Genug, unterm 10. Juni 1795 übersandte Göthe den ersten Band des Hesperus, welchen ihm Jean Paul zugeschickt hatte, an Schiller mit der lakonischen Bemerkung: „Hier ein Tragelaph — (Bockhirsch, d. i. Missbildung) — von der ersten Sorte". Schiller erwiderte unterm 12. Juni: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist". Worauf wieder Göthe am 18. Juni: „Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen, er scheint sehr isolirt zu leben und kann deßwegen bei manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht".

Gerade ein Jahr später eilte Jean Paul sehnsuchtsvoll Weimar zu, der „heiligen Stadt Gottes — wie er enthusiastisch an Wieland schrieb — nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Kiblah seine Augen gerichtet". Jetzt begann seine Bekanntschaft mit den Größen von Weimar und Jena und seine Liebesgeschichte mit Charlotte von Kalb. Aus seinen Briefen, die er in dieser Zeit an seinen Herzensfreund Otto sandte, blitzen ganz eigenthümliche Streiflichter auf und über die weimarer Gesellschaft hin. Am 12. Juni 1796 schrieb er: „Ach, hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zu Freunden; der ganze Hof bis zum Herzog hinauf lieset mich. Um 3 Uhr kam ich wieder zur Kalb, Knebel kam auch. Er ist ein Hofmann im Aeußeren, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Du findest hier nichts vom jämmerlichen Gezierten, von der jämmerlichen Sorge und Mode". Dann eine schwärmerische Schilderung der unter Umarmungen und Thränen gemachten Bekanntschaft mit Herder und seiner Frau

und: „Abends aßen wir alle bei der Kalb. Sie haben alle die liberalste Denkart. Male dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht! Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen. Ach, meine Ideale von größeren Menschen!“ Am 18. Juni: „Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute. Hier weiß jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht und einigem Grün. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagte, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; bloß Kunstsachen wärmten noch seine Herznerven an. Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es ist das einzige Weimars im italischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Akcent. Sagt Knebel: Die Franzosen ziehen in Rom ein. Hm! sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürete ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publikum u. s. w. an und — man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns, d. h. spielte er uns — sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es gibt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskrusten Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen .... Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln essen. Im Klubb stritt man, ob Flachsenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Lokalen. Wieland war des höhnischen Dafürhaltens, Flachsenfingen liege — in Deutschland sehr zerstreut“. Am 19. Juni: „Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von gêne sein als hier. Du führst niemand, du küssest keine Hand (du müßtest denn dabei nicht aufhören wollen), du machst bloß eine stumme Verbeugung, du sagst vor und nach dem Essen nichts. Das ist der Ton der hiesigen Welt; der des Bürgers soll wie meine Halsbinde gesteift und gestärkt sein. Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube“ .... Charlotte von Kalb schrieb unterm 19. Juni aus Jena an Jean Paul: „Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet seine Frau ihre Entbindung; sie leidet durch Krämpfe, er auch, wohl sind sie beide nicht. Man fragte mich nach Weimar, ich sagte, Richter sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt und sie kann es nicht — das wußt' ich schon, im Tone merkt' ich's wieder“. — (Man sieht, Charlotte von Kalb konnte es der guten Lolo doch nie ganz verzeihen, daß Schiller diese ihr vorgezogen, und welche Frau könnte so etwas auch?) — „Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepressten Ton: er ist sehr, sehr interessant! Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen“. Unterm 22. Juni

äußerte Göthe gegen Schiller: „Richter ist ein so komplicirtes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen. Sie müssen und werden ihn sehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen; man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen". Jean Paul meldete unterm 26. Juni aus Jena an Otto: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückspringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um". Schiller seinerseits bemerkte über diese Zusammenkunft am 28. Juni gegen Göthe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht". Wir verstehen leicht, daß unserem Schiller, welcher ja den Menschen, den wirklichen Menschen zum Idealismus herangebildet wissen wollte, Jean Paul so fremde vorkommen mußte, Jean Paul, der Himmelssehnsüchtling, dem das Ideal ewig ein Jenseitiges blieb und dem Phantasie und Poesie nur dazu da waren, „versteinerte Blüthen eines Klima's auszugraben, das auf dieser Erde nicht ist". Unterm 29. Juni schrieb Göthe an Schiller zurück: „Es ist mir doch lieb, daß Sie Richter gesehen haben; seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint". Trotz dieser gewundenen Ausdrucksweise Göthe's war er, wie auch Schiller, nach gemachter persönlicher Bekanntschaft mit Jean Paul im ganzen nicht ungünstig gegen diesen gestimmt. Aber eine literarische Klatscherei verdarb alles. Schiller hatte nämlich in den Horen Göthe'n gelegentlich den deutschen Properz genannt und in Beziehung darauf schrieb der von Weimar nach Hof heimgekehrte Jean Paul an Knebel, daß man „in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäos als eines Propertius bedürfte". Das kam Göthe'n brühwarm zu Ohren und er rächte sich für „diese arrogante Aeußerung des Herrn Richter," indem er das auf Jean Paul gehende stachelige Epigramm „Der Chinese in Rom" zur Aufnahme in den Xenienalmanach an Schiller sandte, der dann, in dem Freunde mitverletzt, dem großen Humoristen auch ein Xenion widmete, wenn auch ein ziemlich gutmüthiges. Von nun an war an eine engere Verbindung Jean Pauls mit Göthe und Schiller nicht mehr zu denken. Aber die Abenteuer des Humoristen in Weimar waren noch nicht zu Ende. Im Spätherbst 1798 kam er zum zweitenmal in die Musenstadt an der Ilm und verweilte daselbst bis zum Frühjahr 1800. Sein Roman mit Charlotte von Kalb, die noch immer schön, genial und liebebedürftig war, fing jetzt erst recht an. Unterm 28. December 1798 schrieb er an Otto: „Durch meinen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau, die ich dir bei meinem ersten

Hiersein als eine Titanide malte und mit der ich einmal eine Scene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Widerschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu". Das Heiratsprojekt wurde ganz ernsthaft betrieben, wenigstens, wenn man Jean Paul glauben darf, von Charlotte's Seite. Sie that Schritte wegen der Scheidung von ihrem Mann und bei dieser Gelegenheit schreibt Jean Paul dem Freunde: „Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann" — was er später so kommentirt: „Hier ist alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling seine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellt seiner Frau den Nutzen vor .... So viel ist gewiß, eine geistige und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt". Die Titanide wurde aber dem weichherzigen Jean Paul doch bald zu titanisch und er verzichtete auf das sehr problematische Glück einer Heirat mit ihr, wie früher Schiller darauf verzichtet hatte. Nach erfolgtem Bruch mit der Geliebten folgte der Humorist den enthusiastischen Einladungen, welche ihn nach Berlin riefen. Von da schrieb er am 13. Juni 1800 an Otto: „Himmel, welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! Der gelehrte Zöllner und achtzig Menschen in der Yorksloge zusammen meinetwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr. Fleck, ein höherer Tragiker als Iffland, und die Unzelmann spielten vor mir göttlich. Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir alles. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut und bei dem höchstgebildeten Minister von Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!" Eine Dame, welche damals in der berliner Gesellschaft einen großen Stand hatte, die schöne und geistreiche Jüdin Henriette Herz, macht es uns begreiflich, daß der gute Jean Paul von der preußischen Hauptstadt und namentlich von der dortigen Damenwelt entzückt sein mußte. Sie sagt in ihren Denkwürdigkeiten, es sei kaum zu beschreiben, wie viel Aufmerksamkeit ihm von den Frauen, selbst von denen der höchsten Stände, erwiesen wurde. Sie hätten es ihm Dank gewußt, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigte und bis in die geheimsten Falten ihres Sinnes und Gemüthes zu dringen gesucht hatte; hauptsächlich aber hätten es ihm die vornehmen gedankt, „daß er sie so viel bedeutender und idealer darstellte, als sie in der That waren". Dies hatte, meint Henriette Herz, seinen Grund darin, daß, „als er zuerst Frauen der höheren Stände schilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine solche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantasie hinsichtlich ihrer freien Spielraum ließ; diejenigen aus diesen Klassen jedoch, welche er später kennen lernte, alles anwendeten, um die ihnen schmeichelhafte Täuschung in ihm zu erhalten und ihm möglichst ideal zu erscheinen". Dem Könige wurde zuletzt des Enthusiasmus für unseren Humoristen zu viel. Eine

durch und durch prosaische Natur, deren ästhetisches Bedürfniß eigentlich nie über die Romane von Lafontaine hinausging, hielt es Friedrich Wilhelm III. nicht für passend, dem Humoristen eine von diesem auf Betrieb seiner vornehmen Verehrerinnen erbetene Präbende zu bewilligen, und er äußerte bei dieser Gelegenheit: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Handen gekommen ist, ein bißchen gar zu kraus — aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten lässt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht“. Im übrigen endigten Jean Pauls romantische Dichterfahrten mit seiner Heirat mit Karoline Meier, einer liebenswürdigen Berlinerin, die er im Frühjahr 1801 heimführte. Das Absonderlichste, was nachmals in seinem Lebenslauf vorkam, war seine freundschaftliche Verbindung mit dem Herzog Emil August von Sachsen-Gotha. Dieser barockste Sonderling, der je einen Fürstenhut getragen, ist auch als Autor aufgetreten, indem er den Roman „Kyllenion“ schrieb, in welchem er das griechische Leben „abgegriechet“ haben wollte. Der Fürst war vielleicht die seltsamste Figur einer an seltsamen Figuren überreichen Epoche. Jean Paul sagte von ihm, er habe die „Titanomanie“ und charakterisirte ihn höchst bezeichnend als „personificirten Nebel“. Die Gegensätze der Zeit verknäulten sich in ihm zu einer nebelhaften Großmannssucht, zu einer krankhaften Originalitätshascherei. Göthe hatte recht, ihn einen „Narren“ zu nennen — zur Erwiderung schalt der Herzog den Herrn Geheimrath einen „Pedanten“ — denn seine überreizte Phantasie war unaufhörlich beschäftigt, Wunderlichkeiten und geradezu Tollheiten auszuhecken. Bald lag er als Grieche auf dem Sopha und spielte ein Stück Arkadien, bald saß er als chinesischer Mandarin gekleidet seinem Staatsrath vor, bald nahm er als Frau, mit einem Kaschmirshawl um die entblößten Schultern, dem ganzen Hofe die Cour ab. Langeweile verzehrte den Blasirten, den man bemitleiden könnte, wenn er nicht durch sein bis zum Exceß undeutsches Verhalten in der napoleon'schen Periode jedes Anspruchs auf Theilnahme sich begeben hätte.

Wir sind im Vorstehenden weit von Schillers stillem Hause in Jena abgekommen; indem wir jetzt dahin zurückkehren, steht zu erwarten, daß auch für diese, wie für manche andere Abschweifung, eine Rechtfertigung in der Absicht liege, ein möglichst vollständiges Bild der Zeit unseres Dichters zu geben.... Der Herbst von 1796 war für Schiller wieder eine Trauerzeit. Der Tod war daheim auf der Solitude abermals eingekehrt. Am 7. September verschied in seinem 73. Lebensjahre der Major Schiller in den Armen seiner Gattin und seiner beiden Töchter, denn die gute Christophine war bis zuletzt bei dem Wiedererkrankten geblieben und hatte in allen diesen Tagen der Trübsal den Ihrigen den Trost eines standhaften Muthes gewährt, welcher sich besonders auch beim Ueberfall des Hauses durch eine Bande französischer Marodeurs hilfreich bewährte. Es ist ein Ton männlicher Klage in dem Schreiben, welches der Dichter nach empfangener Todesnachricht an Frau Elisabeth abgehen ließ, und schön ist der Zartsinn, worin er dabei auf die religiösen Vorstellungen der Mutter Rücksicht nimmt. „Zwar habe

ich schon eine Zeit lang nichts mehr gehofft — schrieb er — aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß etwas, das uns so theuer war und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im späteren Alter mit Liebe geheftet waren, daß so etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unserm Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst wie Sie, theuerste liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlornen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden wie er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren haben, allein ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild in unseren Herzen erlöschen und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen. Vor fünf oder sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden würdet, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gewollt und er gönnt mir noch die Freude, euch etwas sein zu können“ .... Der Dichter, welcher in diesen Zeilen mit frommer Hand dem hingegangenen Vater ein so würdiges Todtenopfer brachte, fand eine reiche Quelle des Trostes in dem zu dieser Zeit wieder erneuerten persönlichen Umgang mit innigst Befreundeten. Seine Schwägerin Karoline kam mit ihrem zweiten Gatten, Wilhelm von Wolzogen, aus dem stillen Bauerbach, wo sie zuletzt gelebt, vor den aus Schwaben nach Franken herüberdrängenden Kriegsstürmen weichend, nach Rudolstadt und dann nach Jena, von wo Wolzogen noch vor Ablauf des Jahres unter Göthe's Vermittelung als Kammerrath und Kammerherr nach Weimar berufen wurde. Es waren genußreiche Herbsttage, welche die beiden Schwestern und Schwäger mitsammen in Jena verlebten. Göthe war oft in ihrem Kreise. „Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß — erzählt Karoline. Ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gedichtet hatten. Göthe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offene heitere Beisammensein — dies alles bot tausendfältigen Genuß“. Nach Wilhelms und Karoline's Uebersiedelung nach Weimar, füllte

Wilhelm von Humboldt die entstandene Lücke aus. Er kam mit seiner Frau in den ersten Tagen des Novembers zum Winteraufenthalt nach Jena und sofort begann wieder der gewohnte rege Geistesverkehr zwischen dem Dichter und seinem kongenialen Freund.

Der tägliche Umgang mit einem solchen war für Schiller doppelt wohlthuend zu einer Zeit, wo die Gefahr einer Gemüthsverbitterung durch die massenhaften Angriffe auf seine und Göthe's Person und Richtung nahe genug lag. Der Xeniensturm hatte die trübsten Hefen der literarischen Gährung aufgerührt, die beiden Verbündeten hatten öffentliche und geheime Verunglimpfungen gemeiner und gemeinster Art zu befahren und es begreift sich, wie viele Selbstüberwindung es ihnen kostete, nicht auch ihrerseits wieder polemisch gegen alle die Nücken und Tücken loszufahren. War doch Göthe noch im Jahr 1798 mitunter wieder recht „xenialisch" gestimmt. Aber beide leitete, wie schon oben bemerkt worden, das richtige Gefühl, es sei jetzt an ihnen, der Nation durch positive Schöpfungen zu beweisen, wie sehr sie berechtigt gewesen, das Unzulängliche und Schlechte, womit das Publikum behelligt wurde, strafend zu verneinen. Göthe, dessen produktive Stimmung durch das einzig-schöne elegische Idyll „Alexis und Dora" höchst erfreulich wieder sich angemeldet hatte, arbeitete rüstig an seinem zu Jena im Nachsommer 1796 angehobenen und dann in der Bergeinsamkeit von Ilmenau fortgesetzten epischen Liede von „Hermann und Dorothea". Schiller, an dem Vorschreiten dieses großen Unternehmens des Freundes lebhaftesten Antheil nehmend, ging seinerseits nur mit ausgesprochenem Misstrauen hinsichtlich der Stimmung der Lesewelt wieder ans dichterische Schaffen. „Es ist zwar sehr gut — schrieb er unterm 18. November an Göthe — und für mich besonders, jetzt etwas Ernsthaftes und Bedeutendes ins Publikum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größeste und Höchste noch ganz neuerdings im Meister und selbst im Almanach — (Alexis und Dora war an der Spitze des Musenalmanachs gestanden) — von Ihnen geleistet worden ist, ohne daß das Publikum seiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könnte, so hoffe ich in der That kaum, es jemals durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes zu einem besseren Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen und mir wird der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publikum nie zum Freund machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten". Zum Glück war unser Dichter über die Stimmung der Nation im Irrthum; sobald er wieder als schöpferischer Meister vor sie trat, war in der ungeheuren Mehrzahl der bittre Nachgeschmack des Xenienkrieges verwischt. Um sich seinerseits dieses Nachgeschmacks ledig zu machen, versenkte sich Schiller vom Spätherbst an immer ernstlicher in die poetische Welt seines Wallenstein. Unter dieser alle Kräfte seines Geistes in Anspruch nehmenden und zu glänzendster Entfaltung bringenden Arbeit verbrachte er den Winter friedlich und zufrieden. An anmuthender Geselligkeit fehlte es auch nicht. Alexander von Humboldt, schon seine epochemachende wissenschaftliche Zukunft errathen lassend, kehrte bei seinem Bruder und dessen Freunden ein. Auch Schelling trat seinem Landsmann näher und jede Woche hatte Schiller

mit dem angehenden Philosophen und dem älteren Freunde Niethammer einen L'Hombre-Abend. Göthe kam herüber, so oft er konnte, und erfreute den befreundeten Kreis durch Mittheilung der neugedichteten Gesänge seines unvergleichlichen bürgerlichen Epos. „Mit Rührung erinnere ich mich — erzählt Karoline von Wolzogen — wie uns Göthe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen, sagte er, indem er sich die Augen trocknete". Glückliche Menschen! wie sehr haben wir Nachgeborenen Ursache, euch um die Fähigkeit zu beneiden, inmitten des Getöses einer stürzenden Welt euch mit so innigem Antheil und so lauterer Freude in der Region der Schönheit ergehen zu können!

Nach Neujahr 1797 regte sich in unserem Dichter der Wunsch einer Orts- oder wenigstens Wohnungsveränderung. Unterm 31. Januar äußerte er gegen Göthe schon jetzt die Absicht, nach Weimar zu ziehen, wenn er dort eine passende Wohnung finden könnte, und wenn wir bedenken, daß Schwager Wolzogen und Schwester Karoline im März dorthin übersiedelten, ist es begreiflich, daß auch Lotte dieser Absicht zugethan war. Er frug bei Göthe an, ob dieser ihm sein Gartenhaus — dasselbe, welches in den Tagen und Nächten der „lustigen Zeit von Weimar" eine so große Rolle gespielt hatte — vermiethen wollte, stand aber von diesem Gedanken ab, er als erfahren, das Häuschen sei für eine Familie nicht einmal zum Sommeraufenthalt tauglich. So richtete er denn sein Augenmerk auf eine Wohnung im Freien in der Umgebung von Jena und konnte unterm 7. Februar an Freund Körner berichten: „Ich stehe jetzt im Handel wegen eines Gartens und Gartenhauses, werde es auch wahrscheinlich bekommen. Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die meinige, und wenn ich zu den 1200 Thalern, die es mir kosten wird, noch etwa 600 zulege, so wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten ist nicht klein und die Lage ist trefflich. Ich hoffe von dieser Acquisition einen glücklichen Erfolg für meine Gesundheit". Göthe ermunterte ihn, den gesund und anmuthig gelegenen Garten „ja nicht wegzulassen", und so wurde der Kauf abgeschlossen. Mitten in den Vorbereitungen zum Umzug ward dem Dichter vom hohen Norden her, aus der Heimat Gustav Adolfs, eine Ehrenbezeugung zu Theil. „Dieser Tage — meldete er unterm 4. April an Göthe — bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, es müßte wenigstens eine Pension herausspringen; am Ende war's aber bloß ein Diplom der Akademie der Wissenschaften. Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt und seine Existenz in andere eingreifen sieht". Demselben Freunde schrieb er am 2. Mai: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung". In Wahrheit, die Vorbedeutung täuschte nicht: unter den Baumwipfeln des Gartens, welchen Schiller am 2. Mai 1797 so heiter-

gestimmt betrat, wurden die Balladen geschaffen und das Glockenlied und der Wallenstein.

Auf der südwestlichen Seite von Jena läuft ein schmaler Fußweg, das sogenannte Mönchsgäßchen, zwischen Hecken und Gestrüppe hin und führt zu einer mäßigen Anhöhe empor, welche Schillers ehemaliges Gartenhaus trägt. Es ist, später als Sternwarte benützt und zu diesem Zwecke mit einem runden thurmähnlichen Aufsatz versehen, mehr ein Häuschen als ein Haus zu nennen, auf schmaler Basis zwei Stockwerke hoch aufsteigend, und stellt sich nicht sehr symmetrisch dar. Hinter dieser Wohnstätte zieht sich der Garten hügelan, ein in gut bürgerlicher Weise mit Blumen und Gemüse bepflanzter Garten. Im Hintergrunde ragt eine Gruppe alter Bäume empor und hinter diesen Baumschatten fällt der Boden jäh und tief in das Bett des Leutrabaches ab. Unter jenen Bäumen stand,



beschattet von den Aesten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie, zu Schillers Zeit eine Hütte, zu deren einzigem Gemach eine kleine Freitreppe führte. Dies war im Sommer des Dichters Arbeitszimmer. Die Hütte ist jetzt abgebrochen und ein unbehauener Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein" — bezeichnet die Stätte. Seitwärts steht in einer Laube ein verwitterter steinerner Tisch. Da hat der Dichter in lauen Sommernächten mit vertrauten Freunden oft gesessen, da hat er, während der Mond über den Bergen stand und drunten in der Schlucht des Leutrabaches die Nachtigallen schlugen, oft mit Göthe in vertrautestem Beisammensein Gespräche geführt voll von großen und lichten Gedanken, voll von Zukunft. Die kleine Besitzung ist ihm recht ans Herz gewachsen. Er wußte sich halb im Ernste halb im Scherze etwas mit seinem „Landbesitz", welcher dem Leben „mehr Festigkeit und Sicherheit" verliehe. Er ließ im Sommer 1798 verschiedene bauliche Verbesserungen vornehmen und berichtete darüber mit Behagen an Göthe. Sein Garten ward ihm ein Stück Heimat: hier, in der ländlichen Abgeschiedenheit von allem Gedränge und Getriebe der Welt, war ihm gut und frei zu Muthe, und auch nachdem er Jena verlassen hatte, kam er nicht selten wieder aus Weimar in seine

Garteneinsamkeit herüber, um recht ungestört daselbst zu denken und zu dichten. Hier wurden in der Stille weihevoller Nächte Gedanken ersonnen, deren „Menschengeschick bestimmende“ Wirkung dauern wird, so lange die Menschheit dauert; hier wurden Worte gefunden, deren Widerhall macht- und prachtvoll durch die Jahrhunderte hinabrollt.

„Poesie wird jetzt auf jeden Fall mein Geschäft sein,“ hatte Schiller nach Durchmessung des Kreises philosophischer Spekulation schon im Oktober 1795 an Humboldt geschrieben. Es stand ihm auch fest, daß es ihm wie Göthe'n zieme, nach verrauschtem Xeniensturm etwas „Bedeutendes“ ins Publikum zu bringen. Göthe, dem das Dichten mehr eine Naturnothwendigkeit war, ging auch sofort ohne langes Bedenken ans Schaffen von Hermann und Dorothea. Auch seinen Faust nahm er in dieser Zeit wieder auf. Für Schiller dagegen war die Poesie eine bewußte That, eine Blüthe des Gedankenprocesses, und so sehen wir ihn längere Zeit schwankend, nach welcher Richtung hin er den neuerwachten poetischen Thätigkeitstrieb wenden sollte. Auf der einen Seite hatte er, wie er an Humboldt schrieb, den „Einfall, eine romantische Erzählung in Versen zu machen,“ auf der andern zog ihn ein schon früher ins Auge gefasstes dramatisches Problem an, die Malteser, zu dessen Behandlung ihn Göthe gleich beim Beginn ihres Bundes ermuntert hatte. Ich will an dieser Stelle die Bemerkung einschalten, daß wir erst i. J. 1867 so recht erfahren haben, wie Schiller seine dramatischen Pläne entwarf, durchdachte und erörterte, bevor er sich an die Ausführung derselben machte. Diese Belehrung verschaffte uns des Dichters jüngste Tochter Emilie (von Gleichen-Rußwurm), der wir ja überhaupt für so manche von ihr veröffentlichte Schiller-Reliquie — die kostbarste von allen ist das Briefebuch „Schiller und Lotte“ — zu wärmstem Dank verpflichtet sind. Im genannten Jahre ließ sie „Schillers dramatische Entwürfe“ drucken, aus welchen auch zu ersehen, daß der Dichter zu verschiedenen Zeiten noch mit weiteren als den von ihm ganz oder theilweise ausgeführten tragischen Plänen sich getragen hat, nämlich mit diesen: Themistokles, Agrippina, Rosamund, die Gräfin von Flandern, die Herzogin von Celle und Elfride. . . . Zur Zeit, von welcher hier die Rede, konnte Schiller lange zu keinem Entschlusse kommen und legte Humboldt förmlich die Frage vor, ob er als Epiker oder als Dramatiker dichten sollte. Der ästhetische Gewissensrath hatte schon 1795 auf die Anfrage so geantwortet: „Nehme ich die dramatische (tragische) Poesie als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genie's. Hier die größte Wirkung hervorzubringen, halte ich Sie für geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier keiner erreichen“. Der Freund hatte das Rechte getroffen und

ein tragischer Gegenstand war ja auch schon glücklich gewählt, der Wallenstein. Allein Schiller konnte sich zunächst weder diesem Stoffe noch der tragischen Dichtung überhaupt ungetheilt hingeben, und zwar schon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil er für seinen Musenalmanach zu sorgen hatte, welcher bis 1801 alljährlich erschien und dessen Bedeutung ja hauptsächlich von seinen eigenen Beiträgen abhing. Dazu kam noch, daß die vorwiegend epische Stimmung Göthe's in den Jahren 1796—98 auf den Freund nicht ohne Einfluß blieb, und endlich, daß in der Entwickelung von Schillers Genius sich das epische Element als ganz naturgemäße Uebergangsstufe von der Gedankenlyrik zur Dramatik darbot.

So war denn das Jahr 1797 das „Balladenjahr", welches aber besser die Balladenzeit hieße, denn diese dehnte sich über mehrere Jahre aus. In einem schönsten Wetteifer, wie eben nur Schiller und Göthe einen solchen entwickeln konnten, dichteten sie ihre Balladen und Romanzen. Im Juni schrieb Göthe den „Gott und die Bajadere", Schiller den „Taucher" und scherzend äußerte jener: „Es ist nicht übel, da ich mein Paar in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht". Außer dem Taucher schuf Schiller in den Jahren 1797—98 die Romanzen: der Handschuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eisenhammer, der Kampf mit dem Drachen, die Bürgschaft, — ein Cyklus, zu welchem man auch die Nadowessische Todtenklage, des Mädchens Klage, das Siegesfest und die Klage der Ceres beiziehen kann. Ein zweiter Kreis (1801—3) umfaßte Hero und Leander — welchen Stoff, wie den Ibykus, Göthe an Schiller abgetreten hat — Kassandra, den Grafen von Habsburg, den Jüngling am Bache, den Alpenjäger. Inbetreff dieser Schöpfungen ins einzelne einzutreten, ist hier gänzlich unzulässig, weil überflüssig. Haben wir doch alle, von unseren Schuljahren an, mit den Gestalten der schiller'schen Balladendichtung wie mit alten lieben Bekannten gelebt. In strenger Anwendung der Bestimmungen und Unterscheidungen der Poetik würde aber Schiller kein Balladendichter heißen können, sofern seine epischen Dichtungen — mit wenigen Ausnahmen — mehr dem Begriff der Romanze als dem der Ballade entsprächen. Denn „in der Ballade erscheine der Geist noch in den Naturmächten befangen, unmittelbar, reflektionslos, und oft finde da deßhalb ein unheimliches Hereingreifen der Genien- und Dämonenwelt in die menschliche statt; dagegen erscheine in der Romanze der Menschengeist auf sich selbst gestellt und in dem ihm eigenthümlichen Bereiche der Sittlichkeit wirksam". Diese philosophische Unterscheidung von Ballade und Romanze rührt bekanntlich von Echtermeyer her und derselben zufolge wäre Göthe der Balladensänger und Schiller der Romanzendichter. Die neuere Aesthetik hat jedoch nicht ohne Grund gefunden, man gerathe durch strenge Anwendung dieser Unterscheidung in ein abstraktes Kategorisiren hinein und außerdem umfasse die echtermeyer'sche Bestimmung doch lange nicht das ganze Gebiet der Balladen- und Romanzenpoesie. Vischer hat in einer geistvollen Erörterung der Frage die Ballade und Romanze der „objektiven Lyrik" zugewiesen und seine Untersuchung bestätigt die oben geäußerte Hindeutung, daß Schiller vermöge einer inneren Nöthigung die lyrisch-epische Poesie als Uebergangsstufe von der Lyrik zum Drama gepflegt habe. Hat doch unser Dichter seine Erzählungs-

stoffe „innerlich so durchwärmt, daß ihre wallende Bewegung auf die Nähe des Dramatischen hinwies“. Der Gang der Erzählung in Schillers Romanzen — ich erinnere nur an den Taucher, an den Handschuh, an die prachtvolle Erscheinung des Furienchors im Ibykus, an die wundervolle Schilderung des Drachenkampfes — ist von dramatischen Säften geschwellt und die spätere Romanze, der Graf von Habsburg, rundet sich völlig zu einem kleinen Drama ab. Wunderlich, ja geradezu unbegreiflich ist, wie man in den Romanzen unseres Dichters den poetischen Realismus vermissen konnte. Es ist wahr, der psychologische Proceß ist ihm auch hier die Hauptsache, während Göthe in seinen Balladen das geheimnißvolle Walten der Naturmächte unserem Gefühle deutlich nahebringt, eben dadurch, daß er dieses Walten objektiv gewähren läßt. Aber deßhalb ist das psychologische Moment in Schillers Romanzen kein abstraktes, sondern vielmehr ein in dem Stoffe konkret aufgehendes. Die Seelenstimmungen werden anschaulich in die Objektivität herausgestellt und die Bethätigung der sittlichen Kraft, welche Schiller auch als Romanzendichter von seinen Helden fordert, tritt uns in realen Gestalten vor Augen.

Der Romanzendichtung Schillers in dieser Zeit ging eine Lyrik zur Seite, welche Hoffmeister mit einem glücklichen Ausdruck als „kulturgeschichtliche“ bezeichnet hat, eine Lyrik, in welcher der Dichter den in den Künstlern angeschlagenen Ton wieder aufnahm, um ihn zuletzt zur vollen Harmonie des Glockenliedes anschwellen zu machen. Als das Verbindungsglied zwischen den beiden genannten Gedichten ist „Der Spaziergang“ anzusehen, welcher, wie wir sahen, schon im Jahr 1795 gedichtet wurde. Diese Elegie bewegte einen Kunstrichter wie Wilhelm von Humboldt von allen Gedichten seines großen Freundes „am lebendigsten und höchsten;“ denn sie umschließt, die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite stellend, den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel in Bildern voll Wahrheit und entläßt den Leser, „wie sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit eingeladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft“. Wenn ich daran erinnere, mit wie großem und freiem Blick unser Dichter hier das Reich der Natur und des Geistes überschaut, wie er selber der Weise ist, welcher „in des Zufalls grausenden Wundern das vertraute Gesetz, in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol“ sucht und findet, — so wird man mir gestatten, daß ich auf ihn des mit schiller'schen Ideen großgenährten transatlantischen Essayisten Emerson schönes Wort anwende: „Der Genius sieht in jedem Gebiet des organisirten Lebens die ewige Einheit; er forscht nach der Grundidee und sieht weit zurück in dem Gewebe der Dinge von einem Kreise die Stralen ausgehen, die auseinander laufen, bevor sie sich in weiten Durchmessern herniedersenken“. Von diesem kulturhistorischen Blick des „rückwärts gewandten“, im Spiegel der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft erkennenden Propheten zeugt neben mehreren anderen Gedichten Schillers aus dieser Periode insbesondere das 1798 gedichtete „Eleusische Fest“, zuerst unter dem Titel „Das Bürgerlied“ im Musenalmanach auf 1799 veröffentlicht, der Form nach als ein Hymnus gedacht, womit die Feier der Mysterien zu Eleusis eröffnet wurde. Sehr glücklich hat also hier der Dichter an dem griechischen

Kulturmythus von der Demeter seine Ideen von der civilisirenden Macht der Sitte entwickelt. Unzweifelhaft ist das Gedicht in bewußtem Gegensatz zu den Gewaltsamkeiten der französischen Revolution geschrieben. Dem zerstörerischen Thun derselben wird die Segen bringende, aufbauende Mission friedlicher Bildung entgegengehalten und durch den Mund der Kulturgöttin lässt Schiller den Völkern verkündigen, daß nur humane Sitte die menschliche Gesellschaft baue und frei und mächtig mache. Alle Momente der kulturgeschichtlichen Lyrik unseres Dichters fassten sich dann in der großartigen Komposition des Liedes von der Glocke zusammen. Das ist so eine jener Schöpfungen des Genius, welche in ihrer reinmenschlichen Schönheit alle guten Herzen unwiderstehlich ergreifen, und man darf dreist behaupten, daß uns Deutschen das Glockenlied in Fleisch und Blut übergegangen sei. Noch mehr: das Glockenlied ist das volksthümlichste Gedicht unserer, ja vielleicht der ganzen modernen Literatur geworden; denn bereits kommen uns seine Klangwellen wie ein vertrautes Echo aus der Fremde entgegen. Als Schiller dieses Lied schuf, stand er auf der Höhe seiner dichterischen Anschauung: sein philosophischer Idealismus hatte sich durch den Realismus des Lebens und der Geschichte substanzialisirt. Daher die wundersame Harmonie von Ideal und Wirklichkeit, welche das Gedicht kennzeichnet, wie die richtige Mischung der Metalle eine meisterlich gegossene Glocke. Die Form ist so glücklich, wie sie auch einem größten Meister nur selten aufgeht. Die dramatisch belebte Schilderung des Glockengusses umspannt wie ein kunstvoll gearbeiteter Rahmen das große und reiche Gemälde menschlichen Daseins. Zwanglos erweitert sich die Glockengießerwerkstatt zur Welt, zwanglos verknüpfen sich mit den Beziehungen des in innigsten Herzenslauten geschilderten privatlichen Lebens die des staatsbürgerlichen, dessen Zeichnung mit goldenen Weisheitslehren durchwoben ist, und in den Geschicken der Familie widerspiegeln sich die der Menschheit. Schiller hat diese edle Schöpfung lange in der Brust getragen. Wir wissen, daß das erste leise Tönen des Glockenliedes, freilich nur erst der Seele des Dichters vernehmbar, in den rudolstadter Sommer von 1788 fiel. An die wirkliche Ausführung des Werkes scheint er nicht früher als zu Anfang Juli's 1797 gegangen zu sein. Er meldete dies an Göthe und fügte bei: „Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist". Aus den Wochen wurden aber Jahre. Unterm 15. September schrieb er dem Freunde, daß er wegen Unwohlseins die Glocke habe liegen lassen müssen, und unterm 22. September äußerte er, daß ihm dieses nicht so ganz unlieb sei; denn „indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten". Göthe erwiderte hierauf unterm 14. Oktober: „Die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist" — und in der That blieb das Erz noch an zwei Jahre lang in Fluß und erst 1799, nach Beendigung des Wallenstein, gelang der Guß vollkommen. In die Oeffentlichkeit hinaus klang die Glocke zuerst im Herbste von 1799, denn das große Lied erschien in dem damals gedruckten schiller'schen Musenalmanach für 1800. Die Nation lauschte den Tönen

der Glocke alsbald mit Entzücken und es hatte also gar nichts zu sagen, daß in der nächsten Nähe des Dichters, in Jena selbst, die romantische Gesindelschaft, welche dannzumal daselbst ihr Wesen trieb, ihrem Hasse gegen Schiller, dessen sittliche und dichterische Größe sie erdrückte, auch bei dieser Gelegenheit Ausdruck gab, wenigstens im Stillen. Ein Mitglied dieser Gesindelschaft, die Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling, gar verschiedener Männer Frau und anderer Kebse, erhob sich zur ganzen Frechheit romantischer Ohnmacht und Neidhammelei, indem sie am 21. Oktober 1799 brieflich äußerte: „Ueber ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittags fast von den Stühlen gefallen vor Lachen; es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden".

Still, fast einsiedlerisch verlebte unser Dichter den Sommer 1797 und das folgende Jahr. In seinem Umgang entstand eine große Lücke durch den Wegzug Wilhelms von Humboldt, der 1797 Jena verließ und nach Paris ging, wo er, echtdeutsch, inmitten der Aufregungen einer beginnenden neuen politischen Weltordnung seine berühmte Abhandlung über Hermann und Dorothea schrieb, um an diesem Gedichte die Gesetze der epischen, ja der Poesie überhaupt zu entwickeln. Humboldts ruhige Herzlichkeit war ganz geeignet gewesen, die geselligen Beziehungen Schillers zu der jena'schen Gelehrtenwelt im Gange zu erhalten. Nun ein solcher Vermittler fehlte, vereinsamte der Dichter immer mehr und mehr. Er mochte an den mancherlei Wirrsalen und Händeln, welche damals die gelehrte Welt der alten Universitätsstadt zerrütteten, in keiner Weise theilnehmen. Die Glanzperiode Jena's neigte sich dem Ende zu, doch wurde der Verfall mit dem Weggange Fichte's (1799) nicht so groß, als man gefürchtet hatte. Es ist bekannt, daß der tapfere Philosoph ein Opfer des Rückschlags wurde, welchen die französische Revolution in der Stimmung der vornehmen Kreise herbeigeführt hatte, — nicht überall, aber doch an vielen Orten. Hier war die noch so eben gehätschelte Aufklärung plötzlich zu einem Schreckgespenst geworden, welches um jeden Preis hinweggemaßregelt werden sollte. Ein Aufsatz Fichte's „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung" in seinem gemeinsam mit Niethammer herausgegebenen philosophischen Journal bot der kursächsischen Regierung Veranlassung, die Zeitschrift zu konfisciren und an die Herzoge der ernestinischen Linie, als an die gemeinschaftlichen Erhalter der Universität Jena, das Ansinnen zu stellen, den Professor wegen Atheismus richten und bestrafen zu lassen. Wenn man weiß, wie freigesinnt Karl August von Weimar sein Lebenlang gewesen und mit welcher Entschiedenheit der treffliche Mann und Fürst noch wenige Tage vor seinem Tode, in einer Zeit allgemeiner Verfinsterung, gegen religiösen und politischen Obskurantismus sich ausgesprochen hat, — im Juni 1828 gegen Alexander von Humboldt in Berlin — so wird man es ganz natürlich finden, daß die weimar'sche Regierung gegen Fichte überhaupt nur vorfuhr, weil sie bei Gestalt der Sachen mußte. Ihr Beschluß war auch milde genug: der Philosoph sollte einen Verweis „wegen Unvorsichtigkeit" erhalten. Aber Fichte war nicht der Mann, einen Verweis hinzunehmen, wo er im Rechte zu sein meinte. Er glaubte — und dies allerdings nicht ohne Grund — in seiner Person die Sache der Gedanken- und

Lehrfreiheit angegriffen, beschloß demnach, nicht um eines Haares Breite nachzugeben, und forderte auf den Fall eines Verweises hin seinen Abschied. Dieser Forderung wurde entsprochen und Fichte wandte sich nach Berlin, welches damals nicht mehr das Berlin der Wöllner und Bischofswerder und noch nicht das Berlin der Kamptz und Schmalz war. Friedrich Wilhelm III., glücklich im Bunde mit jener hoch und mit Recht gefeierten Luise von Mecklenburg, welche mit ihren drei Schwestern, der Herzogin von Meiningen-Hildburghausen, der Fürstin von Solms und der Fürstin von Thurn und Taxis, das vierblätterige Kleeblatt von Prinzessinnen bildete, welches Jean Paul entzückte und ihn zu dem Ausspruch veranlasste, daß er „in die Nester der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufsteige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen“ — Friedrich Wilhelm III. war, noch nicht durch Unglück befangen und verdüstert, bei freilich nur sehr mäßigen Geistesgaben in der ersten Zeit seiner Regierung voll guten Willens, nicht im Sinne seines Vaters, sondern vielmehr im Sinne seines großen Großoheims den preußischen Staat zu verwalten, und es ist auch etwas von friedrich'schem Geist in der Art und Weise, wie der König die Bedenken zurückwies, welche gegen Fichte's Aufenthalt in Berlin sich erhoben hatten. Der Philosoph konnte unterm 10. Oktober 1799 aus der Hauptstadt Preußens an seine Frau schreiben: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geschehen, gesagt: „„Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts““.

Die größte Erfrischung kam in das zurückgezogene Leben, welches Schiller in den Jahren 1797—98 führte, durch den lebhaften Verkehr mit Göthe. Dieser trat im Juli 1797 eine Reise in die Schweiz an und verweilte im August mehrere Tage in Stuttgart, wo er sich im Umgange mit Dannecker und anderen Freunden Schillers sehr wohl fühlte, aber auch „im Bauche des römischen Kaisers ein schlimmstes Wanzenabenteuer zu bestehen hatte“. Unser Dichter, eben von einem heftigen Krankheitsanfall sich langsam erholend, schrieb unterm 7. September dem Freunde: „Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor sechszehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welche dieses Lokal mir zurückruft, mit unserem gegenwärtigen Verhältniß zusammendenke!“ Mit Beziehung darauf erwiederte Göthe aus Stäfa am Zürichsee unterm 25. September: „In Stuttgart war mir ganz wohl und behaglich. Ihrer ist viel und von vielen und immer aufs beste gedacht worden. Für uns beide, glaub ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen“. Aus Stäfa theilte er dem Freunde auch den Gedanken mit, die Sage vom Tell episch zu behandeln, und Schiller ermunterte ihn lebhaft dazu, weil — wie er am 30. Oktober schrieb — „aus diesem schönen Stoffe sich wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts öffnet, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut“. Nach Göthe's Heimkehr im November wurde zwischen beiden viel über die Reform des

Theaters verhandelt. Schiller regte die Idee an, die shakspeare'schen Stücke aus der englischen Geschichte für die Bühne zu bearbeiten, womit „eine neue Epoche eingeleitet werden könnte", und richtete sein Augenmerk auch auf die Oper, indem er der Ansicht war, daß „aus ihr wie aus den Chören des alten Bakchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte". Göthe meinte, daß diese Hoffnung durch den Don Juan eine bedeutende Stütze erhalten habe, beklagte aber zugleich, daß durch Mozarts Tod (5. December 1791) „alle Aussicht auf etwas Aehnliches vereitelt worden sei". Unterm 5. Januar 1798 berichtete Schiller dem Freunde, wie weit die Arbeit am Wallenstein vorgerückt sei, und bemerkte dazu: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren". Voll Herzlichkeit erwiederte Göthe: „Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an der vollen Giltigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte". Damals vertraute Schiller dem Freunde auch seinen Entschluß, nur noch historische Stoffe zu wählen, weil frei erfundene für ihn „eine Klippe" sein würden, da es „eine ganz andere Operation sei, das Realistische zu idealisiren als das Ideale zu realisiren". In die ernsthaften Erörterungen zwischen den beiden mischte sich dann und wann ein Scherz. So, wenn Schiller den Freund gar artig mystifizirte, indem er demselben ein idyllisches Gedicht Lotte's zugehen ließ, als von einem „neuen Poeten" herrührend, und sich seine Meinung darüber erbat. Schiller und Lotte haben gewiß herzlich mitsammen gelacht, als Göthe, nicht ahnend, wer der „neue Poet" sei, unterm 3. Februar gravitätisch zurückschrieb: „Die Idylle ist wirklich wieder eine sonderbare Erscheinung. Wieder ein beinahe weibliches Talent, hübsche jugendliche Ansichten der Welt, ein freundliches, ruhiges, sittliches Gefühl".... Am 1. März gelangte endlich durch Campe in Braunschweig das französische Bürgerdiplom an Schiller, welcher darüber an Göthe schrieb: „Daß ich als deutscher Publicist κατ' ἐξοχὴν darin erscheine, wird Sie hoffentlich auch belustigen". Als er einige Tage darauf das Eintreffen des Bürgerbriefes an Körner meldete, bemerkte er: „Zu dieser Ehrenbezeugung ist kürzlich noch eine andere gekommen, die mir ebenso wenig hilft. Unsere Höfe haben mir aus eigener Bewegung die Würde eines Professor ordinarius honorarius zugetheilt. Ich gewinne nichts dabei, indessen hat es mich doch gefreut, daß man

mir, ohne den geringsten Vortheil von mir zu haben oder zu hoffen, da ich schon viele Jahre lang nicht mehr lese, diese Aufmerksamkeit bewiesen hat". Körner meinte: „Die pariser Ehrenbezeugung will zu dieser Zeit nicht viel bedeuten. Das Komödiantenwesen dieser Menschen ist mir widerlich. Bei dem neuen Professortitel ist doch wenigstens ehrlicher deutscher Wille, der immer seinen Werth hat". Zu Ende des Mai kam Göthe herüber und verweilte beinahe einen Monat in Jena. Da erneuten sich frühere schöne Abendstunden am Steintisch in der Laube von Schillers Garten. Im September war er seinerseits bei dem Freunde in Weimar zu Besuch, den er kurz darauf wieder als seinen Gast bei sich begrüßte. Am 6. November verließ der Dichter seine Gartenwohnung, um das Winterquartier im griesbach'schen Haus in der Stadt zu beziehen, und so kam unter lebhaft zwischen Jena und Weimar hin und her gehenden Verhandelungen inbetreff der Aufführung des Wallenstein das Jahr 1799 heran.

Fünftes Kapitel.

Wallenstein.

Das französische und das deutsche Theater. — Iffland. — Kotzebue. — Versuch einer Reform. — Entstehungsgeschichte des Wallenstein. — Die wallenstein'sche Trilogie auf der weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — Fleck als Wallenstein. — Resultate. — Schiller und die Königin Luise von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakteristik des Wallenstein. — Die romantische Schule und ihr Verhältniß zu Schiller. — Schelling. — Novalis. — Die beiden Schlegel. — Tieck. — Ein Wort von Rahel Levin.

Die Geschichte des deutschen Theaters, welche wir im Verlauf unserer Darstellung mehrmals zu berühren hatten, ist zwar der Entwickelung der deutschen Kultur ganz analog; aber sie kann, zusammengehalten mit der des französischen, in besonders scharfer Weise den Unterschied zwischen unserem Bildungsgang und dem unserer westlichen Nachbarn veranschaulichen. Bei den Franzosen wird mit der strafferen Centralisation des Staatsmechanismus durch Richelieu auch das Bühnenwesen, wie die ganze höhere Kultur, zur Staatssache. Die französische Akademie beginnt ihre geistige Polizei zu üben und diese erstreckt sich auch auf das Theater. Eine Hofbühne entsteht, nach welcher sich die Provinzialbühnen als nach dem offiziellen Vorbild zu richten haben. Schritt für Schritt entwickelt sich mit der Hofetikette Ludwigs des Vierzehnten auch die theatralische Konvenienz. Das tragische Ceremoniell wie die komische Routine, das Kostüm, die Mimik, die Sprache, die Deklamation, alles gewinnt typische Formen und die gesetzmäßige Autorität dieser Formen wird um so größer und nachhaltiger, als ihre Monotonie und Geistlosigkeit durch die bedeutenden dichterischen Talente, welche sich ihrer bedienen, vergessen gemacht wird. Aber in der „klassischen" Gestalt, welche die Tragöden Corneille, Racine und Voltaire und der Komöde Molière dem französischen Drama gegeben, versteinert es und alle späteren Versuche, diesem Steingebilde wieder Leben einzuhauchen, missglücken. Es wurde auch hier der Fluch offenbar,

welcher dem Generalisiren anhaftet, der Sucht, alles unter eine Schablone zu bringen, und als in unseren Tagen die französischen Romantiker gegen die akademische Polizei sturmliefen und bei Gelegenheit dieser literarischen Emeute auch das erwähnte steinerne Götzenbild umstürzten, da wurde, wie man das ja an den Revolutionen der Franzosen überhaupt gewohnt ist, aus der dramatischen Umwälzung nur eine theatralische Orgie. Aus der klassischen Pedanterie fiel man in die romantische Anarchie. Umgekehrt ist unsere deutsche Bühne von einer Anarchie ausgegangen, welche sie allerdings bis auf den heutigen Tag noch lange nicht völlig überwunden hat. Der Mangel an einem Centralhof und an einer tonangebenden Hauptstadt bewahrte unser Theater, wie unsere Literatur, vor einer akademischen Klassik; allein auf der andern Seite hatte die Abwesenheit einer durchgebildeten Konvenienz in Theaterdingen eine Menge von Uebelständen zur Folge. Dem deutschen Individualismus war bis zur Maßlosigkeit Raum gegeben. Nirgends ein fester Anhaltspunkt, nirgends ein Achtung gebietendes Gesetz, nirgends allgemein giltige Normen. Man müßte unsere Wanderbühnen auf ihren Zügen verfolgen, wollte man sich die Entwickelung des deutschen Theaters in ihrer ganzen Buntscheckigkeit vergegenwärtigen. Jeder Kritiker theoretisirte, jeder Poet dramatisirte, jeder Theaterdirektor praktizirte ganz auf eigene Hand. Auch Gottscheds gallomanische Maßregelung der deutschen Bühne war nur das Privatunternehmen eines Stubengelehrten. Lessing gab seinem Lande als Kritiker eine Dramaturgie und schuf ihm als Dichter ein Drama. Aber er war weit entfernt an eine durchschlagende Wirkung seiner Riesenarbeit zu glauben; sonst hätte er nicht, als er den Nathan veröffentlichte, in der Vorrede gesagt: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte". Da und dort tauchten aus dem Schauspielerhaufen Männer auf, welche Leben und Genie an die Verwirklichung ihrer höheren Ansicht von der Schauspielkunst setzten und auch wirklich vereinzelte Erfolge errangen. So ein Ackermann, ein Eckhof, ein Schröder, welche bei allen Koncessionen, die sie dem ungebildeten Geschmack des Publikums machen mußten, doch mächtig dazu beigetragen haben, unsere Bühne aus der Sphäre eines rohen Naturalismus allmälig in die der Kunst herüberzurücken. Die Entstehung des „Nationaltheater" in Mannheim, in Wien und anderwärts, in so geringem Maße auch anfangs ihrem stolzen Namen die Wirksamkeit dieser Anstalten entsprechen mochte, sicherte doch der Schauspielkunst den festen Boden, dessen sie zu ihrem Gedeihen bedarf, und ermöglichte die Bildung von Schauspielerschulen, in welchen allmälig die theatralische Tradition sich reinigen und zu künstlerischen Anschauungen sich hinaufbilden konnte.

Leider war nun aber unsere dramatische Dichtung ihrerseits noch keineswegs zu einer Entwickelungsstufe gelangt, auf welcher sie klar und bestimmend in die Gestaltung des Theaters hätte eingreifen können. Der Widerwille gegen den französischen Regelnzwang hatte zum entgegenstehenden Extrem der Regellosigkeit geführt. Die blinde Nachahmung Shakspeare's stiftete auch mehr Unheil als Gutes. Die dramatischen Erstlinge Göthe's und Schillers ihrerseits zogen eine ganze Generation von ungeschlachten Ritter- und Räuberstücken hinter sich her und dem nachäffenden Unverstande war es nicht um Poesie, sondern nur um grobe Spektakelei

zu thun. Bei der Verwilderung, in welche der Geschmack des Publikums durch solche Monstrositäten zurückgeworfen worden war, begreift es sich, daß Schiller nur mit einer Art Grauen auf die Räuber, auf Fiesco, auf Kabale und Liebe, ja selbst auf Don Carlos zurückblickte. Es war übrigens ganz natürlich, daß bei der langjährigen Abwendung der beiden großen Dichter von der Bühne die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit daselbst freien Spielraum zu breitester Entfaltung gewonnen hatte. Man konnte zwar nicht eben viel dagegen einwenden, wenn ein Iffland durch seine „Jäger" dem Wohlgefallen der Deutschen an Familienstücken einen gewissermaßen klassischen Ausdruck gegeben hatte; allein diese Richtung war in ihrem ungehemmten Verlaufe zu einer breiherzigen, alle sittlichen und künstlerischen Begriffe verwirrenden Rührseligkeit geworden, die mit der wahren Kunst zugleich auch die wahre Moral von unserer Bühne wegschwemmte. Der Prophet dieser falschen Sentimentalität, der Handhaber einer Dramatik, welche den Familienjammer mit dem spektakelnden Lärm der Ritter-, Räuber- und Staatsaktionen-Romantik verquickte, war August Kotzebue, der 1761 zu Weimar geborene Barnum der deutschen Literatur. Dieser Mann war ohne Frage mit einem glänzenden Talent begabt, besonders für das Lustspiel, aber als ein Mensch ohne alle sittliche Basis, ohne alles künstlerische Gewissen hat er es auch als Lustspielschreiber nur zur geschickten Inscenesetzung von Zoten gebracht. Er war, bei dem Einfluß, welchen das Theater damals übte, eine Macht und so mag es gestattet sein, hier episodisch das Bild seiner persönlichen Erscheinung zu geben, wie es zwei sehr verschieden gearteten Zeitgenossen sich darstellte. Im Januar 1798 schrieb Jean Paul aus Leipzig an Otto: „Kotzebue hat mich besucht. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge. Auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhacken". Im Januar 1813 sah Ernst Moritz Arndt den vielberufenen Mann in Königsberg. „Er machte — schreibt Arndt — einen sehr gemeinen Eindruck, eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wenigstens für einen feingeschliffenen, etwas höfischen und höfelnden Mann. Aber den Vornehmen und Zierlichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen, und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Faunisches". Dieses Bild des Menschen Kotzebue ist zugleich auch das des Schriftstellers.

Erwägt man, daß Göthe und Schiller es unternahmen, der von Kotzebue mit rastloser Betriebsamkeit dem vornehmen und geringen Pöbel genehm gemachten Richtung gegenüber, welche in plumpster Weise darauf ausging, die „Stimme der Natur" vernehmen zu lassen, und diesen „Naturlauten" die raffinirteste Unnatur zugesellte, einer Richtung gegenüber, welche in Ernst und Scherz nur an die gemeinen Instinkte und Affekte des großen Haufens appellirte und demnach höchst populär war — ich sage, erwägt man, daß die beiden Freunde, seit Göthe die Leitung der weimarer Bühne übernommen und Schiller dem Drama wieder schöpferisch

sich zugewandt hatte, es unternahmen, dieser rohrealistischen Bühne eine idealistische entgegenzustellen und von den Brettern derselben herab die Kunstanschauung zu verkündigen, zu welcher sie selbst nur langsam und mühevoll gelangt waren, so wird man diesem Unternehmen Muth und Kühnheit nicht absprechen. Sie vermieden hierbei, wie wir sehen werden, Irrthümer und Missgriffe keineswegs und waren bei Gestalt der Sachen solche auch gar nicht zu vermeiden. Aber wenn man den beiden vorgeworfen hat, sie hätten bei ihren dramaturgischen Bestrebungen die realen Verhältnisse nicht hinlänglich berücksichtigt, so vergaß man, daß eben der Versuch gemacht werden mußte, mit diesen realen Verhältnissen entschieden zu brechen, wenn man nicht die Bühne überhaupt rettungslos den Kotzebue und Konsorten überlassen wollte. Das konnte aber insbesondere Schiller nicht wollen, nachdem er sich endlich fest für die dramatische Poesie entschieden, er, welcher schon als Jüngling mit Begeisterung die Bühne als eine sittliche Anstalt begriffen hatte und, ein gereifter Mann, sie jetzt zur Würde eines nationalen Erziehungsmittels erheben wollte. Die Anfänge des Repertoriums einer idealistischen Bühne waren gegeben, theilweise in Schillers Don Carlos, mehr noch in Göthe's Iphigenie und Tasso. Es handelte sich nur darum, mittels eines überwältigenden Eindrucks das Publikum für eine Dramatik zu gewinnen, welche dem künstlerischen Schönheitsideal entsprach. Das unternahm Schiller mit seinem Wallenstein, und daß er es nicht ohne Erfolg unternahm, wird niemand leugnen wollen.

Der Wallenstein, unbestritten die Krone der deutschen tragischen Kunst, ein Werk, so groß, daß, wie Göthe am 23. Juli 1827 zum Eckermann sagte, „in seiner Art zum zweitenmal nichts Aehnliches vorhanden ist“, — war die Schöpfung vieler Jahre, während welcher die große Arbeit unter vielem Schwanken, unter wechselnden Stimmungen langsam vorrückte und aus dem anfangs beabsichtigten einen Stücke zur Trilogie sich erweiterte. Die Anfänge des Unternehmens sind uns schon früheren Ortes begegnet. Nach der Rückkehr des Dichters aus Schwaben ruhte es ganz, und als Schiller zu Ende des Jahres 1795 wieder die dichterische und dramatische Stimmung gefunden hatte, schien er dem Problem der Malteser, welches bekanntlich Problem geblieben ist, vor dem des Wallenstein den Vorzug geben zu wollen. Erst vom Frühling 1796 an lässt sich die Entstehungsgeschichte von unseres Dichters größtem Werke wieder mit Bestimmtheit verfolgen. Unterm 21. März schrieb er an Körner, daß er sich nun endlich ernstlich für den Wallenstein bestimmt habe und mit großer Freude und ziemlich viel Muth „an diese neue Art von Leben“ gehe. Von seiner alten Art und Kunst könne er freilich dabei wenig brauchen; aber er hoffe, in der neuen schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen, und, wenn auch lange nicht das, was er von sich fordere, so doch mehr zu erreichen als er früher in diesem Fache geleistet hätte. Im November bemerkte er gegen Göthe, er habe in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen; aber je mehr er seine Ideen über die Form rektifizire, desto ungeheurer erscheine ihm die zu beherrschende Masse und ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich fortfahren können. Göthe erwiederte ermuthigend, der Glaube des Freundes an die Möglichkeit der Vollendung des Wallenstein sei ihm höchst angenehm; denn „nach dem tollen Wagestück mit

den Xenien müssen wir uns großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln". Schiller gab dem Freunde unterm 28. November die Beruhigung, daß es mit dem Wallenstein zwar langsam, aber doch vorwärts ginge; indessen schrieb er an demselben Tage an Körner, das „unglückselige Werk liege noch endlos und formlos vor ihm da" und nur seine beharrliche Neigung für die Arbeit ließe ihm die Hoffnung eines günstigen Erfolges. Zugleich hob er eine Hauptschwierigkeit hervor, indem er sagte: „Die Basis, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebensowenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel und darf es nicht sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder". Noch im December 1796 ist er entschlossen, das Werk in Prosa zu schreiben, aus Furcht, „in seine ehemalige rhetorische Manier zu fallen". Zu Anfang des Jahres 1797 schreibt er, durch Kranksein am Weiterarbeiten verhindert, an Körner: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken und ich sehe manchmal das Ende nicht". Nachdem er im Herbste den Musenalmanach auf das folgende Jahr hinter sich hatte, konnte er sich wieder mit ganzer Seele der Tragödie zuwenden, deren Prosagewand jetzt mit dem rhythmischen vertauscht wurde. Denn er hatte, wie er unterm 24. November gegen Göthe äußerte, inzwischen die Ueberzeugung gewonnen, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst die äußere, zusammenhängen. Der Rhythmus leiste bei einer dramatischen Produktion außerdem noch das Große und Bedeutende, „daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt und sie trotz ihres inneren Unterschiedes in einer Form ausführt," dadurch den Dichter und seine Leser nöthigt, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriffe des Poetischen vereinigen und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden". Uebereinstimmend damit hatte er einige Tage zuvor gegen Körner geäußert, daß es unmöglich sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben, und daß der Wallenstein erst in der neuen (rhythmischen) Gestalt eine Tragödie genannt werden könne. Göthe billigte die mit dem Stücke vorgenommene Veränderung lebhaft und meinte, überhaupt sollte alles Poetische rhythmisch behandelt werden, und wenn man in Deutschland eine sogenannte poetische Prosa eingeführt habe, so sei das gerade, als wenn sich jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu lösen suchte. Unterm 1. December beklagte sich Schiller gegen

Göthe, daß ihm der Wallenstein „fast zu arg anschwelle“, weil die Jamben „eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt“ — und hierauf deutete der Freund das Auskunftsmittel an, aus dem einen Stück „einen Cyklus von Stücken zu machen“, worauf unser Dichter bekanntlich eingegangen ist, indem er sein Werk zu einer Trilogie (Wallensteins Lager — Die Piccolomini — Wallensteins Tod) organisch gegliedert hat. Vom 8. December existirt eine Aeußerung Schillers, welche zeigt, mit was für Schmerzen die hohe Vollendung des großen Gedichts erkauft wurde. Er schrieb da an Göthe: „Das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicher Weise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen“.

Gegen das Frühjahr von 1798 hin war das Stück so recht „in Gang gekommen“ und zu Anfang des März waren „drei Viertel der ganzen Arbeit absolvirt“. Schiller und Göthe wünschten sehr, daß Schröder zur Uebernahme der Rolle des Wallenstein nach Weimar käme, was sich aber nicht machen lassen wollte. Im Juni kam Göthe auf mehrere Tage zu dem Freunde herüber und es wurde, nach gewohnter Art, zwischen den beiden lebhaft über den Wallenstein verhandelt. Ueberhaupt ist es höchst belehrend, zu erfahren, mit welcher allseitigen Gewissenhaftigkeit unser Dichter bei Schaffung seines großen Werkes verfuhr. Man ersieht aus dem ganzen Gange der Arbeit recht deutlich, daß Kunstwerke nicht nur so „hingeschleudert“, nicht nur so aus dem Nichts hervorgezaubert werden und daß gerade das Genie mit der größten Sorgfalt verfährt. Schiller ließ sich's nicht verdrießen, überall Belehrung zu suchen, wo er solche zu finden hoffen konnte. Als ihn im Juli 1798 der Bruder seines Schwagers, der nachmalige preußische General Ludwig von Wolzogen besuchte, besprach er mit dem Gaste die kriegswissenschaftlichen Momente im Wallenstein. „Er verlangte — erzählt in seinen Denkwürdigkeiten der General — ich sollte ihm ein treues Bild von einer Schlacht im dreißigjährigen Kriege liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne. Als ich ihm aber mit Karthaunen, Kolubrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „„Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Scene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechnet ist, mit so viel Knall und Dampf erfüllen soll? Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyts Ende berichtet““. Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen möchte und jeden Tag brachte ich ein neues Projekt dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. „„Ich hab's — sagte er — Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassierregiments des Todes Opfer werden!““ — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die wir heute alle mit Bewunderung lesen“. In der ersten Hälfte des Septembers war

Schiller bei Göthe in Weimar und stärkte sich an dem herzlichen Beifall des Freundes zur Vollendung seiner Tragödie. Unmittelbar nach seiner Heimkehr schrieb er den Prolog, an welchem der Freund „eine sehr große Freude“ hatte. Zugleich sandte er unserem Dichter den Abraham a Santa Klara, damit dieser alte Humorist ihn „zu der Kapuzinerpredigt begeistere“. Die prächtige Kapuzinade wurde denn auch im Oktober geschrieben und im November ging der Dichter an den „poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Theil des Wallenstein“, an die Liebesepisode von Max und Thekla. Wenn er dann unterm 30. November an Göthe meldete, daß er „den Wallenstein zum erstenmal in die Welt ausfliegen lassen und an Iffland — welcher 1796 als Direktor des Theaters nach Berlin berufen worden — geschickt habe“, so sind darunter nur Wallensteins Lager und die Piccolomini zu verstehen. Denn die ganze Tragödie wurde mit „Wallensteins Tod“ erst im Frühling 1799 abgeschlossen. Damals, am 19. März, schrieb er an Göthe: „Ich habe mich lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so wünschte, — meines Werkes los zu sein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als bei der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich besinnungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe“. Der Brief, womit Körner unterm 31. März die wenige Tage zuvor geschehene Zusendung einer Abschrift des Werkes beantwortete, war wohl geeignet, den Dichter von der Möglichkeit, „wieder etwas hervorbringen zu können“, zu überführen. „Ich hätte dir gewünscht, den Eindruck zu sehen, den dein Werk auf mich gemacht hat — schrieb der Freund. Es ist ein Erfolg, der dir, das weiß ich, nicht gleichgiltig ist. Nur soviel lass' mich dir sagen, daß ich mich wieder ganz verjüngt und in die schönen Tage unseres ehemaligen Beisammenseins versetzt fühle. Ich erwartete viel Kunst vom Wallenstein, aber fürchtete eben deßhalb eine gewisse Kälte. Destomehr wurde ich durch das jugendlich frische Leben überrascht, das in dem ganzen Werke athmet“.

Noch bevor die ganze Trilogie zum Abschlusse gediehen war, hatten die beiden ersten Theile die „Feuerprobe der Lampen“ bestanden. Das weimarer Theatergebäude war unter der Leitung des beim neuen Schloßbau angestellten stuttgarter Architekten Thouret umgebaut worden und im Herbste 1798 stand es fertig da. Der heitere Sal, mit einem auf Säulen ruhenden Balkon, sollte mit Wallensteins Lager zum Musendienst eingeweiht werden. Die Hofschauspielertruppe war aus Lauchstädt, wo sie sommerlang spielte, zurückgekehrt, und der Dichter aus Jena herübergekommen, um beim Einstudiren der Rollen gegenwärtig zu sein. Gemeinschaftlich mit ihm leitete Göthe die Proben. Der Freund, welcher für die äußere Anordnung eines Drama's, für Gruppirung und Scenerie ein mehr künstlerisch geübtes Auge besaß als Schiller, ließ sich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme die Zurüstungen angelegen sein und wir wissen von ihm selbst, wie energisch er bei dieser Gelegenheit hemmende Schauspielerlaunen beseitigte. Am Abend des 12. Oktober ging das Lager in Scene. Die Aufführung übertraf alle Erwartungen.

Der neue, freundliche, hell beleuchtete Raum war mit Zuschauern angefüllt, die theils aus der Stadt theils aus der Umgegend dem festlichen Spiele zugeeilt waren. Gespannt lauschte die Versammlung dem Prolog, welcher sie auf den richtigen Standpunkt stellte. Vohs sprach denselben in dem Kostüm, welches er später als Max Piccolomini trug. Die Darstellung des Stückes selbst ging vortrefflich: sie war ein harmonisch gerundetes Ganzes, wo jeder Schauspieler je nach dem Charakter seiner Rolle verständig hervortrat oder bescheiden sich unterordnete. Genast trug als Kapuziner den Preis davon. Die lebhaft angeregte Spannung des Publikums auf die Fortsetzung des Stückes, — welche Spannung sich dadurch nicht irren ließ, daß Wieland (!) das Lager „unmoralisch“ fand, Jean Paul über die Aufführung verdrüßlich und der grämliche Herder vor Aerger über „die sittlichen und ästhetischen Fehler“ des Stückes gar krank wurde — mußte sich länger als drei Monate gedulden, denn erst am 30. Januar 1799 betraten die Piccolomini die Bretter. Die Vorbereitungen wurden fast mit der Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit betrieben, denn auch der Herzog nahm den größten Antheil an dem Gelingen des Werkes und für Schiller und Göthe war es ja alles Ernstes eine Art Staatsaktion, da es sich dabei um den Sieg des idealistischen Drama's handelte. Schiller kam schon am 2. Januar mit seiner ganzen Familie nach Weimar, wo er fünf volle Wochen blieb. Mit unendlicher Geduld und Sorgfalt leiteten die beiden Freunde die Proben und so überwanden sie zuletzt unter anderen Schwierigkeiten auch diese, den des Rhythmus ganz entwöhnten Schauspielern einen richtigen Vortrag der Jamben begreiflich zu machen. Endlich kam der entscheidende Abend. Aus der Nähe und Ferne, zumal aus Jena und Erfurt, waren Zuschauer herbeigeströmt, so viele das Haus nur immer fassen konnte. Als Thekla glänzte Fräulein Jagemann, als Max Vohs und den Wallenstein agirte vortrefflich Graff, welcher sich im Greisenalter mit dankbarer Rührung daran erinnert hat, daß Schiller selbst ihn den Helden spielen gelehrt habe. Für die ruhigen Beobachter, deren es unter den Zuschauern freilich nur sehr wenige gegeben habe, sei es ein eigener Genuß gewesen, das übervolle Parterre zu überblicken — sagt ein Augenzeuge der Aufführung, dessen Bericht wir hier folgen. „Da saßen ihrer viele mit freudetrunkenen Augen, die bei den wunderschönen lyrischen Stellen, aus denen das liebende, ahnende Gemüth des Dichters sprach und worin die Großheit seiner Ideen und die üppige Fülle seiner Phantasie so glänzend erschien, nur durch Gebärden ihr Entzücken ausdrücken konnten; das Herz war ihnen zu voll, als daß sie ihren Empfindungen hätten Worte geben können. Dann traf es sich wieder, daß einige, denen man einen gebildeten Verstand nicht absprechen konnte, kalt blieben oder allerlei Ausstellungen machten, wogegen andere, die man unter die Ungebildeten zählte, gerade mit am lebhaftesten ergriffen und von der Macht der Poesie, die sie fühlten ohne sie sich deutlich machen zu können, fortgerissen wurden. Schiller selbst war hochvergnügt und in seiner Freude, die er den Schauspielern wiederholt kundgab, fügte er zu dem Mahle im zweiten Akt noch einige Flaschen Champagner hinzu, die er selbst unter dem Mantel auf das Theater trug“. Ein Vierteljahr später, am 20. April, erschien Wallensteins Tod auf der Bühne und der Dichter konnte unterm 8. Mai an Körner berichten, die Wirkung sei eine außerordentliche ge-

wesen und habe auch die „Unempfänglichsten“ mitfortgerissen. Es sei darüber nur eine Stimme gewesen und in den nächsten acht Tagen sei von anderem gar nicht gesprochen worden. Könnte Schillers Wahrhaftigkeit auch nur einem leisesten Zweifel unterliegen, so müßte dieser schwinden bei den Worten, womit eine Augenzeugin, Frau Amalie von Voigt, in ihren Erinnerungen über die Wirkung der großen Dichtung sich ausspricht. Wir Nachgeborenen müssen unsere Phantasie ordentlich anstrengen, um den Enthusiasmus, welchen der Wallenstein hervorrief, in seinem ganzen Umfange zu verstehen. „Nach den ersten Vorstellungen — sagt die genannte Dame — begriff man gar nicht, wie man an etwas anderes als an das Schicksal von Max und Thekla, dem die heißesten Thränen flossen, denken könne, sogar essen wolle!“ Iffland beeilte sich, dem Vorgang Weimars nachzufolgen. Schon am 18. Februar 1799 gingen die Piccolomini, schon am 17. Mai ging Wallensteins Tod auf dem berliner Hoftheater in Scene. Fleck machte hier aus der Titelrolle seine vielleicht größte Meisterschöpfung. Mit raschem Griff hatte sich, Tiecks Zeugniß zufolge, der große Mime des ganzen Umfangs der an Gegensätzen so reichen Aufgabe bemächtigt. Der ungestüme dämonische Trieb der Herrschsucht Wallensteins und die in sich versinkende Grübelei, die soldatische Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freunde äußerten sich durchaus natürlich als Eigenschaften einer geschlossenen Persönlichkeit, welche aber erst in dem unerschütterlichen Glauben an den geheimnißvollen Schutz der Sterne ihren Schwerpunkt fand. Dies Moment habe Fleck auf so eindringliche Weise hervorgehoben, daß die ganze finstere Heldengestalt wie von unsichtbarer Macht getragen, wie von magisch anziehendem Grauen umgeben schien. Im Laufe des Sommers wurde der Wallenstein in Anwesenheit des Königs und der Königin von Preußen zu Weimar wiederum „mit großer Wirkung“ aufgeführt. Der Dichter ward bei dieser Gelegenheit dem königlichen Paare vorgestellt und hatte Ursache, die Anmuth und das Wohlwollen zu rühmen, womit die schöne Königin ihn empfing, sowie das Gefühl und den Geist, womit sie in den Sinn seiner Werke einging. Diese Begegnung sollte auch, wie wir sehen werden, nicht ohne weitere günstige Folgen bleiben. Die Herzogin Luise von Weimar ihrerseits, seit lange unserem Dichter wohlgeneigt, ließ ihm zum Zeichen ihres Beifalls ein schwer und reich aus Silber gearbeitetes Kaffeegeräthe — Kaffee war ja das Lieblingsgetränk Schillers — auf den Schreibtisch stellen. Der Geist des alten Feldherrn führte sich auch als würdiges Gespenst auf, indem er Schätze heben half, wie Schiller unterm 27. August scherzend an Göthe schrieb, den Empfang des Theaterhonorars für den Wallenstein bescheinigend. Er hatte dasselbe, wie ich aus seinem Brief an Göthe am 18. December 1798 schließe, auf 60 Dukaten festgestellt; da er aber in ersterem Schreiben von einem „schweren Paket“ und von einem „Geldstrom“ spricht, welchen der Freund „in seine Besitzungen“ geleitet habe, so ist anzunehmen, daß die Erwerbung des Wallenstein für die herzoglichen Bühnen in Weimar und Lauchstädt für den Dichter einträglicher gewesen sei. Iffland hatte kein Bedenken getragen, an Schiller für den Wallenstein, und zwar noch bevor der Erfolg des Stückes in Weimar entschieden war, das für jene Zeit ganz außerordentlich hohe Bühnenhonorar von 60 Friedrichsd'or zu bezahlen. Im Sommer 1800 kam die Tragödie, in Cotta's

Verlag erschienen, gedruckt ins Publikum. Der Erfolg muß als ein bis dahin in Deutschland geradezu unerhörter bezeichnet werden, denn schon im Herbste war die erste Auflage von vierthalbtausend Exemplaren vergriffen. Freund Körner machte deßhalb auch den Dichter darauf aufmerksam, künftig bei Geschäften mit Buchhändlern mehr als bisher auf den eigenen Vortheil bedacht zu sein, und so setzte Schiller gegenüber von Cotta das Honorar für jedes seiner künftigen Stücke auf 300 Dukaten fest. Zur nämlichen Zeit erhielt er Beweise, daß auch in der Fremde sein Ruhm bedeutend gewachsen. Der französische Exminister Narbonne wollte den Wallenstein ins Französische übersetzen und aus England, wo vom Fiesco und von Kabale und Liebe schon 1795, vom Don Carlos 1796 Uebersetzungen erschienen waren, kam ihm der buchhändlerische Antrag, ihm jedes neue Drama mit 60 Pfund zu honoriren, unter der Bedingung, daß die englische Uebersetzung vierzehn Tage früher erscheinen dürfe als das deutsche Original.

Wer „unverwirrt durch der Parteien Haß und Gunst", welche beide dem Wallenstein Schillers in reichem Maße zu Theil geworden, an das Gedicht herantritt, wird, auch bei dem Gefühl der Mängel desselben, im ganzen einen durchaus großartigen Eindruck empfangen. Es ist wahr, man hat anscheinend nicht ohne Grund gesagt, der Dichter habe, hierin zu sehr dem Einflusse Humboldts nachgebend, eine subjektive Schicksalsidee in sein Thema „hineingekünstelt", welche das Stück mehr erdrücke als belebe. Aber es dürfte doch nicht schwer sein, nachzuweisen, daß auch an der historischen Gestalt Wallensteins ein geheimnißvoll dämonischer Zug haftet, welcher wohl dazu leiten konnte, hier die griechische Vorstellung von der Macht des Schicksals wirksam zu glauben und wirkend zu zeigen. Und so *wird* sie gezeigt. Denn bei näherem Zusehen erkennt man sofort, daß im Wallenstein das Schicksal keineswegs nur, wie Hoffmeister und andere meinten, als ein abstraktes Ding erscheine, welches hinter den Kulissen sein Wesen treibe. Nein, die Schicksalsidee ist in die Charaktere des Stückes eingegangen und in dem Getriebe ihrer Leidenschaften und Strebungen zu handelnder Realität herausgearbeitet. Was ist überhaupt die Schicksalsidee in ihrer Wahrheit? Doch nichts anderes als die zum Begriff erhobene Erfahrung, daß der Mensch, wenn er mit selbstsüchtiger Eigenmächtigkeit die Schranken des ewigen Sittengesetzes missachtet, an denselben zu Grunde geht. Dieser Konflikt ist auch das Grundmotiv des Wallenstein. Der Held erhebt sich zum Idealismus, aber seine egoistisch unreinen Mittel setzen sein Handeln zu seinem idealen Wollen in einen Widerspruch, welcher ihn erdrückt. Der Idealismus wird sich selber untreu und deßhalb unterliegt er der gemeinen Wirklichkeit. Hier liegt der tragische Knoten des Stückes und er ist von dem Dichter so kunstvoll geschürzt worden, daß der Wallenstein aller scheinbar subjektiven Schicksalfärbung ungeachtet in der That das ist, wofür Schiller ihn angesehen wissen wollte, ein großes, objektives Zeit- und Charaktergemälde. Mit Recht hat Ruge auf die plastische Vollendung des sprachlichen Ausdrucks aufmerksam gemacht, welcher nicht nur die ganze Schrecklichkeit des dreißigjährigen Krieges widerspiegelt, sondern auch mit höchst glücklichem Takt am rechten Orte das entartete Deutsch und selbst den Kurialstil jener Zeit wirksam andeutet. Die Liebesepisode von Max und Thekla — schon beim Erscheinen der Tragödie und heute

noch das Entzücken der besseren Jugend und namentlich der Frauen — bot den Gegnern unseres Dichters den meisten Stoff zum Tadel. Selbst eine Rahel Levin fand, Thekla sei „ganz und gar nur die tragische Gurli"; aber man muß nicht vergessen, daß die hohe Geistesklarheit dieser Frau öfter als billig durch die Voreingenommenheiten ihrer Freunde, der Romantiker, getrübt wurde. Für Schiller war, wie wir sahen, die Episode von Max und Thekla der „poetisch wichtigste" Theil des Stückes. Ich möchte sagen, er habe sich bei Schaffung derselben, wo er ganz dem Drange seines Idealismus folgen konnte, von dem Realismus erholen wollen, welchen ihm der Wallenstein auferlegte. Deßhalb sind denn Max und Thekla — eine schöne, wenn auch halbmystische Definition der Poesie hier anzuwenden — ja, die beiden sind „sichtbare Bilder von unsichtbaren Naturen" und so, wie sie sind, werden sie für alle Zeit als Verkörperung des deutschen Liebesideals dastehen. Und noch mehr, sie lassen sich auch historisch rechtfertigen, wenn ich recht erwäge. Wer die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß gerade in der ungeheuren Trübsal des dreißigjährigen Krieges eine idealisch-sehnsüchtige Stimmung in den Gemüthern erwachte, welche in den Liebesgedichten der ersten und mehr noch der zweiten schlesischen Dichterschule eine allerdings vorherrschend lascive, mitunter aber auch eine ganz platonisch-sentimentalische Färbung annahm. Damit ist bewiesen, daß auch zu jener Zeit Liebende so fühlen konnten und wirklich so fühlten wie Max und Thekla, und wenn auch keineswegs behauptet werden soll, Schiller habe diese geschichtlich nachweisbare Stimmung mit Bewußtsein wiedergeben wollen, so ist doch gewiß, daß sein poetischer Instinkt auch hier das Richtige weit besser getroffen habe, als die Unkenntniß zugeben wollte. Endlich ist das Prophetische im Wallenstein vom höchsten Belang. In seiner Tragödie entrollte der Dichter eine Zeit, wo „auf des Degens Spitze die Welt ruhte" und, wie auch damals, an des 18. Jahrhunderts „ernstem Ende", um „der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen". Beim Schauen und Lesen des großen Werkes ist uns immer, als erhebe sich hinter der Gestalt Wallensteins die Napoleons, welcher, während das Gedicht seiner Vollendung zuschritt, gerade seinen abenteuerlichen Feldzug in Aegypten und Syrien machte, um dann, wenige Monate nach dem Erscheinen des Wallenstein auf der Bühne, durch den Gewaltstreich vom 18. Brumaire sich zum Herrn von Frankreich aufzuschwingen. Der Wallenstein ist im einzelnen und ganzen voll von Ahnung dessen, was Europa bevorstand, — eine Zeit voll Kriegstumult, eine Periode der Säbelherrschaft. Ja, den „großen Geschicken" schritten in Schillers Tragödie „ihre Geister" voraus und mit dem Hellblick des Sehers zeigte der Dichter seinen Zeitgenossen in dem „Heute" schon das „Morgen".

Der ästhetischen Kritik kommt es zu, ein Werk von der Bedeutung des Wallenstein einlässlicher zu analysiren. Die Biographie kann sich begnügen, an die Hauptgesichtspunkte erinnert zu haben, von welchen die Beurtheilung ausgehen muß. Dagegen liegt ihr ob, die Eindrücke zu verzeichnen, welche die Zeitgenossen des Dichters von seinen Werken empfingen. Inbetreff des Wallenstein ist in dieser Richtung oben schon manches beigebracht worden und dem dort Gesagten füge ich hier noch bei, daß, wer erfahren will, wie die Tragödie auf Schillers Freunde wirkte,

welche zugleich Kenner waren, die ausführlichen Briefe nachlesen muß, welche Körner unterm 9. April 1798 und unterm 16. Januar 1800 an den Dichter schrieb. Hier ist gehaltvolle Würdigung, ohne eine Spur von Schönthuerei. Aber es fehlte der großartigen Schöpfung auch nicht an Tadlern, welche sich eifrigst bemühten, Fehler zu finden und, wo keine zu finden waren, zu erfinden. Wie schon angedeutet wurde, gingen diese Bemängelungen von der Klike der Romantiker aus und es ist komisch mitanzusehen, wie sich ein Mitglied derselben, Steffens, in seiner Schilderung von der Wirkung der Tragödie dreht und windet, um der romantischen Losung gemäß möglichst zu vertuschen, daß auch ihm diese Wirkung doch in ihrer ganzen Größe sich fühlbar gemacht habe. Da wir aber einmal auf die romantische Schule zu sprechen gekommen, so ist es nicht nur passend, sondern geboten, näher auf den Gegenstand einzutreten.

Bereits ist, bei Erwähnung Jean Pauls und Fichte's, die Wendung unserer Literatur von der Klassik zur Romantik signalisirt worden. Zu den beiden genannten Initiatoren einer neuen Schule gesellte sich als dritter Schelling, welcher in seiner produktiven Periode die Grundlinien eines naturphilosophischen Systems gezogen hat. In diesem ging das Ideale aus dem Realen hervor und vergeistigte die Natur sich zum Gedanken: — die Natur ist der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur. Diese Einheit des Geistigen und Körperlichen ist das Absolute, welches sich in dem allumfassenden Leben der Natur als ein durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte nach einem allgemeinen Gesetze der Polarität sich bildendes Princip offenbart, im subjektiven Bewußtsein des Menschen aber zu sich selber kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daseins ebenso viele Sprossen sind, auf welchen der Geist zu seiner Freiheit und zum Wissen von sich emporsteigt. Es ist bekannt, wie anregend die schelling'sche Philosophie auf die naturwissenschaftlichen Studien eingewirkt, aber auch, wie sehr sie der Phantasterei Thür und Thor geöffnet hat. Es bedurfte nur der frühreifen, hektisch aufgereizten Genialität eines Novalis, um aus der wunderlichen Verquickung der fichte'schen Lehre vom Ich mit der schelling'schen Lehre vom Absoluten die seltsamsten Resultate zu gewinnen. Novalis, der eigentliche Prophet der Romantik, d. h., einen göthe'schen Ausdruck zu gebrauchen, der „altneudeutschchristlichreligiöspatriotischen" Kunst, setzte alle seine Denkkraft an die Durchführung des Versuches, Philosophie und Religion zu versöhnen und die Poesie zu verchristlichen. Er fühlte wohl, daß hier die Gefahr nahelag, von der Bahn humaner Selbstbestimmung, welche der deutsche Geist seit Lessing eingeschlagen, ab- und in bedenkliche Richtungen hineingedrängt zu werden, und da er nichts weniger als ein „Dunkeler" aus Absicht war, so rang er gewaltig, eine Einheit zu finden, in welcher Glauben und Wissen, Dichten und Trachten sich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden. Man kann nicht ohne Theilnahme dieses Ringen einer engelhaft reinen Seele mitansehen, wie es sich insbesondere in den fragmentarischen Betrachtungen von Novalis darstellt. Zuletzt führen ihn die Vermittelungsversuche zwischen Spinoza, Fichte, Schelling und Böhm zum Christenthum und zwar zum Christenthum in seiner Erscheinungsform als Katholicismus; denn, sagt er, „der alte Katholicismus war angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum, er war die echte Religion, er war es durch seine

Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue". Nachdem sich Novalis also einen Katholicismus, an welchen den Prüfstein kirchengeschichtlicher Kritik zu halten reine Zeitverschwendung wäre, willkürlich zurechtgemacht, prophezeite er, „nur die geistliche Macht desselben könne den streitenden Völkern den Palmenzweig darreichen". Es werde so lange Blut über Europa strömen, bis „die Nationen ihres fürchterlichen Wahnsinns gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und bis sie, von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfest auf den rauchenden Wohnstätten mit heißen Thränen gefeiert wird". Ganz folgerichtig geht dann Novalis bis zur Lobpreisung des Jesuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des bestimmtesten, kehrt sich ab von dem „frechen Licht" des Tages, preist in trunkenen Hymnen die „heilige, unaussprechliche, geheimnißvolle Nacht" und feiert in Liedern voll mystischer Innigkeit die Jungfrau Maria als die Kybele oder Isis seines katholisirenden Naturdienstes.

Die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholicität, wie sie ja zur gleichen Zeit durch die Bonald, Maistre und Chateaubriand auch in Frankreich empfohlen wurde, ist also schon von Novalis deutlich als Ziel der Romantik hingestellt. Friedrich Schlegel, der eigentliche Doktringeber der Schule, hat den novalis'schen Gedanken nur breit, sehr breit getreten. Schlegel hat sich mittels seiner Zeitschriften (Athenäum 1798—1800, Europa 1803—4) ein Ansehen als Kritiker zu geben gewußt und sein kritisches Talent war in der That groß genug, um für eine Weile Lärm in der Welt zu machen, worauf es doch vor allem abgesehen war. Was die negative Seite seiner Kritik betrifft, so war diese insbesondere gegen Kotzebue und Lafontaine, sowie gegen die Nikolaiten, d. i. gegen die Aufklärer gerichtet. Göthe'n wurde gehuldigt, da man ja doch eines Anhaltepunktes bedurfte; Schiller dagegen, dessen sittliches Freiheitsstreben den Romantikern ein Dorn im Auge sein mußte, ward vornehm ignorirt oder hinterrücks befehdet. Mit „göttlicher Grobheit", wie Friedrich Schlegel sagte, in Wahrheit aber mit jener geckenhaften Frechheit, welche stets das Merkmal unsauberen und ohnmächtigen Wollens ist, trat die neue Kunstkritik auf und sie charakterisirt sich schon dadurch, daß Wieland, der wenigstens im Vergleiche mit den Schlegeln ein Poet jeder Zoll war, im Athenäum einer rohen Mißhandlung unterworfen wurde. Die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich die neue Doktrin wollte, lautete annehmlich genug: — sie wollte die Einheit von Leben und Poesie in der Unmittelbarkeit beider begreifen, die Realität mit dem Idealismus durchdringen, die Wirklichkeit poetisch verklären, dadurch die Emancipation der Gesellschaft von der Philisterei aller Art bewirken und die Bildung in eine Sphäre erheben, wo Leben und Kunst in dem Brennpunkt der Religion eins würde. Um die Theorie praktisch zu veranschaulichen und die Unmittelbarkeit des genialen Ich dichterisch aufzuzeigen, schrieb Friedrich Schlegel seinen Roman „Lucinde" (1799). Daß über dieses allerdings weit mehr nur langweilige als gefährliche Buch ein Schleiermacher, welcher nachmals, in Wiederaufnahme der novalis'schen Versuche, zur Vermittelung von Wasser und Feuer die „spekulative" Theologie erfand,

eine Reihe von entzückten Briefen schreiben konnte, beweist eine gänzliche Verkehrung aller sittlichen und ästhetischen Principien, einen totalen Mangel an gesundem Menschenverstand in der romantischen Schule. Wenn auch ohne den geringsten poetischen Werth, ist die Lucinde doch von kulturgeschichtlicher Wichtigkeit, weil das Buch zeigt, wohinaus die romantische Ironie wollte. Sie lehrte nämlich, das menschliche Ich finde, nachdem es die Schranke der Subjektivität vergebens zu durchbrechen gesucht, seine wahre Fülle und Einheit nicht in der Thätigkeit, sondern umgekehrt in der „gottähnlichen Kunst der Faulheit", in welcher die Freiheit (d. i. die Frechheit) des genialen Subjekts sich selbst genieße. Je göttlicher der Mensch, desto ähnlicher wird er der Pflanze, welche unter allen Formen der Natur die schönste und sittlichste ist. So ist also das höchste und vollendetste Leben nichts als ein reines Vegetiren und dieses Vegetiren, dieser Zustand des absoluten Nichtsthuns ist — Religion. Nach solchen Prämissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir den Autor der Lucinde, welche durch ein bekanntes Epigramm vortrefflich kritisirt wurde, bald darauf aus dem heiligen Düster des wiener Stephansdoms hervor verkündigen hören, der Wendepunkt zum Bösen in der Weltgeschichte sei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papstthum und habe sich dann mit der Reformation und der Aufklärung vollendet. Die Umkehr zur mittelalterlich-katholischen Weltansicht, welche Kirche und Staat, Volk und Wissenschaft, Leben und Kunst zu einer Einheit zusammengefasst hätte, sei demnach die unumgängliche Bedingung einer Wiederherstellung und Verjüngung der deutschen und der europäischen Gesellschaft. In der letzten Zeit seines Lebens, wo Friedrich Schlegel wie ein Kapuziner sprach und wie ein Epikuräer lebte, stieß sein apokalyptischer Orakelton, womit er sich und andere belügen wollte, selbst seine intimsten Freunde ab. So z. B., als er im Spätherbst von 1828 seinen alten Freund Tieck in Dresden besuchte, verkündigte er diesem „Erzromantironikus" die Nähe des jüngsten Tages. Dann würden die Gestirne des Himmels sich gegen einander bewegen und die Gestalt eines Krucifixes bilden. Unwillkürlich brach Tieck bei diesem Orakel in den Ruf aus: „Mensch, sag' einmal, glaubst du denn wirklich das alles?" August Wilhelm Schlegel gab sich willig dazu her, für die romantische Doktrin seines jüngeren Bruders Propaganda zu machen. Der eitelste der Menschen, kokettirte er übrigens mehr nur mit der romantischen Mode als daß es ihm wirklicher Ernst damit gewesen wäre. Er benützte sie als ein Mittel, Aufsehen zu erregen und sich eine Stellung in der Literatur zu machen. Mit wirklichem Interesse kultivirte er, ein zierlicher Sprachkenner, nur die universalistische Seite der Romantik und in dieser Richtung hat er der herder-göthe'schen Idee von einer Weltliteratur wesentliche Dienste geleistet, indem er als geschmackvoller Uebersetzer zu der weltliterarischen Theorie von allen Seiten her praktische Belege holte. So schloß er in Verbindung mit seinem Bruder, und zwar nicht wie dieser mit zweideutigen Hintergedanken, dem deutschen Auge die Phantasiewelt der altindischen Dichtung auf, so führte er Dante, Camoens und Calderon in Deutschland ein, so lieferte er seine im ganzen noch immer unübertroffene Uebertragung shakspeare'scher Dramen. Seine kritischen Arbeiten erscheinen durch romantische Marotten überall viel weniger getrübt als die seines Bruders und es ist

nur gerecht, anzuerkennen, daß die Wissenschaft der Literarhistorik eigentlich erst von ihm datirt. Auch inbetreff der poetischen Produktion lief er dem Bruder den Rang ab; wenigstens wußte er sich mehr das Ansehen eines Poeten zu geben als jener, dessen dichterische Hohlheit in dem sogenannten Trauerspiel „Alarkos“ zu einer grellbunten Blase des Blödsinns aufschwoll. Freilich wetteiferte auch A. W. Schlegel in seinem einzigen größeren dichterischen Versuch, dem Schauspiel „Jon“, nur ganz unglücklich mit der göthe'schen Iphigenie. Von jedem der Brüder schleppt sich herkömmlicher Weise ein halb Dutzend Gedichte in den Anthologieen fort, aber es sind kalte, leblose, gemachte Produkte. Die Schlegel wollten den Mangel an Schöpferkraft und die Prosa ihrer Empfindungsweise durch Einführung des Klingklangs südlicher Formen verdecken und durch sie und die übrigen Romantiker kam jene Sonetten-, Canzonen- und Glossenwuth in Deutschland auf, welche der wackere Voß so herb als treffend persiflirt hat. Ueberhaupt ging das Schönthun der romantischen Schule mit der italischen und spanischen Poesie bald so ins Extrem, daß zum großen Nachtheil unserer Literatur eine Zeit lang kaum bezweifelt werden durfte, die grelle Phantastik der calderon'schen Autos sei der Gipfel dichterischer Kunst.

Es würde den Kreis meiner Aufgabe weit überschreiten heißen, wenn ich die Romantik in ihren verschiedenen Richtungen weiter verfolgen wollte. Ich sage daher nur noch, daß keineswegs geleugnet werden soll, die romantische Schule, obzwar in staatlicher und kirchlicher Beziehung voll unheilvoller Wirkungen, habe auch Ersprießliches und Löbliches angeregt. Ihre schönste Blüthe war die patriotische Richtung, welche zu einer Wiederaufgrabung der Quellen unseres Volksthums antrieb und eine Sprach-, Rechts- und Sittenforschung begründete, deren Ergebnisse dem erwachenden Nationalgeist zu gesunder Nahrung dienten. Diese vaterländische Seite der Romantik, wesentlich aus der herben Enttäuschung über den Kosmopolitismus der französischen Revolution hervorgegangen und nachmals in Großbritannien, durch Walter Scott, zu einer dichterischen Gestaltung gebracht, welche die Runde um die Welt machte, hat unzweifelhaft auch auf Schiller bedeutend eingewirkt. Im übrigen wird, denke ich, das Vorstehende genügen, um klar zu machen, daß das gute Verhältniß zwischen unserem Dichter und den Schlegeln, wie es beim Beginn der Horen bestanden hatte, unmöglich von Dauer sein konnte. Die Kluft zwischen diesen Naturen war zu groß, und sowie die romantische Doktrin deutlicher sich hervorwagte, mußte der Bruch erfolgen. Für Schiller war es unleidlich, wenn sich, wie namentlich in den Kritiken von Friedrich Schlegel geschah, die Ohnmacht zur Frechheit aufbauschte, und so waren die Brüder in den Xenien mehrfach satirisch von ihm gestreift worden. Dessenungeachtet blieb er mit August Wilhelm bis 1801 in leidlich guter Beziehung, wogegen er den Friedrich, welcher die aus den Xenien gesogene Galle bei jeder Gelegenheit gegen Schiller auszulassen suchte, schon im Mai 1797 in einem Brief an Göthe einen „Laffen“ nannte. Unterm 23. Juli 1798 schrieb er dem Freunde, die „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier,“ womit das schlegel'sche Athenäum verfahre, mache ihm „physisch wehe“. Göthe antwortete nach seiner Weise beschwichtigend und Schiller wollte dann auch den Schlegeln „einen ge-

wissen Ernst, ein tieferes Eindringen in die Sachen" nicht absprechen, obgleich „diese Tugend mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt sei". Als aber die Lucinde erschien, sprach Schiller in einer Aeußerung gegen Göthe ein ebenso entschiedenes als gerechtes Verdammungsurtheil über das Buch, welches er als den „Gipfel moderner Unform und Unnatur," als eine „höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen" bezeichnete.

Wenige Tage darauf, Ende Juli's 1799, erhielt er einen Besuch von Ludwig Tieck, in welchem damals gerade die Schlegel den poetischen Messias zu proklamiren begannen, der da thun sollte, was sie selber nicht konnten, d. h. die Formen ihrer Doktrin mit romantischer Substanz füllen. Diese Hoffnung war keine grundlose. Denn wie wenig auch Tieck, weil er seine besten Jahre an ein lebensunfähiges Kunstprincip vergeudete, im ganzen und großen der Nation geworden ist, wie sehr sein ganzes Wirken auf die Kreise romantischer Geistreichigkeit und geistreichthuender Ausschließlichkeit beschränkt blieb, ein wirkliches und sogar großes poetisches Talent war er immerhin. Seine literarischen Komödien sind zugleich mit den Armsäligkeiten, gegen welche sie gerichtet waren, verschollen; aber seine Märchen, in welchen er wie kein Zweiter den Zauber der vielberufenen „Waldeinsamkeit" wirken zu lassen und der Natur ihre verschämtesten Geheimnisse abzulauschen verstand, bewahren den reinsten und feinsten Duft der „blauen Blume" der Romantik und werden denselben auch auf die Zukunft bringen. Freilich, wenn man Tieck von vorneherein als ein Genie ausgeposaunt hatte, berufen, das Größte zu schaffen, so wurde der Irrthum allen Verständigen klar, als er 1799 mit seiner „Genoveva" hervortrat. Diese plan- und einheitslose Apotheose des Mittelalters, in welcher die romantische Muse als eine von falschem Schmuck förmlich klingelnde Kokette erscheint und sich bis zur höchsten Potenz frömmelnder Affektation hinaufklingelt, wurde von der Schule mit schallenden Fanfaren begrüßt und den großen Dichtungen Göthe's und Schillers nicht nur gleichgestellt, sondern vorgezogen. Wer, außer dem Literarhistoriker, der sich seufzend durch diese „Naturunmittelbarkeit" durcharbeiten muß, kennt das gepriesene Stück heute noch? Niemand. Zuvor hatte Tieck unserem Dichter „gar nicht übel" gefallen und er hatte in ihm, wie er unterm 24. Juli 1799 an Göthe schrieb, „ein angenehmes Talent" gefunden, welches „in seiner Sphäre fruchtbar und gefällig wirken könnte". Nach dem Erscheinen der Genoveva aber gab er ihn auf und mußte es wohl, da er Tiecks zweite produktive Periode, die Novellenzeit, nicht mehr erlebte. „Es ist schade um dieses Talent — schrieb er unterm 27. April 1801 an Körner — das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt. Ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm, denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle". Tieck übrigens, zu seiner Ehre sei es gesagt, hat sich, wenn auch unserem Dichter nicht freundlich gesinnt, wenigstens nie zu der bornirten Ungerechtigkeit der Schlegel gegen denselben fortreißen lassen, und wenn er auch bis zuletzt an seiner Meinung festhielt, Schillers Erstlingswerk, die Räuber, sei sein größtes geblieben, so konnte und wollte er sich doch dem imponirenden Eindruck des Wallenstein nicht entziehen. Er bemühte sich zwar angelegentlich, in der Komposition und Ausführung der großen Dichtung Fehler

zu finden und aufzuzeigen, aber er setzte seinen Ausstellungen doch das Bekenntniß entgegen, sie werde „immer als die erste unter den deutschen Tragödien zu nennen sein," und sprach anderweitig die bekannten warmgefühlten Worte: „Wallensteins mächtiger Geist trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn stralt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren". Im Jahre 1809, als die Geschicke, deren Geister im Wallenstein der Zeit vorausgeschritten waren, sich erfüllt hatten, da griff auch die Tadlerin Rahel Levin wieder nach dem Werke, und als sie es gelesen, rief sie aus: „Wie passt jetzt jedes Wort in der Tragödie! Wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst!"

Sechstes Kapitel.

Maria Stuart. — Die Jungfrau von Orleans. — Die Braut von Messina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanken hinsichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schwester Christophine und Schwager Reinwald. — Die Uebersiedelung nach Weimar, zunächst für die Wintermonate, beschlossen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen Karoline. — Die Malteser. — Schwere Erkrankung Lotte's. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und gegenrevolutionärer Aberwitz. — Krähwinkelig. — Bearbeitung des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was ist Poesie und wer ist ein Poet? — Die Jungfrau. — Neue dramatische Pläne. — Im körner'schen Weinbergshaus zu Loschwitz. — Der Triumph in Leipzig. — Zelter bei Schiller. — Das Mittwochskränzchen und eine kotzebue'sche Intrike. — Dramaturgische Experimente. — Eigen Dach und Fach. — Der Adelsbrief. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — „Eine verwünschte Akklamation." — Unter Kriegsleuten. — Abend- und Morgenständchen zu Lauchstädt. — Schiller und der König von Schweden.

Wir treten in die letzte Lebensperiode unseres Dichters, deren Anfang durch die Vollendung des Wallenstein bezeichnet wird. Er stand jetzt in der Vollreife seines Geistes. Seiner Kraft und seiner Ziele bewußt, war er auch des Erfolges gewiß. Denn die einzelnen Stimmen des Tadels, welche gegen seine große Tragödie ohnehin mehr nur flüsternd als laut sich vernehmen ließen, verstummten vor dem rauschenden und herzlichen Beifall, welchen die Nation ihm entgegentrug. Aber er hätte müssen nicht Schiller sein, wenn ihm auch nur einen Augenblick beigekommen wäre, auf den errungenen Lorbeern auszuruhen zu wollen. Der Blick des Genius ist nach vorwärts gerichtet und Thätigsein, Streben, Wirken sein Element. Hinsichtlich des Gebietes seiner Wirksamkeit konnte jetzt kein Zweifel mehr aufkommen. Sein Beruf als dramatischer Dichter, als Tragöde war, wie für das Publikum, so auch für ihn selbst auf immer entschieden. Nur inbetreff der Stoffwahl fand noch ein Schwanken statt. Wir sahen, daß Schiller zu Anfang des Jahres 1798 sich entschlossen hatte, nur noch geschichtliche Stoffe zu

wählen, und damals hatte er gegen Göthe geäußert, daß er große Lust hätte, die Geschichte Julians des Apostaten dramatisch zu behandeln. Unmittelbar nach dem Abschlusse des Wallenstein war er jedoch anderen Sinnes, denn er bekannte unterm 19. März 1799 dem Freunde: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt". Dies war aber nur eine vorübergehende Laune und seine Aufmerksamkeit wandte sich sofort wieder der Geschichte zu. Am 20. April war Wallensteins Tod in Weimar aufgeführt worden, am 25. April kehrte der Dichter nach Jena zurück und schon am folgenden Tage finden wir ihn mit dem Thema der Maria Stuart beschäftigt, welches ihm ja bereits vor Jahren, in der Einsamkeit von Bauerbach, anziehend nahegetreten war. Unterm 8. Mai schrieb er an Körner: „Jetzt bin ich Gottlob wieder auf ein neues Trauerspiel fixirt" — womit nur Maria Stuart gemeint sein kann; denn wenn auch zu dieser Zeit der Gedanke, die Malteser ernstlich vorzunehmen, flüchtig aufgetaucht war, so wurde er doch rasch wieder fallen gelassen und ein dritter tragischer Stoff, der Warbek, erregte erst im August die Aufmerksamkeit Schillers. Daß er in Weimar davon gesprochen haben mußte, nach dem Wallenstein zunächst die Malteser auszuführen, erhellt aus der Zuschrift der Herzogin Luise vom 21. Oktober 1799 an den Dichter. Die Herzogin sagt darin, sie würde es bedauern, wenn Schiller „dieses schöne Unternehmen" aufgeben würde. Am 10. Mai bezog er mit seiner Familie wieder das Gartenhaus am Leutrabach und er erhielt daselbst den Besuch Göthe's, der ihn zu seiner neuen Arbeit gewiß sehr ermunterte. Hatte der Freund doch bei einer früheren Gelegenheit gegen Schiller bemerkt, „es scheine ihm beim dramatischen Dichter durchaus nothwendig, daß derselbe oft auftrete und die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere". Unser Dichter las damals, wie um sich durch den Kontrast in seinen dramaturgischen Grundsätzen zu befestigen, Corneille und Racine. Jener missfiel ihm, wie er sagte, „der Armuth der Erfindung, der Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, der Kälte in den Leidenschaften, der Lahmheit und Steifigkeit im Gange der Handlung wegen". Den Racine fand er „ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im ganzen etwas schwach ist". Unterm 4. Juni meldete er an Göthe, daß er sich, obgleich das Schema zur Maria Stuart noch nicht vollständig entworfen sei, doch sofort an die Ausführung des ersten Aktes gemacht habe.

Ein paar Wochen später begrüßte er seine Schwester Christophine und ihren Mann bei sich, allein die „imperfektible enge Vorstellungsweise des fleißigen, nicht ganz ungeschickten Philisters" von Schwager bereitete ihm, wie er Göthe unterm 25. Juni merken ließ, nicht eben viel Unterhaltung. Ueberhaupt macht sich in dieser Zeit an unserem Dichter mitunter ein gewisser Rigorismus fühlbar, um nicht zu sagen eine gewisse Rücksichtslosigkeit, den hohen Maßstab, welchem er sich selbst unterwarf, auch an andere zu legen. Wenn aber herbe Aeußerungen von der eben berührten Art zu der gewohnten Herzensgüte Schillers im Widerspruch zu stehen scheinen, so ist es wohl gestattet, zur Ausgleichung desselben an die Reiz-

barkeit zu erinnern, welche eine leider unausbleibliche Folge fortwährender Kränklichkeit zu sein pflegt. Im Hochsommer sehen wir des Dichters Entschluß, nach Weimar überzusiedeln, wenigstens für die Wintermonate, zur Reife gediehen. Die zwingenden Motive legte er seinem Freunde Körner unterm 9. August dar, wo er schrieb: „Weil ich mich für die nächsten sechs Jahre — (ach, diese Zeitbestimmung war eine ominöse!) — ganz ausschließend an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um vieles erleichtert werden und die Phantasie erhält eine zweckmäßige Anregung von außen, da ich in meiner bisherigen isolirten Existenz alles, was ins Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux-frais zustande brachte". Am nämlichen Tage theilte er auch Göthe seinen Entschluß mit und dieser schrieb umgehend zurück: „Es ist keine Frage, daß Sie unendlich gewinnen würden, wenn Sie in der Nähe eines Theaters sein könnten. In der Einsamkeit steckt man diese Zwecke immer zu weit hinaus". Der Freund war auch behilflich, in Weimar ein passendes Quartier auszumitteln, und da Charlotte von Kalb gerade im Begriffe stand, die von ihr innegehabte Wohnung aufzugeben, so miethete Schiller dieselbe zu dem jährlichen Zins von 122 Reichsthalern. Er setzte unterm 1. September von seiner Absicht, nach Weimar zu ziehen, auch den Herzog in Kenntniß. Der Fürst billigte den Entschluß und sprach in seiner Antwort die Hoffnung aus, den Dichter „recht oft sehen und ihm mündlich die Hochachtung und Freundschaft beweisen zu können, die er für ihn hege". Die Herzogin Luise schrieb ihm ebenfalls in gütigster Weise, die „angenehme Aussicht auf einen näheren Umgang mit ihm mache ihr viele Freude". Endlich wurde bei dieser Veranlassung die Besoldung Schillers um 200 Thaler erhöht und wir erhalten einen Einblick in seine Haushaltslage, wenn er am 8. Oktober an seine Mutter schreibt: „Wir werden nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geschäfte dort und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine sehr schmeichelhafte Weise meine Besoldung verdoppelt, so daß ich jetzt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es ist freilich noch ein kleiner Theil dessen, was unsere Wirthschaft jährlich braucht, indessen ist es doch eine große Erleichterung und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir stehen uns jetzt doch, mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dies nehme ich ein, ohne etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient". Man ersieht hieraus, daß das Budget des Dichters zwar ein deutschbürgerlichbescheidenes, doch aber nicht ein allzu knappes war. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß die Aufbringung desselben geistige Anstrengungen erforderte, welche der kränkliche Körper Schillers unmöglich lange auszuhalten vermochte. Ich gestehe, nicht recht zu wissen, was ich daraus machen soll, wenn Göthe, im direkten Widerspruch mit Schillers Brief an seine Mutter vom 8. Oktober und mit Karl Augusts Schreiben an Schiller vom 11. November 1799, am 18. Januar 1827 gegen Eckermann äußerte: „Der Herzog bestimmte Schillern bei seiner Hier-

herkunft einen Gehalt von jährlich 1000 Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit gehindert sein sollte, zu arbeiten". Da an einen vorsätzlichen Irrthum nicht zu denken ist, bleibt nur die Annahme eines sehr beträchtlichen Gedächtnißfehlers. Aber es macht doch einen recht schmerzlichen Eindruck, wenn Göthe fortfährt: „Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „„Ich habe das Talent — sagte er — und muß mir selber helfen können"". Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war. Sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich. Denn was gescheide Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt; ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem"... Alles ganz wahr und schön. Göthe betonte nur den Umstand nicht stark genug, daß Schiller unter allen Umständen dem kategorischen Imperativ folgen, d. h. arbeiten mußte, um zu leben. Das war ja eben der Jammer! Dieser erhellt deutlich aus den von Gödeke 1875 veröffentlichten „Geschäftsbriefen" unseres Dichters, welche, zusammengehalten mit seinem 1865 gedruckten Schreibkalender, auch darthun, daß Schiller ein Mann der Ordnung gewesen und Einnahmen wie Ausgaben streng bemessen habe. Er führte eine sehr geordnete Kasse. Ihren höchsten Bestand hat diese am 22. Juni 1804 erreicht, die Summe von 1802 Thalern 15 Groschen. Am 21. November desselben Jahres enthielt des Dichters Kasse 360 Thaler 15 Groschen. Maßen sich nun von diesem Datum bis zum Todestage Schillers keine Einnahme mehr verzeichnet findet, die Ausgaben aber sechs Monate lang fortliefen, so ergibt sich die logische Schlußfolgerung, daß am 9. Mai 1805 sehr wenig oder gar kein Geld im Hause gewesen sei. . . . . :

Zu Anfang Septembers war der Dichter in seiner neuen Tragödie bis zu der berühmten Scene vorgeschritten, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Er machte jetzt eine Pause, weil der Musenalmanach für das kommende Jahr seine Thätigkeit forderte. In Rudolstadt, das ihm recht ans Herz gewachsen war, holte er sich frische Stimmung und Stärkung, welche letztere ihm bald nach seiner Heimkehr von diesem kurzen Ausflug sehr vonnöthen war. Denn ihm stand ein trüber Spätherbst bevor. Am 11. Oktober gab Lotte ihrem Gatten ein Töchterlein. Die Niederkunft war schwer, doch glücklich von statten gegangen, die „chère mère" kam zur Pflege der Tochter von Rudolstadt herüber, am 15. October wurde die Neugeborene auf die Namen Karoline Henriette Luise getauft und alles schien so glücklich sich anzulassen, daß Schiller freien Geistes den Plan seiner Malteser-Tragödie ausarbeitete, „um dem Herzog sogleich bei seiner Ankunft in Weimar etwas Bedeutendes vorzulegen". Dieser Plan, wie wir ihn aus den gesammelten

Werken kennen, ließ allerdings etwas „Bedeutendes“ erwarten: er ist vielleicht das Erhabenste, was unser Dichter im tragischen Fache ersonnen, und wir haben daher höchlich zu beklagen, daß er nicht zur Ausführung gekommen. Möglich, daß dem Dichter durch das traurige Ereigniß, welches störend in diese Beschäftigung eingriff, die ganze Sache verleidet wurde. Denn am 23. Oktober mußte er in sein Notizenbuch schreiben: „An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden“. Die Wöchnerin war von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Am 25. Oktober schrieb Schiller an Göthe: „Ich habe in diesen Tagen sehr gelitten, wie Sie wohl denken können; doch wirkte die heftige Unruhe, Sorge und Schlaflosigkeit nicht auf meine Gesundheit, wenn die Folgen nicht noch nachkommen. Meine Frau kann nie allein bleiben und will niemand um sich leiden als mich und meine Schwiegermutter. Ihre Phantasieen gehen mir durchs Herz“. Der Freund schrieb zurück: „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle. Ich wünsche nichts sehnlicher als bald etwas Tröstliches von Ihnen zu hören“. Das Tröstliche ließ aber mehrere Wochen auf sich warten. Erst Mitte Novembers erhielt die Kranke Besinnung und Sprache wieder; doch machte von da an ihre Genesung so rasche Vorschritte, daß am 3. December der Umzug der Familie nach Weimar stattfinden konnte. Welche innige Anhänglichkeit sie in Jena zurückließ, zeigt ein Brief, welchen Frau Griesbach am Tage des Umzugs an den Dichter schrieb. „Ich war so gewohnt, mit Ihnen zu leben — hieß es darin — daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schillers gehen“?

Es ging zunächst recht leidlich. Lotte hatte sich wieder vollständig erholt, die Kinder gediehen fröhlich, und nachdem das Hauswesen in ein regelrechtes Geleise gelenkt war, konnte man sich auch den wohlthätigen Einflüssen der weimarer Geselligkeit überlassen. Der Dichter war von den Fürstlichkeiten mit Achtung und Theilnahme, von der weimarer Gesellschaft mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Mit Papa Wieland stellte sich unschwer wieder ein freundliches Verhältniß her, mit Göthe kam Schiller täglich zusammen und häufig war der Herzog der Dritte in diesem kleinen Kreise. Daß der Verkehr mit Schwager Wolzogen und Schwester Karoline ein geschwisterlich-vertraulicher war, braucht kaum bemerkt zu werden: die beiden Familien machten so zu sagen nur eine aus. So kam das Ende des Jahres heran, zugleich das Ende eines Jahrhunderts. Man beabsichtigte, das neue, das neunzehnte mit einem künstlerisch ausgedachten Feste zu begrüßen, und Schiller betheiligte sich lebhaft an diesem Plan, welcher zu Neujahr 1801 ausgeführt werden sollte. Allein nicht nur fehlten die Mittel, etwas Großartiges herzustellen, sondern es fehlte auch die rechte Festlust. Und woher hätte sie wohl kommen sollen? War doch die politische Lage so, daß jeder Denkende schwerste Schicksale für Deutschland und Europa befürchten mußte. In Frankreich war die Anarchie gebändigt, aber um welchen Preis! An die Stelle einer zuletzt ganz in sich zerfallenen Demokratie hatte sich ein Gewaltherrscher gesetzt, der das Genie und den Willen hatte, dem Erdtheil mit dem Schwerte die Gesetze einer unersättlichen Eroberungsgier vorzuschreiben. Und welche Hoffnungen auf Widerstand konnte diesem Bedrohlichen gegenüber das zerklüftete Vaterland bieten? Keine. Preußen,

durch die Betheiligung Friedrichs des Großen an der ersten Zerreißung Polens auf die abschüssige Bahn der „Freundschaft“ mit Russland um jeden Preis hineingerathen, hatte sich durch den baseler Frieden förmlich vom Reiche losgesagt, allerdings nicht ohne begründetes Misstrauen gegen Oestreich, welches dann seinerseits durch den Friedensschluß von Campo Formio aller Welt kundgab, daß es außer standes sei, fürder eine deutsche Reichspolitik aufrecht zu erhalten. Als bei dieser Gelegenheit der Schlüssel des Reiches, Mainz, den Franzosen überliefert wurde, da stieß ein deutscher Publicist, Görres in seinem „Rothen Blatt“, den höhnischen Jubelruf aus: „Die Integrität des Reichs ist zertrümmert! Bürger, Mainz ist unser! Es lebe die Frankenrepublik! Am 30. December 1797, am Tage des Uebergangs von Mainz, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtsein und mit allen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens“. Dieser Wahnwitz zeichnet die ganze Situation, deren Trostlosigkeit um nichts gebessert wurde, wenn auf der andern Seite die gegenrevolutionäre Angst in Deutschland nicht selten zu unglaublichen Aeußerungen von Knechtssinn ausschlug. Der gute alte Gleim, durch diese Angst völlig zum Kinde geworden, ließ damals Reimereien ausgehen, die mit zum Sklavenhaftesten gehören, wodurch unsere edle Sprache jemals entweiht worden ist. Also Mangel an politischem Verstand und wahrem Patriotismus, Maßlosigkeit, Aberwitz hüben und drüben. Es ist leicht zu begreifen, daß unser Dichter, die Lage von Europa überschauend, in seinem Liede „Zum Antritt des neuen Jahrhunderts“ auf die Frage: „Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“ nur die Antwort fand: „Ach, umsonst auf allen Länderkarten spähst du nach dem seligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menschheit schöne Jugend blüht“ — und daß er, „aus des Lebens Drang fliehend“, resignirt „in des Herzens heilig stille Räume“ zurücktrat, in die Welt der Ideale, wo es wenigstens eine „Freiheit in dem Reich der Träume“ gab und „das Schöne im Gesang“ blühte. Fast möchte man auch bei dieser Gelegenheit die Gemeinde der Idealgläubigen von damals abermals um die Leichtigkeit beneiden, mit den realen Zuständen sich abzufinden. Und doch hat hinwieder diese ganze schöngeistige weimarer Gesellschaft etwas an sich, was uns, welchen denn doch Deutschland aus einem bloß „geographischen“ Begriff allmälig zu einer sittlichen Idee geworden, nicht sehr angenehm berührt. Im Hinblick auf diese Gesellschaft wandelt uns manchmal das Gefühl an, als hätten sich die Mitglieder derselben recht absichtlich die Augen verbunden, um nicht zu sehen, was in der Welt vorging, und zuweilen muß einem, wenn Männer wie Göthe und Schiller sich in Dutzenden von Billeten über literarische und theatralische Armsäligkeiten wichtig ergehen, während die größten Ereignisse einer verhängnißvollen Zeit nicht mit einem Worte berührt werden, dies alles doch recht krähwinkelig vorkommen. Der ehrliche und einsichtsvolle Knebel hatte nicht ohne Grund schon 1797 missmuthig geschrieben: „In Weimar hat man über politische Sachen gar kein Urtheil“. Wenn Göthe, der wie für Geschichte so auch für Politik kein Organ besaß, über den Patriotismus des Dichters so sich äußerte, wie früheren Ortes berührt worden, so

hatte er von seinem Standpunkt aus unzweifelhaft recht. Aber dabei kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß in dieser Richtung sein Einfluß auf Schiller, wenigstens für eine Zeit lang, kein wohlthätiger gewesen sei. Schiller war nicht dazu gemacht, sich in die reine, man möchte sagen vornehm-abstrakte Kunstsphäre zu verschließen. Es ist ihm auf die Länge auch gar nicht heimelig darin gewesen. Denn in ihm war neben dem künstlerischen auch das staatsbürgerliche Element mächtig und er empfand daher das Bedürfniß, unmittelbar auf seine Zeitgenossen zu wirken. Er besaß den Instinkt des Propheten, des Völkerlehrers, und wenn er diesen Drang für eine Weile den reinkünstlerischen Interessen zum Opfer brachte, so hat er denselben doch am Ende seiner Laufbahn wieder vollkräftig walten lassen.

In den ersten Monaten des neuen Jahrhunderts finden wir den Dichter mit der Bearbeitung des shakspeare'schen Macbeth für die Bühne beschäftigt. Das Repertoire der „idealen" Bühne verlangte gebieterisch Bereicherung und durch diesen Umstand wurden Göthe und Schiller allmälig in ein dramaturgisches Experimentiren hineingedrängt, welches manchen Missgriff zur Folge hatte. Göthe hatte sich herbeigelassen, Voltaire's Mohammed zu übersetzen, wohl nicht ohne Rücksicht auf Herzog Karl August, welcher in Folge frühester Gewöhnung auch jetzt noch, nach dem Erscheinen des Wallenstein auf der Bühne, das Heil des deutschen Theaters von der Rückkehr zu den Traditionen der französischen Klassik erwartete. Daß die beiden Freunde zeitweilig darauf eingingen, mag mit auf Rechnung der antikisirenden Richtung zu setzen sein, welche sie als Gegenwicht gegen die platte Natürlichkeit der iffland-kotzebueschen Schule kultivirten. Trotzdem sieht man den bekannten Stanzen, welche Schiller an Göthe richtete, als dieser die voltaire'sche Tragödie auf die Bühne brachte, recht wohl das Unbehagen an. Im Grunde widersprechen auch die schönen Verse überall sich selber, wenn der Dichter sagt, der Deutsche könne muthig einen selbstgepflanzten Lorbeer zeigen und der Franke dürfe uns nicht Muster werden, weil aus seiner Kunst kein lebendiger Geist spreche, aber dennoch solle derselbe ein „Führer zum Besseren" sein und die oft entweihte Scene von „der Natur nachlässig rohen Tönen" reinigen. Es ist charakteristisch, daß, während Göthe sich zum Voltaire wandte, um dem theatralischen Bedarf zu genügen, Schiller in der nämlichen Absicht zum Shakspeare griff. Aber seine Bearbeitung des Macbeth ist kein Meisterstück. Seine sehr mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache, welche ihn zwang, sich doch hauptsächlich mit den unzulänglichen Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg zu behelfen, war noch nicht so sehr vom Uebel wie das Kolorit, welches er dem großen Briten aufzwang. Hier mußte das Antikisiren ganz am unrechten Platze sein: man vergleiche nur die Schicksalsschwestern des schillerschen Macbeth mit den Witches des shakspeare'schen.

Mit Befriedigung sehen wir die beiden Freunde von solchen im ganzen verfehlten Versuchen wieder zu selbstständigen Arbeiten zurückkehren. Göthe in Fortführung des Faust schickte sich an, die Helena auftreten zu lassen, und Schiller nahm die Maria Stuart wieder auf. Neben dieser Arbeit her lief die Ordnung und Durchsicht seiner Gedichte, deren erste Sammlung Ende Juli's 1800 druckfertig war und auch im laufenden Jahre noch erschien. Gegen das Frühjahr zu

brachte aber ein mehrwöchentlicher harter Krankheitsanfall seine Thätigkeit ins Stocken. Noch zu Ausgang des März beklagte er sich gegen Körner, daß seine Kräfte noch sehr weit zurück seien, daß er an heftigem Husten leide, die Treppen nur mit Mühe steige und nur mit zitternder Hand schreibe. Um ihm den stärkenden Genuß der Landluft zu verschaffen, hatte der Herzog die Güte, ihm einen Aufenthalt im Schlosse Ettersburg anzubieten, und hier wurde im Laufe des Mai in stiller Waldeinsamkeit die Maria Stuart zu Ende geführt. Die Vorbereitungen zur Aufführung wurden rasch betrieben, obgleich die bekannte Abendmahlsscene im fünften Akt eine Klippe derselben zu werden drohte. War doch selbst Göthe'n, wie er unterm 12. Juni dem Freunde schrieb, „nicht wohl dabei zu Muthe". Aber der Dichter blieb fest und bei seinem hohen Begriffe von dem Theater als einer sittlich-religiösen Anstalt konnte und mußte er es bleiben. „Vorgestern — meldete er unterm 16. Juni an Körner — ist die Maria Stuart gespielt worden und mit einem Erfolg, wie ich ihn nur wünschen konnte". Es war ein heißer Sommer und eine weimarer Dame, welche über die erste Aufführung der Tragödie berichtet hat, erinnerte sich, daß der 14. Juni ein besonders schwüler Tag gewesen sei. Das hielt indessen das Publikum nicht ab, sich ins Theater zu drängen und geduldig bis nach 10 Uhr darin auszuhalten. Unsere Berichterstatterin setzt als Augenzeugin hinzu, das erste Urtheil über dieses Stück sei nicht durchaus günstig gewesen. Man habe es in der Form, im dramatischen Effekt zwar noch gelungener gefunden als den Wallenstein, aber daneben habe man ungern idealische Gestalten, wie Max und Thekla, vermisst und an der Zankscene zwischen den beiden Königinnen und noch mehr an der Abendmahlsscene habe mancher Anstoß genommen. Entschiedener war der Beifall zu Lauchstädt, wo die weimarer Truppe das Stück am 3. Juli wiederholte. Man schlug sich da förmlich um die Eintrittskarten zu der Vorstellung und zuletzt war es vergeblich, diese, welche ursprünglich 8 Groschen kosteten, auf 3 Thaler hinaufzusteigern, weil in dem vollgepfropften Sale schlechterdings niemand mehr Platz hatte.

Festgestellt dürfte sein, daß Maria Stuart eine der wirksamsten Tragödien der modernen Literatur ist; aber als historisches Drama angesehen, unterliegt das Gedicht begründetem Tadel. Schiller hat, indem er nach Vollendung des Wallenstein, wie oben berührt worden, nach einem „bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff" verlangte, einen Fehlgriff gethan, als er trotzdem die Geschichte der berühmten oder berüchtigten Königin von Schottland wählte. Das bloß Menschliche und Leidenschaftliche überwiegt in der That in diesem Trauerspiel das Historische weit, zu weit. Daher die allerdings genial angelegte Glorifikation Maria's, daher die Vorliebe, mit welcher Mortimer behandelt ist, eine Figur, welche an den jugendlichen Sturm und Drang der Räuber erinnert, daher die schiefen Lichter, welche auf Elisabeth fallen. Die geschichtliche Sachlage ist in eine menschliche umgesetzt, d. h. an die Stelle der tragischen Motive, welche sich aus dem Kampfe der zwei in den beiden Königinnen verkörperten Principien, des Katholicismus und des Protestantismus, ergeben sollten, ist als tragisches Agens die Nebenbuhlerschaft von zwei leidenschaftlichen Frauen gerückt. Carlyle hat daher nicht ohne Grund die Idee der Maria Stuart, im Vergleich mit dem Wallenstein, eng und

beschränkt genannt. Den gerügten historischen Mangel zugegeben, wird man aber nicht viel dagegen einzuwenden haben, wenn Frau von Staël die Maria Stuart das planmäßigste und rührendste deutsche Drama nannte. Gibt doch selbst A. W. Schlegel zu, die Tragödie sei „mit großer Gründlichkeit und Kunstfertigkeit konstruirt" und es sei darin „alles so weislich abgewogen," daß man schwerlich etwas werde verrücken können ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Endlich gesteht auch Schlegel, der ausgesprochene Widersacher des Dichters, daß die Wirkung „unfehlbar" sei. In Wahrheit, mit hoher Kunst weiß der Dichter in dieser Dichtung die Leidenschaften zu einem tobenden Sturm anschwellen zu machen, um dann mit noch höherer sie verschweben und versäuseln zu lassen. Die Art, wie Maria auf dem Wege der Religion zur Versöhnung mit sich und der Welt gelangt, ist unvergleichlich schön, und daher ist es auch schwer zu begreifen, wie man an der Abendmahlsscene Anstoß nehmen konnte. Ein äußerlicher Kultakt ist hier mit den geheimsten Regungen der Seele wundervoll vermittelt und keine Hand fühlt sich versucht, den Glorienschein anzutasten, welcher das Haupt Maria's auf ihrem Gange zum Schaffot umgibt. Was schließlich den Vorwurf angeht, daß Schiller in diesem Drama mit dem Romanismus schöngethan habe, so ist derselbe unendlich lächerlich; denn das Gedicht gehört ja zu den furchtbarsten Streichen, die jemals gegen Rom geführt wurden.

Schon zu Ende des Juli war unser Dichter wieder an einer neuen Arbeit. Es ist, als hätte er geahnt, daß seine Zeit gemessen wäre und daß er sich beeilen müßte. „Das Mädchen von Orleans ist der Stoff, den ich bearbeite — schrieb er am 28. Juli an Körner. Der Plan ist bald fertig und ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grade, so nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir ist aber angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können". Am 14. August flüchtete sich Schiller vor der in der Stadt herrschenden Hitze für einige Tage nach Ober-Weimar hinaus, konnte aber, daselbst in den Tumult einer Bauernhochzeit hineingerathen, zu keiner rechten Arbeitsstimmung kommen. Im September fuhr er mit Meyer nach Jena hinüber, Göthe zu besuchen, der während der ganzen Zeit, welche der Hof in Wilhelmsthal verbrachte, in dem „lieben alten närrischen Nest" weilte und dort seine Helena schuf. Der Winter verlief unter stillem Musendienst. „Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen — schrieb der Dichter unterm 5. Januar 1801 an Körner — und meine neue Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei". Am 10. Februar konnte er die drei ersten Akte Göthe mittheilen und am 5. März ging er bei heiterem Wetter nach Jena, um dort in der Stille seines Gartenhauses sich zur Beendigung seines Werkes zu sammeln. In dieser Einsiedelei, welche um so mehr eine solche war, da er Frau und Kinder in Weimar zurückgelassen, hielt er sich fleißig an die Arbeit und ärgerte sich daneben über Herders „Adrastea", über dieses, wie er an Göthe schrieb, „erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen

anzustellen". An ein wissenschaftliches Gespräch mit Schelling knüpfte sich ein tiefsinniger Ausspruch Schillers über Poesie. „Vor einigen Tagen — äußerte er unterm 27. März gegen Göthe — habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in seiner Transcendental-Philosophie, daß in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunst hingegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen. Ihm ist zwar hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und dem Kunstprodukt zu thun und insofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen und die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein, aber er kann sie in kein Objekt legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an und endigt nicht mit demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus".

Am 3. April war der Dichter wieder in Weimar und bald darauf konnte er dem Freunde in Dresden melden, daß die Jungfrau beendigt sei. „Mir ist nun wieder ganz unbehaglich — schrieb er dazu. Ich wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziele, was das Leben erträglich macht". Göthe hatte das neue Drama schon am 20. April gelesen und schickte das Manuskript an den Dichter zurück mit den Worten: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß". Der Haupttadel, welchem das Trauerspiel bei den Zeitgenossen und später unterstellt wurde, ist der, daß Schiller mit der Geschichte seiner Heldin zu dichterisch umgesprungen sei und die Tragik der Historie durch den von ihm erfundenen Konflikt, in welchen das Herz der gottbegeisterten Jungfrau mit ihrer heldischen Mission geräth, keineswegs erreicht, geschweige übertroffen habe. So fasste A. W. Schlegel die Sache, indem er urtheilte: „Das wahre schmachvolle Märtyrerthum der verrathenen und verlassenen Heldin würde uns tiefer erschüttert haben als das rosenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerspruch mit der Geschichte ihr andichtet". Dagegen hat ein neuerer Aesthetiker, Carriere, mit Grund bemerkt, der Dichter sei „nicht zu tadeln, daß er hier von der äußeren Geschichte abgegangen, daß er die von ihrem Volke Verlassene wieder mit dem Volke versöhnt und als dessen Retterin siegreich habe sterben lassen; denn er habe dadurch nichts anderes gethan als die nach ihrem Tod erfolgte Revision ihres Processes in sein Werk aufgenommen und die Zeit des Leidens und der Verkennung als verschwindend dargestellt gegen den

bleibenden Ruhm in der liebevollen Erinnerung der Menschheit". Zur weiteren Begründung dessen muß man im Auge halten, daß Schiller mit ganz bestimmter Rücksicht auf die schnöde Verunglimpfung, welche Voltaire in seiner Pucelle der Nationalheldin Frankreichs angethan hatte, an sein Werk gegangen ist. Er hat das in seinen „Das Mädchen von Orleans" überschriebenen drei Strophen deutlich ausgesprochen. Voltaire hatte alle Kraft seines Witzes und die ganze Frivolität seiner Zeit aufgeboten, um „das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n" und aus seinem heroischen Thema eine von Sarkasmen funkelnde Zote zu machen. Der deutsche Dichter wollte, frommen Sinnes, die also prostituirte Jeanne d'Arc rehabilitiren: die Begeisterung sollte gutmachen, was der Spott verbrochen. So faßte er denn das Beginnen der Jungfrau als ein religiöses Thun, als ein aus der Verbindung des Christenthums in seiner Erscheinungsform als Katholicismus mit dem mittelalterlichen Volksgeiste hervorgehendes Wunderbares. Freilich hat das Moment des Wunders etwas mystisch Somnambulistisches in die Handlung gebracht, welches durch die Berufung auf den Glauben der Zeitgenossen des Mädchens von Orleans an dessen höhere Kräfte kaum in diesem Umfange gerechtfertigt sein dürfte. Hier ist in der That der Punkt, wo sich unser Dichter den Einflüssen der Romantik mehr als billig zugänglich gezeigt hat. Wollte er den Romantikern zeigen, daß er sie auf ihrem eigenen Gebiete weit übertreffen könnte? Wohl schwerlich, aber jedenfalls hat sich die Romantik an dem Dichter gerächt, denn sie nöthigte ihn nicht nur zu dem bedenklichen Motiv, die Heldin zur Verliebten absinken zu lassen, sondern brachte auch in die Tragödie eine gewisse opernhafte Willkür, welche sich in den weit mehr störenden als fördernden Episoden von Montgomery und dem schwarzen Ritter kundgibt, wie nicht minder in der zur Karikatur übertriebenen Figur der Königin Isabeau. Gibt man aber den Tadlern dies alles zu und ebenso noch den Vorwurf, daß der Gang der Handlung mehr ein epischer als dramatischer sei, woher denn trotzdem die große Gesammtwirkung der Tragödie? Die Antwort ist leicht. Die große Gesammtwirkung kam von dem wundersam kunstreichen Aufsteigen vom anmuthigen Idyll zum weltgeschichtlichen Trauerspiel, von dem herrlichen Kontrast zwischen der schlichten Hirtin und der hochsinnigen Heldin, von dem energischen Hauch religiöser und patriotischer Begeisterung, welcher das ganze Gedicht durchathmet, und endlich von jenem unbestimmbaren, geheimnißvollen etwas, das den echten Dichter macht, wie den echten Tonkünstler die Melodie. Der Kunstrichter hat das Recht und die Pflicht, die Mängel der Tragödie aufzudecken; aber Hunderttausende, Millionen von Herzen haben dem Dichter das Wort nachgesprochen, womit er seine Johanna in die Welt entließ: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Der sofortigen Aufführung der Jungfrau in Weimar stellten sich Hindernisse entgegen. Der Herzog, ganz in der voltaire'schen Auffassung des Gegenstandes befangen, schrieb zu Anfang Aprils an Karoline von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserem Theater gespielt zu werden, die

Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst skabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das voltaire'sche Poem fast auswendig wissen". Karoline veranlasste hierauf den Schwager, dem Fürsten die Handschrift mitzutheilen, und im Mai sandte Karl August dieselbe an Frau von Wolzogen zurück mit den Worten: „Schillers Mädchen von Orleans hat gewiß in seiner Art das schönste Ensemble und poetische Verdienste, wie sie selten anzutreffen sind; eine Wärme herrscht in diesem Poem, das auch denjenigen nicht kalt bleiben lässet, der nie christlicher Mythologie Geschmack abgewinnen konnte und der nie Interesse an einer Person oder Heldin zu fassen vermochte, die durch nicht menschliche Inspiration zu das (sic!) wurde, was sie merkwürdig macht. Die betrübte deutsche Sprache ist in die schönste Melodie gezwungen, deren sie fähig ist, und die der deutschen Muse hat Schiller so veredelt wirken lassen, daß man zwischen Erhabenheit und Herzlichkeit schwebt, wenn man dieses Gedicht liest". Man sieht, die Tragödie hatte trotz aller Opposition, in welcher sie zu dem Geschmacke des Herzogs stand, bedeutend auf diesen gewirkt. Dessenungeachtet — schrieb Schiller unterm 28. April an Göthe — „meinte er, sie könnte nicht gespielt werden, und darin könnte er rechthaben. Nach langer Berathschlagung mit mir selbst werde ich sie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen". Göthe war nicht dieser Meinung. „Einer Vorstellung Ihrer Jungfrau — schrieb er zurück — möchte ich nicht ganz entsagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir schon große genug überwunden". Die Schwierigkeiten waren aber nicht so fast dramaturgische, als vielmehr in „Privatverhältnissen" begründete, auf welche Schiller in einem Schreiben vom 17. November 1801 anspielte, worin er die Schauspielerin Bethmann in Berlin zur Uebernahme der Rolle der Jungfrau nach Weimar einlud. Das Lange und Kurze der Sache war dieses. Der Dichter hatte die Rolle seiner Heldin für Karoline Jagemann bestimmt; allein diese Karoline war dem Herzog, wie er der Frau von Wolzogen gestand, „zu lieb", als daß er „ihr schönes Talent und Bemühen so zwecklos und ihr so nachtheilig hätte gezwungen sehen mögen". Der Fürst bewies hier einen ganz richtigen Takt, weil die Vermuthung nahelag, Demoiselle Jagemann müßte in der Rolle der Jungfrau zu unliebsamen Bemerkungen Veranlassung geben. So wollte denn Schiller, noch dazu geschreckt durch „die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und den Zeitverlust der Proben", von der Darstellung der Tragödie abstehen; allein die Ermuthigung von seiten Göthe's und der Umstand, daß die Bühnen von Leipzig, Berlin, München und Hamburg dringend nach dem neuen Stücke verlangten, ließen ihn anderen Sinnes werden und bewogen ihn, das Trauerspiel bühnengerecht zu machen. So beschritt die Jungfrau noch im Jahre 1801 in Leipzig die Bühne und zu Neujahr 1802 wurde die Tragödie in Berlin zur Einweihung des neuerbauten Theaters gegeben. In Weimar waren die Hindernisse der Aufführung erst im Frühjahr 1803 gänzlich beseitigt, hauptsächlich dadurch, daß an der Stelle der Jagemann Fräulein Malkolmi die Titelrolle übernahm. Am 23. April ging denn auch hier die Tragödie in Scene und unterm 12. Mai schrieb Schiller darüber an Körner: „Die Jungfrau ist vor drei Wochen hier zum erstenmal aufgeführt und mehrmals

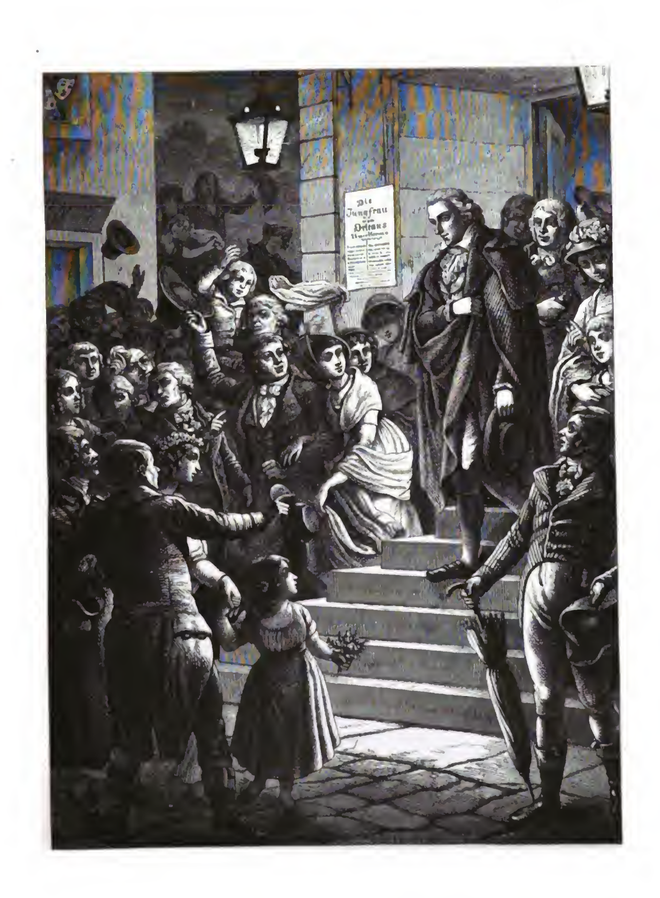
repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück ist aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrisirt worden".

Wieder in das Jahr 1801 uns zurückwendend, sind wir Zeugen, wie rastlos unser Dichter schon zu Anfang des Mai, also kaum ein paar Tage nach Vollendung der Jungfrau, wiederum nach einem bestimmten Ziele seiner Thätigkeit suchte. Die Malteser boten sich ihm zur Ausführung dar, wurden jedoch abermals zurückgelegt, weil der Dichter meinte, noch „fehle ihm das punctum saliens zu diesem Stück". Warbek wurde ebenfalls wieder in Betracht gezogen und auch die Idee einer Komödie ging dem Dichter auf. Diese ließ er freilich sofort wieder fallen, weil er, wie er gegen Körner äußerte, bei näherem Nachdenken fand, „wie fremd ihm dieses Genre sei". Zuletzt entschloß er sich, eine „einfache Tragödie in der strengsten griechischen Form zu versuchen", deren Thema „ganz eigene Erfindung" sein sollte. Es ist also von der Braut von Messina die Rede, deren Plan schon am 13. Mai so fertig vorlag, daß Schiller zur eigentlichen Arbeit schreiten konnte und auch wirklich geschritten wäre, wenn nicht die beginnende Sommerhitze sein Krampfleiden wieder zu einer schmerzlichen Höhe gesteigert hätte. So war dem Dichter angestrengte Thätigkeit für einige Zeit unmöglich und er entschloß sich im Juni, als Göthe zur Brunnenkur nach Pyrmont gegangen, eine Badreise zu unternehmen. In Dobberan an der Ostsee wollte er durch Meerbäder „einen entscheidenden Versuch inbetreff seiner Gesundheit machen" und dann über Berlin und Dresden heimkehren. Diese Absicht kam aber nicht zur Ausführung, wahrscheinlich weil Schillers Wohnung zu Anfang Juli's „einem Lazareth glich:" die Kinder lagen an den Masern danieder und auch Lotte kränkelte. Der ganzen Familie war bei mäliger Genesung eine Erholung vonnöthen und so wurde ein Ausflug nach Dresden beschlossen, an welchem auch Schwester Karoline sich betheiligte. Körner räumte den hochwillkommnen Gästen, welche ihren Weg über Naumburg, Leipzig und Oschatz nahmen, sein Weinbergshaus bei Loschwitz ein und hier verlebte der Dichter im Kreise seiner Familie und alter lieber Freunde einen glücklichen Monat, den August. Es muß ihn eigenthümlich bewegt haben, den Pavillon oben auf der Höhe des Rebengartens, wo der Don Carlos zu Ende geführt worden war, wieder zu betreten. Wie viel hatte er seither erfahren, gethan, gelitten! Mit welchen Empfindungen mußte der gereifte Denker und Künstler auf die Strebungen und Irrungen seiner Jünglingsjahre, auf die bunten Illusionen und herben Enttäuschungen seiner Wanderzeit zurückblicken! Aber die Vergangenheit warf keine Schatten in die Gegenwart. In Loschwitz, sowie nachher in Dresden, wo die Familie vom 1. bis zum 15. September weilte, gab er sich unbefangen und heiter; die Betrachtung der Kunstschätze, an welchen die dresdener Galerie so reich ist, erhöhte sein glückliches Befinden und Körner hatte seine rechte Herzensfreude an der geistigen Kraftfülle, an dem rastlosen Vorwärtsstreben des großen Freundes.

Von Dresden reiste der Dichter mit den Seinigen in Gesellschaft Körners und seiner Frau über Hubertsburg und Hohenstädt nach Leipzig, wo am 17. September die Jungfrau zum erstenmal auf den Brettern erschien. Hier nun

sollte Schiller erfahren, wie sehr Körner rechtgehabt hatte, als er unterm 22. August 1798 dem Dichter geschrieben: „Gegen das Publikum bist du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hierzu bedarf es immer noch eines besonderen Anlasses". Die in den wichtigsten Rollen sehr gelungene Aufführung der Jungfrau bot jetzt dem Publikum einen solchen Anlaß, seine Gefühle für Schiller kundzugeben. Er feierte einen wahren Triumph. Dem heißen Abend zum Trotz war das Theater bis zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf die Tragödie liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Akt der Vorhang niederging, brachen die Zuschauer wie mit einem Munde in ein huldigendes: „Es lebe Friedrich Schiller!" aus und Trompeten und Pauken verstärkten den jubelnden Zuruf. Den Dichter hielt seine Bescheidenheit im Hintergrunde seiner Loge zurück und nur wenige wurden seiner dankenden Verbeugung gewahr. Aber man wollte den Liebling der Nation sehen. Als das Stück unter allgemeiner Begeisterung zu Ende gegangen, war der Platz vor dem Schauspielhause bis hinab zum rannstädter Thore dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller heraustrat, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Eltern ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüsterten: „Seht, dieser ist es!"

Zur Erhaltung der heiteren Stimmung, in welcher der Dichter nach Weimar zurückkehrte, konnte es nur beitragen, daß am Tage nach seiner Heimkehr ihm die treffliche Schauspielerin Friederike Unzelmann aus Berlin seine Maria Stuart als Gastrolle vorführte. In diese Zeit fällt auch eine hübsche Begegnung Schillers mit Zelter, welcher von Berlin gekommen war, um ihn persönlich kennen zu lernen. Mit Eintritt des Spätherbstes bestimmte das Bedürfniß des Theaters den Dichter zur Bearbeitung des gozzi'schen Märchendrama's Turandot und er überwand glücklich „die pedantische Steifigkeit", das „Marionettenhafte" des Originals. Die eingewobenen Räthsel sind übrigens bekanntlich ganz selbstständige Dichtungen voll sinnreicher Phantasie. Auf die Arbeitsamkeit Schillers wirkte es günstig, daß die weimarer Geselligkeit im Winter von 1801—2 wieder einen höheren Schwung nahm. Göthe vereinigte die beiderseitigen Freunde und Freundinnen zu einem munteren Kreise, dem sogenannten Mittwochskränzchen, das sich regelmäßig alle vierzehn Tage in seinem Hause versammelte und an welchem auch der Herzog und seine jungen Söhne sich betheiligten. Lotte, Karoline, Fräulein von Göchhausen, die Gräfin von Egloffstein, die Hofmarschallin von Einsiedel und Fräulein Amalie von Imhof brachten die Anmuth weiblicher Sitte in diesen zwanglosen Kreis. „Es geht recht vergnügt dabei zu — schrieb Schiller unterm 16. November an Körner. Wir lassen uns — (durch die Anwesenheit des Herzogs und der Prinzen) — nicht stören und es wird fleißig gesungen und pokulirt". Im Mittwochskränzchen ertönten zuerst Göthe's „Tischlied" und Schillers Lieder „Die vier Weltalter", „Die Gunst des Augenblicks" und „An die Freunde". Hier konnte sich unser Dichter dem gemüthlichen Wohlbehagen überlassen, jenem Erbtheil seiner schwäbischen


Die
Jungfrau
Orleans

Natur, das ihn die „Gunst des Augenblicks“ gerne genießen ließ. Er hat es ja in einer seiner ebenso herzlichen als gedankenreichen Tischreden vom Jahre 1801, wie sie durch eine Base seiner Frau, Christiane von Wurmb, aufgezeichnet wurden, ausgesprochen, daß „ein frohes, heiteres Gemüth die Quelle alles Edlen und Guten ist. Das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine, düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen und zu wirken, wie sie sollten“. Aber die edle Geselligkeit des Kreises, in welchem unser Dichter die eben bezeichnete Stimmung frei walten lassen konnte, blieb nicht ohne Anfechtungen. Noch mehr, das Mittwochskränzchen mußte dem Neid eines lauernden Ränkelers Veranlassung zu dem Versuche geben, einen Keil in den Bund zwischen Göthe und Schiller zu treiben, vielleicht denselben wohl ganz zu sprengen. Kotzebue nämlich, welcher damals nach mancherlei Irrfahrten seinen Wohnsitz in Weimar genommen, betrachtete diesen Bund mit um so größerer Abneigung, als er es dem festen Zusammenhalten der beiden Freunde zuschrieb, daß das Theater seine Stücke lange nicht so berücksichtigte, wie sie anderwärts berücksichtigt wurden. Dazu kam die Wuth, daß ihm der Versuch, sich in das Mittwochskränzchen einzudrängen, total missglückt war. Er hatte gehofft, dies durch seine ziemlich ausgedehnten Verbindungen bei Hofe durchzusetzen, und Fräulein von Göchhausen hatte es übernommen, ihn einzuführen. Aber Göthe sagte: „Es hilft dem Kotzebue nichts, daß er am weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen ist, wenn er nicht auch bei dem geistlichen daselbst Zutritt erhält“ — und wußte durch eine Modifikation der Gesellschaftsstatuten dem Missliebigen ein für allemal die Thüre zu verschließen. Kotzebue brütete Rache und als geeignetstes Mittel hiezu erschien ihm der Versuch, Schiller und Göthe unter einander zu verhetzen. Zu diesem Ende sollte dem ersten auf Kosten des andern eine feierliche Apotheose bereitet werden, in Form einer Vorführung von Scenen aus seinen Trauerspielen in dem festlich dekorirten Sale des Stadthauses. Zuletzt dann sollte der Dichter von schönen Händen mit dem Lorbeer bekrönt werden. Kotzebue entwickelte bei diesem Anschlag seine ganze Betriebsamkeit. Mehrere Damen des Mittwochskränzchens sagten ihre aktive Betheiligung an der Huldigungsfeier zu, Wieland nahm die Einladung dazu an, Göthe schwieg und ging nach Jena, Schiller, dem bei der ganzen Geschichte unheimlich zu Muthe war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden“. Die ganze Stadt parteite sich für und wider, es war ein großes Regen und Bewegen, Flüstern und Zischeln und alles sah mit gespannter Erwartung dem 5. März 1802 entgegen, an welchem die Feier statthaben sollte. Allein siehe da, es wurde nichts daraus. Der Bürgermeister versagte die Erlaubniß zur Benützung des Stadthauses, und da man dieser Amtshandlung leicht anmerken konnte, daß ihre Wurzel bis zum Herzog hinaufreichte, welcher den wahren Sinn der kotzebue'schen Ränkelei ohne Zweifel erkannt hatte, so ließ man die Sache fallen. „Der 5. März — schrieb Schiller unterm 10. an Göthe — ist mir glücklicher vorüber gegangen als dem Cäsar der fünfzehnte und ich höre von dieser großen Angelegenheit gar nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Gemüther besänftigt finden“. Voll Aerger ging Kotzebue von Weimar weg und ließ seinen

Zorn in einem anonym in Berlin gedruckten Pamphlet aus, worin er seine beiden Erzfeinde, die Schlegel, und mehr noch Göthe mit Scheltworten überschüttete.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß übrigens gesagt werden, daß namentlich Göthe's Gebaren als Theaterdirektor eine schwache Seite hatte, welche selbst einen Kotzebue und dessen Anhänger zu Angriffen berechtigte. Auch Schiller ist nicht von dem Tadel freizusprechen, durch allzu große Nachgiebigkeit gegen Göthe diesen zu den bedenklichsten dramaturgischen Experimenten ermuthigt zu haben. Keine Frage, es war den beiden Freunden mit der Herstellung einer idealen Bühne heiliger Ernst und dieser Ernst spricht auch aus Schillers bestem satirischen Gedicht, „Shakspeare's Schatten", worin er die Dramatik von Kotzebue und Konsorten so köstlich verspottete. Aber die beiden übersahen, daß man einer Nation Geschmack und Urtheil nicht mit Gewalt aufzwingen kann, und noch schlimmer war es, daß die Beharrlichkeit, womit sie dieses versuchten, zuletzt auf wunderlichste Abwege führte und bis ins Lächerliche ging. Dazu kam, daß Göthe's Direktion, in äußerlichen Dingen von einer gewissen Steifigkeit und Pedanterei nicht freizusprechen war. So hatte z. B. der Balkon eine exklusive Bestimmung und streng gesondert saßen auf demselben — „in Weimar, der edlen Musenstadt!" — rechts der Adel, links die bürgerlichen Honoratioren. Beifall oder Missfallen laut zu bezeugen, war untersagt und mit strengem Blick hielt der Herr Geheimrath, mitten im Parterre auf einem Sessel thronend, diese Hausordnung aufrecht, namentlich auch den jenenser Studenten gegenüber. Der Billigung des Hofes sicher, glaubte Göthe dem Publikum alles zumuthen zu dürfen. Solche Unternehmungen, wie die Aufführung von Lessings Nathan, welcher hier zuerst (28. November 1801) würdig dagestellt wurde, waren gewiß höchst löblich. Aber man experimentirte mit allem und jedem, mit Voltaire wie mit Shakspeare, und führte sogar die terenz'schen Komödien mit Anwendung der antiken Gesichtsmasken auf, im direkten Widerspruch mit den Grundgesetzen der modernen Bühne. Man verlangte, daß das Publikum an einem so kalten, leblosen Machwerk, wie der Jon von A. W. Schlegel war, ein Ergötzen fände, ja, man zwang ihm sogar den Alarkos von Fr. Schlegel auf. Als aber diese dramatische Monstrosität am 29. Mai 1802 über die Bühne hinkte, war die Geduld des Publikums doch gründlich zu Ende. Es wurde Gepoch und Gelächter laut. Vergebens erhob sich Göthe, mit donnernder Stimme rufend: „Man lache nicht!" „Jedes monarchische Beklatschen des Unsinns — schrieb Karoline Herder schadenfroh an Knebel — wurde mit einem Lachen des Publikums beehrt". Schiller war nur mit „bedenklichen Sorgen" daran gegangen, dieses „seltsame Amalgam des Antiken und Neuestmodernen", welches Körner kurzweg und treffend eine „Geisteskrankheit" nannte, den Schauspielern einzustudiren, und es ist bemerkenswerth, daß gerade zur Zeit, wo er sich thörichter Weise so mit dem Alarkos abquälte, der Verfasser desselben pasquillische Verse gegen ihn schmiedete und unter der Hand in Umlauf setzte. Wir dürfen jedoch den Blick von der dramaturgischen Thätigkeit Göthe's und Schillers nicht abwenden, ohne noch einmal zu betonen, daß ungeachtet der Fehlgriffe, welche dabei mitunterliefen, dennoch ihren Bemühungen hauptsächlich die deutsche Bühne ihre Würde verdankt. Es fehlt nicht an sprechen-

den Beweisen, daß schon zu Anfang unseres Jahrhunderts die schiller'sche Vorstellung vom Theater als einer sittlichen und ästhetischen Bildungsanstalt ins Bewußtsein der Nation eingegangen war.

Im Verlaufe des Kapitels ergab sich die Gelegenheit, der schwäbisch-gemüthlichen Seite in Schillers Wesen wieder einmal zu gedenken. Gewiß nicht minder als aus dem Umstand, daß des Dichters Miethwohnung für stilles Sinnen und Schaffen zu geräuschvoll war, ist ihm aus dem Bedürfniß des Heimeligseins, wie wir Schwaben es nennen, der Wunsch erwachsen, auch in Weimar wieder eigen Dach und Fach zu besitzen. Eigenes Haus und eigener Herd! — es liegt Poesie in dieser Vorstellung, auch für einen Weltbürger. Der Jugend ist es gegeben,



darüber sich hinwegzusetzen und sich vorkommenden Falls in jedem Gasthaus heimisch zu fühlen; aber den reiferen Mann überkommt die Sehnsucht, einen Fleck zu besitzen, auf dem er fühlen und sprechen kann: Da bin ich daheim, ganz daheim! Das ist mein „Heimeli", sagt der Schweizer und wunderbar gibt hier die Mundart die ganze Traulichkeit des Heimatbegriffes wieder. Genug, Schiller erwarb sich eigen Dach und Fach, indem er im Februar 1802 einem Engländer, Mellish geheißen, der abwechselnd in Dornburg und Weimar lebte, dessen in letzterem Orte an der „Esplanade" gelegenes Haus abkaufte und zwar um den Preis von 4200 Gulden. Einen Theil des Ankaufspreises deckte er mittels seines kleinen Besitzthums in Jena, welches er freilich um 1150 Thaler ablassen mußte, aber erst im Jahre 1804 konnte er, wie aus einem Brief an seinen Schwager Wolzogen vom 20. März erhellt, hoffen, sein weimarer Haus „vollends schuldenfrei zu machen". Die Esplanade, jetzt der glänzendste Stadttheil von Weimar und mit drei- und vierstöckigen Gebäuden besetzt, unter welchen sich das „Schillerhaus" sehr gedrückt, ja fast kümmerlich ausnimmt, war damals ein Spaziergang, welcher auf das außer-

halb der Stadtmauer gelegene Theater zuführte. Das Haus des Dichters war ein einzelnstehendes, gegen die Sonne gerichtetes, und die grünen Bäume gegenüber verliehen der Umgebung einen ländlichen Charakter. Für einen bürgerlich-beschränkten Haushalt reichte das kleine Giebelhäuschen gerade aus. Im mittleren Stockwerk befanden sich die Wohn- und Schlafräume der Familie, in dem darüber liegenden Erkerstockwerk hauste der Dichter. Die Pietät hat jetzt diese bescheidenen Räume, das Ziel unzähliger Wallfahrer, sinnig ausgeschmückt, zugleich aber Sorge getragen, namentlich das Arbeitszimmer Schillers so zu erhalten, wie es bei Lebzeiten des großen Bewohners war. Da steht noch der Schreibtisch des Dichters, jenes bescheidene Möbel, wegen dessen Anschaffung er sich einst gegen Körner fast entschuldigen zu müssen glaubte und dem gegenüber am Fenster ein karmesinseidener Vorhang angebracht war, dessen röthlicher Schimmer belebend auf die Phantasie Schillers wirkte. Eine Schublade des Schreibtisches mußte, worüber sich Göthe bekanntlich eines Tages entsetzte, stets mit halbfaulen Aepfeln angefüllt sein, weil ihr Geruch dem Dichter wohlthat, und unwillkürlich sucht das Auge des Besuchers mitleidsvoll unter dem Schreibtisch jenes Gefäß mit kaltem Wasser, in welches der Tradition zufolge Schiller die Füße zu stellen pflegte, um sich bei nächtlicher Arbeit munter zu erhalten. Man kann sich nichts Einfacheres denken als dieses kleine Gemach, aus dem so viele große Gedanken in die Welt ausgegangen. Das spärliche Mobiliar besteht aus einfachem Holze, die Stühle sind mit ungefärbtem Leder überzogen. Dazu ein kleines Spinett, mit einer Guitarre darauf, und ein paar schlechtkolorirte Kupferstiche — das ist alles. Daneben das gewöhnliche Schlafkabinett des Dichters, ein winziges Dachstübchen, worin die niedrige Bettstelle stand, mit einem kleinen Tischchen davor, worauf die unscheinbare Mundtasse und die ebenso unscheinbare Tabaksdose Schillers ihren Platz hatten.

In dieses bescheidene Bürgerhaus kam am 16. November 1802 ein — Adelsbrief. Karl August sandte ihn dem Dichter mit der Beischrift: „Dasjenige, was beikommender Harnisch in sich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen; den freudigsten Anblick nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieses Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verschafft". Schiller der Dichter der Räuber, Schiller das Original des Posa, Schiller der Bürger der französischen Republik, geadelt! Das konnte wohl damals Aufsehen und allerlei Glossen hervorrufen und auch noch viel später mitleidiges Achselzucken erregen. Das Diplom macht mit seinem weitläufigst-schleppenden Reichskanzleistil einen seltsamen, einen fast gespenstigen Eindruck. Als Schillers Verdienste sind darin anerkannt, „daß er, als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und seltsamem Beifall Vorlesungen, besonders über Geschichte, gehalten; ferner, daß seine historischen sowohl als in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheilten Wohlwollen aufgenommen worden seien, und unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben". Geradezu komisch wirkt der Passus, wo „alle und jede Kurfürsten, Fürsten, geistliche und weltliche Herren, Grafen, Freie und Ritter" bei einer „Pön von 50 Mark löthigen Goldes" verpflichtet werden, „genannten Johann

Christoph Friedrich von Schiller als Unsern und des heiligen römischen Reichs rechtgebornen Lehens- und Turniergenossen zu erkennen, zu ehren und zu würdigen". Lotte schrieb darüber an Fritz von Stein: „Aus dem Diplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist". Man möchte um dieser köstlichen Naivität willen die Treffliche noch im Grabe küssen. Ja wohl war der Dichter „ganz unschuldig" daran, wie auch Göthe an seiner „Adelung" unschuldig gewesen war. „Sie werden recht gelacht haben — schrieb Schiller am 3. März 1803 an Humboldt nach Rom — da Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen". Aber es war doch nicht



so ganz nur ein „Einfall" von seiten des Herzogs, das Motiv lag tiefer. Der Junkergeist war noch sehr mächtig in Weimar. Sonst hätte Karoline Herder es nicht als ein epochemachendes Ereigniß an Knebel melden können, daß zu Anfang des Jahres 1800 die Adeligen und Bürgerlichen zum erstenmal mitsammen einen Ball veranstalteten. Weder die Genieperiode noch der nachhaltige Liberalismus Karl Augusts hatten die Steifigkeit der Etikette und des Kastenvorurtheils zu beseitigen vermocht. Zwei Jahre schon hatte Schiller in Weimar gewohnt, ohne daß die wichtige Frage zur Erledigung kam, ob es möglich sei, ihn offiziell bei Hofe zu empfangen. Als endlich eine offizielle Einladung erfolgte, lehnte er sie ab und schrieb darüber am 2. Januar 1802 an Frau von Stein: „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen zu sein, so wünschte ich auch fürs Künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeschlossen zu bleiben. Ich bin, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht persönlich ist. Von Ihrer Güte hoffe ich, daß Sie dieser meiner Bitte bei der Frau Herzogin die gehörige Auslegung geben werden". Hier, glaube ich, ist die wahre Wurzel von Schillers Adelung zu suchen. Die Herzogin Luise mag die Adels-

verleihung als einen Ausweg ergriffen haben, die Antriebe ihrer Herzensgüte und ihrer Hochachtung vor dem Dichter mit ihren Standesbegriffen zu vereinigen, und mag so dem Herzog eingegeben haben, den Adelsbrief für Schiller beim Kaiserhofe nachzusuchen. Dies geschah und unterm 7. September 1802 wurde zu Wien die Urkunde ausgefertigt, vermöge welcher Kaiser Franz „mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rath und rechtem Wissen den Johann Christoph Friedrich Schiller sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts in des heiligen römischen Reiches Adelstand gnädigst erhoben und eingesetzt hat". Näheres über das Ereigniß, und zwar sehr Charakteristisches, erfahren wir aus Schillers Brief an Körner vom 29. November 1802. „Der Herzog — schrieb der Dichter — hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses alles bringt nun der Adelsbrief ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirat hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr m e i n Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größeren Stadt gar nichts davon gewahr wird".

Die erste Zeit, welche der Dichter in seinem neuerworbenen Hause an der Esplanade verbrachte, war wiederum eine Trauerzeit. An demselben Tage, an welchem er die neue Wohnung bezogen hatte, am 29. April 1802, war daheim in Schwaben im Pfarrhause zu Kleversulzbach, wo sie bei ihrem Schwiegersohn Frankh, dem pfarrherrlichen Gatten ihrer Tochter Luise, gelebt hatte, Frau Elisabeth Dorothea Schiller gestorben. „Man kann sich nicht erwehren — schrieb der Dichter am 12. Mai an Göthe — von einer solchen Verflechtung der Schicksale schmerzlich angegriffen zu werden". Der letzte Brief der Hingeschiedenen an ihren Sohn hatte über dessen kindliche Pflichterfüllung das schöne Zeugniß abgelegt: — „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es keinen Sohn in der Welt mehr". Die Gute hatte den vollen Ruhmesglanz ihres Fritz noch erlebt, aber ihrem Mutterherzen war es wohl noch wohlthuender gewesen, daß seine Häuslichkeit eine glückliche war, daß er im Hinblick auf Frau und Kinder sagen konnte: „Von dieser Seite hat mir der

Himmel nichts als Freude gegeben". Zwei Tage vor ihrem Tode hatte die Kranke sich das Medaillonbild ihres Sohnes geben lassen, hatte es ans Herz gedrückt und mit Rührung von dem gesprochen, welchen es darstellte. „Und so sind sie denn beide hingegangen, unsere theuren Eltern — schrieb der Dichter an seine Schwestern — und wir drei sind nun allein übrig. Lasst uns einander desto näher sein!"

In den Jahresübergang von 1802 zu 1803 fällt die Beendigung der Braut von Messina. Am 4. Februar war die Tragödie fertig und Abends las sie der Dichter auf den Wunsch des in Weimar anwesenden Herzogs von Meiningen in einer, wie er an Körner schrieb, „sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effekte" vor. Der Freund in Dresden, dem sogleich eine Abschrift zugegangen, schrieb zurück: „Dein neues Stück hat einen hohen Rang unter deinen Produkten. Mir ist kein modernes Werk bekannt, worin man den Geist der Antike in solchem Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form. Rechne übrigens hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der kommenden Geschlechter" — eine Prophezeihung, die nicht so ganz das Richtige traf. Wilhelm von Humboldt war über die neue Tragödie entzückt. Sobald er dieselbe gelesen, schrieb er aus Rom an den Dichter: „Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, diese Produktionskraft ewig in sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbst gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie sie nach einander gefolgt sind, vergleicht. In Rücksicht der strengen Form kann sich keines mit der Braut messen. In ihr ist alles poetisch, alles folgt streng auf einander und es ist überall strenge Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks". Anders urtheilten Tieck, Schlegel, Hegel, Seume, der letztere bekanntlich sonst ein unbedingter Verehrer Schillers. Sie alle erklärten sich gegen die Einführung des Chors und zwar mit Recht. Dieser Versuch muß als eine Verirrung bezeichnet werden, so großartig schön an sich auch die Lyrik der Chorgesänge oder Chorreden ist. Der Dichter übersah, daß im Drama des demokratischen Athens der Chor einen Sinn hatte, welchen er im modernen Polizeistaate nicht haben kann. Dort betheiligte der Chor so zu sagen die ganze Zuschauerschaft an der dramatischen Handlung, aber gleichsam nur als ideales Publikum. Wenn jedoch Schiller durch seine antikisirende Richtung sich einmal zur Einführung des Chors bestimmen ließ, so hätte er denselben wenigstens nicht theilen sollen, weil dadurch die Bedeutung des Chors als eines Sprachorgans des Schicksals ganz verloren ging. Auch Humboldt tadelte diese Theilung und A. W. Schlegel hat richtig bemerkt: „Indem jedem der feindlichen Brüder ein eigener Chor parteiisch anhängt, der sich mit dem gegenüberstehenden streitet, hören beide auf, ein wahrer Chor, d. h. die über alles Persönliche erhabene Stimme der Theilnahme und Betrachtung zu sein". Und nicht allein die Chorfrage gibt dem Tadel Raum: die ganze Komposition klappt nirgends

recht und all der wunderbare Glanz der Sprache, alle die Gedankenhoheit des Stückes vermag die klaffenden Fugen nicht ganz zu verbergen. Selbst dem Genius eines Schiller war es nicht gegeben, das Unmögliche zu leisten, d. h. den romantischen Geist mit der antiken Form zu einem vollkommen harmonischen Ganzen zu verschmelzen. So zieht sich eine ungelöste, weil unlösbare Dissonanz durch das ganze Werk und am schärfsten manifestirt sich dieselbe in dem Versuch, das moderne Liebesideal in die antike Tragik einzuführen.

Aber wie über das Urtheil der zukünftigen Kunstkritik, so war Körner auch über den Beifall der Zeitgenossen inbetreff der Braut im Irrthum. Die Tragödie war im einzelnen doch so voll genialer Blitze, daß die augenblickliche Wirkung nicht ausbleiben konnte. Am 19. März 1803 wurde das Stück zum erstenmal in Weimar gegeben. „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark — schrieb Schiller am 28. März an Körner. Auch imponirte es dem jüngeren Theile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ich kann wohl sagen, daß ich in der Vorstellung der Braut zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Göthe'n ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden". Mit dem erwähnten Vivat hatte es eine Bewandtniß, welche zeigt, daß die Leute, welche meinten, Kotzebue's satirische Posse „Die deutschen Kleinstädter" sei speziell auf Weimar gemünzt gewesen, doch nicht so ganz fehlgerathen haben dürften. Nämlich, als nach dem Schlußakt der Braut von Messina der Vorhang gefallen, brachte ein junger Docent aus Jena vom Balkon herab dem Dichter ein Lebehoch aus. Die im Parterre in Masse anwesenden jenenser Studenten, in deren Auftrag der Docent gehandelt hatte, stimmten jubelnd ein; denn die Studenten waren, wie Körner unterm 23. April an Schiller schrieb, damals noch „diejenige Klasse des deutschen Publikums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hatte". Aber Se. Excellenz der Herr Geheimrath und Theaterdirektor von Göthe — hier ja nicht zu verwechseln mit dem Dichter Wolfgang Göthe — gerieth über die „verwünschte Akklamation", wie er das Vivat in einem Billet vom 22. März an Schiller bezeichnete, ganz außerordentlich in Harnisch. Die Sache machte ihm „ein paar böse Tage", er ordnete auch zur Ausmittelung der Schuldigen sofort eine polizeiliche Untersuchung an und ließ hierauf dem jungen Docenten einen Verweis ertheilen. Der D i c h t e r Göthe hatte sich zwei Jahre zuvor wie ein Kind gefreut, daß ihm bei seiner Anwesenheit in Göttingen die Studenten ein Vivat brachten. „Ich vernahm — erzählt er — daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich zu begrüßen". Der Dichter Göthe hat auch noch in seinen alten Tagen sich gegen Eckermann über die ewige Polizeiplackerei in Deutschland zürnend ausgelassen und hat bei dieser Gelegenheit namentlich inbetreff der Erziehung tadelnd gesagt: „Es geht bei uns alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister".

Fürwahr, nicht ohne Grund klagt Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ .... Berlin folgte dem vorangegangenen Weimar mit Aufführung der neuen Tragödie rasch nach und voll Enthusiasmus schrieb Iffland unterm 18. Juni an den Dichter: „Am 14. und 16. ward die Braut von Messina mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche. Totaleffekt? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten wie ein Wetter sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!“

Was sich Docenten und Studenten in Weimar nicht „herausnehmen“ durften, nahmen sich bald nach der „verwünschten Akklamation“ die preußischen Officiere in Erfurt heraus. Sein Wallenstein hatte unsern Dichter unter den Kriegsleuten höchst populär gemacht. Zu Anfang des Mai veranstalteten daher die Officiere in Erfurt ihm zu Ehren ein Fest und er nahm die Einladung dazu an. „Ich habe da lustig gelebt — schrieb er unterm 12. Mai an Körner. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militär zu finden. Denn es waren gegen hundert Officiere beisammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten Majore und Obersten interessant waren“. Nicht immer jedoch waren die „alten gedienten Majore“ der preußischen Armee hinsichtlich der Literatur so ganz auf dem Laufenden. Es bildet zu der Huldigung, welche Schiller 1803 in Erfurt widerfuhr, einen eben so charakteristischen als ergötzlichen Gegensatz, wenn im Spätherbst 1805, als preußische Truppen in Weimar einquartirt waren, ein alter dicker Major Abends im Weinhaus zu seinen Kameraden sagte: „Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt“ — und die jüngeren Officiere ihm mit Emphase vorstellten, das sei ja der berühmte Göthe, bei dem er stehe, und der alte Kriegsmann darauf erwiderte: „Kann sein, ja, ja, nu, nu ... das kann wohl sein; ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben“ .... Die Studenten wollten aber nicht hinter den Officieren zurückbleiben und ließen es sich nicht nehmen, ihren Gefühlen für Schiller Ausdruck zu geben. Als im Sommer die weimarer Truppe, wie gewöhnlich, während der Kurzeit zu Lauchstädt spielte und in Halle, Leipzig und Jena verlautete, auch der Dichter befände sich in dem genannten Badorte, strömte die akademische Jugend in hellen Haufen dahin. Schiller behagte sich einige Tage in dem bunten und lebhaften Treiben nicht übel; obgleich ihm „der gänzliche Müssiggang etwas Ungewohntes war“ und er „den Verlust der schönen Zeit“ bedauerte. Er verkehrte viel mit dem anwesenden Prinzen Eugen von Wirtemberg, entsprach einer Einladung seiner Verehrer nach Halle und ritt gegen Merseburg hinaus, ein Manöver mitanzusehen, welches preußische und sächsische Officiere veranstaltet hatten. Am 3. Juli wurde unter Blitz und Donner in dem neuerbauten Theater die Braut von Messina gegeben und einer der Mitspielenden, der Schauspieler Graff, hat nachmals über diese eigenthümliche Aufführung der schiller'schen Tragödie folgenden Bericht aufgesetzt: — „Es war an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthalts in Lauchstädt die Braut von Messina aufführten. Unser lieber Schiller, unter dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine

Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Lauchstädts, besonders von Halle, eine zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unsre Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den ältern Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu sprechen anfing:

> Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
> Wenn dumpftosend der Donner hallt,
> Da, da fühlen sich alle Herzen
> In des furchtbaren Schicksals Gewalt —

brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte; dies ergriff mich in dem Momente, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß und am Schlusse des Stückes selbst machte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Athem und sah nur todtenbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller auf die Bühne und begrüßte jeden der Darstellenden aufs freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke gesprochen werden!“ Nachher war Ball im großen Kursal, und als sich der Dichter zurückgezogen, rückten ihm die Studenten vor das stille Gartenzimmer, welches er bewohnte, und brachten ihm unter Fackelschwingen eine festliche Serenade. Viel Volk hatte sich angeschlossen und die akademische Jugend war mit dieser Nachtfeier noch nicht zufrieden; denn am folgenden Tage weckte sie den Gefeierten mit einem Morgenständchen. Im Herbste desselben Jahres erhielt Schiller aus einer ganz anderen Gesellschaftsregion ein Zeichen der Achtung. Der Schwedenkönig Gustav IV. ließ sich bei seiner Reise durch Weimar den Dichter vorstellen, sagte ihm viel Verbindliches über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und fügte zu den anerkennenden Worten einen Brillantring. „Wir Poeten — schrieb Schiller unterm 4. September an seinen Schwager Wolzogen, welcher sich damals in Petersburg befand, für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer Großfürstin zu werben — wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht es, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren: unser Reich ist nicht von dieser Welt“.

Siebentes Kapitel.

Wilhelm Tell.

Zwei Warnungstafeln im Buche deutscher Geschichte. — Wien und Berlin. — Schiller und Napoleon. — Studien für den Tell. — Hegel. — Klopstocks, Herders und Kants Tod. — Anne Luise Germaine de Staël. — Der Tell vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichts. — Der Dichter am Trinktisch. — In der preußischen Hauptstadt. — Henriette Herz über Schiller. — Ein lockender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Mensch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künste. — Der letzte Winter. — Uebersetzung von Racine's Phädra. — Demetrius. — Letzte Lebenstage und Tod des Dichters. — Göthe's Schmerz. — Die Bestattung. — Die Trauer. — Lotte und Karoline. — Die Fürstengruft. — Die Apotheose. — Er ist unser!

Wenn zu Anfang des 19. Jahrhunderts von einer deutschen Geschichte überhaupt gesprochen werden kann, so war sie kaum etwas anderes denn eine Chronik voll von Aergerniß und Beschämung. Beschöniger dürfte jene Periode nicht mehr viele finden, Lobpreiser keinen. Lehren voll düsterer Warnung hat sie in Fülle hinterlassen und von Beachtung oder Nichtbeachtung derselben wird ein gut Theil der Zukunft Deutschlands abhängen. Es stehen da zwei Warnungstafeln: Austerlitz und Jena, auf welche man nicht oft genug hinweisen kann. Nur Oestreich und Preußen kommen in Betracht. Was in den kleineren Staaten Gutes oder Schlimmes geschah, war auf die Weltstellung Deutschlands weiter von keinem Einfluß, und diese Kleinstaaten selbst erfüllten, als die Verhängnisse kamen, nur das unumgängliche Geschick der Schwäche, dem zuzufallen, welcher gerade der Stärkste war.... In Oestreich war Josephs aufgeklärtem Despotismus, der zuletzt an sich selber hatte verzweifeln müssen, die leopold-franz'sche Reaktion gefolgt. Die Thugut und Cobenzl regierten. Systematisch wurde alles niedergetreten, was Joseph zu Gunsten einer höheren Geistesbildung gepflanzt hatte. Das Wüthen der Censur gegen alles Freie, Große, Schöne ging ins Abgeschmackte. Die Werke eines Lessing, Herder, Göthe, Schiller durften nur arg verstümmelt kursiren. Die Bühne war der kotzebue'schen Schminke und Entnervung oder den rohen Kasperlespäßen preis-

gegeben. Macbeth durfte nicht gespielt werden, damit sich das Publikum nicht an die Ermordung von Königen gewöhnte; Lear nicht, damit man nicht glaubte, Fürsten könnten im Unglück den Verstand einbüßen; Maria Stuart nicht, weil darin eine Anspielung auf Marie Antoinette liegen könnte; Egmont, Fiesco, Wallenstein nicht, weil sie revolutionäre Emotionen erregen, der Kaufmann von Venedig nicht, weil er einen Hepp-Hepp-Tumult veranlassen könnte. Aber selbst ein Kotzebue war nicht immer hinlänglich „gesinnungstüchtig", d. h. seine Schurkencharaktere wurden degradirt: sie durften nicht über den Freiherrnstand hinaufgehen. Die wiener Gesellschaft, ganz wieder auf das Gebiet der Sinnlichkeit hingewiesen, erschien damals den fremden und einheimischen Beobachtern ebenso bildungslos als zuchtlos. Unwissenden Priestern überlassen, hatte die Erziehung der Jugend beklagenswertheste Resultate: dreizehnjährige Knaben spielten schon die Wüstlinge und durften sie spielen. Die Familienbande zerrissen, sogar die Frauen bei ihren Vergnügungen häufig alle Gesetze des Anstands, geschweige der Sitte, beiseite setzend. Das Volk aller und jeder Ahnung vom Staatsbürgerthum entwöhnt, die Bureaukratie dumm, faul und feil, die Armee Leuten wie Mack anvertraut, die Finanzen in gränzenloser Unordnung: so schwankte der Staat den Katastrophen von Ulm und Austerlitz entgegen. Wie laut sprachen die Erfahrungen, welche Deutschland dem revolutionären und bonaparte'schen Frankreich gegenüber bisher gemacht hatte! Aber sie sprachen vergebens und umsonst bot ein Gentz, welcher damals den Lustbecher seines Epikuräerlebens noch nicht bis dahin geleert hatte, wo er auf dem Grunde desselben nur noch feile Blasirtheit vorfand, — umsonst bot er alle Logik und Beredsamkeit seines Stils auf, um gegen die auf Deutschlands Vernichtung ausgehende Eroberungspolitik Napoleons das einzig Rettende zuwegezubringen: einen festen und treuen Bund zwischen Oestreich und Preußen.

Man war mit Blindheit geschlagen, wie in Wien, so in Berlin. Wie dort eine aus blinder Angst grausame Gespensterfurcht vor den Ideen der Zeit, so beherrschte hier die unheilvolle Illusion, daß die Tage Friedrichs des Großen noch nicht vorüber seien, die entscheidenden Kreise. Preußen konnte nicht von der Höhe herabfallen, auf welche der große König es gehoben, — diese Idee war zu einer fixen geworden und sie galt noch, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen hatte. In der musterhaften Häuslichkeit, welche der junge Monarch mit seiner Gemahlin darstellte, lag wenigstens ein preiswürdiger Gegensatz zu dem zügellosen Sittenverderbniß, welches damals in der preußischen Hauptstadt daheim war, ein Erbtheil der vorhergegangenen Regierung. Der König war wohlmeinend und er fühlte auch instinktmäßig, daß nicht nur etwas, sondern vieles im Staate faul sei. Aber sein Blick war lange nicht scharf genug, die fußdichte Schichte von Kanzleistaub zu durchdringen, womit bureaukratische Routine die Schäden bedeckte. Die Nachtheile der Regierungsweise Friedrichs des Großen machten sich jetzt erst recht geltend. In dem Schatten, welchen seine Größe geworfen, hatte keine Männersaat gedeihen können. Seine eifersüchtige Autokratie hatte die Heranbildung von staatsmännischen Charakteren eher verhindert als begünstigt. So konnte es geschehen, daß ein Dreiviertelsfranzos, den man an Frankreich, ein Italiener, den man mit ebenso gutem Grund an Russland verkauft glaubte, und endlich ein Deutscher, von

welchem Lavater geurtheilt hatte, es sei ihm nie ein zweiter Mensch vorgekommen, welcher „hinter der Larve eines Christuskopfes so viel Immoralität verberge wie dieser", in einer Zeit voll Gefahr mitsammen die Geschicke des preußischen Staates lenkten oder vielmehr gehen ließen, wie sie eben gehen wollten. Es herrschte hier keine unbedingte Verwerfung und Befehdung der zeitbewegenden Anschauungen, wie in Oestreich. Im Gegentheil, diese Anschauungen waren selbst in die privilegirten Stände eingedrungen und man ließ sich die politischen Ideen, welche die Aufklärungsperiode gereift hatte, wenigstens theoretisch gefallen. Ja, zur gleichen Zeit, wo das preußische Junkerthum seine bevorrechtete Stellung noch immer so anmaßlich und patzig zur Schau trug, daß in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen der Wunsch sich regte, die Junker möchten von den Franzosen recht tüchtige Schläge bekommen, zur gleichen Zeit tändelte man in den berliner Salons mit demokratischen Gedanken. Auf der andern Seite charakterisirt es die allgemeine Unklarheit, Zerfahrenheit und Verblasenheit, daß ein großer Theil der berliner Gesellschaft noch immer für Napoleon schwärmte, als dieser schon sich anschickte, den preußischen Staat zu zertrümmern. Allerdings gab es auch eine franzosenfeindliche Partei, welche von der Königin ihre Antriebe empfing. Aber weder wußten die Franzosenfeinde klar, was sie wollten, noch besaßen sie Festigkeit genug, das, was sie etwa wollten, zu thun, und so konnte das Haupt dieser Partei, der geistvolle Prinz Louis Ferdinand, dazu kommen, seine Kraft in Gelagen zu vertoben, mit Gesellschaftern wie Johannes von Müller, dessen „zerflossene Züge und stets wie mit Fett bestrichener Mund" vortrefflich den Mann charakterisiren, welchen Napoleon mittels einer Audienz von zehn Minuten aus einem glühenden Hasser in einen glühenden Vergötterer verwandeln sollte. Zuletzt, nachdem die günstige Gelegenheit, im Bunde mit Oestreich dem Franzosenkaiser Widerstand entgegenzustellen, verpasst war, wurde im Vertrauen auf Russlands Freundschaft, welche dann im Friedensschluß von Tilsit recht klärlich zu Tage kommen sollte, die ewig zwischen Ordres und Contreordres schwankende Neutralitätspolitik aufgegeben und die Fiktion von einem unbesiegbaren friedrich'schen Preußen trat aktiv auf. Die Kokarde, die Fahne, der Zopf, der Puder, die Kamaschen, die junkerliche Fuchtelklinge, alles war noch da wie in des großen Königs Tagen. Nur der Geist, der diese Dinge beseelt hatte, war todt, weil die Zeit inzwischen eine andere geworden. Lauter ausgelebte Formen, Schemen, hohler Spuk. Vom Podagra gelähmte Greise als Kommandanten der Festungen, rathlose Invaliden an der Spitze der Armee, nirgends Plan, Einheit und Sicherheit in dem verrotteten Organismus, ein veraltetes Exercitium, der Soldat schlecht gekleidet, schlecht genährt, schlecht bewaffnet, schlecht geführt, und als nun der von einer genialen Hand geleitete Stoß auf dieses mumisirte Altpreußenthum bei Jena erfolgte, da brach der Golem, dem man das Zauberwort „Friedrich" umsonst auf die Stirne geschrieben, in sich zusammen und eine Zeit voll Elend und Schmach für Preußen, für Deutschland hob an . . .

Schiller sollte das Unheil nicht mehr erleben. Dieser Schmerz wenigstens ist ihm erspart worden, das Vaterland in einer Erniedrigung zu sehen, welche die Insolenz französischer Generale ermuthigte, von deutschen Fürsten und Königen wie von Lakaien zu reden. Er sollte es nicht erleben, daß nach dem Schicksalstag von

Jena sein Beschützer und Freund, Karl August, weil derselbe seine Pflicht als deutscher Fürst und preußischer General brav gethan, ins Angesicht seiner Gemahlin, der Herzogin, von dem brutalen Eroberer „un fou“, „un mauvais sujet“ gescholten wurde. Aber in unserem Dichter lebte die prophetische Ahnung der heraneilenden Verhängnisse. Zur Zeit, als noch alle Welt von dem jungen Ruhm Bonaparte's berauscht war, als auch in Schillers nächster Umgebung nur Stimmen des Beifalls über den Bändiger der Anarchie, über den Wiederhersteller der Monarchie in Frankreich laut wurden, da sagte er zu Karoline von Wolzogen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung vernimmt man von ihm“. Der finstere Despotengeist in Napoleon also war es, was den Dichter anwiderte. Seine Seele hörte die Ketten klirren, womit der gewaltige Schlachtenmeister Europa bedrohte. Was die Völker dieser alles verschlingenden Eroberungsgier, dieser schrecklichen Verzerrung der kosmopolitischen Idee gegenüber zu thun hätten, es hatte schon in der Jungfrau von Orleans prophetisch angeklungen. Jetzt, nachdem er durch die Braut von Messina den Forderungen reinidealer Künstlerschaft Genüge gethan, kehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthusiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen, — zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Instinkt des Genius hatte er im Wallenstein seine Nation auf ein ungeheures Kriegsspiel vorbereitet; jetzt schuf er den Tell, wie um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk sich befreien müsse und könne. Sein Erstling, die Räubertragödie, war ein weltbürgerlicher Nothschrei gegen die Unfreiheit und Verkrüppelung des deutschen Lebens gewesen; sein letztes großes Gedicht war ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das ist mehr als Zufall. Es ist der vorschauende Blick eines Propheten, welcher die Stadien der geschichtlichen Entwickelung zum voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrsal heranziehender Niederlagen schon die Siegesfahnen wehen sieht.

Unmittelbar nach Beendigung der Braut von Messina hatte der Dichter zu seiner „Erholung und um der theatralischen Novität willen“ jene zwei Lustspiele, die sich unter den Titeln „Der Parasit“ und „Der Neffe als Onkel“ unter seinen Werken vorfinden, nach dem Französischen frei bearbeitet. Mit dem Tell beschäftigte er sich aber keineswegs erst nach seiner Heimkunft aus Lauchstädt im Sommer 1803 angelegentlich; denn schon unterm 9. September 1802 hatte er darüber ausführlich an Körner geschrieben. Es lief damals, und zwar schon seit Monaten, ein Gerücht um, Schiller habe einen Tell geschrieben oder sei mit einer solchen Dichtung beschäftigt. Bereits am 6. März 1802 schrieb aus Berlin der Buchhändler Unger an ihn: „Verschiedene Gerüchte sagen, Sie arbeiteten an zwei Trauerspielen, Wilhelm Tell und Herzog Bernhard von Weimar. Ist dieses wahr, so wünschte ich eins von beiden zu einem Kalender, wo ich Ihnen die Ehre haben würde 1000 Thlr. Gold dafür zu übermachen, mit dem Recht, es nur auf drei Jahre zu benutzen“ — und am 29. September schrieb der Buchhändler Wilmans in Frankfurt a. M. an den Dichter: „Man sagt seit längerer Zeit im Publiko, daß die vaterländische Bühne ein neues Meisterwerk von Ihnen, in der dramatischen Geschichte des Befreiers

von Helvetien, zu erwarten habe. Glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dieses Werk mit Ihrer Zustimmung in einem seinem Werthe angemessenen äußeren Gewande der Nation überreichen dürfte". Aus Schillers vorhin erwähntem Schreiben an Körner erhellt, daß inbetreff des Tell auch aus Hamburg eine Anfrage an ihn ergangen war. Dadurch, berichtete er dem Freunde, sei er aufmerksam geworden und habe Tschudi's Schweizerchronik zu studiren angefangen. Da sei ihm ein Licht aufgegangen, weil der treuherzige, herodotische, ja fast homerische Geist dieses Chronisten ihn poetisch gestimmt habe. „Ob nun gleich — fuhr er fort — der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liegt, da sie großentheils eine Staatsaktion ist und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen, der Darstellung widerstrebt, so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringt, wie billig abstrahire, so bleibt doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen, weil hier ein ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß stehen schon die Säulen des Gebäudes fest und ich hoffe einen soliden Bau zustande zu bringen". Dieser Brief ist für die richtige Würdigung des Tell sehr wichtig. Man beachte insbesondere, daß der Dichter mit Bewußtsein darauf ausging, in seinem Drama „ein ganzes Volk" zur Anschauung zu bringen. Einer brieflichen Aeußerung Schillers gegen Humboldt vom August 1803 zufolge war es eben die „Volksmäßigkeit" des Gegenstandes, welche den Dichter besonders reizte, keine Anstrengung zu scheuen, um den „widerstrebenden Stoff dennoch zu überwältigen". Seine Studien zu diesem Zwecke waren umfassende und er bemühte sich so ziemlich um alle damals vorhandenen oder wenigstens für ihn zugänglichen Hilfemittel, welche das Historische und Topographische des Gegenstandes ihm näher bringen konnten. So las er außer Tschudi auch Etterlin und Stumpf, dann Johannes von Müller, Scheuchzer und Ebel. Dazu kamen die landschaftlichen Schilderungen Göthe's, welcher ja, wie wir sahen, bei Gelegenheit seiner Schweizerreise von 1797 auf den Gedanken gekommen war, die Tellsage episch zu behandeln. Es steht aber fest, daß Schiller ganz unabhängig davon die Idee zu seinem Drama geschöpft hat, und Göthe selbst bezeugt in seinen „Jahresheften" (1804) daß der Freund ihm „nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung", nämlich von Land und Volk, schuldig sei. An der nämlichen Stelle bemerkte Göthe ausdrücklich, daß Schiller, loyal und zartfühlend wie immer, den Freund von seiner Absicht mit dem Tell sofort in Kenntniß gesetzt hatte.

Im Spätsommer und Herbst von 1803 machten sich die beiden Freunde angelegentlich damit zu thun, wie der Universität Jena wieder aufzuhelfen wäre, deren Glanz durch den Wegzug von Loder, Hufeland, Paulus und Schelling, wie durch den Tod von Batsch und die hoffnungslose Erkrankung Griesbachs sehr be-

droht war. Göthe weilte damals viel in Jena und verkehrte häufig mit Hegel, an welchem er nur „Klarheit der Aeußerung" vermisste. Schiller meinte dazu, diese Klarheit dürfte dem Philosophen „schwerlich gegeben werden können, aber der Mangel an Darstellungsgabe sei ein deutscher Nationalfehler und kompensire sich, wenigstens deutschen Zuhörern gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes". Man sieht, der Dichter hat seinen philosophischen Landsmann richtig beurtheilt, insofern dieser in der That sein Lebenlang nie zur Klarheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks gelangen konnte. Aber es war doch gut, daß ein Mann wie Hegel in den Kreis unserer Geistesheroen eintrat, welcher sich gerade zu dieser Zeit bedeutend lichtete. Am 14. März 1803 war Klopstock gestorben und das kaufmännische Hamburg hatte noch mehr sich selbst als den großen Todten geehrt, indem es dem Messiassänger mit allem Pomp zu Grabe brachte, über welchen ein republikanisches Gemeinwesen verfügen konnte. Niemals wieder ist ein deutscher Dichter so feierlich bestattet worden. Am 18. December starb Herder, nachdem er noch den Romanzenkranz vom Cid seinem Volke als ein schönes Vermächtniß gegeben hatte. Der arme Herder! Bei allen seinen großen Eigenschaften und Verdiensten ist er nie glücklich gewesen und wie eine herzzerreißende Klage über ein verfehltes Leben lautet es, wenn er nach der Lesung von Trencks Selbstbiographie in der letzten Zeit gegen Knebel äußerte: „Was will das heißen, zehn Jahre an der Kette sitzen! Ich sitze dreißig daran". Schiller blickte versöhnten Gemüthes auf das Grab des Gegners. „Hier ist — schrieb er am 5. Januar 1804 an seine Schwester Christophine — kürzlich Herder gestorben, was ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt ist". Am 12. Februar des nämlichen Jahres verschied droben in Königsberg der achtzigjährige Kant und vertauschte seine stille Gartenwohnung mit der noch stilleren im Professorengewölbe neben der Domkirche. Ja, der Kreis der Heroen lichtete sich: nur vierzehn Monate später sollte dem großen Lehrer sein großer Schüler folgen.

Aber noch blühte diesem reich und voll das Dasein. Während er an seinem großen Volksdrama dichtete, war im Winter von 1803—4 die weimarer Gesellschaft durch die Ankunft eines berühmten Gastes in ungewöhnliche Aufregung versetzt worden. Anne Louise Germaine de Staël, eines berühmten Vaters berühmtere Tochter, hatte sich durch Bücher, welche zusammen mit den gleichzeitigen Schriften Chateaubriands für Frankreich eine neue literarische Epoche begründeten, einen Ruf erworben, der über die gewöhnliche Sphäre weiblicher Autorschaft weit hinausging. So insbesondere durch ihren Roman „Delphine" (1802). Aber die geniale Frau, durch den Gang der Revolution keineswegs zur Verzweiflung an ihren Idealen gebracht, wollte mehr als schreiben: sie wollte auch rathend und handelnd in die Wirklichkeit eingreifen, und als der Machthaber von Frankreich dies unbequem und störsam fand, spitzte sich ihr Enthusiasmus zu prickelnden Epigrammen zu. Allein weder für Enthusiasmus noch für konstitutionelle Epigramme war in dem uniformen Mechanismus der bonaparte'schen Tyrannis Raum. Der kühnen Dame ging ein Ausweisungsdekret zu und so kam sie, mit einem neuen Nimbus ausgestattet, als Verbannte

nach Deutschland. Sie wollte die unfreiwillige Muße des Exils zu gründlichen Studien über das Land benützen, welches damals für die Franzosen noch geradezu eine terra ignota war. Sie hatte dunkle Sagen von deutscher Sitte, Art und Kunst, von deutschen Denkern und Dichtern vernommen und sie wollte sich nun das räthselhafte Land der Philosophie und Poesie näher ansehen. In Wahrheit, sie sah es näher, viel näher an, als bis dahin ein Franzos gethan hatte, und das Resultat ihrer Beobachtungen, das später (1810) erschienene berühmte Buch „De l'Allemagne“ ist bei allen großen Irrungen und Fehlgriffen im einzelnen doch im ganzen als der erste ernstliche Versuch von französischer Seite anzuerkennen, den Deutschen gerecht zu werden und den Franzosen eine Vorstellung von Deutschland zu geben. Schon der Umstand zeugt glänzend für den Werth des Unternehmens, daß das Buch dem Napoleon, welcher ja mit kynischer Offenheit „die Vernichtung der deutschen Nationalität als die Hauptaufgabe seiner Politik“ betrachtete, ein scharfer Dorn im Auge war. Natürlich hatte sich die Aufmerksamkeit der Staël insbesondere auf Weimar richten müssen und sie kam, von einer zweiten literarischen und politischen Notabilität ihres Landes, von Benjamin Constant begleitet, im December 1803 daselbst an. Göthe, mit einem heftigen Katarrh von Jena zurückgekehrt, war in seine Stube gebannt und so hatte in der ersten Zeit ihres Aufenthalts Schiller die bei seiner Ungeübtheit in französischer Konversation doppelt schwierige Aufgabe, der berühmten Reisenden die Honneurs der Musenstadt zu machen. Frau von Staël hat von den deutschen Frauen gesagt: „Sie besitzen einen Reiz, der ihnen eigenthümlich ist, einen süßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint; sie sind bescheiden, ihre Gefühle sind wahr, ihr Benehmen ist einfach, ihre sorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele machen den Zauber, den sie ausüben“. Mit solchen Frauen zu verkehren war unser Dichter gewohnt und nun denke man sich ihn der „französischen Philosophin“ gegenüber, welche, wie er unterm 4. Januar 1804 an Körner schrieb, „unter allen lebendigen Wesen, die ihm noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste war, eine unserm deutschen Wesen ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung“. Aber sie zog ihn doch an und er, zu welchem die geniale Frau in einem ihrer Einladungsbillete sagte: „Vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par votre génie“ .... er seinerseits erweckte seinem brüchigen Französisch zum Trotz in ihr bekanntlich eine begeisterte Sympathie. In einem Schreiben an Göthe vom 21. December hat er so über sie geurtheilt: „Es ist alles aus einem Stück und kein fremder pathologischer Zug an ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer

Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen; aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur können nur wohlthätig wirken. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können". Zwei Wochen später (4. Januar 1804) schrieb Schiller über die berühmte Genferin an seine Schwester Christophine: „Frau von Staël ist hier und belebt durch ihren geistreichen und interessanten Umgang die ganze Societät. Sie ist in der That ein Phänomen in ihrem Geschlecht; an Geist und Beredsamkeit mögen wenige Männer ihr gleichkommen und bei allem dem ist keine Spur von Pedanterei und Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt gibt, und dabei einen seltenen Ernst und eine Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit sich erwirbt". Man hört aus diesen Aeußerungen überall das nie sich verleugnende Gerechtigkeitsgefühl unseres Dichters heraus. Göthe scheint sich in der Gesellschaft der lebhaften Dame weniger behagt zu haben als der Freund, dem sie doch auch mitunter „ganz unerträglich" wurde. Es missfiel jenem, daß sie, wie er sich an der bezüglichen Stelle der Jahreshefte ausdrückt, „Leidenschaft erregen wollte, gleichviel welche". Ihr ganzes Wesen war ihm zu unruhig, zu springend, zu turbulent. Er ließ es ihr auch nicht hingehen, wenn sie sich etwas gegen ihn herausnahm und sich über seine Schweigsamkeit aufhielt. Bei einem Abendessen im Palais der Herzogin Amalia entfuhr im Hinblick auf die Zurückhaltung des Dichters der Staël die Aeußerung: „Ueberhaupt mag ich Göthe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat" — worauf der Dichter vernehmlich genug den Trumpf setzte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben". Sehr beachtenswerth ist die Aeußerung Schillers in seinem letzten Brief an Humboldt (vom 2. April 1805), Frau von Staël habe ihn „in seiner Deutschheit aufs neue bestärkt". Uebrigens wirkte die Anwesenheit der berühmten Schriftstellerin doch wie ein erfrischender Luftzug auf die Gesellschaft von Weimar, von wo sie gegen das Frühjahr zu nach Berlin ging, um den dortigen Damen zu zeigen, wie man einen literarischen Salon halten müßte.

Zu Anfang des Jahres 1804 war der Tell so weit gefördert, daß der erste Akt in Reinschrift Göthe mitgetheilt und an Iffland nach Berlin geschickt werden konnte. Jener äußerte mit gewohntem Lakonismus: „Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche". Iffland schrieb mit dem ganzen Feuer seiner Begeisterung für Schiller: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut haben Ihrem Geist, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O, bald, bald mehr! Welch ein Werk! Welch Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen". Mit außerordentlicher Energie arbeitend vollendete Schiller, Krankheitsanfälle und sonstige Störungen überwindend, zwischen dem 16. und 19. Februar sein Drama. Sofort wurde mit Eifer an die Einstudirung gegangen und schon am 17. März beschritt der Tell die weimarer Bühne.

Unmittelbar darauf war große Noth im Hause des Dichters, indem Lotte und alle drei Kinder zugleich „an einer Art Keuchhusten mit Fieber" daniederlagen. Erst unterm 12. April konnte er dazu kommen, an Körner zu schreiben: „Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effekt als meine anderen Stücke und die Vorstellung hat mir große Freude gemacht". Zu Anfang Juli's ging das neue Drama auch in Berlin in Scene und Zelter schrieb darüber an Göthe: „Schillers Tell ist mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen und seit acht Tagen schon dreimal gespielt worden; der Apfel schmeckt uns nicht schlecht". Er schmeckte überall gut. Man kann ohne Phrase sagen, daß das Prophetische, das Providentielle im Tell alle Gebildeten in Deutschland elektrisch berührte und auch die Ungebildeteren wie eine Ahnung von Schicksalsmächtigem durchschauerte. Unter solchem Eindruck wagte sich selbst die Nörgelei der Romantiker wenigstens nicht laut hervor und A. W. Schlegel meinte sogar, dieses nach seiner Ansicht „vortrefflichste" von Schillers Werken, diese „herzerhebende" Dichtung sollte „im Angesichte von Tells Kapelle, am Ufer des Vierwaldstättersee's, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde", dargestellt werden.

Die historische Kritik hat sich mit der Sage vom Tell viel zu schaffen gemacht und heutzutage ist festgestellt und ausgemacht, daß dieselbe nur die örtliche Auszweigung eines über die ganze altgermanische Welt verbreiteten und sogar bis in den alten Orient hineinreichenden Mythus sei. Daß auch Schiller schon hinsichtlich des geschichtlichen Gehaltes der Sage in keiner Täuschung befangen war, erhellt aus seiner oben berührten Bezeichnung der Geschichte vom Apfelschuß als eines Märchens. Den Dichter konnte das freilich weiter nicht berühren und es wäre für ihn von keinem Belang gewesen, wenn er gewußt hätte, daß in Uri selbst urkundlich nur ein einziger kaum vernehmbarer Anklang an den Namen Tell existirt. Es hätte seinen poetischen Plan auch nicht beeinflussen können, wenn ihm bekannt gewesen wäre, was jetzt bekannt ist, daß nämlich keineswegs „ein harmlos Volk von Hirten", sondern vorwiegend der reichsfreie Adel der Waldstätte jene Eidgenossenschaft vom 1. August 1291 gestiftet, deren lateinisch geschriebener Originalbrief im Archiv von Schwyz verwahrt wird und aus welcher allmälig der Schweizerbund erwachsen ist. Das Wort Adel darf dabei freilich nicht im heutigen Sinne verstanden werden. Es waren die Gemeinfreien — (die Ingenui oder Liberi der altdeutschen Rechtsbücher) — der drei Waldstätte, welche jene Eidgenossenschaft gründeten und zwar in ganz diplomatisch-prosaischer Weise. Allerdings fällt damit noch nicht die Möglichkeit der Existenz des Rütlibundes, denn jenem Territorialbündniß konnte ja recht wohl ein Personalbündniß vorhergehen oder auch nachfolgen. Für Schiller war, den historischen Hintergrund seines dramatischen Gedichtes betreffend, die Hauptsache, daß er, und zwar ganz richtig, die Waldstätte als deutsche Reichsgebiete faßte, welche dynastischen Sonderinteressen und Gelüsten gegenüber zur Behauptung ihrer altherkömmlichen Reichsangehörigkeit und Reichsfreiheit sich verbanden. Es ist demnach die Idee des Rechtes, des Reichsrechtes, auf welcher das ganze Drama sich aufbaut, und denkwürdig, ja prophetisch auf die Zukunft weisend muß es genannt werden, daß unser Dichter gerade zur Zeit, wo der Name des deutschen Reiches von der Karte Europa's zu verschwinden im Begriffe war, die Reichsidee,

d. h. die Idee der Einheit Deutschlands, dichterisch verklärte. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte auch die vielgetadelte Episode vom Johann Parricida im Tell eine andere, d. h. ihre richtige Bedeutung gewinnen. Parricida, welcher aus dynastischer Selbstsucht zum Verräther und Mörder am Reichsoberhaupte geworden, konnte dem Tell, welcher die Hand gegen einen Brecher der Reichsgesetze, der sich durch seinen Frevel außerhalb des Reichsfriedens gestellt, erhoben hatte, nicht allein ein sittliches, sondern auch ein politisches Relief geben.

Gegen den Charakter von Schillers Tell sind große Bedenken erhoben worden und als Heldencharakter lässt er sich auch wirklich gar nicht halten. Aber Schillers Tell ist gar kein Held; vielmehr ist er so recht ein Privatmensch, ein Bauer, der sich bäuerisch schlau den Verhältnissen scheinbar fügt, um sie nach seinem Sinne zu wenden, und der auch seinen Feind nicht heldisch von Angesicht zu Angesicht, sondern bäuerisch pfiffig hinter dem Busche hervor angreift. Zu diesem bäuerischen Wesen stimmt dann freilich der berühmte sentimental-philosophische Monolog schlecht. Auf diesen, meine ich, passe es viel besser als auf die Einführung des Parricida, wenn Göthe am 16. März 1831 gegen Eckermann äußerte, Schiller habe bei Schaffung des Tell dem Einflusse der Frauen da und dort zu viel nachgegeben. Tell ist aber auch im Sinne der poetischen Technik nicht der Held des Stückes. Der wirkliche Held des Gedichtes ist das ganze Volk. Wenn man das festhält, so erledigt sich nicht nur der Tadel, das Drama ermangele der Einheit, sondern auch der weitere, die Episode von Rudenz und Bertha sei willkürlich und störend. Auch dem Adel, und zwar nach seinen verschiedenen Parteiansichten repräsentirt, gebührte eine Stelle in dem Drama, welches mit unvergleichlicher Kunst, wie es alle Schattirungen des deutschen Volkscharakters veranschaulicht, so auch alle Volksklassen zu einer nationalen Handlung vereinigt. Ja, ein ganzes Volk ist der Held des Schauspiels, welches darum auch seinen sittlichen und dichterischen Höhepunkt in jener Rütliscene erreicht, deren einfacher Größe und herzbewegender Macht ich in alter und neuer Literatur nichts, schlechterdings nichts dieser Art an die Seite zu stellen wüßte. Selbst Göthe, dem doch gewiß keine demokratischen Sympathieen zugeschrieben werden können, hat die Darstellung der Landsgemeinde einen außerordentlich glücklichen Griff genannt. Hier weht der Geist echter, d. i. gesetzmäßiger Freiheit, hier hat Schillers Republikanismus seine schönste Offenbarung gefunden. Da ist auch ein Stück Revolution, aber man beachte, romanisch-blinder Wütherei gegenüber, den durch und durch germanischen Charakter derselben. Die Männer vom Rütli sie stehen auf dem Boden des Rechtes, des Gesetzes. Diesen wollen sie behaupten, im Nothfall auch mit dem Schwert, gegen List wie gegen Gewalt. Jene berühmten Verse voll ewigen Gehaltes, welche der Dichter mit feinstem Takte nicht etwa dem jugendlich brausenden Melchthal, sondern dem besonnen abwägenden Rechtsbodenmann Stauffacher in den Mund legt, jene Verse von den „ew'gen Rechten, die unzerbrechlich und unveräußerlich wie die Sterne selbst droben am Himmel hangen," und vom letzten Mittel zu ihrer Behauptung, vom gegen Rechtsbruch und Willkür zu kehrenden Schwert sie sind die deutsche Verkündigung der „Menschenrechte". Von dem Realismus zu reden, womit unser Dichter den landschaftlichen Charakter der Oertlichkeit seines Drama's wiederge-

geben, ist überflüssig. Kein Gebildeter deutscher Junge fährt über den Vierwaldstättersee, steht auf der Rütlimatte oder steigt die Gotthardstraße hinan, ohne daß rings um ihn her jene Schilderungen lebendig würden, in welchen Schiller, der die Schweiz nie gesehen, vermöge einer ans Wunderbare gränzenden dichterischen Intuition die Größe und Schönheit der Alpenwelt in seinem heroischen Idyll vom Tell verherrlicht hat. Es ist da überall mehr als das bloße Bild, es ist mit diesem zugleich die Stimmung, die Seele der Landschaft gegeben. Endlich bedarf auch die hohe sprachliche Vollendung des Gedichtes, dessen Tonfall und Schmelz dem Gedächtniß schon so vieler Generationen sich eingeprägt hat, keines Lobes. Unser Dichter fand im Tell für alles und jedes in seiner Brust den entsprechenden Ton und sehr glücklich hat er passenden Ortes auch von dem volksmäßig Charakteristischen in unserem Sprachschatze Gebrauch zu machen verstanden.

Im vorletzten Winter seines Lebens, während er den Tell vollendete, scheint sich Schillers Gesundheit ziemlich gut gehalten zu haben, weil er zu dieser Zeit häufiger als sonst an geselligen Zusammenkünften sich betheiligte. Heinrich Voß, des „eutinischen Leuen" wohlgerathener Sohn, welcher damals eine Lehrstelle am weimarer Gymnasium bekleidete, hat seine Erlebnisse im Winter von 1803—4 in einer Reihe von Briefen an seinen Freund Börm in Holstein geschildert. Darin spricht er auch viel von Schiller, dem „sanften und anmuthigen" Mann. „Ein paarmal — schrieb der junge Voß am 2. Mai 1804 — ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebst war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs, wenigstens dann, wann er, von seinen Geschäften ausruhend, Kräfte zu neuen Anstrengungen sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich. Einmal habe ich ihn sehr kalt und einsilbig gesehen, als ihm im Kafé ein jeder Komplimente über seine Maria Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen". Voß erzählt dann, daß er mit einigen Freunden den Dichter auf die Maskerade eingeladen habe, und „denke dir den freundlichen Mann, er folgte. Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Farobank ist, und pokulirten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlsein. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück: „So leben wir" — intonirte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichst verwunderten". Da haben wir also unsern Dichter am Trinktisch und so mag gerade noch ein Wort über die früher weit verbreitete Sage, Schiller sei ein Trinker bis zum Uebermaß gewesen, hier eingeflochten werden. Die unlautere Quelle dieser Sage brauchen wir nicht aufzuspüren. Genug, am 18. Januar 1827 sagte Göthe zu Eckermann: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern". Des Dichters Schwägerin ihrerseits bemerkt: „Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstörte. Beim Schreiben trank er nie Wein — (also direkte Widerlegung eines weitverbreiteten Klatsches) — aber oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte.

Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines heitern, glücklichen Kindes ergötzt". Es thut ordentlich wohl, zu vernehmen, daß es gerade den letzten Lebensjahren des Dichters an solchen Silberblicken von Glück und Wohlbehagen nicht gefehlt hat.

Seine schöpferische Kraft schien unermattet, schien der Ermattung gar nicht fähig zu sein. Kaum hatte er den letzten Federzug am Tell gethan, als ihn bereits ein neues tragisches Thema beschäftigte. Schon am 10. März 1804 schrieb er in sein Notizenbuch: „Mich zum Demetrius entschlossen". Da gab aber der gute Iffland, welcher den Dichter schon lange gern in Berlin gehabt hätte, keine Ruhe mehr und Schiller machte sich mit Lotte und den zwei älteren Kindern am 26. April nach der preußischen Hauptstadt auf. Ueber Leipzig, Wittenberg und Potsdam erreichten die Reisenden am 1. Mai Berlin, wo dem Dichter „allgemeine Bewunderung, begeisterte Anerkennung und herzliche Theilnahme" entgegenkam. Er traf hier von alten Freunden Fichte, Woltmann, Hufeland, er verlebte „viele vergnügte Stunden" mit Zelter, er sah im Theater den Wallenstein, die Jungfrau und die Braut mit der höchsten scenischen Vollendung aufführen, welche Ifflands begeisterte Sorgfalt der Darstellung zu geben vermochte. Der Prinz Louis Ferdinand, der so bald darauf heldenhaft wie Max Piccolomini bei Saalfeld fallen sollte, zog den Dichter zur Tafel, die Königin Luise empfing ihn voll Huld. Ueber den edlen Eindruck, den seine Persönlichkeit bei allen, die ihm nahekamen, hinterließ, hat uns aus jenen Tagen eine geistvolle Beobachterin, Henriette Herz, diesen Bericht gegeben: — „Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen nothwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Göthe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den letzteren; aber auch Schillers Aeußere war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Theils seines Gesichtes war sehr edel. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden". Am 21. Mai war der Dichter wieder in Weimar und am 28. Mai schrieb er an Körner: „Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst du dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Lage vorzunehmen". Das hing so zusammen. Die Verehrer und Freunde Schillers in Berlin hatten den Plan gefasst, ihn zu beständigem Aufenthalt dorthin zu ziehen, und dieser Plan wurde ohne Zweifel durch die Königin Luise wesentlich gefördert, falls er nicht überhaupt von ihr ausgegangen sein sollte. Feinfühlend, großgesinnt, voll Patriotismus, wie sie war, hatte die Königin von Schillers Dichtungen nachhaltigste Eindrücke empfangen und sie empfand das Bedürfniß, sich dankbar zu bezeigen. Der sehr einflußreiche Geheime Kabinettsrath Beyme nahm sich der Sache ebenfalls mit Eifer an und dieselbe gedieh so weit, daß Schiller verständigt wurde, der König von Preußen wünschte den Dichter in seiner Hauptstadt zu „fixiren" und zwar unter Bedingungen,

welche dieser selbst angeben möchte. Allein weiter kam es nicht, obzwar es unserem Dichter in Berlin besser gefallen, als er erwartet hatte, wie er denn auch gegen Körner die dortige „große persönliche Freiheit und die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben" zu rühmen sich veranlasst sah. Die Anschauung der Verhältnisse der großen Stadt hatte offenbar seine Phantasie günstig angesprochen. „Ich habe — schrieb er nach seiner Heimkehr an Schwager Wolzogen — ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben; meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken und ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist". Aber „auf der andern Seite — äußerte er gegen Körner — zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit (und Kränklichkeit). Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehethun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz bietet, so habe ich Lust, zu bleiben". Und er blieb wirklich. Mit der Loyalität, die ihm eigen, legte er die ganze Angelegenheit dem Herzog vor, mit dem Bemerken, daß es sein Wunsch wäre, zu bleiben, wenn der Fürst es thunlich fände, seinen Jahresgehalt um 400 Thaler zu erhöhen. Karl August beeilte sich, diesem Gesuche zu entsprechen, und schrieb dazu: „Von Ihrem Herzen erwartete ich, daß Sie so handeln würden. Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank; ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können". Froh dieses Ausgangs der Sache, meldete Schiller, als „ein ordentlicher Hausvater", die Erhöhung seines Gehaltes an Humboldt, mit dem Beifügen: „Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Akkorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, darf ich hoffen, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen".

Voß der Jüngere hatte in dem oben angezogenen Briefe bemerkt, Lotte „denke ihrem Gatten ein neues Knäblein zu schenken, worüber er sich im voraus fast über die maßen freue", und da die „kleine Frau" bei obwaltenden Umständen für den alten Hausarzt Starke in Jena „ein ausschließendes Vertrauen" hegte, so siedelte Schiller mit ihr und den Kindern im Juli für einige Monate in die Universitätsstadt hinüber. Gerade zur Zeit, wo Lotte's Niederkunft erwartet wurde, zog eine Erkältung dem Dichter einen heftigen Anfall seiner Unterleibskrämpfe zu, und während ihn die Schmerzen auf dem Lager hielten, kam zwar nicht ein drittes Knäblein, aber ein zweites Töchterlein an, welches am 7. August Emilie Henriette Luise getauft wurde. Schwägerin Karoline brachte dem kranken Vater die Neugeborene, „die er mit der lebhaftesten Freude empfing". Es ist geradezu unbegreiflich, wie man den klarsten Zeugnissen entgegen jemals an Schillers Herzensgüte und an seiner Zärtlichkeit als Gatte und Vater hat zweifeln können. „Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen, sich mit ihnen auf der Erde wälzen! schreibt Voß der Jüngere. Nie vergesse ich den innigen Blick, den er manchmal

auf seine jüngstgeborene Emilie warf. Es war, als könnte er sein ganzes Glück nicht ausschöpfen, mit solcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen seine Augen an ihr". Schnorr von Karolsfeld erzählt: „Als ich drei Jahre vor Schillers Hinscheiden gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach seiner Wohnung und da fand ich ihn, seine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Gesicht gelehnt, die Aermchen um dessen Hals geschlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichsam tanzend herumschreiten". Sehr schön hat nach des Dichters Hingang Frau Griesbach gesagt: „Die Meisten denken sich den großen Mann, wir beweinen den guten". Gerade in den letzten Jahren seines Lebens hatte sich der Adel seiner Natur zur höchsten Humanität und Liebenswürdigkeit herausgebildet, und wie der Dichter Bewunderung erregte, so erregte der Mann Zuneigung, wohin er trat. „Schiller scheint mir ein sehr edler Mensch", schrieb Voß der Vater im December 1802 an Esmarch, nachdem er den Dichter näher kennen gelernt hatte. Es ist uns bezeugt, daß noch fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode schlichte Bürger von Weimar mit Verehrung und Liebe von Schiller dem Menschen redeten. In Göthe's Andenken lebte der Freund als das Ideal eines Menschen fort. So schrieb er unterm 9. November 1830 an Zelter: „Schiller'n war die Christus-Tendenz eingeboren, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln" — und so äußerte er zwei Jahre früher (am 11. September 1828) gegen Eckermann: „Schiller erschien immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur. Er war so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrathe gewesen sein würde. Nichts genirte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!" Es galt auch ebenso sehr dem Menschen wie dem Dichter Schiller, wenn ihm Wilhelm von Humboldt im Oktober 1803 aus Rom schrieb: „Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen die Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie nicht darin stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses herüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen fester, in der Produktion sicherer geworden, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten".

Aber das Schicksal war unerbittlich. Der Dichter sollte von dem heftigen Krankheitsanfall, welcher ihn zu Jena betroffen, nie wieder recht genesen. Als er mit seiner Familie von der alten Universitätsstadt, wo ihn diesmal besonders der Verkehr mit Johann Heinrich Voß, dem Pathen der kleinen Emilie, erfreut hatte, nach Weimar zurückgekehrt war, schrieb er unterm 4. September an Körner, er fühle sich noch immer sehr schwach und es sei ihm selbst nach der schwersten Krankheit nie so übel zu Muthe gewesen. Am 11. Oktober konnte er zwar dem Freunde in Dresden melden, daß er anfinge, sich wieder zu erholen und einen Glauben an seine Genesung zu bekommen; allein Karoline von Wolzogen berichtet aus derselben Zeit, daß die physischen Kräfte des geliebten Schwagers sichtlich abgenommen hätten und daß sie durch seine veränderte, ins Graue spielende Gesichtsfarbe oft erschreckt worden sei. Wie licht und warm in der zerfallenden Hülle der Geist

noch flammte, bezeugt das Festspiel „Die Huldigung der Künste", welches Schiller auf Göthe's lebhaftes Andringen zur Begrüßung der Braut des Erbprinzen binnen wenigen Tagen, vom 4. bis zum 8. November, gedichtet hat. Schiller legte auf dieses „Werk des Moments", auf das „Machwerk", wie er es gegen Humboldt und Körner nannte, keinen Werth, und doch gehört dieses kleine lyrische Spiel zu den freundlichsten Blüthen seiner Kunst. Was haben sich die Romantiker Mühe gegeben, die Poesie und die übrigen Künste poetisch zu verherrlichen; aber wie leicht fallen alle ihre bezüglichen Sonette und Ottaven in die Wagschale gegen die schiller'sche Charakterisirung der Künste, gegen seine prachtvolle Strophe über die Poesie! Und wie edel ist die ganze Huldigung gehalten! Er konnte freilich zur Schmeichelei sich nicht erniedrigen. Sein Schwager Wolzogen, welcher das neuvermählte Paar aus Petersburg nach Weimar geleitet, hatte ihm von der Kaiserin von Russland, die besonders an dem Don Carlos Gefallen gefunden, einen kostbaren Ring mitgebracht. Dankbar äußerte darauf der Dichter: „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen". Aber am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben". Am 9. November führte der Erbprinz in festlichem Aufzug seine junge Gemahlin, die Großfürstin Maria Paulowna, in Weimar ein und zehn Tage lang war die Stadt festlich bewegt. Am 12. November kam die Huldigung der Künste, gewiß die passendste Hochzeitsgabe der Musenstadt, zur Darstellung und wir wissen, daß die fürstliche Frau, welcher die Künste huldigten, noch nach Jahren dankbar des erhebenden Eindrucks gedachte, welchen sie an jenem Festabend von der Muse Schillers empfing.

Die Nachrichten über den letzten Winter des Dichters sind dürftig und es dürfte daher vergeblich sein, aus denselben ein volles Lebensbild gewinnen zu wollen. Wir müssen uns ihn denken, wie seit lange, arbeitend und leidend. Völlig schmerzloser Tage scheint er sich in dieser Zeit gar nicht mehr erfreut zu haben. Die peinlichen Krämpfe in den Eingeweiden nahmen an Heftigkeit zu und das häufige Fasten, womit er sie zu bändigen trachtete, vermehrte nur seine Hinfälligkeit. Um Weihnacht und Neujahr wurden die Anfälle schon höchst bedenklich. Eines Abends wachten Lotte und Heinrich Voß bei dem Schlaflosen. Gegen Mitternacht bat er seine Frau, hinunter zu gehen und sich zur Ruhe zu begeben. Sie zögerte, bis er den Wunsch dringender und zuletzt heftig wiederholte. Aber kaum war Lotte die Treppe hinab, so sank der Kranke bewußtlos in die Arme des jungen Freundes. Als ihn dieser durch Anwendung geeigneter Mittel ins Bewußtsein zurückgebracht hatte, fragte er sogleich: „Voß, hat meine Frau etwas gemerkt?" Er hatte die Ohnmacht kommen gefühlt und ihr den schmerzlichen Anblick ersparen wollen. Aber zu leben ohne zu arbeiten, war ihm unmöglich. Am 14. Januar 1805 meldete er an Göthe, er versuche, sich für den „Demetrius" in die gehörige Stimmung zu setzen, und außer diesem Thema beschäftigten damals noch zwei andere dramatische Pläne seine Phantasie. Der eine, welcher den Tod des Themistokles zum Vorwurf haben sollte, ist nur ein flüchtiger Gedanke geblieben; der andere ist unter dem Titel „Die Kinder des Hauses" skizzirt worden. Am 20. Januar

schrieb er an Körner: „Sowie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches beides in den harten Wintertagen ganz erstarrt war". Da ihm aber sein leidender Zustand selbstständiges Schaffen fortwährend verwehrte, so hatte er sich, um „doch nicht ganz müssig zu sein", den Winter über daran gemacht, die Phädra des Racine metrisch zu übersetzen. Er sagt von diesem „Paradepferd der französischen Bühne", wie er das Stück nennt, es habe viele Verdienste und könne, die Manier einmal zugegeben, sogar „fürtrefflich" heißen. Daß außerdem eine wohlbegründete Rücksicht auf die Vorliebe Karl Augusts für das französische Drama bei dieser Arbeit mitwirksam gewesen, ist unbedenklich anzunehmen. Der Herzog hatte auch, wie seine Briefe vom 29. Januar und 5. Februar an Schiller darthun, eine große Freude an der wohlgelungenen Uebersetzung, welche schon am 30. Januar zur Aufführung gelangte. Mit einem wahren Heroismus, gelassen und selbst heiter, trug der Dichter seine winterlichen Leiden. „Eine unaussprechliche Milde — erzählt Karoline von Wolzogen — durchdrang im letzten Winter Schillers ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Empfinden und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm". In Wahrheit, er war im Frieden mit sich und der Welt und so sollte er scheiden.

Nachdem er zu Anfang des März mehrtägigen Fieberparoxysmen unterworfen gewesen, richtete er sich an dem großen Plane zu seiner Tragödie Demetrius zu neuer Lebenshoffnung auf. „Ich habe mich — schrieb er am 27. März an Göthe — mit ganzem Ernst an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge". Wie rührend ist an der schon halb geöffneten Pforte des Todes diese Energie des rastlos Strebenden, seinem Lande und der Welt ein unsterbliches Werk mehr zu geben! Man glaubt den kranken Dichter zu sehen, wie er sich in seinen schlaflosen Nächten auf seiner niedrigen Bettstelle aufrichtet und die erhabenen Phantasiegebilde, die ihn umschweben, festzuhalten strebt und wie er sich dann an den Schreibtisch schleppt, an den armen alten Schreibtisch aus den jenenser Junggesellentagen, um mit zitternder Hand leuchtende Gedanken, unvergessliche Worte, die er den Schmerzen, die er dem Tode abgerungen, auf's Papier zu bannen. Allein er konnte sein letztes Werk nicht vollenden. Der Demetrius ist Torso geblieben, aber ein Torso, der ein Kunstwerk von höchster Vollendung ahnen lässt. Idee und Anlage, wie die Ausführung der vorhandenen Scenen, alles bezeugt noch die Vollkraft des Genius. Es ist, wie wenn die Sonne, im Untergehen herrlich aufleuchtend, noch einmal ihre ganze Stralenmasse über den Abendhimmel hingießt; aber bevor die Goldhelle Zeit gehabt, das ganze Firmament zu erfüllen, ist das rothglühende Gestirn am Horizont hinabgesunken.

Die milderen Lüfte des Frühlings schienen die ermatteten Lebenskräfte des Dichters noch einmal aufrischen zu wollen. „Die bessere Jahreszeit — schrieb er am 25. April an Körner — lässt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Muth und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit

neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so wie im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält". Der Brief, dessen Eingang diese Worte bilden, war der letzte, welchen er an Körner schrieb. Vom Tage zuvor datirt seine letzte Zuschrift an Göthe, welche dieser wie ein „Heiligthum" bewahrte. Sie war in „schönen und kühnen" Schriftzügen entworfen, und wenn Göthe in seinen alten Tagen vertrauten Freunden diesen Brief zeigte, pflegte er von dem Urheber desselben zu sagen: „Er war ein prächtiger Mensch und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen". Der Gedanke, daß er höchstens fünfzig Jahre alt werden würde, kehrte in seiner letzten Lebenszeit oft bei unserem Dichter ein. Bis dahin, hoffte er, würde er bei fortdauernder Arbeitsfähigkeit seine Kinder einigermaßen unabhängig stellen können. Ueber den Tod sprach er sich mit der Gelassenheit aus, die einem weisen Manne ziemt. Ein bezügliches Gespräch mit seiner Schwägerin schloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist". Für so nahe bevorstehend hielt er jedoch sein Ende nicht, um so weniger, da er sich ja in der zweiten Hälfte des Aprils eines Scheins von Genesung erfreuen durfte. Er empfand Reiselust, bei Kranken bekanntlich oft ein Vorzeichen der letzten großen Reise. Eine lebhafte Sehnsucht, die Schweiz zu sehen, bemächtigte sich seiner. Dann sehnte er sich auch wieder nach dem Wiesengrün und den Waldschatten von Bauerbach, wo einst der Flüchtling Rast gefunden. Als die milde Witterung Bewegung in freier Luft erlaubte, ging er mit Lotte und Karoline mehrmals im Parke spazieren. Aber sein erster Gang galt Göthe, welcher sich ebenfalls von einer harten Krankheit, einer Nierenkolik, nur langsam erholte. Heinrich Voß war bei dieser Zusammenkunft zugegen und konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Die zwei großen Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kusse, bevor einer ein Wort hervorbrachte. Auch sprach keiner weder von der eigenen noch von des anderen Krankheit, sondern beide überließen sich der ungemischten Freude, endlich wieder mit heiterem Geiste vereint zu sein. Am 28. April war Schiller zum letztenmal bei Hofe. Voß war ihm bei seinem Anzuge behilflich und freute sich der stattlichen Figur, welche der Dichter im grünen Galakleide machte. Am folgenden Tage erhielt Schiller, eben im Begriff ins Theater zu gehen, einen Besuch von Göthe, der zum erstenmal wieder ausgegangen war, sich aber noch so missbehaglich fühlte, daß er den Freund nicht ins Theater begleitete, sondern an dessen Hausthüre von ihm Abschied nahm — auf immer. Denn sie sollten sich nicht wieder sehen. Karoline holte mit ihrem Wagen den Schwager ins Theater ab und auf dem Wege sagte er ihr, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt habe, fühle er nun gar nichts mehr. Der Grund hiervon war ein nur zu trauriger: der seit Jahren kranke linke Lungenflügel hatte aufgehört, zu schmerzen, weil er total zerstört war.

Die Illusion einer Genesung verschwand rasch. „Da liege ich wieder!" sagte der Dichter von seinem Kanapee aus mit hohler Stimme zum Heinrich Voß, als dieser am 1. Mai bei ihm eintrat. Mit dem Freunde waren die drei älteren

Kinder heraufgekommen, aber sie vermochten dem Vater keine Theilnahme abzugewinnen. Das war ein Zeichen, daß seine Wiedererkrankung etwas Bedenklicheres war als ein bloßes Katarrhfieber, für was er selbst sie anfangs hielt. Doch glomm die erlöschende Lebenslampe in den nächstfolgenden Tagen noch einmal soweit auf, daß der Kranke mehrere Freunde, darunter seinen durchreisenden Verleger Cotta, empfangen konnte. Er traf auch keinerlei Anordnungen, welche auf ein Vorgefühl des nahen Todes gedeutet hätten; nur verlangte er lebhaft, seinen Schwager Wolzogen, welcher die Erbprinzessin zur leipziger Messe begleitet hatte, heimkehren zu sehen. Am 6. Mai nahm aber die Krankheit eine schlimmere Wendung. Der bis dahin ganz frei gewesene Kopf begann zeitweilig wirre zu werden, die Sprache abgebrochen. An diesem oder einem der zwei folgenden Tage traf Voß den Göthe weinend in dessen Garten und erzählte ihm von Schillers bedrohlichem Befinden. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!“ hat Göthe darauf gesagt. Als am Abend des 7. Mai Karoline dem Kranken Gute Nacht bot, erwiderte er fast mit den Worten Wallensteins: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen“. Bei Tage wollte er nur seine Frau und seine Schwägerin um sich haben, bei Nacht nur seinen treuen Diener Rudolf. Dieser hat in den letzten Nächten den Kranken viel im Halbschlummer reden gehört, meist vom Demetrius. Der scheidende Genius wollte von seinem letzten Werke nicht ablassen. Als er geschieden, fand man den herrlichen Monolog der Marfa auf des Dichters Schreibtisch und so sind diese glühenden Zeilen wahrscheinlich das Letzte, was er gedichtet hat. Als am Morgen des 8. Mai Karoline an sein Lager trat und nach seinem Befinden fragte, gab er zur Antwort: „Immer besser, immer heiterer!“ Als man darauf die kleine Emilie heraufbrachte, betrachtete er sie mit Freude und Wohlgefallen und es war der Mutter, als wollte er dem Kinde seinen Segen geben. Gegen Abend zu verlangte er die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterem Auge blickte er in den schönen Abendhimmel hinaus und „die Natur empfing seinen Scheidegruß“. Am folgenden Tage unterzog er sich Morgens geduldig den Vorschriften des Arztes, welcher ein Bad und dann zur Stärkung ein Glas Champagner verordnete. Aber die Schwäche nahm zu und immer zu. Er forderte mit gebrochener Stimme Naphtha, doch die letzte Silbe erstarb auf seinen Lippen. Vorher hatte er noch unzusammenhängend phantasirt, meist in lateinischer Sprache. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde das Athmen des Kranken unregelmäßig und stockend. Gesprochen hat er dann nichts mehr. Karoline stand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und hüllte die erkaltenden Füße des Sterbenden in gewärmte Kissen. Die Kinder waren da: Karl lag schluchzend am Boden, Ernst weinte still in einer Ecke, Karoline hielt sich neben der Mutter, die an dem Lager kniete. Ihr hat er noch in der Agonie letzte Liebeszeichen gegeben, indem er ihr die Hand drückte, sie anlächelte und sie küßte. Das Ende sollte schmerzlos und sanft sein. In der sechsten Abendstunde war es, da fuhr etwas wie ein elektrischer Schlag über die Züge des Sterbenden. Dann sank sein Haupt zurück und auf seinem Antlitz lag die Ruhe des Todes . . . . . . So starb Friedrich Schiller, fünfundvierzig Jahre, fünf Monate und neunundzwanzig Tage alt, am 9. Mai 1805.

Dem kranken Göthe die Todesbotschaft zu bringen hatte niemand den Muth.



Meyer war bei ihm, als draußen die Nachricht von Schillers Hingang eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, aber er brachte es nicht über sich, zu Göthe zurückzukehren. Die Einsamkeit, in welcher dieser sich befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, — alles dieses lässt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke schon, sagte er endlich, Schiller muß sehr krank sein". Die übrige Zeit des Abends war er in sich gekehrt. Er muß geahnt haben, was geschehen war, denn man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, womit er das „sehr" aussprach, wirkte so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten konnte, sondern in Thränen ausbrach. „Er ist todt?" fragte Göthe mit Heftigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen", entgegnete sie. „Er ist todt!" wiederholte er und schlug die Hände vor das Gesicht.

Es war bestimmt worden, daß die Bestattung des großen Todten Sonntags den 12. Mai stattfinden sollte. Weil aber der Leichnam zu schnell in Verwesung überging, wurde er in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag zu Grabe gebracht. Die trauernde Familie hatte die Beerdigung dem Oberkonsistorialrath Günther übertragen. Der Sarg sollte nach gewohntem Brauche durch Handwerker getragen werden. Aber auf Anregung des nachmaligen Bürgermeisters von Weimar Karl Lebrecht Schwabe vereinigten sich zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künstler und Beamte, zu diesem Liebes- und Ehrendienst. Ein Sohn des Genannten hat aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Vaters die folgende authentische Erzählung der Bestattung des Dichters veröffentlicht. „Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabe's Wohnung nach Schillers Haus. Es war eine mondhelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen den Mond. Still war das Todtenhaus, nur aus einem Zimmer desselben tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthüre von ihnen aufgenommen. Kein Mensch war vor dem Hause oder in den Straßen; tiefe, lautlose Stille herrschte in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet sich noch jetzt das sogenannte Kassengewölbe, vor dessen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niedersetzten. Hell durchdrang in diesem Augenblicke der Mond die verhüllenden Wolken und übergoß mit seinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg sich die Lichtscheibe wieder hinter den rasch am Himmel dahin eilenden Wolken und hörbar rauschte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete sich die Pforte des düstern Gewölbes, der Todtengräber und seine drei Gehilfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthüre und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdische, von keinem Lichtstrahl erhellte Gruft hinabgesenkt. Die Fallthüre ward wieder niedergelassen und dann das äußere Thor des Grabgewölbes wieder verschlossen. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Still wollten sich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als aller Aufmerksamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergestalt angezogen wurde, welche zwischen

den dem Kassengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Gebärden und lautes Schluchzen ihre innige Theilnahme an dem eben hier Vollbrachten zu erkennen gab". Dieser Trauernde, dessen Anwesenheit später Sage und Novellistik in einem romantischen Lichte erscheinen zu lassen versuchten, war kein anderer als Wilhelm von Wolzogen, welcher, auf der Rückreise von Leipzig begriffen, zu Naumburg den Tod des theuren Schwagers erfahren, sich sofort auf ein Pferd geworfen und Weimar gerade noch zur rechten Stunde erreicht hatte, um sich unvermerkt dem kleinen Leichenzug anzuschließen .... Man hat es damals und später noch bitter getadelt, daß die Musenstadt Weimar unsern Dichter in einer Weise bestattete, welche die Vergleichung mit der Bestattung, die unlange zuvor die Kaufmannsstadt Hamburg Klopstock bereitet hatte, herausfordern mußte. Auf die in den Zeitungen darüber laut gewordenen Anklagen gab Göthe, wenigstens mittelbar, die Antwort: „Eben das ist es, was mir an Schillers Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht, was ich liebe". Es liegt, will mir scheinen, etwas Großes darin, daß der Mann, dessen Geistesreichthum den Kulturschatz der Menschheit mehrte und fortwährend mehrt, die Welt so arm und einfach verließ, wie er sie betreten hatte. Am Ufer des Neckars in einer dürftigen Bäckerstube geboren, ist er am Ufer der Ilm in einem Sarge, welcher drei Thaler kostete, zu Grabe getragen worden. Uebrigens wurde am 12. Mai zu Ehren des großen Todten in der St. Jakobskirche eine kirchliche Feier begangen, wobei die herzogliche Kapelle Mozarts Requiem aufführte und der Generalsuperintendent Voigt die Gedächtnißrede hielt. Die Kirche vermochte die Menge der Theilnehmenden nicht zu fassen.

Allgemein, tief und herzlich war die Trauer um den Dahingegangenen, in der Nähe und Ferne. Es ging ein Ton der Klage durch das ganze Vaterland. Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline von Weimar, schrieb unterm 15. Mai an ihren Bruder: „Das schmerzhafte Ereigniß von Schillers unvermuthetem Tod hat mein Herz so verwundet, daß mir der Balsam der Freundschaft sehr nothwendig ist. Wir haben die Nachricht von Schillers Tod in Auerstädt erfahren. Meiner armen Prinzeß kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte und konnte sich kaum fassen, obgleich die Erbprinzessin, der es auch sehr nahe ging, alles that, um sie zu trösten. Wir sind fast täglich bei Frau Schiller, deren Schmerz zwar tief, aber doch sanft ist. Die Wolzogen ist viel heftiger". Die Erbprinzessin bezeugte der vaterlosen Familie ihre Theilnahme in hochsinniger Weise, indem sie sofort die Kosten der Erziehung von Schillers Söhnen übernahm. Dannecker, der Akademiegenosse des Dichters, schrieb im Mai aus Stuttgart an Wilhelm von Wolzogen: „Schillers Tod hat mich sehr niedergedrückt. Durch Kapellmeister Granz kam die fürchterliche Nachricht zuerst hierher. Im ersten Moment konnte ich kein Wort hervorbringen, es erstickte in mir. Ich glaubte,

die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen und da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen; aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose!" Und zu dem Kurfürsten von Wirtemberg hat der edle Künstler gesagt: „Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen!" und wenn auch die Ungunst der Zeit die Ausführung dieses Gedankens verwehrte, so konnte sie Dannecker doch nicht verhindern, seine berühmte Kolossalbüste des Dichters zu schaffen. Am 23. Mai schrieb Hufeland aus Berlin an die arme Lotte: „Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Theil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen! Wenn etwas trösten kann, so ist es gewiß der Gedanke, daß so viel Tausende mit Ihnen um ihn weinen, daß sein Andenken in dem Herzen so vieler Tausende fortlebt und sein Geist unter uns bleibt. Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung beitragen zu können". Aus Erlangen schrieb Fichte unterm 1. Juni 1805 an Wolzogen: „Innigst erschüttert hat mich und meine Frau die Nachricht von dem Tode unseres theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten. Er ist hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner geistigen Existenz mir abgestorben sei". Zelter schrieb aus Berlin an Göthe: „Der unvermuthete Tod unseres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und starke Sensation erregt". Iffland veranstaltete in der preußischen Hauptstadt zur Todtenfeier des Dichters die Aufführung einer Reihenfolge seiner Dramen. Göthe schrieb unterm 1. Juni an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins". Als er sich ermannt hatte, erzählt er in seinen Annalen, blickte er nach einer entschiedenen, großen Thätigkeit umher und da war sein erster Gedanke, den Demetrius zu vollenden, um so „dem Tode zum Trotz die Unterhaltung mit dem Freunde fortzusetzen, dessen Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen". Dieser so vollendete Demetrius sollte dann als Todtenfeier Schillers auf allen Theatern zugleich gespielt werden. Aeußerliche und wohl auch innerliche Hindernisse ließen den großen Plan nicht zur Verwirklichung kommen. Aber ohne Todtenopfer ließ er das Grab des großen Freundes doch nicht, nein, er brachte ihm das schönste, welches je ein Dichter einem Dichter dargebracht hat: — den herrlichen „Epilog zu Schillers Glocke". Derselbe wurde zuerst am 10. August 1805 gesprochen, wo das Glockenlied zum Gedächtniß seines Schöpfers auf der Bühne zu Lauchstädt dramatisch dargestellt ward. So innige und mächtige Herzenstöne wie in diesem Gedichte hat Göthe nachher nie mehr gefunden. Wie Klage und Triumph zugleich scholl das in dem Epilog mehrmals wiederkehrende: „Er war unser!" über Deutschland hin. Er hatte das Gedicht der Schauspielerin Wolf, die es als Muse sprechen sollte, selber eingelernt. Aber bei einer besonders ergreifenden Stelle überwältigte ihn sein Gefühl so sehr, daß er sie bat, innezuhalten,

und mit Thränen in den Augen in die Worte ausbrach: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!“ Lotte hatte in der Bitterkeit des ersten Schmerzes an Fischenich geschrieben: „Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen! Die Erde ist mir nun nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr!“ Einen Monat später (3. Juli) ergoß sich ihre Trauer in sanfteren Worten gegen den genannten vertrauten Freund von Jena her. „Ach, Sie kannten ihn nur halb — schrieb sie — denn in dem letzten Theile seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl seiner Krankheit sich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder erfreute, war er ganz anders, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Zusammensein mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg... Es hat niemand, kann ich behaupten, dieses edle, hohe Wesen so verstanden, als ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie niemand. Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz als er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verknüpfte. Ich würde zu keinem Menschen sonst so sprechen, lieber Freund, so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich Unersetzliches verlor, daß ich alle Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen. Sie sollen Zeuge meines Lebens sein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines solchen Geistes zu sein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Resignation auch zeigen will, daß ich meinen Geist an Schillers Beispiel zu stärken verstand“. Sie hat Wort gehalten. Mit religiöser Innigkeit das Andenken ihres großen Gatten pflegend und mit aufopfernder Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder leitend, lebte sie, im regen geistigen Verkehr mit vielen der Besten ihrer Zeit, geachtet und geliebt bis zum Jahre 1826. Da ist sie am 9. Juli in den Armen ihres Sohnes Ernst zu Bonn gestorben und so hat die bescheidene, keusche, verständniß- und liebevolle Lebensgefährtin Schillers am schönen Rheinstrom ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihre Schwester Karoline sollte sie um zwanzig Jahre überleben. Denn erst am 11. Januar 1847 starb Frau von Wolzogen, nahezu vierundachtzigjährig, nachdem sie 1809 den Gatten, 1825 den einzigen Sohn verloren und lange Jahre in Schillers ehemaligem Gartenhaus zu Jena ihren Erinnerungen gelebt hatte. Dort hat sie auch die warmgefühlte Lebensgeschichte ihres großen Schwagers geschrieben. Die Drei, welche im Leben so innig, so treu verbunden waren, sollten im Tode getrennt werden: Karoline ruht in Jena, Lotte in Bonn, Schiller in der Fürstengruft zu Weimar.

Einundzwanzig Jahre lang hielt das Kassengewölbe auf dem Friedhof der Jakobskirche die irdischen Ueberreste des Dichters verschlossen. Im März 1826 erfuhr Karl Lebrecht Schwabe, Bürgermeister von Weimar, daß das Landschaftskollegium damit umginge, das Kassengewölbe „in der Kürze aufräumen zu lassen“.

Der treffliche Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Schillers Gebeine bei dieser Gelegenheit für immer verloren gehen könnten, ja müßten, und er setzte sofort alles in Bewegung, um den Untergang der geweihten Reste zu verhindern. So wurde denn in der Nacht vom 19. März das Kassengewölbe von Sachkundigen durchsucht und aus dreiundzwanzig Todtenschädeln der schiller'sche herausgefunden. Die genaueste, unter Beiziehung von Anatomen vorgenommene Untersuchung stellte die Echtheit der Reliquie unzweifelhaft fest und auf Veranlassung dieses Fundes schrieb Göthe seine Terzinen „Bei Betrachtung von Schillers Schädel", worin sein Gefühl für den verewigten Freund noch einmal innige Herzenslaute fand. Im September gelang es dann auch, die meisten Theile des übrigen Skeletts aufzu-



finden, zu verifiziren und zusammenzusetzen. Der Schädel selbst wurde in Anwesenheit von Schillers Sohn Ernst mit angemessener Feierlichkeit in dem hohen Piedestal der Schillerbüste von Dannecker niedergelegt, welche der Künstler der Familie seines großen Freundes zum Geschenk gemacht, Karl August von dieser käuflich erworben und im Bibliotheksale der Büste Göthe's gegenüber hatte aufstellen lassen. Indessen erregte diese Trennung des Schädels von den übrigen Gebeinen manche Bedenken im Publikum und auch König Ludwig von Baiern sprach bei einem Besuche in Weimar eine Missbilligung aus. So befahl denn Karl August, die verehrten Ueberreste sollten wieder vereinigt und in der Fürstengruft, welche er für sein Geschlecht auf dem neuen Friedhof erbaut hatte, bestattet werden. In der Morgenfrühe des 16. Decembers 1827 wurden demzufolge Schillers Gebeine in einem nach einer Zeichnung von Göthe gefertigten Sarkophag in der Fürstengruft beigesetzt. Hier gesellte sich dem Sarge Schillers am 28. Juni 1828 der Karl Augusts, am 8. Februar 1830 der Sarg der Herzogin Luise, am 26.

März 1832 der Sarg Göthe's. In der Mitte des Friedhofs, auf einer sanftansteigenden Erhöhung, steht der einfache Grabtempel mit Vordach und Säulen. Aus dem innern Raume, einer schmucklosen, von oben erhellten Rotunde, führt zur Linken eine steinerne Treppe in das Gewölbe hinab. Etwa in der Mitte desselben steht der Sarkophag von Erz, in welchem der treffliche Fürst ruht, und ihm zur Seite der Sarg seiner hochgesinnten Gemahlin. Links von der Treppe erblickt man auf gemauerten Unterlagen zwei ganz gleiche Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander. Auf dem einen ist in Metallbuchstaben zu lesen: Schiller, auf dem andern: Goethe. Sonst kein Schmuck, außer auf jedem der Särge ein von Zeit zu Zeit fromm erneuerter Kranz von Lorbeer und Eppich.

Der würdigen Bestattung des Dichters folgte nach zwölf Jahren die Apotheose. In Stuttgart hatte sich ein Verein gebildet, welcher alljährlich den Todestag Schillers feierlich beging. Von diesem Kreise ging der Gedanke aus, dem geliebtesten Sohne der Nation ein seines Namens würdiges Denkmal aufzurichten. Der Gedanke reifte zur That und am 8. Mai 1839 feierte auf demselben Platze, wo er vor achtundfünfzig Jahren, in der kümmerlichen Uniform eines Feldscherers bei der Parade erscheinend, halb das Mitleid halb den Spott seiner Kameraden erregt hatte, der große Todte durch die Liebe der Nation und durch die Kunst eine monumentale Auferstehung. Der Raum zwischen der Stiftskirche und dem alten Schlosse mit seinen mittelalterlichen Thürmen war Kopf an Kopf von den Festgästen besetzt, unter welchen auch die zwei Söhne des Dichters nicht fehlten. Mörike's schöner Festhymnus erklang; dann zog der Enkel die bergende Hülle von dem Erzbilde des Großvaters und, von feierlichem Glockengeläute begrüßt, blickte Thorwaldsens Schiller auf das ehrfurchtsvoll lauschende Volk nieder. Seitdem haben sich Berlin, Wien und andere deutsche Städte mit Schillerstatuen geschmückt, zumeist auf Veranlassung der Säkularfeier von des Dichters Geburtstag am 10. November 1859. Das war ein Fest, wie die Nation seit ihrem Bestehen noch keins erlebt hatte. Nicht nur daheim, nein, überall auf dem Erdball, wo Deutsche wohnten, ist es begangen worden, mit Ehrfurcht, Dankbarkeit und Freude. Einem Helden des Geistes, nicht des Schwertes, galt diese beispiellose Feier — das war das Schönste daran. Und ein wahrhaft geschichtlicher Tag war für unser Land dieser 10. November von 1859: — in ihrem Lieblingsdichter fühlten sich die Deutschen einig und eins wie noch nie und unter der Eisdecke einer vieljährigen und trübsäligen Rückwärtserei brach der Strom des Nationalgefühls mit elementarer Gewalt wieder hervor. Die Wirkungen und Nachwirkungen dieses großen Feiertages sind geradezu als unberechenbare zu bezeichnen. Kulturhistoriker der Zukunft werden ihren Spuren bei Sadowa und Sedan begegnen . . . . Am einundsiebzigsten Todestage des Dichters, am 9. Mai von 1876, ist ihm auch da, wo seine Wiege gestanden, zu Marbach in Schwaben auf der „Schillerhöhe“ ein erzenes Standbild aufgerichtet worden.



„Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt“.

Diese Anspielung auf Achills Geschick in Schillers „Nänie“ schwebte ohne Zweifel dem Göthe vor, als er in die allgemeine Todtenklage um den großen Freund hinein die herrlichen Trostworte sprach: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verlässt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er in dem, was er gewollt und gewirkt stets seinem Volke und der Menschheit leben“ ..... Sehr glücklich, scheint mir, ist in dieser ganz hellenischen Grabrede das getroffen, was unseres Dichters Werken in hohem und höchstem Grade eigenthümlich. Ich meine das Ewig-Jugendliche, das Thaten Zeugende. Nur die Schöpfungen von wenigen Auserwählten besitzen diesen nie veraltenden Zauber. Sie stehen am Eingange neuer Weltperioden und formuliren, vorschauend, die höchsten Ziele derselben auf Jahrhunderte und wieder Jahrhunderte hinaus. Diese seltenen Geister sind die eigentlichen Helden der Menschheit, weil sie ihre Erzieher und Bildner sind. So ein Heros ist Friedrich Schiller. Man kann ohne Anmaßung, aber mit berechtigtem Nationalstolze sagen, daß seit den Tagen Homers kein Dichter aufgestanden, der in solchem Grade wie Schiller die Geltung eines Völkerlehrers gehabt hätte. Zu ihm, der sich mit beispielloser Energie aus der Region des ungestümen Naturalismus zur Höhe der idealen Kunstform emporgeschwungen, hat vom Erscheinen des Wallenstein an die deutsche Jugend hinaufgeblickt als zu einem „Wesen höherer Art“. Ihr hinterließ er scheidend ein theures Vermächtniß, den Tell, der in der deutschen Geschichte wahrlich nicht bloß eine literarische Bedeutung hat. In jener Unglückszeit, als der Grundgedanke von Napoleons Politik, die Vernichtung Deutschlands, erfüllt schien, zu jener Zeit, wo ein Patriot wie Stein keine Fußbreite deutschen Bodens mehr fand, darauf zu stehen, zur Zeit, wo ein Poet ersten Ranges, ein Mann von Genie und Herz, Heinrich von Kleist, sich selber den Tod gab, um das überwältigende Elend nicht länger mitansehen zu müssen, — zur Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche kämpfen mußten wie Gladiatorenbanden und alle Länder für fremde Interessen mit ihrem Blute düngten, — zu dieser Zeit voll Druck, Noth und Schmach haben sich am Tell und anderen Schöpfungen Schillers die Gemüther erquickt, die Geister wieder aufgerichtet zu vaterländischem Fühlen, zu opferfreudigem Handeln. Auf jeder Seite jener ruhmreichen Kampfgeschichte, die von der Katzbach bis nach Waterloo reicht, leuchtet für jeden, der Augen hat, der Name unseres Dichters und er wird auch für alle Zukunft in der deutschen Geschichte da leuchten, wo immer Großes geschieht. Denn in seinen Werken ist, ich wiederhole es, ewige

Jugend, Mannheit und Thaten zeugende Kraft. Den ganzen Werth und Umfang dieses Genius erkennt man erst, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da erst lernt man den Idealismus des Dichters, hinter dem „im wechsellosen Scheine alles Gemeine“ weit zurückgeblieben, so recht kennen, bewundern, lieben; da erst gewinnen alle seine hohen Worte, die uns vertraut sind wie süßeste Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erst stimmt man dankbaren Herzens in den Ausspruch jenes Aesthetikers ein, welcher gesagt hat, Schiller habe „die Erziehung des Volkes zum Idealismus nicht nur vorgeschlagen, sondern durch seine Werke auch begonnen; er habe die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne der großen humanen Idee umgebildet“. Und was ist das Grundmotiv dieser erstaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder siegreich aufleuchtenden Wirksamkeit? Kein anderes als die sittliche Begeisterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken“, die Seele der Geschichte der Menschheit. In diesem hohen Sinne, im Sinne einer rastlosen Entwickelung seines Volkes und aller Völker zum Menschlich-Freien, Großen, Guten, Schönen, war Schiller Dichter, war er Seher und Prophet. Und so sei er es immer und immer! Mit Stolz hat Göthe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unser!“ Ich vertraue meinem Volke, daß es nie aufhören werde, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu sprechen: — „Er **ist** unser!“

Leipzig. Walter Wigand's Buchdruckerei.


3 2044 011 634 789

